Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 1. Sonntag, den 7. Januar. 1866.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Absonderung.

Absondern magst du dich zu Zeiten,
Doch werde nicht zum Sonderling,
Du lebst ja mit und unter Leuten,
D'rum achte sie auch nicht gering.
Der stille Mann ist wohlgelitten
Und oft sogar interessant,
Doch unfruchtbare Eremiten
Sind überall mit Recht verbannt.

C. Dräxler Monfeld.

Die
Nordenberger.
Erzählung
von
Leonhard Wolff.

1.

Zur Zeit als Gaugraf Magingaud und dessen Gemahlin Imma auf der Rothenburg residirten, also ohngefähr in den Jahren 770 bis 820, stunden unweit der Burg an dem südlichen Bergrande eine Reihe unansehnlicher Häuser, welche einen Theil der Burggasse ausmachten. Diese Gasse war schon seit mehr denn 200 Jahren angebaut und ist als Anfang der Stadt Rothenburg zu betrachten. — Die genannten kleinen Häuser waren von Handwerkern bewohnt, und unter diesen war Wingold, der Kürschner, der angesehenste und wohlhabendste. — Er hatte vier Knaben, von denen der zweite, Hinnek, der wohlgestaltetste und lebhafteste war. — Dieser Knabe streifte, so oft er sich nur vom Hause wegstehlen konnte, im Thale und auf den Bergen herum, anstatt, wie seine anderen Brüder, zu Hause zu bleiben und dem Vater bei seiner Arbeit unter die Arme zu greifen. — Denn an Arbeit fehlte es Meister Wingold nicht; war er doch weit und breit bekannt als ein geschickter Kürschner, der es vor Allem verstund, die kostbaren Pelze zu reichen, prächtigen Gewändern umzugestalten. Er war vordem lange in Aachen, wo Kaiser Karl der Große residirte und wo er als ein kunstgeübter Meister wohlbekannt war. Da ward ihn der Graf Rudolph von Habsburg, der Vater Magingaud's, an, dem es darum zu thun war, für die sich immermehr ausbreitende Ansiedlung um seine Burg tüchtige Gewerbsleute zu gewinnen. — Der wald- und wildreiche Taubergau lieferte Material genug, für Wingold's Gewerbe. — Es gab da Luchse, Fischottern, wilde Katzen, Füchse, Marder und Iltisse in Menge, und die Ritter mit ihrem Trosse waren in fehdeloser Zeit nicht müssig, die Thiere des Waldes zu erlegen. Kostbare Pelze bezog er aus der Ferne, und von den Grafen von Rothenburg und deren vornehmer Sippschaft wurde er häufig verlangt und mit Aufträgen versehen, so daß er Jahr aus, Jahr ein vollauf zu thun hatte. — Das Land war damals noch dicht bewaldet, das Klima deshalb rauh, und es werden die Bewohner der lustigen Burgen und Schlösser auch in der gelinderen Jahreszeit warmer Gewänder bedurft haben. Auch war man damals noch nicht gewohnt, in schwellenden Federbetten zu schlafen; das Lager bestund häufig aus den weichen, warmen Fellen erlegter Waldthiere, unter denen selbst der Bär zur Zeit unserer Geschichte kein seltener Gast war, und sie müssen gut geruht und geschlafen haben auf ihren Lagern, unsere Vorfahren, und Manche sogar gerne lange, weil wir noch heutzutage von Einem, der gerne viel und lange der Ruhe pflegt, sagen, er liege auf der Bärenhaut.

Kurz, Wingold hatte immer zu thun und hätte es deshalb gerne gesehen, wenn Hinnek ihm bei seiner Arbeit geholfen hätte; denn die zwei jüngeren Knaben, Richard und Willibald, waren noch zu schwach, und der älteste, Hanno, war ein Träumer und zur Arbeit wenig zu gebrauchen. — Letzterer hatte von dem Burgkaplan, der ihn auch als Minisstranten verwendete, das Lesen und Schreiben gelernt und brachte seine meiste Zeit damit zu, Legendenbücher und Lebensbeschreibungen der Heiligen und Märtyrer zu lesen, womit er von dem Kaplan immer versehen wurde und deren Studium ihm mehr zusagte, als das Ausklopfen, Zerschneiden und Zusammennähen der Pelze. — Oft gab es Händel und Zank, wenn Hinnek spät Abends heimkam von seinen nutzlosen Streifereien, und wenn Wingold ihn ausschalt, so suchte Martha, die Mutter, den Zornigen immer zu begütigen und Hinnek in Schutz zu nehmen. „Laß ihn, Wingold" — sagte sie dann, — „Du siehst ja, er hat kein Sitzfleisch und wird nie eine Freude an der Kürschnerei haben."

„Ja laß ihn, sagst Du, — brummte dann Wingold, — „was soll aber aus dem Buben werden, wenn er keinerlei Hantierung lernt?"

„Nun." — meinte dann die Mutter, — „er wird sich schon noch eine Beschäftigung aufsuchen und noch einsehen lernen, daß man nicht sein Leben lang im Walde und in den Schluchten herumschlupfen kann; — er ist eben ein leichtsinniger, wilder

Digitized by Google

Bub!“ — und dabei sah sie ihren Liebling mit zärtlichem Mutterblicken an.

Aber Hinneck wußte schon was aus ihm werden sollte. Das heitere wechselvolle Leben auf der Burg sagte ihm mehr zu, als das ewige Einerlei im elterlichen Hause. — So oft er nur konnte, war er dorten unter den Knechten und Reisigen des Grafen, half ihnen die Rosse pflegen, die Waffen besorgen und herrichten, Bolzen schnitzen, Lanzen schärfen, wenn's zum Strauß ging, oder das Jagdzeug richten und die Rüden koppeln, wenn der Graf mit seinen Gästen oder seinem Gefolge hinauszog in die Wälder, um den flinken Hirsch, den grimmigen Bären, den lauernden Wolf oder den wüthenden Eber zu erlegen. — An solchen ritterlichen Vergnügungen nahmen nicht selten auch Gräfin Imma und ihre Frauen Antheil, und wenn dieß der Fall, so war Hinnek Auge und Ohr, den geringsten Wunsch der edlen Frau zu errathen und ihm nachzukommen. — Der Eifer des Knaben konnte natürlich nicht unbemerkt bleiben, und nachdem Graf Maginguud denselben eine Zeit lang beobachtet hatte, fand er Wohlgefallen an der Anstelligkeit des Burschen und versprach ihm, ihn in seinen Troß aufzunehmen, wenn er hiezu die Zustimmung seines Vaters erhalte. — Damit war der höchste Wunsch Hinnek's erfüllt, und Wingold mußte, wenn auch mit Widerstreben, seine Einwilligung dazu geben. Die Mutter unterstützte ihn trefflich; denn ihr gefiel es, daß ihr wohlgestalteter Knabe nun auch reicher gehen dürfe mit der Armbrust auf dem Rücken und das Jagdmesser an der Seite. —

Von nun an war Hinnek ganz auf der Burg und hatte sich bald mit seinen neuen Genossen defreundet und in das beste Einvernehmen gesetzt. Nun durfte er nicht nur, wie bisher, desselben an die Hand geben bei den Zurüstungen, sondern auch theilnehmen an den Uebungen der Reisigen, und in kurzer Zeit war er, soweit seine Kräfte reichten, gleich den Anderen, vertraut mit der Führung des Schwertes und der Handbahung der Lanze. — Komisch war es anzusehen, wenn er sich abmühte, die straffe Sehne der Armbrust zu spannen, und wenn dann die weit älteren und stärkeren Genossen lachten über seine Ohnmacht, so wurde er feuerroth, und vor Unmuth und Scham traten ihm die hellen Thränen in die Augen. — „Wartet nur,“ — sagte er dann, — „ich will Euch schon noch zeigen, was ich kann! Wenn ich erst einmal den Bogen zu spannen vermag, dann soll Keiner von Euch mehr den ersten Preis beim Wettschießen erhalten.“ — Und er hatte nicht zuviel gesagt, der kleine Prahlhans; denn so oft ihm die Anderen das gespannte Geschoß anvertrauten, verfehlte er selten das Ziel. —

In sein elterliches Haus kam er nicht oft, so nahe es auch lag und so oft ihm auch Zeit dazu gegeben war. Seinem Vater Wingold wollte die Liebhaberei mit dem Waffendienste immer nicht recht einleuchten, und der Knabe, der von nichts anderem zu reden wußte, als von dem lärmenden kriegerischen Treiben in der Burg, fand wenig Theilnahme bei den Seinigen. Ja, sein Vater sah es nicht einmal gerne, wenn er kam, indem er fürchtete, die andern Buben, außer Hanno, möchten am Ende auch noch angesteckt werden. Hinnek hatte für seine freien Stunden auch schon einen ganz anderen Zeitvertreib aufgefunden, der ihm besser behagte, als das ewige Tadeln seines grämlichen Vaters.

Auf der südlichen Seite der Burg stund der Wartthurm, von dessen oberstem Gemache aus man thalauf und thalab und noch weit hinaus in die Landschaft spähen konnte. — Auf diesem Thurme hauste Hunoz, der Burgwärtel. — Das Amt des Burgwärtels war, hinauszuschauen und ein wachsames Auge zu haben auf Alles, was der Burg sich nahe, sei es Freund oder Feind, und mit den Tönen seines weithin schallenden Hornes die nahende Gesahr oder den kommenden Besuch den Burgbewohnern anzukündigen.

Hunoz war ein alter, graubärtiger Geselle, der ein langes Leben voller Abenteuer hinter sich hatte. Den verschiedenartigsten, ja völlig entgegengesetzten Beschäftigungen hatte er sich hingegeben, bis er endlich auf der hohen Warte der Grafenburg Ruhe finden und zum Lebensabschlusse kommen sollte. — Er war als Jüngling bei dem Kriegszuge Pipins gegen die Longobarden, lebte dann als Spielmann längere Zeit am Hofe derselben und zog später mit dem Heere Karls gegen die Araber unter Abdor Rhaman nach Spanien. Als dorten ihm der kräftige Arthied eines Sarazenen die Lust zum Kämpfen auf lange Zeit verleidet hatte, kehrte er in die Heimath zurück und spielte jahrelang die Rolle eines frommen Klausners. — Seine scheinbare Heiligkeit erwarb ihm bald das Zutrauen der Menschen und er konnte von deren mildthätigen Gaben herrlich und in Freuden leben. — Als aber einmal ein Mißjahr kam und die Leute selbst nur das Nothdürftigste für ihren Lebensunterhalt gewannen, daher wenig an den Freund Klausner denken konnten, mißriet ihm der fromme Beruf und er sagte seiner Klause Valet. — Darauf zog er eine Zeit lang im Lande umher und gelangte endlich auf der Rothenburg zu dem hohen Posten eines Burgwärtels. — Der alte Abenteurer fühlte sich ganz behaglich in seiner lustigen Wohnung, die ihm weit ansehnlicher schien, als seine einsame Klause. — Seine vielen müßigen Stunden verstund er mit allerlei Kurzweil todt zu schlagen. Neben seinem Horn, dem er nicht nur die bestimmten Rufe, sondern auch andere, sowohl heitere wie ernste Melodien zu entlocken wußte, hatte er noch eine Laute, welche dem ehemaligen Spielmanne die Zeit verkürzte. Zudem gab ihm sein vielbewegtes Leben Stoff genug zum einsamen Nachdenken, und es gingen Erinnerungen aller Art an ihm vorüber. Sah er den Rauch aufsteigen aus einem der umliegenden Gehöfte, so gedachte er der brennenden Dörfer und Städte, die er plündern und stürmen mithalf. Sah er den Adler in den Lüften kreisen, so erinnerte er sich an die heimathlosen, weglosen Gebirgskämme der Pyrenäen und Alpen, die er übersteigen mußte. Hörte er aus den dicht belaubten Hainen den Amselschlag oder das fröhliche Schmettern der Lerche, so gedachte er der lauten Fanfaren, welche bei den glänzenden Festen am kaiserlichen Hofe erschallten, und die bunten Aufzüge und rauschenden Belustigungen zogen wieder vor seinen Augen vorüber. — Selten stieg er herab von seiner Warte. Das Thun und Treiben in den Burghöfen sah er von oben herab, und sein Mahl, sowie der wohlgefüllte Weinkrug wurden ihm gerne hinaufgebracht, weil er dabei immer ein halbes Stündchen heiteren Geplauders in den Kauf ging. Der alte Schalk wußte gar viel zu erzählen, und er verstund es, seine meist wunderbaren Geschichten Jedem mundgerecht zu machen. — Hinnek hörte öfters erzählen von den Geschichten des alten Hunoz und war begierig, einmal selbst etwas aus dem eigenen Munde des Alten zu hören.

Einmal stieg er auf den Thurm mit dem Knechte, der das Mittagsmahl hinauf trug, und es zeigte sich schon bei dem ersten Besuche, daß der Greis und das Kind bald gut Freund werden würden. Das gemüthliche Alter und die heitere Jugend nähern sich ja so gerne. — Hinnek besuchte den Alten von da an oft und blieb stundenlang bei ihm auf der Warte. — Diesem gefielen die Fragen des wißbegierigen Knaben, welcher sich gar nicht satt hören konnte an den wunderbaren Erlebnissen Hunoz's. — Bald erzählte ihm dieser von dem himmlischen Lande Italia, bald wieder von Kaiser Karl und seinen Helden, — von den Thaten Rolands und dem prächtigen glänzenden Hofhalte des Kaisers. — Ein ander Mal wieder belehrte er ihn, wie vor hundert Jahren ein Theil der Bewohner dieser Gegend noch Heiden gewesen und wie ihre Opferaltäre auf den umliegenden Hügeln noch zu erkennen seien. — Er erklärte ihm ihre religiösen Gebräuche, nannte ihm ihre Gottheiten und sang ihm sogar manchmal Lieder zur Laute in ganz fremder Sprache und Weise. Alles dies entflammte und begeisterte den Knaben und machte den Wunsch in ihm rege, auch mitziehen zu dürfen gegen die feindlichen Völker und Heldenthaten zu vollbringen. — Mit dem größten Eifer suchte er sich in allen Waffen zu üben, und seine Kühnheit, sein offenes, lebendiges Wesen erwarben ihm auch die Gunst des Grafen Maginaud, der sonst ein stolzer, unzugänglicher Mann war, in hohem Grade. Selbst die edle Gräfin Imma gewann den hübschen, dienstwilligen Knaben lieb, und so kam es, daß dieser an den Waffenübungen der beiden jungen Grafen, Marquard und Arnold, mit welch letzterem er fast in gleichem Alter stund, theilnehmen durfte. Ueberhaupt alle Burg-

Digitized by Google

bewohner konnten den munteren Knaben gut leiden und nicht Einer war, der ihm den Vorzug, den er durch den häufigen Umgang mit den jungen Grafen genoß, mißgönnte. — Selbst der große zottige Fangdund, Wolf genannt, zeigte sich gegen Himmel am freundlichsten und stellte sich folglam und gelehrig, wenn ihm dieser die schwierigsten Kunststücke beizubringen suchte.

Marquard war der ältere Sohn des Gaugrafen und ohngefähr fünfzehn Jahre alt, Arnold drei Jahre jünger. — Beide waren hübsche, kräftige Knaben und wurden fortwährend im Gebrauche der Waffen und in allen ritterlichen Spielen geübt. — — War es doch ihre Bestimmung, später an dem Hofe und in dem Dienste ihres Oheims, Karls des Großen, ihre Sporen zu verdienen. Die Gemahlin des Kaisers, die schöne Fastrade war ja die Schwester des Grafen Magingaud, und da sollten seine Söhne mit Glanz und Ehre auftreten. Himmel wurde also durch die vielen Waffenübungen, die er mit den jungen Grafen machen durfte, seinen Genossen weit überlegen und hatte auch noch des voraus, daß er bei den Jagdzügen seine edlen Gespielen begleiten durfte. — So vergingen drei Jahre und Himmel wuchs zu einem kräftigen, gewandten und sich auch geistig auszeichnenden Knaben heran.

Einstmals zog Graf Magingaud aus mit einem großen Gefolge von Rittern und Knappen; — zwar nicht in den Krieg, sondern an den Hof seines Schwagers, der zur Zeit in seinem prächtigen Palaste zu Selz im Elsaße residirte. — Magingaud ritt nie aus ohne ansehnliches Gefolge; denn er war ein gar mächtiger Gaugraf und hielt noch Hof, wie zur Zeit der Herzöge. — Diesem Zuge durften die Knaben nicht folgen.

Mit Thränen in den Augen sah Himmel dem Zuge von der Warte aus nach. — O wie gerne wäre auch er mit geritten, um all die Pracht und Herrlichkeit des Kaiserhofes zu schauen, die ihm Hunoz so lebhaft und verführerisch beschrieben hatte. — Dieser tröstete ihn mit den Worten: „Warte nur, bis Deine Zeit kommt, — bis Du einmal die Streitaxt zu schwingen und das Schwert zu führen verstehst. Der kriegerische Kaiser schafft immer Arbeit für seine kampffähigen Mannen. Und wenn einmal die beiden jungen Grafen in's Feld ziehen, dann wirst auch Du dabei sein dürfen." — Mit dieser Aussicht mußte Himmel sich vorerst zufrieden geben.

(Fortsetzung folgt.)

Frauengröße.

Willst du das Weib in ganzer Größe sehn,
So ist es nicht umstrahlt von Glückes Glänzen,
Wenn unumwölkt die Freudensterne stehn,
So sieh's, wenn Dornen seinen Pfad bekränzen;
So sieh das Weib, wenn aus des Glückes Schooß,
Wenn von der Lust es hieß das Schicksal scheiden;
Denn wie der Mann in That und Handeln groß,
So ist's das Weib im Dulden und im Leiden.

O sieh das Weib in opferfreud'ger Pflicht!
Im Arm des Weibes ruht der Mann der kranke,
Aus ihrem Aug' die treue Liebe spricht,
Und ein Gebet ist jeglicher Gedanke.
Kein Stündlein, wo sie fern dem Liebsten blieb!
Sie mag sich gern um ihn des Schlafs berauben!
O sieh ein Weib in opferfreud'ger Lieb',
Ein solches sieh' und lern an Engel glauben!

Ein krankes Weib; des Todes Beute bald,
Kaum trägt den Körper noch der Fuß, der matte,
Und dennoch spielet um die Lippen kalb
Ein freundlich Lächeln, naht besorgt der Gatte.

Nur im Verborgnen still die Thräne fällt,
Daß sie dem Liebsten ihren Schmerz verhehle; —
Als Königin in des Gemüthes Welt,
Der unerforschten, herrscht die Frauenseele.

E. Ritterhaus.

Monstre- und Muster-Hotels.

Bis jetzt war Nordamerika das Land der Monstregasthöfe. Von dem Astorhouse, dem Metropolitan-, dem Irving-, dem St. Nicholashotel in New-York werden die meisten unserer Leser schon Erstaunliches gehört und gelesen haben. Sechs- bis achthundert Fremdenzimmer unter Einem Dache; ein Korps von dreihundert Mann Dienerschaft; eine Dampf-Waschanstalt, die dreitausend verschiedene Wäschartikel in Einem Tage reinigt (ein Hemd gewaschen, getrocknet, geplättet und abgeliefert in fünfzehn Minuten!); Telegraphenleitung nach jedem Zimmer; fünfundzwanzig Omnibusse, um Reisende nach und von dem Hotel zu schaffen; Veranden und Balkons vor den Fronten der Gebäude in einer Ausdehnung von dreiviertel Stunden; heiße und kalte Bäder in jedem Schlafzimmer; Gas- und Wasserleitungen dreißig deutsche Meilen durchlaufend; ein Appartement für junge Ehepaare, mit kaiserlichem Luxus möblirt, so daß dafür per Tag ein Betrag von zehn und mehr Guineen auf Rechnung gesetzt wird: das sind die charakteristischen Eigenthümlichkeiten dieser amerikanischen Riesengasthöfe. Ihnen schließen sich in neuerer Zeit zwei Hotels in Paris, das Louvre- und das Grand-Hotel, wenn auch nicht ganz so gigantisch, doch ebenbürtig an; das erstere mit fünf-, das zweite (jüngere) mit sechshundert Gastzimmern. Die weltberühmten Gasthöfe der Schweiz: Hotel Beau Rivage in Ouchy unter Lausanne, Monnet in Vevey, Hotel Byron bei Villeneuve am Ost-Ende des Genfer Sees, de la Metropole in Genf, Schweizerhof in Luzern, Bernerhof in Bern, Hotel Bauer und Bauer au Lac in Zürich, drei Könige in Basel u. a. m. reichen, obschon in den meisten übrigen Beziehungen mustergiltig, hinsichtlich ihrer Dimensionen bei weitem nicht an jene Gasthöfe Bruder Jonathans, noch minder thun es die Etablissements der sogenannten Kellnerschule, die Hotels am Rhein, Main und Neckar.

Ganz vor Kurzem ist aber in London ein neues Hotel eröffnet worden, das, zwar nicht völlig so ungeheuer wie seine amerikanischen Brüder und Vorbilder, durch seine innere Organisation geradezu eine Sehens- und Merkwürdigkeit der häuserbedeckten Provinz, die man gewöhnlich London nennt, geworden ist, ein „Sight", Schaustück, wie Mr. John Bull sich ausdrückt. Es wird daher wohl auch den Lesern dieser Blätter nicht uninteressant sein, etwas Näheres über dies Hotelwunder zu erfahren, dessen Ankündigung und Anpreisung ihnen sicher bereits in den Spalten dieser oder jener unserer Zeitungen begegnet ist. Freilich werden sie ihre Geldbeutel dick mit Souvereigns spicken und ihre Brieftaschen tüchtig mit Fünfpfundnoten füllen müssen, wenn sie bei etwaigen Ausflügen über den Kanal in diesem neuen Mustergasthofe ihre zeitweilige Residenz aufzuschlagen beabsichtigen.

Im Nordwesten Londons zwischen Regentspark und Regentsstreet liegt Portland Place, ein Platz nach kontinentalen Begriffen, sondern nur eine breite Straße. Es ist eine „vornehme Gegend", d. h. eine Straße ohne Handel und Wandel, ohne Verkaufsstätten und Waarenmagazine, da bekanntlich kein Mensch in England, der auf Respektabilität Anspruch macht, in einer Straße wohnt, wo in offenen Läden gekauft und verkauft wird. In diesem Portland Place erhebt sich der neue Monstre- und Muster-Gasthof, das Langhambotel, um den sich augenblicklich das Tagesgespräch der Londoner Gesellschaft bewegt. Zwar ist Portland Place kein eigentliches Quartier des britischen hohen Adels, dieser hat vielmehr ein gut Stück weiter südwestlich, in Belgravia und Umgebung, seine Stadt- und Saisonresidenzen, dafür ist es aber ein Lieblingsquartier vornehmer Fremden, insbesondere festländischer

Digitized by Google

Gesandten und Diplomaten, und dies Moment mag für die Wahl des Platzes entscheidend gewesen sein.

Die Façaden des Hotels sind imposant durch Massen und Ornamente, namentlich ist die Nordfronte wahrhaft monumental und gewährt aus ihren Fenstern und von ihren Balkonen einen reizenden Ueberblick über die Baumgruppen des nahen Parks bis zu dem grünen Primrosehügel und zu den lieblichen Höhen von Hampstead. Als Mittelpunkt des Baues, der ein großes Quadrat bildet, zeigt sich uns, wie in den orientalischen und altrömischen Häusern, ein weiter offener Hofraum oder Hofgarten mit einem üppigen Blumenflor und mehreren stattlichen Fontainen geschmückt, um den vor den Fremdenzimmern auf allen vier Seiten und in jeder der vier Etagen reichverzierte Galerien oder Loggien laufen. Zwischen diesem Hofe und dem Haupteingange in Portland Place sind die Post- und Telegraphenbureaus des Hauses und das Komptoir untergebracht, in welchem einige dreißig Kommis oder Schreiber der Korrespondenz und Buchführung obliegen. Die Hallen, Vestibules, Korridors und Treppen würden dem stolzesten Königsschlosse Ehre machen. Auf die hintere, südliche Seite des Hofraumes öffnet sich der allgemeine Speisesaal, ein Gemach von kolossalen Dimensionen, an zweihundert Fuß lang. Privatspeisesäle sind in jedem Stockwerk vorhanden. Die Ostseite des Erdgeschosses nimmt das Kaffeezimmer — das Coffee Room — ein; wir würden es etwa den Restaurant nennen. Daran reiht sich ein Coffee Room für Damen, eine wohlversehene Bibliothek mit allen Erfordernissen zum Schreiben und Studiren, und ein großes Lesezimmer, das die eigentliche Tageslektüre, Zeitungen und Journale, in Fülle bietet. Im westlichen Flügel befindet sich die Spezialität des Hauses: der Gesandten-Audienzsaal und die Zimmer für die Gesandtschafts-Sekretäre. Mit diesen Räumlichkeiten scheint eine Hauptbestimmung des Hotels angedeutet und gleichzeitig nicht-legations- und geheimräthlichen Reisenden der Wink — zum Fernbleiben gegeben werden zu sollen. Die etwa fünfhundert Zimmer der verschiedenen Stockwerke sind natürlich mit dem raffinirtesten Komfort, die meisten mit fürstlichem Luxus eingerichtet und möblirt, alle aber machen nicht den Eindruck nüchterner monotoner Gasthofsgemächer, sondern lassen den Fremden die Behaglichkeit der eigenen Wohnung vergessen. Etwas Reizenderes kann nicht gedacht werden, als ein Appartement, das wir neulich im Langhamhotel zu sehen Gelegenheit hatten. Es wurde für einen deutschen Grandseigneur hergerichtet, der eben seine Ankunft angesagt. Vorzimmer, Salon, Arbeitskabinet, Toilettenkloset und Schlafgemach — das Ganze bildete ein wahres Muster von Geschmack und Eleganz. Dergleichen „Appartements" hat jede der drei unteren Etagen in mehrfacher Anzahl aufzuweisen. Außerdem enthält jedes Stockwerk einen Billardsaal und einen Rauchdivan, doch immer in angemessener Entfernung von den Fremdenzimmern, damit Niemand durch Geruch oder Geräusch belästigt werde.

Der Glanzpunkt und die höchste Merkwürdigkeit des Hotels ist jedoch die Küche, die den Anspruch erhebt, zugleich die größte und bestorganisirte von ganz London zu sein. Was das zu bedeuten hat, wird nur der zu würdigen verstehen, dem ein Blick in die Küche und ihre kulinarischen Institute und Apparate eines der vornehmern Londoner Clubs zu thun vergönnt war. Die Küche des Langham ist ohne Widerrede das Ideal einer Küche. Der sechzig Fuß lange und vierzig Fuß breite Kochsaal wird von drei kleineren Räumen umgeben, in welchen sich die eigentlichen Koch-, Röst- und Backgeräthschaften befinden und die jeder einen bestimmten Zweig kulinarischer Kunst vertreten. Auf dem großen Rostherde drehen sich fünfzig Ochsen-, Schöps- oder Rehziemer zu gleicher Zeit am Bratspieße, den eine hydraulische Maschine in Bewegung setzt. Daneben steht ein besonderer Herd zur Zubereitung von Beefsteaks, Hammelschnitten und Koteletten, so trefflich organisirt, daß der Rauch, anstatt höhwärts zu wirbeln, nach unten in das Feuer hineinzieht, — womit eines der schwierigsten Probleme der Kochkunst glänzend gelöst ist. Dann kommt das Fischfeuer, zum Sieden, Backen und Rösten der Fische mit einer besondern Nebenabtheilung, wo in zwei gewaltigen kupfernen Kesseln je ein ganzer Lachs oder eine ganze Steinbutte Platz findet. Weiter erhebt sich der Pasteleuofen, der hunderte der verschiedensten delikaten Pasteten aufnehmen kann. Endlich haben wir das Departement, das der speziellen Leitung des Küchenregenten, des allgebietenden Chef de cuisine unterstellt ist, eines Künstlers von erstem Range, dessen Gehalt den eines deutschen großstaatlichen Premierministers um ein Erhebliches übersteigt. Es ist dies heiligste Heiligthum ein Halbrund kleinerer durch Holzkohlen, Dampf oder auch heißen Sand geheizter Oefen, in denen die Triumphstücke der praktischen Gastrosophie, die Entrees und Entremets, gedichtet und geschaffen werden. Eine Anzahl von Dampfkammern und heißen Kabinets hat ebenfalls ihre speziellen nur den Adepten der Kunst bekannten Zwecke zu erfüllen.

In der Mitte dieser Modellküche zieht die mächtige Anrichtetafel vor Allem unsere Blicke auf sich. Sie ist in ihrer ganzen Länge mit einer Platte blankpolirten Stahls bedeckt, die durch eine eigenthümliche Heizvorrichtung stets in einer gelinden Wärme erhalten wird. Ihr zur Seite arbeitet das hydraulische Hebewerk, welches, nachdem die verschiedenen der Küche beigegebenen Kommis die einzelnen Gerichte in ihre Kontobücher notirt haben, die Speisen in die obern Etagen spedirt. Eine anstoßende kleinere Küche dient ausschließlich der Bereitung einsgalzener und gepökelter Leckerbissen, eine dritte liefert die gesottenen Eier, die in der Diät des Engländers eine so große Rolle spielen.

Schließlich ist noch hervorzuheben, daß der Dampf, nachdem er bei den Prozeduren in der Küche mitgeholfen hat, nicht verloren geht, sondern das große Bassin heizen muß, welches zum allgemeinen Gebrauch im Hotel tagtäglich fünfhundert Gallonen (1 Gallone = 4 Quart) heißen Wassers spendet.

Charade.

(Zweisylbig.)

Mein Erstes ist die wohl
In hundert Fällen nöthig,
Und sonst in mancherlei
Zu deinem Thun erhörig;
Es hilft dir über Land
So wie auch über's Meer,
Und schlimm stünd's um dein Brod,
Wenn's nicht erfunden wär. —
Das Zweite kennet man
Fast in der ganzen Welt,
Und Jedermann es braucht,
Hat er auch wenig Geld;
Du magst vom Süden bis
Zum fernsten Norden geh'n,
So wirst du überall
Auch dieses Zweite seh'n.
Mit Füßen tritt man es
In Polen und in Hessen,
Und wo man es nicht sieht,
Kann man's doch zählen, messen.
Das Ganze aber braucht
Der fleiß'ge Bauermann
Und sonst noch jeder Mann,
Der Wagen lenken kann.
Doch sicher muß er es bewahren,
Sonst drohen ihm gar viel Gefahren.

Auflösung der Charade in Nr. 53 des vor. Jahres: „Ostende."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 2. Sonntag, den 14. Januar. 1866.

Erfolg erzeugt Erfolg im Weltgetriebe,
Geld Geld, und Liebe Liebe.

M. Hartmann.

Die

Nordenberger.

Erzählung

von

Leonhard Wolff.

(Fortsetzung.)

Die Tage vergingen. Waffenübungen, Spiele, kleine Jagdpartien, kurze Ritte in die Umgegend waren der Zeitvertreib der Knaben. — Immer seltener kam Hinnek in sein Haus, so sehr ihn auch die Mutter bat, sich recht oft sehen zu lassen; — sein Vater hatte eben immer etwas an ihm auszusetzen. Es freute ihn zwar, daß sein Sohn bei dem Gaugrafen so gut angeschrieben stund, allein ganz einverstanden war er mit dessen Thun und Treiben immer noch nicht. — Noch weniger aber mit dem seines Aeltesten, Hanno's des Träumers, wie er ihn nannte, der gar nicht mehr von seinen Legenden wegkam. — Wingold selbst war zwar ein sehr gottesfürchtiger Mann, doch war er der Meinung, daß man auch fromm und gut sein könne, ohne alle und jede Arbeit an den Nagel zu hängen. Allein er konnte nichts ändern, denn Beide waren einmal von ihrer Lebensweise nicht abzubringen.

Eines Abends, als Hinnek gerade bei den Seinen saß und eine von des Burgwärtels Geschichten erzählte, die dem alten Wingold doch auch zuweilen gefielen, ertönte hell und laut das Horn von der Warte. — In kurzen, sich schnell folgenden Stößen, die das Nahen eines Besuches anzeigten, tönte es vom Thurme herab. — Wie der Wind flog Hinnek der Burgpforte zu, die dem Gesinde zum Ein- und Ausgehen diente, und eilte hinauf auf die Warte, um den nahenden Zug zu sehen. — Es war Graf Magingaud, der zurückkehrte von seiner Fahrt mit seinem Gefolge. Doch dieß schien sich vermehrt zu haben; denn man erblickte in dem Zuge eine von zwei Saumthieren getragene Sänfte — ein Zeichen, daß ein weiblicher Besuch sich der Burg nahe. — Rasch eilte Hinnek zur Gräfin Imma, ihr dieß zu verkündigen, und stellte sich sodann in die erste Reihe der Dienstleute, um dem zurückkehrenden Gebieter gleich dienen zu können, wenn er seiner bedürfe.

Die Zugbrücke rasselte nieder und der Graf ritt voraus dem Schloßportale zu, wo ihn seine edle Gemahlin erwartete. — „Imma" — sagte er, nachdem er den herzlichen Gruß seiner Hausfrau erwiedert hatte, — „ich bringe Dir einen Gast, der Dir willkommen sein wird. Weil der Himmel Dir eine Tochter versagt hat, habe ich Dir ein Kind mitgebracht, an dem Du Mutterstelle vertreten sollst. Das Weitere werde ich Dir später kundgeben." — Mittlerweile kam die Sänfte heran. — Gräfin Imma nahte sich derselben und begrüßte ein wunderliebliches Mädchen von ohngefähr zwölf Jahren.

Als der Gaugraf mit seiner Gemahlin allein war, erzählte er ihr, auf welche Weise er zu „Judith", dem jungen Mädchen, gekommen war. — Die Gräfin schien erstaunt und erfreut zu sein über die Mittheilung ihres Gemahls und versprach, dem lieblichen Kinde alle Sorgfalt und Pflege angedeihen zu lassen. Von dieser Mittheilung erfuhr aber kein Mensch ein Wort. Sämmtliche Bewohner der Burg, selbst die beiden Söhne des Grafen wußten nur, daß Judith eine entfernte Verwandte des Hauses und ein Liebling der Kaiserin Fastrade sei. — Graf Magingaud hatte seinen Söhnen reiche Geschenke von der Kaiserin mitgebracht, — prachtvolle Waffen und Gewänder. Auch Hinnek war nicht vergessen worden und erhielt ein schön verziertes Jagdmesser.

Mit vereintem Eifer ging es nun an die Waffenübungen. — Der Gaugraf versäumte nicht, die Knaben sowohl durch körperliche Anstrengung, als auch durch Entbehrungen und größere Ausflüge selbst bei dem wildesten Wetter für ihren künftigen Beruf abzuhärten.

Die Gräfin hatte an Judith einen wahren Schatz gefunden. Das Mädchen zeigte das beste Herz, das empfänglichste Gemüth und die reichsten Geistesgaben, deren glänzende Entwicklung sich durch Imma's mütterliche Pflege in überraschender Weise bemerklich machte. Sie schloß sich mit kindlicher Innigkeit an die Gräfin an, welche den Namen Mutter, den sie von ihr verlangte, auch in vollem Maße verdiente.

So verging wieder eine geraume Zeit. — Marquard mochte neunzehn, Arnold und Hinnek sechzehn Jahre zählen. — Zwischen letzteren beiden bestund eine innige Freundschaft, die sich sowohl durch edlen Wetteifer in ihren Spielen und Uebungen, als auch durch fast ununterbrochenes Beisammensein kund gab. — Der Gaugraf hatte nichts gegen diese Freundschaft; denn Hinnek benahm sich bescheiden, wie es sich für seine Stellung geziemte und Niemand konnte sagen, daß er sich wegen dieser Auszeichnung vor seinen Genossen überhob. — Dieser stete Umgang mit den beiden Grafensöhnen, sowie die häufige Berührung mit dem Gaugrafen, kamen ihm sehr zu Statten; denn er zeichnete sich bald vor dem übrigen Gesinde durch Sprache und Manieren höchst vortheilhaft aus. — Man konnte sagen, daß Hinnek nun, fast immer in der Nähe der gräflichen Familie, von dieser als Knappe oder Page betrachtet wurde. — Den kleineren Jagdzügen und Ausritten, die jetzt häufiger vorkamen, schloß sich nicht selten auch Judith an. Bei solchen Ausflügen ritt Hinnek . . .

Digitized by Google

dwein mit dem übrigen Troß, was ihn aber nicht hinderte, die reizende Gestalt des fremden Mädchens zu bewundern.

Judith war eine gar liebliche Erscheinung, und der ganze Zauber der Kindheit lag noch in ihrem Wesen. — Die blühenden Wangen, der kleine rothe Mund, die kräftige, elastische Haltung des Körpers zeugten von Frische und Gesundheit, und die großen, lieblauen Augen strahlten von Heiterkeit und Jugendglück. — Lichtgelbe Ringellöckchen umsäumten ihre reine, schöne Stirne und fielen in goldenen Wellen auf den weißen Nacken. Es bedurfte nicht das Spiel der Lüfte, um diese goldenen Ringlein flattern zu machen; die ewige Beweglichkeit des Köpfchens ließ sie schon keine Minute ruhen.

Judith mußte schon sehr frühe zu körperlichen Uebungen angehalten worden sein; denn sie ritt sicher und furchtlos, ja manchmal mit halsbrecherischer Verwegenheit. Sie schwang ihren leichten Jagdspeer anmuthig und warf ihn mit Sicherheit und Kraft nach dem gesteckten Ziele. Marquard und Arnold ritten und warfen oft mit ihr in die Wette und ließen ihr gefliſſentlich den Preis gewinnen, um sich an der Freude des ritterlichen Mädchens zu ergötzen. Besonders war Arnold immer bemüht, seine heitere Base zu erfreuen und zu unterhalten. Auch der immer ernste Gaugraf sah Judith gerne um sich und hatte Gefallen an ihrem munteren Wesen und ihren überraschenden Antworten und Einfällen. — Kurz, sie wurde von allen Seiten mit einer Aufmerksamkeit und Freundlichkeit behandelt, als hätte Jedes etwas an ihr gut zu machen. — Auch Hinnek war glücklich, wenn er Judith einen kleinen Dienst erweisen durfte; doch fühlte er gar wohl seine Abhängigkeit, und nahte sich seiner jungen Gebieterin — denn als solche betrachtete er sie — nur, wenn sie ihn rief, oder wenn er wußte, daß sie seiner bedürfe. — Nicht selten stieg Judith auch allein in's Thal hinab und pflückte Blumen oder heilkräftige Kräuter. Auf solchen Gängen begleitete sie häufig Wolf, der Schüler und Liebling Hinnek's, und das gewaltige Thier war gewiß der sicherste Schutz für sie; denn seine wachsamen Augen streiften nach allen Seiten hin, und nicht ein Eidechschen durfte es wagen, sich dem Fuße seiner Herrin zu nahen.

Noch waren zur Zeit, in der sich unsere Geschichte zugetragen, die das Taubenthal begrenzenden Berge nur mit Wald und wildem Buschwerk bewachsen. Der Weinstock hatte hier noch keine Heimath, und kein fröhliches Herbstfest brachte Jubel und heiteres Leben in dies einsame Thal. — Die herbstliche Zeit bannte die Frauen, außer einzelnen Ritten oder kleinen Jagdpartien, in ihre Gemächer, und Gräfin Imma bereitete sich schon auf die noch einförmigeren und kürzeren Wintertage vor. — In diesen saßen auch die vornehmsten Hausfrauen mit ihren Töchtern beim knisternden Kaminfeuer in der Mitte des weiblichen Gesindes. — Sie spannen, woben und verfertigten Kleider sowohl für sich, als auch für die Männer. — Erzählungen wunderbarer Geschichten und Märchen würzten und kürzten die Stunden, und selbst die Mägde durften das Ihrige zum Zeitvertreibe beitragen. — Arm an wunderbaren Begebenheiten war die damalige Zeit nicht, und gab es auch keine Bücher, so war sie um so reicher an Traditionen. Und welch fabelhafte Gestalt diejenigen Thatsachen annehmen, welche auf diesem Wege verbreitet werden, erkennen wir ja aus den übernatürlichen Historien, die uns aus dem Alterthume in gleicher Weise überliefert worden sind. — Hätte Hunoz Zutritt in das Frauengemach gehabt, gewiß hätte er Zerstreuung und Unterhaltung in reichlichem Maße geboten. Das war aber nicht zulässig, und überdieß wußten ja auch, außer Hinnek, nur Wenige um die lebhafte Unterhaltungsgabe des alten Burgwärtels.

Auch Hinnek, der in der Winterzeit auf den Umgang mit seinen Dienstgenossen beschränkt war, wäre diese einförmige, grossentheils beschäftigungslose Zeit gewiß unerträglich geworden, hätte sein aller Freund auf dem Thurme es nicht verstanden, den Sinn des nun bald achtzehnjährigen Jünglings durch immer neue Erzählungen und Beschreibungen wunderbarer Erlebnisse rege zu erhalten. — Selbst das Lautenspiel brachte er ihm bei, und öfters hörten die Burgbewohner die Klänge der Laute, verschmolzen mit den sanften Tönen des Hornes, gleich Geisterstimmen durch das wilde Toben der Wintersstürme klingen.

Der Gaugraf ahmte das edle Beispiel seines kaiserlichen Schwagers auch der Winter, und der längst ersehnte Frühling zog in's Land. — Der Schnee auf den Bergen begann zu schmelzen, und die warmen Sonnenstrahlen drangen sogar durch das dichte Geäste der Fichtenwälder und befreiten den moosigen Waldgrund von seiner eisigen Decke. — Aus den Waldschluchten und von den Bergen brach rauschend und rieselnd dann die Wasser, und wenn noch ein anhaltend warmer Luftstrom den Thauweiter zu Hilfe kam, so brachen oft unvermuthet die Gewässer mit Macht hervor und füllten in überraschender Schnelle das Thal mit ihren Fluthen, die in ihrem wilden Jagen nicht selten Zerstörung und Verwüstung anrichteten.

Nach einem solchen Aufruhr war es, als Hinnek bei dem Alten auf der Warte saß. — Das Hochwasser hatte sich verlaufen, der Schnee auf den Bergen war verschwunden und ein warmer Lufthauch strömte durch das offene Fenster in das Gemach. Die Beiden freuten sich der wiedererwachenden Natur und athmeten mit Lust den harzigen Duft der erfrischten Wälder. — Frei war die Erde wieder von ihrer winterlichen Decke, nur noch in den tieferen Waldschluchten, wohin die Sonne den Weg nicht finden konnte, lag noch Schnee. — Es hatte in der Nacht geregnet; doch der Tag brachte den herrlichsten Sonnenschein und die erquickende wohlthuende Morgenfrische lockte die Menschen aus ihren kalten Wohnungen.

Hunoz und Hinnek schauten hinaus über die Höhen, und letzterer beneidete schon die Bewohner der Lüfte, die sich aufschwangen aus den Wipfeln der dunkeln Fichten- und Tannenwälder. — Wie wohlig schaukelten und badeten sie sich in ihrem reinen, durchsichtigen Elemente oder schienen regungslos mit ausgebreiteten Schwingen in dem blauen Aether zu hangen! — Drunten im Thale rauschte der Bach, der durch den mächtigen Regen und den letzten Rest des geschmolzenen Schnee's wieder rasch zu schwellen begann. — Hunoz gewahrte etwas im Thale und machte den in die Ferne hinausblickenden Hinnek darauf aufmerksam.

Mitten auf dem Stege, der nach dem verlaufenen Hochwasser wieder über das Flüßchen gebaut worden war, stund eine weibliche Gestalt und zu beiden Seiten des Steges floß das schnell wachsende Wasser. — „Um Gott!“ — schrie Hinnek, — „das ist Judith!“ — und ohne ein Wort abzuwarten, flog er die steile Thurmtreppe hinunter und stürzte über den Hof. — Dort lag sich sonnend der Hund vor der Halle. — „Auf, Wolf!“ — rief der Dahineilende dem zottigen Freunde zu, welcher schnell aufsprang und dem beseligenden Zurufe gehorchte, indem er seinem Meister in großen Sätzen nacheilte. — Das Burgpförtchen, welches zu dem Thalwege führte, war offen, und hinab eilte Hinnek, über Alles hinwegsetzend, was ihm in dem Wege war. — Das Gebüsch verbarg seinen Blicken den Fluß sammt dem Stege. Wohl hörte er einmal den Hilferuf der in Todesgefahr schwebenden Judith und eilte noch rascher dem brausenden Gewässer zu, als er aber am Fusse des Berges ankam, war der Steg mit der Unglücklichen verschwunden. Er sah das Brett des Stegs auf und niedertauchen in den gelben Wellen; — er sah auch das Mädchen, das sich an einer treibenden Planke anhaltend, einen Augenblick auf der Oberfläche des reißenden Wassers erschien, und mit dem Rufe: „Vorwärts, Wolf,“ stürzte er sich in die Fluth!

Hunoz, der Judith mit dem Stege verschwinden sah, blies Alarm, und als die Gefahr bekannt wurde, eilte Alles zur Rettung hinab in das Thal. — Auch Graf Maginzaud und seine Söhne kamen zur Stelle und eilten mit ängstlicher Hast an dem Ufer des ausgetretenen Flusses hin, nicht wissend, wie bei dem rasend dahintreibenden Wasser noch Rettung möglich sein könnte. — Doch Judith war bereits gerettet!

Wo das Thal sich in scharfer Biegung windet, kniete am Ufer Hinnek, das leblose Mädchen in seinen Armen haltend. —

Digitized by Google

Wolf, von dessen zottigem Fell das Wasser in Strömen rann, leckte der Gerrteten Hände und Schläfe. — Vorüber und zum Tode erschrocken umstanden die Herbeigekommenen das leblos daliegende Mädchen. — Das liebliche Gesicht war violettblaulich; das Auge, auf welches Himmel's Blick mit namenloser Angst dastrte, war geschlossen und die Arme lagen schlaff über den regungslosen jugendlichen Körper. — Der Schrecken machte sämmtliche Anwesende unfähig, augenblicklich Rettungsmittel anzuwenden; nur das kluge Thier fuhr fort, Gesicht und Hände der Leblosen zu belecken und zu beschnauben, als versuche es mit seinem heißen Athem der Erstarrten wieder Leben und Wärme einzuhauchen. Arnold ermannte sich zuerst, — er kniete nieder und rief Judith beim Namen. — Und wirklich, der Laut mußte zu ihrer wiedererwachenden Seele gedrungen sein, denn ein leiser Seufzer war das erste Zeichen der zurückkehrenden Lebensgeister. — Sogleich sandte der Graf einen Theil des Gesindes ab, um eine Sänfte und warme Umhüllungen zu holen; er selbst gab zur Burg hinauf, von wo die weinende Gräfin herabschaute, ein Zeichen der glücklich erfolgten Rettung, und jetzt erst wandte er sich an Hinnet, der die nun athmende Judith, in deren bleichem Antlitz nach und nach ein leichtes Roth das wiedererwachende Leben verkündigte, noch immer in seinen Armen hielt, mit der Frage: „Wie ist es Dir denn gelungen, Hinnet, das arme Kind aus den reißenden Fluthen zu retten?“ — Hinnet erzählte, wie er auf dem Wartthurme die Gefahr Judith's bemerkt habe, sodann gefolgt von dem treuen Wolf in das Thal geeilt, da aber erst angekommen sei, als die reißenden Gewässer bereits den Sieg sammt der Gesährdeten fortgeführt hatten und er das Fräulein an ein Brett angeklammert auf den Wellen habe hintreiben sehen. — Der Hund sei zuerst in das Wasser gestürzt und er ohne Bedenken nach. — Hier an dieser Stelle, wo die Wellen sich an dem vorspringenden Felsen brechen“ — fuhr er fort — hatte sich die Planke, an welcher sich Judith noch immer festhielt, augenblicklich zwischen zwei Steinen eingeklemmt. — Eben hatten die anprallenden Wogen das Brett wieder losgespült, als der voranschwimmende Wolf Judith bei dem Kleide erfaßte und sie einige Sekunden vor dem Versinken bewahrte, bis ich hinzu kam und mit Hülfe eines überhängenden Baumastes mich und die Ertrinkende an's Ufer rettete.“

„Brav, Hinnet,“ — sagte der Graf, ihm die Hand reichend, — „Du hast muthig gehandelt, — diese That wird Dir nicht unvergolten bleiben.“ — Unterdessen kamen Leute mit der Sänfte, um Judith, die zwar der Sprache noch nicht mächtig, doch durch mehrmaliges Aufschlagen der Augen, durch wiederkehrendes Athmen und durch leise Bewegungen der Glieder unzweideutige Zeichen des zurückgekehrten Lebens gegeben hatte, nach der Burg zu bringen. — Wolf lief neben der Bahre her und verwandte kein Auge von dem noch immer blassen Angesicht des lieblichen Mädchens.

Bald gelang es der Gräfin mit Hülfe des Burgkaplans, welcher, wie die meisten seines Standes in damaliger Zeit, in vielen Fällen die Stelle des fehlenden Arztes ersetzen mußte, durch zweckmäßige Pflege die Gerettete vollständig herzustellen.

Hinnet stieg durch diese entschlossene That in den Augen Aller, — und die Gräfin, welcher der Verlust ihrer geliebten Judith unersetzlich gewesen wäre, gab dem Glücklichen Zeichen der wärmsten Dankbarkeit. Auch Judith ließ es sich nicht nehmen, nach völliger Genesung ihrem Lebensretter besonders zu danken. Sie verfertigte ihm ein Gewand und übergab ihm dasselbe mit den herzlichsten Dankesworten und thränenden Augen. — Dem armen Hinnet wurde es dabei zu Muthe, als wäre er der Welt entrückt, — als spräche ein Engel des Himmels zu ihm und öffne ihm die Pforten des Paradieses. (Fortsetzung folgt.)

Druckfehlerberichtigung. Bedauerlicherweise sind in der vorigen (ersten) Abtheilung dieser Erzählung mehrere zum Theil sinnentstellende Druckfehler stehen geblieben, die ihre Entstehung dem Setzer, ihre Passirung aber dem Corrector verdanken, und um deren Berichtigung wir nun unsere verehrlichen Leser hiemit bitten müssen. 1) Seite 1, Spalte 1, Zeile 20 ist statt „Rudolph v. Habsburg“ zu setzen R. v. Rothenburg; 2) S. 2, Sp. 1, Z. 24/25 einbergehen statt „reichergehen“; 3) S. 2, Sp. 2 Z. 1 desselben statt „derselben“; 4) in derselben Spalte Z. 16 annehmlicher statt „anſehnlicher“; 5) weiter in derselben Spalte S. 27 himmelhohen statt „heumathlosen“ — und 6) auch in jener Spalte noch ist Z. 36 zwischen weit und bei das Wörtchen er zu streichen.

Das Glück.

O glaube nicht in grauer Ferne,
Weit ab vom Wege lag' das Glück;
Du müßtest nach dem Glanz der Sterne
Sehnsüchtig richten deinen Blick.

Alltägliches kann Segen spenden:
Ein Vogellied, ein Sonnenstrahl.
Du hast es oft in deinen Händen
Das Glück und weißt es nicht einmal

Kein Suchen hilft in bangen Stunden,
Kein ängstlich Spähn daraus, zahrein;
Denn nimmer will das Glück gefunden,
Das Glück will nur empfunden sein.

G. Reinhart.

Die sieben Brodkörbe.

(Eingesandt.)

Mark. 8, 8 lesen wir von den Leuten, die der Herr wunderbar gespeist hatte: Sie aßen und wurden satt und huben die übrigen Brocken auf, 7 Körbe. Nun, l. Herz, Du hast bis dahin auch gegessen und bist satt worden, sorgest aber gleichwohl oft und zaghaft: Woher nehmen wir Brod, und deßhalb will ich Dir 7 Brodkörbe vorstellen, da Du allezeit Brod und Nahrung die Fülle findest.

Der 1. Brodkorb heißt die Liebe zu Gottes Wort. Gottes Wort ist die Quelle alles Segens. Himmel und Erde und aller Reichthum, ja Alles im Himmel und auf Erden ist aus Gottes Wort. Wohnet das Wort Gottes in Eurem Hause reichlich, so hast Du in Deinem Hause eine Quelle, die allezeit Segen gibt und nimmer aufhört. Gott hält's allezeit so mit seinen Kindern: wenn sie sargen für ihre Seelen, so sorget er für ihren Leib. Deine Seele ist dann wohl versorgt, wenn Gottes Wort sie speiset und nähret, und dann versorget Euch Gott den Leib mit irdischer Speise. Fragest Du, woher es komme, daß man in vielen Häusern kein Brod habe? Daher kommt es, daß man keine Liebe hat zum Wort Gottes, und das beweiset die tägliche Erfahrung.

Der andere Brodkorb, darin Du allen Segen findest, heißt der Glaube. Wie Du glaubest, so geschiehet Dir. Der Glaube sorget nicht, sondern lässet Christum sorgen. Der Unglaube will allezeit selbst sorgen, und damit macht er, daß Gott aufhört, zu sorgen. Gott will den Ruhm allein haben, daß Er sorget. Unnütz ist's, daß Du sorgest. Glaubest Du nicht, daß Gott Dein Vater ist? Wo ist ein Kind, das sich selbst versorgt? Es denkt: Ich lass' meinen Vater sorgen. So thue Du auch. Ist's doch unnütz, daß Du Dich mit Sorgen quälest. Wenn ein kl. Zwerg wollte in einem Winkel sitzen und sorgen und sich grämen, daß er nicht größer gewachsen, könnte er ihm wohl mit aller seiner Sorge eine Elle zusetzen? Gott hat Dir von Ewigkeit schon Dein Stücklein Brod zugeschnitten; Du wirst es mit Deiner Sorge nicht größer machen. Es ist aber zu unterscheiden: der Brod-Glaube und der Noth-Glaube. Den Brod-Glauben hast Du, wenn Du Brod, Geld und allerlei Vorrath in Deinem Hause siehst und denkst: Ich habe schon zu leben, Gott wird mich versorgen. Der Noth-Glaube ist, wenn Du zum Beutel gehst und ist kein Heller da, zum Boden und ist kein Körnlein da, zur Küche und ist kein Brod da und dennoch glaubst, Gott werde Dich versorgen. Ja, sprichst Du, wie ist das möglich, kein Geld im Beutel, kein Korn auf dem Boden, kein Brod in der Küche und Gott soll mich doch versorgen? Ei, ist denn Gott nicht mehr im Himmel? Wenn kein Geld im Beutel, kein Korn auf dem Boden, kein Brod in der Küche ist, so ist doch Gott im Himmel, der Dich kann und will ernähren. Den Glauben mußt Du haben.

Digitized by Google

Der dritte Brodkorb, der allezeit die Fülle hat, heißt Gebet und Danksagung. Durch's Gebet kommt Du Gottes Segen von Oben herab, durch die Danksagung leitest Du ihn wieder hinauf und erkennest, daß er vom Himmel sei. Paulus sagt: daß durch Gottes Wort, Gebet und Danksagung die Gaben geheiligt werden. Fragst Du: Wohee kommt's, daß Mancher kein Brod im Hause hat? Daher, daß er nicht betet. Gehe in die Häuser, was gilt's, ob Du nicht mehr fluchen als beten hörst? Dahin kommt's, daß der Fluch den Segen hinwegnimmt. Fange an zu beten, so wirst Du Segen haben. So manchen Seufzer, Du hinaufschickst, so manchen Segen gibt Dir Gott herab. Ja, sagt Mancher, ich bete und erlange doch nichts. Dem antwortet Jakobus (4, 3): Ihr bittet und krieget nicht, darum, daß Ihr übel bittet, nämlich dahin, daß Ihr's mit Euern Wollüsten verzehret. Lerne recht beten und halte an im Gebet.

Der vierte Brodkorb, darin Du allen Segen findest, heißt eine fleißige Hand. Arbeite! Den Befehl hat Gott schon Adam gegeben: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen, bis daß du wieder zur Erde werdest! Niemand darf nur gen Himmel gaffen und meinen, es solle ihm da die gebratene Gans in den Mund fliegen. Wenn Adam pflanzet und Eva begießet, dann gibt Gott das Gedeihen. Wer wohl arbeitet, hat wohl Brod; ist's nicht ein Land voll, so ist's eine Hand voll; ist's nicht Scheffel voll, so ist's Löffel voll.

Der fünfte Brodkorb heißt Barmherzigkeit gegen die Armen. Willst Du ein gesegnetes Brod haben, so gib es Jesu in die Hand. Er kommt täglich vor Deine Thüre in der Gestalt des armen Lazarus. Bald ist er hungrig und begehrt ein Stücklein Brodes, bald durstig und begehrt einen Trunk, bald nackend und bedeckt ein Kleid. Wenn er so kommt, so denke: Das ist mein Jesus, und gib, was Du hast, in seine Hand. Sobald der fromme Arme Gottes Lohn wünscht, sobald muß in Deinem Hause Segen sein, das weiß ich wahrhaftig. Der Heiland brach das Brod und im Brechen mehrte es sich. Du hast auch den Befehl Gottes: Brich' dem Hungrigen Dein Brod! Und darfst nicht denken: Ja, ich breche so viel ab, daß ich nichts behalte. Je mehr Du gibst, je mehr Du hast, im Brechen mehrt sich's vermehren. Fragst Du, woher es komme, daß das Gut zerrinnt und kein Brod mehr im Hause bleibt? Daher kommt's: Man läßt manchen Armen (ist von wirklichen Bedürftigen gesagt) weinend von der Thüre weggehen. Gibst Du nichts, so bekommst Du nichts, und bleibet nicht, was da ist.

Der sechste Brodkorb heißt die Genügsamkeit. Nimm mit Wenigem vorlieb, so hast Du allezeit Etwas. Gottselig sein und sich genügen lassen, ist ein großer Gewinn. Du hast nichts in die Welt gebracht, Du wirst auch nichts mit Dir hinaus nehmen. Nahrung und Kleidung will Gott geben, damit sei vergnügt. Genügen muß Du Dir lassen an Wenigem, vorlieb nehmen mit dem, was Gott gibt, dann gibt er immer mehr. Weiter muß Du den Mund nicht verwöhnen. Der Natur ist mit Brod und Wasser genügt. Woher kommt's, daß in vielen Häusern kein Brod ist? Daher: Mancher will mit Wenigem nicht zufrieden sein; er hält das nicht zu Rathe und nimmt's nicht in Acht, was er hat. Wiederum Mancher will nicht vorlieb nehmen mit schlechter Speise, da muß immer Gebratenes und Gebackenes sein; daher kommt's, daß man an den Bettelstab kommt.

Der siebente Brodkorb heißt Sparsamkeit. Spare was, so hast Du was, ist ein wahres Sprüchwort. Sammelt die übrigen Brocken, daß nichts umkomme! befohl der Herr. Nimm die Bröcklein in Acht, sie sind ein Segen Gottes, hält man den Segen Gottes nicht zu Rath, so verschwindet er. Wie manches Bröcklein wird unter den Füßen zertreten und könnte später gar gut kommen, oder Dir Segen schaffen, wenn Du einen armen hungrigen Menschen damit speisen würdest?

Mein Lieber, schicke dem armen Lazarus die Bröcklein hin, der begehrt, sich zu sättigen von den Brosamen. Vielleicht segnet Dich Gott durch dessen Fürbitte mehr und mehr. Sparen sollst Du nicht in Geiz für Dich, sondern in Liebe, daß Du habest den Dürftigen zu geben.

Dieß behalte wohl und wisse, die sieben Brodkörbe wüssen in Deinem Hause beisammen sein; wenn einer fehlt, so fehlt es im Ganzen. Wo sie sind, da hat man einen gnädigen Gott. Hast Du einen gnädigen Gott, so hast Du keine Noth; es muß Dir gelingen, sollten auch die Raben und die Engel Dir Brod bringen.

H. Müller.

11. Aus Herrieden.

Die Meteorologie am Schaufenster. Da es der österreichischen Sternwarte an Geldmitteln fehlt, um die dortigen von Herrn Kuhn mit größter Sorgfalt gezeichneten Karten, gleichwie in Paris durch die Lithographie zu vervielfältigen, so wurde, um die atmosphärischen Verhältnisse des Kaiserstaates dem Publikum zugänglich zu machen, zu folgendem Auskunftsmittel geschritten: Jeden Tag um 1 Uhr Nachmittags werden die Karten, welche den meteorologischen Zustand der Atmosphäre der ganzen österreichischen Monarchie für die siebente Morgenstunde desselben Tages darstellen, in einem Schaufenster der Braunmüllerischen Hofbuchhandlung ausgestellt. Diese zwei Karten sind in einem eigenen Bureau des k. k. Telegraphenamtes selbst in folgender Art gefertigt: die erste Karte enthält die Curven gleicher Abweichung des Barometerstandes und die Darstellung der Windverhältnisse. Rothe Linien verbinden diejenigen Orte, an welchen sich das Barometer um gleich viel über den normalen Stand erhebt, blaue Linien diejenigen, wo die barometrische Abweichung eine negative ist, d. h. wo das Barometer tiefer steht als im Durchschnitte. Der normale Stand des Barometers ist durch eine schwarze Linie ersichtlich gemacht. Die Zahlen, welche diesen Linien beigesetzt sind, geben die Größe der Abweichung vom Normalstande in Millimetres ausgedrückt. Die Windrichtungen werden durch den Stationen beigedruckte Pfeile bezeichnet; die verschiedene Länge der Pfeile bietet das Mittel, die verschiedenen Windstärken von einander zu unterscheiden.

Die zweite Karte gibt die graphische Darstellung der Temperatur- und Bewölkungsverhältnisse. Für die Temperatur sind (ebenso wie vorhin für den Luftdruck) die Curven gleicher Abweichung vom Normalstande gezeichnet. Rothe Linien entsprechen Ständen oder dem Normale, blaue Linien Ständen unter dem Normale; zur Bezeichnung des normalen Standes der Temperatur werden auch hier wieder schwarze Linien angewendet. Um die Bewölkungsverhältnisse der einzelnen Stationen zu charakterisieren, werden runde blaugraue Schriben von verschiedener Abstufung der Farbe an den betreffenden Stellen der Karte aufgeklebt. Regen (zur Stunde 7 Uhr Morgens) wird dadurch kenntlich gemacht, daß um die erwähnte Scheibe ein Kreis von Punkten angebracht wird; für Schnee wird rings um das Scheiben ein Kreis von Sternchen, für Nebel ein Kreis von kleinen Ringen gezeichnet.

Charade.

(Dreisylbig.)

Die erste Sylbe.	Die beiden letzten Sylben.
Kalt und heiß,	Lebenstraum!
Laut und leis,	Blühend kaum,
Still und wild,	Altert mich
Feucht und mild,	Sonnenstich.
Bin ich der Freiheit Sohn	Die mir nicht gleichen will,
Jeglichem Zwang zum Hohn.	Weilt im Verborgnen still.

Das Ganze.
Süd und Nord
Zeigt am Bord
Mein Geschick
Klar dem Blick,
Und ist vereilt das Ziel,
Seid Ihr der Wellen Spiel.

Auflösung der Charade in Nr. 1:
„Radschuh."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 3. Sonntag, den 21. Januar. 1866.

Niemals hab' ich mehr geduldet,
Als durch Leiden selbstverschuldet,
Und ich fand zu keiner Zeit
Weniger Barmherzigkeit.

M. Hartmann.

Die Nordenberger.

Erzählung
von
Leonhard Wolff.

(Fortsetzung.)

Von dieser Zeit an war in Hinnel's Wesen eine Veränderung vorgegangen, von der er sich selbst keine Rechenschaft geben konnte, oder vor deren Ursache er bei einsamem Nachsinnen innerlich erschrack. — Der alte Hunoz bemerkte gar wohl diese Umwandlung, und dem alten erfahrenen Praktikus konnte der rechte Grund nicht lange verborgen bleiben. Er nahm sich deshalb vor, den Eindruck, den schon das Erscheinen des fremden Mädchens, mehr aber noch die Art ihrer Rettung und ihre Dankesäußerung auf das Gemüth des achtzehnjährigen empfänglichen Jünglings gemacht haben konnten, wenigstens insoweit abzuschwächen, daß es sich nicht zu einer aussichtslosen Leidenschaft gestalte, die seinen jungen Freund nur unglücklich machen müsse. — Er sagte daher einmal zu ihm: „Bursche, Du hast Glück! Mancher Ritter gäbe die Hälfte seines Lebens darum, wenn er so glücklich wäre, sich durch eine muthige That einen Dank zu verbinden, wie Du Dir die kleine Judith verpflichtet hast. — Es gibt zwar noch ganz andere Thaten, als ein Kind aus dem Wasser zu ziehen, aber Deine Handlung hat doch einen großen Werth, denn Du hast immerhin Dein Leben daran gesetzt.“ — „Das kleine Mädchen hat sich auch in seiner Weise, wie es einem Kinde zusteht, dankbar gegen Dich bewiesen; aber gar zu viel darfst Du Dir nicht darauf einbilden; — Du darfst nicht denken, Du habest eine große ritterliche That vollbracht, und die Dame Deines Herzens hätte Dir dann — wie ich Dir schon öfters erzählt habe, daß es so Rittersitte sei — in der Form eines Dankes ihre Zuneigung zu erkennen gegeben. — Wenn der zottige Wolf keine unvernünftige Bestie wäre, so müßte Judith vor Allen dem auch ein schönes Gewandt schenken, oder eine andere Dankesgabe reichen; denn der hat bei ihrer Rettung so viel gethan, wie Du, und hat nichts davon, als daß sie ihn eben ihren alten Wolf nennt und ihm das rauhe Fell streichelt. — Er ist aber zufrieden damit; — also sei auch Du zufrieden mit dem Erfolge Deiner That; denn Du hast Dir selbst fast einen größeren Dienst erwiesen mit dieser Rettung, als dem Mädchen, welches am Ende von dem Hunde allein auch aus dem Wasser gezerrt worden wäre. — Sieh' — Graf Magingaud hat nun erkannt, daß Du ein muthiger Bursche bist und das Zeug zu etwas Besserem an Dir hast, wie zu einem Troßbuben, und ich wette darauf, wenn Du ihn bittest, er solle Dich mit Marquard ziehen lassen, der dieser Tage nach dem Heerlager seines kaiserlichen Oheimes geht, um sich dorten zum vollkommenen Ritter auszubilden, so gewährt er Dir Deinen Wunsch, und Du kannst dann mit Deinen eigenen Augen all die Pracht und Herrlichkeit schauen, die ich Dir schon so oft vorgemalt habe und die meine Beschreibung noch hundertmal übertrifft. — Marquard soll nicht allein Rittersitte lernen, sondern auch in den Krieg ziehen mit seinem Oheim, und dazu bietet die alljährliche Wiederkehr der Kämpfe mit den heidnischen Sachsen Gelegenheit genug. — Hast Du Muth genug gezeigt, mit Gefahr Deines Lebens einen Menschen aus dem reißenden Taubersluße zu fischen, so wird er Dir auch nicht fehlen, wenn es gilt, einige Dutzend heidnische Sachsenkopfe in den Elsterfluß zu werfen. — Und hast Du erst eine solche That vollbracht, so steht Dir eine ganz andere Zukunft in Aussicht, als wenn Du noch jahrelang auf gefahrlosen Jagdzügen den Jagdsperr der Gräfin nachträgst oder mit der Armbrust nach Eichkätzchen zielst.“ —

Solche und ähnliche Reden gefielen Hinnel nicht sonderlich, zumal Hunoz bemüht war, die fünfzehnjährige Judith, die in seinen Augen doch eine vollkommene Jungfrau, und noch dazu eine reizende Jungfrau war, als ein unbedeutendes, kleines Mädchen, als ein Kind zu bezeichnen. Doch hatten die Bemühungen des alten, schlauen Burgvogtes den Erfolg, daß Hinnel die wirklich in ihm erwachende Leidenschaft bekämpfte und sich selbst über wachte, und als Arnold einmal — genau wie Hunoz es ihm merken ließ — zu ihm sagte: „Hinnel, Du hast Glück! ich gäbe etwas darum, wenn es mir an Deiner Stelle vergönnt gewesen wäre, die liebliche Judith zu retten“ — da dachte er: „Ja, ja — Dir könnte freilich, der Tochter eines gewiß vornehmen Geschlechtes gegenüber, ein derartiger Umstand gut zu statten kommen, während er mir nutzlos ist. Doch möchte ich nicht um alles in der Welt das süße Bewußtsein entbehren, daß dieser Engel von einem Mädchen mir seine Rettung verdankt.“

Hinnel befolgte den Rath des alten Hunoz und bat den Grafen um die Gunst, dem Gefolge Marquards beigestellt zu werden. — Magingaud fand Gefallen an der Bitte Hinnels, und eingedenk seines Versprechens, daß dem muthigen Burschen die Rettungsthat nicht unvergessen bleiben solle, versprach er, ihn auszurüsten und ihn seinem Sohne als Leibknappen mitzugeben.

Digitized by Google

Dies übertraf nun alle Erwartungen Himmels und seine Freude hatte keine Grenzen. — Seinem Vater Wingold, der als fleißiger, friedlicher Hausenwerksmann gar keinen Begriff, ja sogar einen völligen Abscheu vor dem Kriegsleben hatte, war diese unmäßige Freude völlig unverständlich. Allein er war längst an den Gedanken gewöhnt, Himnek einmal mit einem Kriegshaufen fortziehen zu sehen, sodaß ihn auch er sich zu fassen wußte. — Bei Marsha kämpften Stolz und Besorgniß miteinander, doch gewann ersterer die Oberhand, und sie war fest überzeugt, ihr Liebling werde Kriegsthaten verrichten, wie man sie von einem Roland ergählt. Im Geiste stellte sie sich auch vor, wie ihr schmucker Sohn in der kleidsamen Pagentracht alle Junker und Edelknaben in den Schatten stellen müsse. — Hanno, der Träumer, versprach für ihn zu beten, und die beiden jüngeren Brüder bewiesen den Gisglichen und dachten schon über eine passende Gelegenheit nach, der engen Küschnerwerkstatt zu entweichen, und lieber die Waffe gegen einen lebendigen Gegner zu führen, als immer mit der Nadel ingrimmig in das geworbte Fell eines von Anderen mit Gefahr und körperlicher Anstrengung erlegten wilden Thieres zu stechen.

Dem jungen Grafen Marquard gefiel die Wahl seines Vaters in der Person seines ehemaligen Gespielen gar wohl, und auch Gräfin Imma freute sich, daß der erprobte Himnek ihrem Erstgeborenen beigegeben werden sollte. Nur Judith erschrack über diese Kunde, und es war ihr plötzlich, als ob sie etwas verlieren sollte, an dessen Besitz sie bis jetzt gar nicht gedacht hatte. — Judith war, wie schon gesagt, jetzt nahezu sechzehn Jahre alt. Sie war allerdings, wie Hunej sie nannte, wirklich noch ein Kind, nämlich ein junges, liebliches Mädchen, noch im Besitze aller kindlichen Empfindungen, mit einem Herzen voll Unschuld und Reinheit, welches sich begierig mit den Genüssen und Freuden, die der blühende, heitere Lenz des Lebens so reichlich ausstreut, und sich dabei beglückt fühlte. — Sie war aber auch, wofür Himnek sie ansah — eine Jungfrau — nämlich ein junges Mädchen, an dem sich die geistigen und körperlichen Blüthen der Jungfräulichkeit schon herrlich entfaltet hatten, ohne daß die Besitzerin eine Ahnung von diesen Schätzen gehabt hätte. — Bisher sah sie Himnek täglich, — ihr dankbares Herz erkannte in ihm den Retter ihres Lebens, und es gefiel ihr, wenn sie ihn für irgend einen kleinen Dienst, wie er ihr zu erweisen immer befliffen war, mit einem freundlichen Wort belohnen konnte. Sein offenes, ehrliches Auge war Zutrauen erregend; aber nie kam ihr beim Anblicke des jungen Mannes ein anderer Gedanke oder eine andere Empfindung, als wie sie eben aus einem dankbaren Herzen oder aus wohlwollender Gesinnung hervorgehen. — Nun aber, als sie wußte, Himnek solle fort, sie solle ihn nicht mehr täglich sehen, da trat plötzlich eine ganz andere, stärkere Regung an die Stelle der kindlich-dankbaren Zuneigung. — Eine schlummernde Erinnerung wurde in ihr wach, die wie ein ferner, sanft leuchtender Stern in ihrem jungen Leben strahlte. Es trat der Augenblick wieder vor ihre Seele, wo sie, noch bald von den Armen des Todes umfangen, das Auge aufschlug und, kaum wieder zum Bewußtsein des Lebens erwacht, dem selig strahlenden Blicke ihres Lebensretters begegnete. Sie glaubte wiederholt zu fühlen, wie dieser erste Blick in das wiedergeschenkte Leben ihr so unendlich wohlgethan. — Es war jetzt eine schmerzlich-selige Erinnerung für sie, daß sie damals, als sie das Auge ermattet wieder schloß, eine heiße Thräne auf ihre Stirne träufeln fühlte. — Dieß Alles lag bis jetzt wie eine liebliche ferne Erscheinung in ihrer Seele und trat nur hie und da als wohlthuende Erinnerung, aber ohne tiefere Bedeutung, traumähnlich an sie heran. Jetzt aber war es ihr, als ob mit Himneks Entfernung von ihrem jungen, wieder gesundenen Leben etwas losgerissen werden sollte; als ob das Auge, dessen liebender Schein ihr die Todesnacht in den heiteren Lebensmorgen umgewandelt hatte, sich nun auf einmal gänzlich für sie schließen sollte; als ob die heiße Thräne, die damals auf ihre kalte Stirne fiel, sie geweiht habe für eine ihr noch unbekannte Bestimmung. — Sie wurde traurig. — Ein Schmerz durchzuckte ihr junges Herz, ein unbekanntes Weh überkam sie, dem sie keinen Namen geben konnte, ein Weh, welches ihre bis jetzt ahnungslose Seele mit süßem Schauer durchbebte. — Sie weinte und ihre Thränen waren die ersten Ergüsse jener Quelle, aus der so viel Glück und so viel Leid fließt, die erwachende Liebe! — Aber Judith kannte die Liebe nicht. — In dem Garten, in dem bis jetzt ihre kindlichen Freuden blühten, hatte sie plötzlich eine Blume gefunden, die an Schönheit alle andern übertraf, die aber auch Dornen trug, welche verwunden. Allein sie kannte den Namen der Blume nicht. — Was sie jetzt verwundet hatte, was ihr Gemüth betrübte, konnte ihr zwar besser, aber auch kindlicher Deutung nicht entgehen. — Gräfin Imma, ihre mütterliche Freundin, bemerkte zwar die Niedergeschlagenheit, hielt dieselbe aber für Theilnahme an ihrem eigenen Schmerz, den sie bei der nun beginnenden, immer gefahrvollen Kriegerlaufbahn ihres Sohnes empfinden mußte.

Die Vorbereitungen für den nahen Abzug beschäftigten die Gräfin und auch Judith, die ihr immer hilfreichend zur Seite stand, hinreichend. — Die oft sich wiederholende Bemerkung des Himnek als Knappe des jungen Grafen diesen auf seiner Fahrt begleite, ließ Judith zum ersten Male den großen Standesunterschied der beiden Jünglinge erkennen. — Wenn auch dadurch ihre teimende, tiefere Empfindung für Himnek keine Minderung erlitt, so war doch diese fortwährende Vergleichung Ursache, daß die noch schlummernde Ahnung der Liebe nicht so schnell zum Bewußtsein gelangte. Wohl wurde sie betrübt, wenn sie an den Abzug dachte; doch es ging ja auch Marquard, und dessen edle, ihn so innig liebende Mutter mußte ihn auch ziehen sehen.

Am Tage des Admarsches verabschiedete sich Himnek bei seinen Eltern und Brüdern und bestieg noch einmal den Wartthurm, um auch seinem alten Freund Hunoj Lebewohl zu sagen. Dieser, obgleich er dem Jünglinge außerordentlich zugethan war und ihn nur ungern verlor, erfüllte dessen feurigen Sinn wiederholt mit meist übertriebenen Verheißungen und malte ihm mit lebhaften Farben aus, was ihm bevorstehe und was er schauen und erleben würde. Er kannte das ehrgeizige Streben und die weitgehenden Wünsche Himneks und glaubte durch die glänzenden Erwartungen und Hoffnungen, die er in ihm zu erregen suchte, den etwa noch glimmenden Funken einer thörichten Leidenschaft zu ersticken. —

Das Signalhorn ertönte und die Rosse waren vorgeführt. — Marquard trat aus der Halle, wo ihm die fromme Gräfin eben ihren mütterlichen Segen ertheilt hatte. — Als der junge Graf auch Judith die Hand zum Abschied reichte, übergab diese ihm eine prachtvolle, von ihr selbst gewobene Schärpe mit der Bitte, sie so lange zu tragen, bis sie durch eine andere von der Dame seine Herzens ersetzt würde.

Hierauf wandte sich Judith zu dem entfernt stehenden Himnek und reichte ihm die Hand mit den Worten: „Lebe wohl, wackerer Himnek! Ich sage Dir, als meinem Lebensretter, unvergänglichen Dank für das ganze Leben." — Als der starke Jüngling bei diesen mit bebender Stimme gesprochenen Worten seine von innerer Bewegung zitternde Hand in die zarte Rechte Judiths legte, rann eine Thräne über die Wange der Jungfrau und benetzte die sich umschließenden Hände. — Da ward es dem Armen wieder, wie in jenem Augenblicke, in welchem sie ihm das Gewandt reichte. — Alle Pracht und aller Glanz des Kaiserhofes erbleichten vor dem Schimmer der kostbaren, flüssigen Perle, die eben dem schönsten Auge entfiel und auf den beiden verschlungenen Händen zerbrach, gleichsam als wolle sie ihren unschätzbaren Werth an zwei Wesen vertheilen, welche so arm an Hoffnung waren. —

Himnek wußte nicht, wie ihm geschah. — Das Signalhorn ertönte wieder — die Ketten der Zugbrücke rasselten herab — es dröhnte das Gedälle unter den schweren Tritten der Rosse — Himnek bemerkte es kaum. — Erst als die frische Frühlingsluft seine glühende Wange kühlte, erwachte er wieder aus seinen schönen Träumen zur herben, unabänderlichen Wirklichkeit.

Judith hatte nichts gesagt, was die Empfindungen ihrer jungfräulichen Brust verrathen konnte. — Sie hatte nichts anderes gesprochen, als einfache Worte des Lebewohls; aber diese Thräne, sie war nicht blos auf seine Hand gefallen, sie war in sein Herz geflossen und hatte seinem Auge ein Paradies geöffnet, welches er nie betreten sollte.

Da ertönten plötzlich hoch aus der Luft die lustigen Töne eines Hornes. — Keiner der Reiter achtete darauf; aber Himnek

Digitized by Google

wußte, daß es ihm gelte, daß dies der letzte Nachruf seines alten Freundes sei, und er gedachte all der Ermahnungen und weisen Lehren, die der Alte ihm gegeben, der Verheißungen und Hoffnungen, mit welchen er ihn so reich ausgestattet hatte, und diese Gedanken vermengten sich wohlthätig mit den herben Empfindungen, was denen er sich so gerne entrissen hätte.

Als der Trupp schon jenseit des Thales ritt, klang die lustige Weise des Hornes noch immer wohl — endlich verstummte auch sie. — Die Zinnen der Rothenburg waren verschwunden hinter den dunklen Waldbohen und Hinnek zog mit den Anderen einer neuen Zukunft entgegen, vor sich verheißene Wunder und hinter sich, wie er glaubte, sein einziges, verlorenes Glück.

Munter und wohlgemuth ritt der junge Graf Marquard seinem Ziele, der kaiserlichen Hofburg entgegen. — Hinnek mußte an seiner Seite reiten, und die Erinnerung an mancherlei Fahrten und kleine Abenteuer, die sie mit einander erlebten, sowie die Abwechselung der ihnen bis jetzt unbekannt gewesenen Landschaft gaben reichlichen Stoff zu heiterem Geplauder. — Sie durchritten den Zauber- und Reckengau und waren auf den Burgen der Cöeln willkommene Gäste; denn der Name der Gaugrafen und Herzoge von Rothenburg hatte einen gar guten Klang.

Endlich gelangten sie an den Rheinstrom; — eine Fähre brachte sie an das jenseitige Ufer, und nach einer weiteren Tagreise zogen sie in der kaiserlichen Hofburg ein.

Vor Allem begrüßte Marquard die Schwester seines Vaters, die durch ihre Schönheit berühmte Kaiserin Fastrade. — Durch sie wurde er Kaiser Karln vorgestellt und von diesem mit aller Herzlichkeit und allen Ehren empfangen.

Bald zeigte sich Marquard durch seine Erfolge in allen ritterlichen Spielen als echter Sprosse des edlen Geschlechtes, dem er entstammte. — Fastraden, die von ihrem Gemahle so sehr geliebt und verehrt wurde, gelang es bald, den ritterlichen Jüngling überall in die vordersten Reihen zu stellen.*)

Auch für Hinnek fiel etwas ab von der Gunst der hohen Frau; denn sie fand Gefallen an dem kühnen, gewandten Burschen, schon weil er ein Angehöriger ihrer eigenen geliebten Heimath war. — Judiths Schicksal schien sie sehr zu interessiren, und als sie von Marquard die Gefahr erfuhr, in der das Mädchen geschwebt hatte, und die kühne Rettung durch Hinnek, wurde sie demselben noch mehr gewogen.

Nicht nur die jungen Ritter hatten häufige turnierähnliche Waffenübungen, sondern auch die Knappen und Pagen, und bei solchen Gelegenheiten zeichnete sich Hinnek vortheilhaft aus. — Was die Wunder anbelangte, die er schauen sollte, so blieben diese weit hinter seinen Erwartungen zurück. — Zwar machte der Anblick des großen Kaisers und seiner in allen deutschen Gauen gleich Göttern verehrten Helden, sowie das geräuschvolle glänzende Hofleben einen mächtigen Eindruck auf den lebhaften Sinn des Jünglings; allein Hunoz — das erkannte er nun — hatte Alles übertrieben. — Und was die Edelfrauen und Fräulein betraf, welche die Kaiserin umgaben, so wurden sie von der außerordentlichen Schönheit Fastradens in Schatten gestellt und konnten in Hinneks Augen mit Judith keinen Vergleich aushalten.

Doch es blieb nicht lange Zeit, Betrachtungen anzustellen; denn es wurde der Heerbann aufgeboten zu einem Zuge gegen die heidnischen Sachsen. — Bleiben doch drei volle Jahre Zeit, die Hinnek mit Marquard theils am Hofe, theils im Felde verleben sollte, und da konnte er sich schon noch über seine getäuschten Hoffnungen trösten lernen. — Vor seinem und Marquards Abzuge wurde ein Bote mit der Kunde hievon nach der Rothenburg abgesandt.

(Fortsetzung folgt.)

Ehre die Wahrheit und Tugend, in welcher Gestalt sie dir immer erscheint; liebe das Gute an dem Feinde; hasse an dem Freunde das Böse; vertheidige Unschuld gegen Verleumder, schmeichle niemandem, am wenigsten dem Schmeichler und seinen Spötter; suche den Umgang mit Weisen, die Gesellschaft der Wohldenkenden, die Freundschaft der Ersten!

Die Bierbrechsler*)

Schon ziemlich lange mag es sein,
Man zählte nur das Jahr,
Als noch die alte Redlichkeit
In Deutschland üblich war.

Nun damal galt in München auch
Ein hochgebrachtes Recht,
Wie man das neue Bier beschaut,
Der Brauch war gar nicht schlecht.

Drei Männer sandte auf dem Rath
Die Münchner Bürgerschaft
Zum Brauer, ob das junge Bier
Gerecht des alten Kraft.

Ihr meint, die Herren aus dem Rath,
Die trauten nur aus Pflicht,
Das mag die Sitte jetzo sein,
Doch damals war sie's nicht.

Sie gossen's auf die Bank sein aus
Und setzten drauf sich frei,
Und tieben mußte dann die Bank,
Erhoben sich die drei.

Sie gingen d'rauf mit selber Bank
Vom Tische bis zur Thür,
Und hing die Bank nicht fest und fest,
Verrufen war das Bier.

Doch wie hier unter'm Mondenschein
Auch gar nichts kann bestehn,
Und sich die Welt nur immerfort
Im Kreise pflegt zu dreh'n:

Es kam die aufgeklärte Zeit,
Und die war dünn und karg,
Und mit der deutschen Redlichkeit
War's lang nicht mehr so arg.

Und matt und dünn und aufgeklärt
Ward da das Bier halt auch;
Und somit nahm ein Ende dann
Der alte schöne Brauch.

Vielleicht, daß Gerst' und Hopfen man
Zu wenig heute pflegt;
Vielleicht auch, daß vom Pfennigkraut
Zu viel hinein man legt.

Doch wird noch von der Bürgerschaft
Der alte Brauch geehrt,
Nur hat sie ihn, wie anders auch,
An's Gegentheil gekehrt.

An ihnen klebt die Bank nicht mehr,
Drum lieben sie an ihr,
Und sitzen drauf wie angepicht,
Als wär's das alte Bier.

Und wer den Krug zum Munde führt,
Der setzt ihn nimmer ab,
Bis er den letzten Tropfen hat
Gebracht in's sich're Grab.

*) Wir erhielten dieses Gedicht, welches vor einiger Zeit in Münchener u. a. Bl. zu lesen war, durch Freundes Hand von einem alten Ansbacher Bier-Hasslicher aus Bayreuth mitgetheilt und entbieten demselben hiemit unsern Gruß, indem wir seinem Wunsche gemäß die humoristischen Verse nun auch in unser Blatt übertragen. D. Red.

Digitized by Google

Aus **Herrieden**. Witterungsverhältnisse Europas im Dezember 1865. Es dürfte nicht leicht einen Monat geben, wo im mittleren und südöstlichen Europa ein so hoher Barometerstand herrschte, als im Dezember 1865. Nur vom 2. bis zum 5., dann am 30. war derselbe von dem theilweise tiefen im nordwestlichen Europa ununterbrochen hinziehenden Luftthälern — meist von Sturm und Regen begleitet — unterbrochen. Während daher im Nordwesten der Niederschlag noch reichlich ausfiel, war derselbe, je mehr zwischen dem Centrum und südöstlichen Theile Europas näherten, um so geringer, und herrschte daselbst allgemeine Wasserarmuth. In Paris betrug der Niederschlag während des Monats Dezember nur 12,4 mm, dahier 4,1 mm und in Wien gar nur 0,7 mm, während er im Mittel circa 25 mm beträgt. Die durchschnittliche Bewölkung war in Italien und Dalmatien am geringsten, in Lesina 17, in Rom 20%, dabei war es hier auch auffallendkalt, in Italien kälter als in Schottland und Irland. Auch in Portugal, im mittleren und nördlichen Spanien, dann in Triest war der Himmel größtentheils heiter und nur vom 27. bis 47% bedeckt, und dabei herrschte empfindliche Kälte. Alikante mußte von seiner Spitze weichen und an die 4. Stelle treten, Madrid nimmt sogar erst den 17. Posten ein, nachdem ganz Großbritanien, die Niederlande und selbst Norwegen wärmer waren. In Skandinavien, Lappland, in der Schweiz, Schottland, England und Belgien hielt sich die Bewölkung von 50 bis 75%, während Irland, Holland, Oesterreich, die Insel Sizilien, ganz Rußland und namentlich Nordfrankreich über $\frac{3}{4}$ des Himmels bedeckt hatten. (Paris hatte über 90%).

Die Ozonmessungen in Wien ergaben, daß der Ozongehalt der Luft in den Morgenstunden geringer war, als Nachmittags. Die Luft enthielt nämlich Morgens im Durchschnitte nur 0,3 und war am 7., am 18. und am 23. ganz ozonfrei, am meisten enthielt sie noch am 2., nämlich 0,5. Der Durchschnitt des Nachmittags war 0,5, nie weniger als 0,1, jedoch 3mal am — 14., 15. und 20. — fast volle Sättigung, nämlich 0,9. Die um 8 Uhr Morg. an den europäischen Hauptstationen beobachteten Mitteltemperaturen sammt Extremen waren der Reihe nach: Palermo in Sizilien 11,0° (zwischen 7,2 u. 15,3), Palma auf der Insel Mallorka im mittelländischen Meere 9,9° (zw. 1,6 u. 15,3), Lesina in Dalmatien 8,6° (4,3 u. 15,6), Alikante in Südspanien 7,6° (0,8 [!] u. 13,6), Valencia in Irland 7,1° (5,0 u. 9,5), Bilbao 7,0° (2,5 u. 12,5), Bilbao im nördlichen Spanien, 6,7° (0,6 u. 15,0), Marseille im südlichen Frankreich 5,8° (0,6 u. 13,5), London 5,6° (1,1 u. 10,4), Nairn in Schottland 5,5° (— 0,6 u. 10,3), Brüssel 5,3° (— 0,6 u. 9,2), Amsterdam 4,8° (— 1,4 u. 7,6), Triest 4,0° (— 5,0 u. 12,3), Rom 3,7° (0,1 u. 15,8), Skudesnäs in Norwegen 3,4° (— 8,5 u. 8,8), Paris 1,6° (— 5,2 u. 6,8, absolut — 5,7 u. 9,3), Madrid 1,1° (— 3,7 u. 7,4), Stockholm — 0,9° (— 11,5 u. 5,8), Wien — 1,0° (— 8,6 u. 5,8, absolut — 8,6 u. 6,8), Odessa — 1,4° (— 11,3 u. 6,5), Herrieden — 1,7° (— 9,1 u. 2,7, absolut — 11,2 u. 5,8), Bern — 3,5° (— 11,2 u. 2,4), Haparanda — 4,0° (— 21,4 u. 1,8), Petersburg — 4,2° (— 15,5 u. 3,3), endlich Moskau — 4.7° (16,5 u. 4,0).

Die vornehmsten Damen des noblen Faubourg St. Germain in Paris, Sitzes des alten französischen Adels, haben einen Reformklub gegründet, der den Zweck hat, einen Kreuzzug gegen die Absurditäten der heutigen Mode zu übernehmen und dem übertriebenen Luxus entgegenzuarbeiten. An der Spitze des Klubs steht eine Herzogin von ältestem Adel, und die dazu gehörenden Damen sollen durch die Einfachheit ihres Anzuges gegen den königlichen Aufwand der Damen von der Börsenaristokratie operiren. Der Klub hat kürzlich eine Art Edikt für alle Damen der elegenten Welt bekannt gemacht; in diesem Edikt werden alle Diamanten, Schmuckgegenstände, Spitzen und alle die tausend Kleinigkeiten, mit denen man sich heutzutage behängt, nicht gerade verbannt oder verurtheilt — nein, es verbietet nur, sich alle Tage damit zu schmücken; man soll sie zu den Gelegenheiten aufsparen, wo man große Toilette machen muß. Die anderen Promenaden- und Besuchstoiletten werden darin besonders mitgenommen, und die Mitglieder des Klubs haben gelobt, jede Dame, welche gegen das Edikt verstößt, ihre Thüre zu verschließen.

Die Prager Rathhausuhr.

In Prag hat die Schwedennacht Veranlassung zu einer seltsamen Feier gegeben. Bekanntlich ist am Altstädter Rathhausthurm eine altertümliche Kunstuhr, an welche sich manche Sage knüpft und die schon seit Jahrhunderten stille stand, weil angeblich Niemand im Stande war, das sinnreiche Werk wieder in Gang zu bringen. Dem heutigen Fortschritt in der Mechanik ist dieß nicht unmöglich geblieben. Der Prager Stadtrath hat das Uhrwerk herstellen lassen, und mit der ersten Minute des neuen Jahres haben die so lange stille gestandenen Zeiger ihren Kreislauf wieder begonnen. Die 12 Apostel haben wieder ihre Funktionen übernommen und erscheinen stündlich vor den Augen des Publikums an den obern Fenstern. Petrus hebt die Hand gegen den Himmel zum Zeichen des Schwures unverbrüchlicher Treue, Johannes erbleit, diesem Mahnrufe entsprechend, den Segen, Thomas schüttelt zum Zeichen des Zweifels den Kopf. Ebenso läutet der Tod wieder, bevor die Stunde schlägt. Zur Enthüllung hatte sich eine zahlreiche und erregte Volksmenge eingefunden. Als vor zwölf Uhr die Hüllen fielen, erscholl lebhaftes Slawa-Rufen und Beifallklatschen. Das Jubeln steigerte sich, als zwei Magnesiumflammen die Uhr beleuchteten, noch mehr aber, als um 12 Uhr der Tod zu läuten, die Uhr zu schlagen begann, die anderen Figuren sich bewegten und die Apostel an den Fenstern über der Uhr vorüberschritten.

Erkenntniß.

Willst du, o Herz, ein heitres Ziel erreichen,
Mußt du in eigner Angel schwebend ruhn;
Ein Thor versucht zu gehn in fremden Schuh'n,
Nur mit sich selbst kann sich der Mann vergleichen!

Ein Thor, der aus des Nachbars Bubenstreichen
Sich Trost nimmt für das eigne schwache Thun,
Der immer um sich späht und lauscht und nun
Sich seinen Werth bestimmt nach falschen Zeichen!

Thu' frei und offen, was du nicht kannst lassen,
Doch wandle streng auf selbstbeschränkten Wegen
Und lerne früh nur deine Fehler hassen!

Dann gehe mild den Anderen entgegen:
Kannst du dich selbst nur fest zusammenfassen,
So hängt an deine Schritte sich der Segen.

Gottfr. Keller.

Logogryph.

Sechs Füße bilden mich. In trüben, bösen Zeiten,
Wo Noth und Elend sich verbreiten,
Wirst du mich, leider! öfters seh'n.
Des Kopfs beraubt, siehst du mich voll und schön
Im Sommer schmücken deine Flur,
Das köstlichste Geschenk der allernährenden Natur.
Nimmst du auch meiner Füße zweiten,
So findest du in mir der Jugend schönen Preis;
Er möge stets durchs Leben dich begleiten;
Als wahrer Achtung sprechender Beweis.

Auflösung der Charade in Nr. 2:
„Windrose."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 4. Sonntag, den 28. Januar. 1866.

Wollte einst was Rechtes werden;
Doch mein Vater sagt' es oft,
Daß man nie erreicht auf Erden,
Was man wünscht und was man hofft.

Und mein Vater war im Rechte,
Wen'ger wünscht' ich jedes Jahr —
Was ich heut noch werden möchte,
Ist ein Knabe, wie ich's war.

Die

Nordenberger.

Erzählung

von

Leonhard Wolff.

(Fortsetzung.)

Dort (in Rothenburg) lebte man freilich nicht so geräuschvoll, wie am kaiserlichen Hofe. — Die Beschäftigungen des Gaugrafen und seines Sohnes Arnold waren hauptsächlich die Jagd, und Gräfin Imma und Judith hatten Zeitvertreib genug, sowohl in der Leitung und Beaufsichtigung, wie in ihrer eigenhändigen Mithilfe bei den winterlichen Arbeiten des weiblichen Gesindes.

Judith war seit dem Weggange Hinnek's schweigsamer und nachdenklicher geworden. Ihr abwendes Herz sagte ihr, daß sie einen Kampf zu bestehen haben werde, der ihr junges Leben hart berühren würde. Zwar war sie sich ihrer Liebe zu Hinnek noch nicht vollkommen bewußt; aber die Augen wurden ihr allmählich geöffnet durch das gänzlich veränderte Betragen Arnold's gegen sie, der längst eine glühende Leidenschaft für das junge Mädchen gefaßt hatte. — Auf den Wanderungen, die sie in gewohnter Weise mit einander machten, zeigte er in Worten und Geberden ein so verändertes Benehmen gegen Judith, daß es ihr zu denken gab.

Die Blumen und Kräuter, die er ihr pflücken half, mußten auf einmal die Erklärer seiner Gedanken und Empfindungen werden. — Die prachtvolle Kornblume, die königliche Rose, die reine Lilie kamen zu kurz bei seinen Vergleichungen mit Judith's Stirne, Augen, Wangen und Lippen. — Er deneidete die einfachste Feldblume, die Judith an das Mieder steckte, um ihr Glück. Dabei führten seine funkelnden Augen eine Sprache, welche das arglose Mädchen zuweilen erschrecken und erröthen machte.

Nun war die Knospe geborsten, welche so lange die junge Blüthe barg. — Aber auch der Thautropfen war zugleich auf sie gefallen, der die Blume oft in ihrem ersten Entfalten schon tödtet. — Ja, in verklärter Gestalt erschien ihr Hinnek! — Aber wie im Märchen oft das goldene Geschmeide, welches die trügerische Hexe uns in die Hand legt, sich plötzlich in eine schwarze, werthlose Kohle verwandelt, so verwandelte sich auch der muthige, ihne Hinnek, der rohbetrachtende Retter ihres Lebens plötzlich in Hinnek, den Knecht.

Ein jäher Schmerz durchzuckte Judith's Herz. Sie fühlte und erkannte, daß die Wiege ihres Glückes auch zugleich dessen Grab sei. Sie wußte, daß sie es auf immer in sich verschließen müsse und keiner Seele dürfe ahnen lassen, was und wofür sie leide. — Eine schwere, eine harte Aufgabe für eine kaum achtzehnjährige Jungfrau. Doch das Leiden reift schnell und frühe den Verstand und festigt den Willen. — Der Ernst, der von nun an in Judith's Wesen bemerkbar war, konnte der Gräfin nicht wohl entgehen. Die kindliche Heiterkeit war verschwunden, um aber den häufigen Fragen ihrer mütterlichen Freundin zu entgehen und deren oft geäußerte Besorgniß zu täuschen, that sich Judith Gewalt an, um heiter und fröhlich zu scheinen. — Ihrem Vetter Arnold suchte sie auszuweichen, wo sie nur konnte, und wenn dieß, ohne aufzufallen, nicht thunlich war, so versuchte sie seine unzweideutigen Bewerbungen dadurch ferne zu halten, daß sie seine leidenschaftlichen Worte in der unbefangensten Weise beantwortete, als habe sie gar keine Ahnung von seinen Absichten. — Dieß brachte Arnold in Verzweiflung und hatte nur zur Folge, daß seine Bewerbungen an Eifer und Hartnäckigkeit zunahmen.

Das war eine harte Zeit der Prüfung für Judith. O, hätte sie doch ihr Herz ausschütten dürfen vor der edlen Frau, von der sie mit aller mütterlichen Zärtlichkeit geliebt wurde! — Aber sollte sie auch dem Mutterherzen wehe thun? — Konnten Arnold's Absichten nicht mit den Wünschen seiner Mutter zusammentreffen? — Und mußte sie dann nicht so viel Liebe mit Undank vergelten? — Nein, lieber trug sie ihren Schmerz allein. — Sie hoffte auf die Entfernung Arnold's, welcher nach der glücklichen Rückkehr Marquard's, der nun schon zwei Jahre mit Hinnek abwesend war und im nächsten Frühjahre erwartet wurde, auch hinausziehen und sich die Rechte seiner Geburt im ritterlichen Kampfe verdienen sollte. — Sie hoffte, daß er dann im Geräusche des Heldenlebens und in dem Gewühle der Schlacht ihrer vergessen, oder doch durch längere Entfernung das Unvermeidliche der Enttäuschung leichter ertragen würde. — Wenn sie es wagen konnte, ohne Arnolds Begleitung einen Gang ins Freie zu thun, so begleitete sie der treue Wolf, und das kluge Thier, welches oft mit kummer Geberde ihre Schritte in's Thal lenkte, wurde ihr ein Vorbild des Schweigens und Duldens.

Der eintretende Winter war Judith willkommen; denn er benahm Arnold die Gelegenheit, mit ihr allein zu sein, da nur selten der Graf oder sein Sohn das Frauengemach betraten.

Oft tröstete die edle Gräfin in den trüben Wintertagen die ernste, schweigsame Judith: „Der Frühling kommt auch wieder mit seinem Grün und seinen Blüthen, nach denen Du Dich so sehr sehnst, liebes Kind!“

Judith würde bei solch tröstlichen Reden zur Heuchlerin,

Digitized by Google

in der sie die Gräfin in dieser irrigen Annahme stets und sie gar noch darin bestärkte; denn so schmeichelnd sie sonst den ersten Zeichen des Lenzes entgegenbebte, so hätte sie diesmal dem Winter die doppelte Dauer gewünscht. Allein die Natur richtet sich nicht nach den Wünschen und Grillen der Menschen, und so war denn mit einem Male auch der Frühling da, so unwillkommen er auch der armen Judith sein mochte.

„Wird wohl Hinnek mit dem jungen Grafen zurückkehren?“ — Und kommt er, bin ich wohl stark und gewappnet genug, meine Gefühle so vollständig beherrschen zu können, daß ich mich nicht verrathe und mich selbst unglücklich mache?“ — Diese Fragen stellte sie oft an sich. — Hätte sie ahnen können, daß auch Hinnek denselben Kampf mit sich zu bestehen habe, sie wäre noch unglücklicher gewesen.

Erst war die Kunde gekommen, daß Marquard und Hinnek bei ihrem ersten Waffengange sich schon so hervorgethan hätten, daß selbst der Kaiser auf sie aufmerksam geworden wäre. Man vernahm, daß die Heiden geschlagen und ihrer viele Tausend vernichtet worden waren, ohne jedoch ganz überwunden zu sein. — Die Schaaren des Kaisers hatten sich beim Eintritte des Winters an den Rhein und die Mosel zurückgezogen, aber nur, um mit kommendem Frühjahre die blutige Arbeit von Neuem zu beginnen. — War Marquard nicht gesonnen, dem Heerbanne auf's Neue zu folgen, so mußte er jetzt heimkehren und statt seiner Arnold fortziehen. — Es war zu erwarten, daß Marquard den Wünschen seiner Mutter, die ihren Sohn wieder zu sehen begehrte, Folge leisten würde.

Arnold, so sehr er auch erfüllt war von dem Verlangen, seinen Muth und seine Kraft im Kampfe mit den Feinden messen und erproben zu können, sehnte sich doch nicht besonders nach der Rückkunft seines Bruders; denn er hoffte und wünschte, vorher doch noch die Gunst Judith's zu gewinnen, um sodann mit doppelter Begeisterung um den doppelten Lohn der Liebe und der Tapferkeit werben zu können.

Noch Jemand war auf der Rotkenburg, der dem Frühling mit Ungeduld entgegen sah. — Der alte Hunoz sah noch immer auf seiner Warte und sah sehnsüchtig hinaus, ob er nicht bald den Zug der heimkehrenden Reiter mit fröhlichem Hornzeschmetter verkünden dürfe. — Es verlangte den Alten herzlich, seinen Liebling Hinnek wieder zu sehen. — Er hatte den Strich der wiederkehrenden Zugvögel beobachtet, hatte die längst verrauschten Rufe der Waldthiere vernommen und den Schnee von den Höhen verschwinden sehen. — War es ihm doch, als ob auch er selbst bald heimkehren müsse von seiner irdischen Wanderschaft, als ob auch er nebst tausend Andern Platz machen müsse einem jüngeren Geschlechte. — Er war bereit, zu gehen. — Sein Leben war lang und reich an Abwechselungen, reich an Genüssen und Drangsalen. — Er hatte nichts mehr vom Leben zu erwarten, als dessen Hinfälligkeit und wünschte sich vor seinem Ende nur noch einmal Hinnels frisches, männliches Antlitz zu schauen. — In den drei langen Jahren hatte er erst recht empfunden, was der lebendige, hellsprühende Knabe ihm geworden war. — Hunoz war seiner Sache gewiß, daß der Jüngling und der Mann sich einen schönen Preis vom Leben erkämpfen werde. Darum spähte er auch erwartungsvoll hinaus nach Abend, von woher die Heimkehrenden kommen mußten.

Auch Wingold, Martha und ihre Söhne erfuhren von Hinnels Lob und sahen der Stunde seiner Wiederkehr mit Freuden entgegen.

Da ertönte wirklich einmal von Hunoz's lustiger Warte herab das Signal, welches einen nahen Besuch verkündete. — Hell und lustig klang es über das Thal hinüber, wie ein Freudenruf. — In einer Weise jauchzte und jubelte das Horn, wie es die Burgbewohner von dem alten Wärtel gar nicht gewohnt waren. — Meinte man doch, es gälte, den Kaiser selbst zu begrüßen.

Alles kam auf die Brine. — Graf Magingaud, Gräfin Imma, Arnold, Judith, auch Wingold und die Seinen konnten errathen, wem der lustige Empfang gelte. — Judith war erschrocken, ihr Herz schlug heftig und ihre Brust wogte von Unruhe und ängstlicher Ahnung.

Wie stund sie da, die nun achtzehnjährige, vollendete Jungfrau! Hoch aufgerichtet, mit majestätischer Haltung. — Die vollen, edlen Formen, das schöne Haupt, welches nun, statt von spielenden Ringellöckchen umwallt, mit reichen, goldgelben, ineinandergeschlungenen Flechten umwunden war, trugen das Gepräge einer Königin. — Ihre Wangen flammten und das tiefblaue Auge leuchtete in feuchtem Glanze, wie des Himmels Azur. — So schön hatte Arnold seine Base noch nicht gesehen. — Seit langer Zeit war das frühere Lächeln von ihren Lippen verschwunden, die Rosen der Wangen hatten an Frische verloren, und in ihrem ganzen Antlitze war ein Ernst ausgeprägt, der jede Vertraulichkeit abschnitt. — Arnold hatte das nur zu oft empfunden; um so mehr mußte ihm diese plötzliche Umwandlung auffallen und ein schlimmer Argwohn stieg in ihm auf. Er glaubte und fürchtete, daß sein Bruder Marquard die Ursache dieser plötzlichen Umwandlung sei.

Judith hatte sich längst an den Gedanken gewöhnt, Hinnek wieder begegnen zu müssen, und glaubte auch stark genug zu sein, sich beherrschen und ihrem Herzen Schweigen gebieten zu können. — Sie sühlte sich auch jetzt ihrer schweren Aufgabe gewachsen; nur der überwältigenden Aufregung, die sich ihrer bei der zwar längst erwarteten, nun aber doch so plötzlich eingetretenen Ankündigung bemächtigte, konnte sie im ersten Augenblicke nicht Herr werden.

Graf Magingaud und Arnold ritten den Kommenden entgegen, und nach einer kleinen Weile verkündeten wiederholte Hornstöße, daß die Erwarteten in die Burg eingezittet seien.

Gräfin Imma und Judith standen, die Ankommenden erwartend, an dem Aufgange zum Portale. — Der alte Wolf war an der Seite der Letzteren, und ihre weiße Hand lag auf dem gewaltigen Kopfe des treuen Thieres. — Als die Hufstritte der Rosse vernehmbarer wurden, sah der kluge Hund zu seiner Gebieterin empor, als wolle er fragen, ob er nicht den Kommenden entgegeneilen sollte. Er mußte an den Augen derselben eine bejahende Antwort gelesen haben, denn er sprang plötzlich in langen Sätzen davon und unkreische Hinnek's Roß mit freudigem Springen.

Der Empfang war herzlich und Imma begrüßte ihren Sohn mit dem freudigen Stolze der Mutterliebe. — Hinnek glaubte in Judith eine ganz fremde Erscheinung zu sehen. Sein Erstaunen beim Anblicke der bebren Gestalt ließ im ersten Augenblicke in ihm jede andere Regung verstummen.

Judith bewältigte mit ihrer Bertegenheit bekämpfend, nach ihrem Vetter Marquard auch Hinnek mit herzlichen Worten, doch mußte sie mit der ganzen Kraft des Willens ihr Erstaunen bemeistern; denn auch Hinnek war ein ganz Anderer geworden, als da er ging. — Beide Jünglinge hatten die drei Jahre zu Männern gereift. — Die Veränderung Hinnek's war aber weit auffälliger, als die Marquard's; denn die äußere Erscheinung des Letzteren war keine ungewohnte, während bei Hinnek das Knabengewand der Kleidung eines streitbaren Mannes Platz gemacht hatte. Er war fast wie ein Ritter gewappnet und seiner Stahlhaube fehlte blos die wehende Reiherfeder, die den Träger eines edlen Namens bezeichnete.

Um seine Hüfte hing ein reiches Wehrgehänge an silberner Kette, welches Kaiserin Fastrade dem muthigen Lebensretter ihrer geliebten Judith zum Geschenk gemacht hatte. — Seine Gestalt überragte die Marquard's und hatte sich in kräftigem Ebenmaße zur wahren Heldengestalt entwickelt. — Das offene, von Luft und Sonne gebräunte Angesicht schmückte der männliche Bart, und sein strahlendes Auge, wie es jetzt auf Judith haftete, schien zu sagen, daß von allen Gefahren, denen er bis jetzt muthig und unerschrocken begegnete, die größte erst nahe.

Es war gut, daß die gräfliche Familie mit Judith in das Schloß trat. — Hinnek fand da wie ein Thränender und mußte erst durch die Liebkosungen des treuen Wolf aus seiner Betäubung geweckt werden.

Nun ging es zu dem jetzt versöhnten Vater, zu der vor Stolz und Freude überglücklichen Mutter und den ihn beneidenden Brüdern. — Nichts hatte sich geändert bei den Seinigen, als was eben die Jahre spinnen. — Erzählungen von seinen Fahrten und Abenteuern versprach er auf ein ander Mal zu thun.

Digitized by Google

es drängte ihn, seinen alten Freund Hunoz wieder zu sehen, dessen Hochgemuth er gar wohl verstanden hatte.

Dieser wußte seinen Freude gar nicht Herr zu werden bei dem Anblicke seines Lieblings. — „Bursche“ — rief er aus und Thränen rollten dabei in seinen grauen Bart. — „hätte ich Deine Jugend und Deine Gestalt, die ganze Welt müßte mein sein! Und“, — fuhr er, Hinnel wohlgefällig betrachtend, fort, „mich wundert nur, daß die Damen an Kaiser Karls lustigem Hofe Dich haben wieder ziehen lassen in diese Wildniß! Haben denn die gar keine Augen im Kopfe?“

Hinnel gab gar kurze Antwort auf diese leichfertige Rede des grauen Sünders, und dieses Schweigen bewies dem Alten, daß es sich in diesem Punkte bei Hinnel um eine ernstliche Sache handle. Seine alten Vermuthungen stiegen wieder auf, doch ließ er es vor der Hand bewenden und brachte seinen jungen Freund auf andere Gedanken, indem er ihn aufforderte, von seinen Kriegsthaten zu erzählen.

Der Bericht hierüber fiel ganz zu seiner Zufriedenheit aus. — Hinnel erzählte von den heißen Kämpfen mit dem riesigen Sachsenvolke. Er rühmte Markgrafs ritterliche Tapferkeit und sprach in bescheidener Weise von dem, was er selbst an der Seite seines jungen Gebieters vollbrachte. Allein das feurige und muthige Gebahren, womit Hinnel seine Erzählung vortrug, bewies dem Alten, daß sein „Bursche“ den besten Helden in Kaiser Karls Heere nicht nachstund. — „Hinnel“, — sagte er, — „was Du mir jetzt mitgetheilt hast, kann ich auf einmal nicht verdauen. Mit meinem alten Gehirne geht es mir, wie mit meinem alten Magen; sie können beide nur noch kleine Portionen verarbeiten. Du mußt jetzt täglich zu mir herauf kommen und mir nach und nach Alles, was Du erlebt hast, einzeln berichten. — Man sieht es Deiner ganzen Erscheinung an, daß Du auserzeichnet worden bist. Mir darfst und mußt Du Alles sagen und brauchst mir gegenüber Deine Erfolge nicht zu verheimlichen. Wäre ich Kaiser Karl, ich machte Dich zum Ritter und das schönste Fräulein in allen deutschen Gauen würde ich Dir zur Hausfrau führen.“

Hinnel trieb diese Rede das Blut in die Wangen und er konnte diesmal dem alten Plauderer nicht zürnen. Dennoch sagte er: „Ich will Dich täglich besuchen, Hunoz, und Dir Alles erzählen; nur mit Deinen Anspielungen auf Frauen laß mich in Ruhe; denn ich würde selbst dem Kaiser nicht danken für eine solche Fürsorge. Uebrigens werden wir nicht lange beisammen sein alter Freund. Wie ich weiß, soll schon in den nächsten Wochen Arnold in Begleitung seines edlen Vaters an das kaiserliche Hoflager ziehen, um in dem neuen Feldzug gegen die Sachsen mitzukämpfen. Ich bin nur gekommen, um die Meinigen und Dich wiederzusehen und werde den Grafen bitten, mich wieder mitzunehmen. — Du weißt ja, daß Arnold mir immer brüderlich zugethan war, und es verlangt mich, den thatenfrischen Freund bei seinem ersten Waffengluck bewundern zu können.“

Hunoz sah seinen jungen Freund bei diesen Worten mit zärtlichen Blicken an und erwiederte: „Brav, Hinnel! Du wirst schon Sorge tragen, daß Arnold auch Dich bewundern kann. — Nun aber, Bursche, muß ich trachten, daß mein lustiges Vogelhaus mich noch eine Weile hier oben beherberge; denn daß bin ich gewiß, daß wenn ich mit meinem Horn wieder einmal eure Heimkehr verkünden muß, aus der Truppe ein Helmbusch mehr in der Sonne glänzen wird.“

Und so war es auch, wie Hinnel sagte. — Der kaiserliche Heerbann wurde aufs Neue aufgerufen und Arnold sollte bei diesem Kriegszuge seine Sporen verdienen. — Hinnel's Antrag wurde von dem Grafen und seinem Sohne Arnold gerne angenommen und es ging nun wieder lebhaft an die Ausrüstung.

Die wenigen Wochen, welche zwischen dieser Entscheidung und dem Abzuge lagen, enthielten für einen Theil unserer Bekannten Tage der Unruhe und des Kampfes.

Judith und Hinnel sahen sich selten; denn so wohl gelitten dieser auch durch sein Betragen und seine rühmenswerthen männlichen Eigenschaften bei der gräflichen Familie war, so hatte er doch in deren engerem Kreise keinen Zutritt; auch war die Zeit der kameradschaftlichen Spiele vorüber und Hinnel blieb ein zwar bevorzugtes, aber immer untergeordnetes Glied des gräflichen Hofhaltes. (Fortsetzung folgt.)

Noch einmal eine Druckfehlerberichtigung: In der vorigen Nummer dieser Erzählung ist auf Seite 1. Spalte 1 Zeile 11v statt „einer Dame“ zu setzen: „einer Dame“.

Das Kränzlein.

Mütterlein stickte, Töchterlein pflückte
Blumen, sein Kränzlein frisch zu durchzieh'n;
„Warum verwelken Rosen und Nelken?“
Seufzt sie: „O möchten sie nimmer verblühn!“

Mütterlein sagte, da sie so klagte:
„Alles was blühet, muß wieder verblühn,
Was nie zerstäubet, ewiglich bleibet,
Wohnt nur dort, wo die Sternelein glühn.

Müht dich das Aendern, forme aus Bändern
Kränzlein, wie sie die Jugend einst wand;
Ringst um den Nelken farbige Streifen,
Golden beschrieben von künstlicher Hand

Solchertei Kränzen dankten bei Tänzen,
Arbeit und Spielen an festlichem Ort,
Ernsthaft und scherzhaft, froh und verschmerzend,
Wir manch belebrendes, köstliches Wort.

Aus meinem Kranze, goldig von Glanze,
Sprachen acht Blumen einst sinnvoll mir zu:
Willst du die Lehren, Töchterlein, hören,
Sag ich sie dir und noch andre dazu.

Emsiges Ringen führt zum Gelingen:
Baust du nicht fest, so stürzt Alles die ein!
Nimmer verzagen, frisch wieder wagen!
Tröpfstein auf Tröpfstein durchbohrt auch den Stein.

Zornig und bitzig ist niemals witzig:
Zürnen ist schädlich, doch Keinem wie dir.
Zorn hat, wie Thoren, Weisheit verloren;
Liebe und Achtung verschließet ihm die Thür.

Züchtig und sittig. Flatternder Fittig
Führet das Vöglein in Netz und in Tod.
Dieben drangt Schwingen; Schwingen bringt Springen;
Springen führt häufig in Dornen und Kot.

Freundliches Geben zieret das Leben:
Schlürfe dem Dürstigen nimmer die Hand!
Frommes Erbarmen läßt nicht verarmen;
Wohlthun ist Quelle im brennenden Sand.

Schweigen und Denken thut Niemand kränken:
Vorlaut hat Tadel und Schaden zum Sold,
Horcher und Frager sind auch Verträger,
Reden ist Silber und Schweigen ist Gold.

Mäßig in Freuden spart viele Leiden:
Mäßige Lust nur entwickelt das Bluf;*)
Wärme ernähret, Hitze verzehret;
Zucker auf Zucker bringt Ekel auf Luf.

Nie zu bebende! — Denk' an das Ende!
Wohl dem, der gern in die Zukunft auch schaut!
Wägen, dann wagen; denken, dann sagen,
Schnell ist gebrochen, doch langsam gebaut.

Blumengerüche schwinden; doch Sprüche,
Sinnig geflochten zum schmückenden Kranz,
Lieblich sich ranken, wecken Gedanken,
Leuchten in nimmer verwellendem Glanz!

Mart. Ulrich.

*) Schlächterfisch, die Bandblüthe.

Digitized by Google

„Panem et circenses."

Wer gründ und gewohnt ist, früh und unbeirrbar in das Leben zu schauen, weiß, daß die Menschen, mit Ausnahmen, welche sich unschwer zählen lassen, entweder von der geistestödtenden bleiernen Sorge um die tägliche Nothdurft oder aber von selbstsüchtigen Leidenschaften oder endlich von den tausend elenden Eitelkeiten und thörichten Rücksichten der „Konvenienz" so erfüllt, befangen und gebunden sind, daß sie von Idealen gar nichts wissen oder dafür keine rechte Theilnahme, kein wirkliches Verständniß haben. Kenut und anerkennt doch die niedrige und vornehme Menge — spärlich wiederkehrende Pfingsttage der Weltgeschichte ausgenommen, wo das wie vom Himmel fallende Feuer begeisterter Vorschrittsluft selbst die dürftigsten Geister und kümmerlichsten Herzen anflammt — keine andere Triebfeder menschlichen Thuns und Lassens als den sinnlichen Kitzel in dieser oder jener Gestalt. Panem et circenses: möglichst viel und gut essen und trinken, möglichst wenig denken, möglichst viel Zeitvertreib und Spektakel! In diesen Kreis, fürwahr, ist die Sehnsucht und Befriedigung von Millionen und wieder Millionen „vernunftbegabter" Wesen gebannt, und zwar ohne wesentlichen Unterschied der Bildungsstufen und Lebensstellungen. Selbstsucht, naturwüchsig-naive oder künstlich verfeinerte, bedingt und bestimmt Alles. Das alte Lied, die alte Leier! Aber diese alte Leier, sie spielt den ewigen Grundbaß im sozialen Konzert. Es soll das nicht etwa Vorwurf und Tadel sein, sondern einfach nur Erinnerung an eine Thatsache, ohne Beachtung welcher so vieles in der Weltgeschichte unerklärt und unerklärlich bleiben würde.

Gasbeleuchtung in Egypten.

Das alte Sprüchwort der egyptischen Finsterniß hat aufgehört eine Wahrheit zu sein, denn am 23. September 1864 prangte Alexandrien zum ersten Male in dem neuen Schmuck der Gasbeleuchtung. Der Eindruck, den diese wunderbare, bei der Berührung mit einer Fackel so plötzlich entstehende Flamme auf die arabische Bevölkerung macht, ist gewaltig. Allabendlich begleitet eine Schaar staunender Araber die Laupenanzünder auf ihren Rundgängen, um sich immer wieder von Neuem an diesem befremdlichen Schauspiel zu ergötzen. Ein Theil von dem, was die Märchen von Tausend und Einer Nacht erzählen, ist hier durch die Fortschritte der Naturwissenschaft verwirklicht worden. Es ist lange her, daß Alexandrien als wichtigster Zufluchtsort für die griechische Wissenschaft diente, und man hier das Licht, welches die Welt erleuchten sollte, nicht allein vor dem Erlöschen bewahrte, sondern es auch von Neuem wieder so weit kräftigte, daß es die Finsterniß, die in wissenschaftlicher Hinsicht die Abendländer bedeckte, siegreich zerstreuen konnte. Heute läßt nun der Occident da, wo einst die griechischen Weisen Belehrung suchten, „sein Licht" leuchten, und daß diese einfache Thatsache große Veränderungen dort hervorrufen wird, liegt auf der Hand.

Die Hoffnungen, welche man auf die ausgezeichnete Qualität des im vorigen Herbst erzielten Weines setzte, scheinen sich vollständig zu verwirklichen. Einem Briefe eines Pfälzer Weinproduzenten aus dem Pfälzer Weingau entnimmt die „Bayer. Ztg.": Der vorjährige Wein übertrifft den 11er jedenfalls an Güte, das stellt sich immer mehr heraus. An Quantität freilich war der 11er ein vollständiger Herbst in Folge öfteren Regens, während wir vergangenes Jahr nur einen halben Herbst erzielten; bis wir aber wieder einen 65er bekommen, mögen vielleicht wieder 50 Jahre vergehen. Einen Hauptwein brachte das Jahr 1779, sehr lieblich und mittelmäßig viel. Die Herbstregen abgerechnet, war die Witterung das ganze Jahr hindurch unbegreiflich, von Lichtmeß an ohne die fernste Spur von Frost. Am Benediktustage (21. März) gab's zu Laach (ehemalige große Benediktiner-Abtei, jetzt wieder am Rhein), wie herkömmlich, großen Schmaus. Den Kaffee trank man im Garten, und die Aprikosenbäume in der Eifellandschaft hatten bereits Früchte in der Größe einer Erbse angesetzt. Anfangs fand der Wein keine Käufer, desto mehr aber beim zweiten Abtich. Einen Hauptwein brachte auch das Jahr 1761, stärker als der 1779er, aber nicht so lieblich, ebenso war 1783 ein ganz vorzügliches Weinjahr, der Wein wurde aber lange Zeit überschätzt. Die Jahrgänge 11, 22, 34 dieses Jahrhunderts sind bekannt, weniger vielleicht, daß viele Kenner den 22er selbst über den 11er setzen, daß aber vom 22er so wenig wuchs, daß er vor der Zeit der Vergessenheit verfallen ist. Mit Ausnahme des Jahres 1794 war von 1783—1806 kein gutes Weinjahr mehr. Die Jahre 1816 und 17 waren vollständige Mißjahre; 1785 gab's so schlechten, daß er nicht zu trinken war, aber viel. Die Trauben hat man unter dem Schnee hervorsuchen müssen.

Der Markt von Richmond in der Wirklichkeit.

In französischen Blättern findet man eine Schilderung des Dienstbotenmarkts, welcher jährlich gegen Ende Dezember in Luxemburg stattfindet; wir entnehmen derselben Folgendes: „In unserem Großherzogthum verkaufen sich die Dienstleute beiderlei Geschlechts von Weihnachten zu Weihnachten gegen Preise, welche ihren physischen und moralischen Eigenschaften entsprechen. Es ist für Fremde ein merkwürdiges Schauspiel, von 9 Uhr Morgens an die Stadt von Stellesuchenden erfüllt zu sehen, welche von den entferntesten Orten herkommen, um sich für Geld und Kleidung zu verkaufen, oder von ihren Angehörigen verkaufen zu lassen, in deren Budget dieser Posten eine bedeutende Rolle spielt. Man findet auf dem Markte „Subjekte" von 30 bis 300 Franken, welche letztere zur Aristokratie der Dienstboten gehören. Auf etwa 2- bis 3000 menschliche Artikel kommen ungefähr 1000 Käufer. Der jüngste Dienstbotenmarkt ist glänzend ausgefallen; man konnte da Mädchen in Crinolinen sehen, welche sich um die Stelle einer Kuhmagd bewarben. Die Welt schreitet fort! 2500 Kaufverträge kamen zu Stande, und die Gekauften wurden von ihren Käufern dem Gebrauche gemäß nach der nächsten Schenke geführt, um den Einstandstrunk zu erhalten."

Der „Ehrenbin", ein kleines in Brüssel erscheinendes Witzblatt, erzählt, wie eine Deputation der Hauptwirthsträger des belgischen Grand-Orient zu dem König Leopold II. gekommen sei und ihm die Insignien und Grade der Freimaurerei, mit denen sein verstorbener Vater bekleidet gewesen, angetragen habe. Der König habe sie äußerst liebenswürdig empfangen, allein die ihm zugedachte Auszeichnung mit den Worten abgelehnt: „Ein konstitutioneller König leistet in seinem Leben nur Einen Eid: den auf die Verfassung seines Landes." Dann habe er mit einem leichten Anflug von Ironie beigefügt: „Lassen Sie mir Ihre Statuten, die ich nicht kenne, da; ich will sie genau durchgehen." Bis jetzt hätten aber die Freimaurer von dem König noch keinen weiteren Bescheid erhalten.

Räthsel.

Köstlicher bin ich als Erz,
Härter als des Mörders Herz,
Und es sind zwei Elemente,
Welche unversöhnlich feind,
Die Natur auf ewig trennte,
Wunderbar in mir vereint.

Denn das Wasser mischet sich
Mit dem Feuer inniglich,
Wenn es sich in mir zusammen
Zu dem engsten Bündniß flicht;
Ohne Brand sind meine Flammen,
Und mein Wasser löschet nicht.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 3:

„Zahre" — „Lehre" — „Ehre".

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe

der

Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 5. Sonntag, den 4. Februar. 1866.

Beschränkung.

Kannst Du das Schöne nicht erringen,
So mag das Gute Dir gelingen.
Ist nicht der große Garten Dein,
Wird doch für Dich ein Blümchen sein.
Nach Großem drängest Deine Seele?
Daß sie im Kleinen nur nicht fehle!

Thu' heute recht — das ziemte Dir;
Der Tag kommt, der Dich lohnt dafür.
So geht es Tag für Tag, doch eben
Aus Tagen, Freund, besteht das Leben.
Gar Viele sind, die das vergessen?
Man muß nur nicht nach Jahren messen.

Ed. Bauernfeld.

Die

Nordenberger.

Erzählung

von

Leonhard Wolff.

(Fortsetzung.)

Marquard erwähnte Hinnek's bei seinen Erzählungen von ihrem beiderseitigen Hof- und Lagerleben rühmend. — Dieser hatte sich, nach Marquard's Aussage, durch offenes und gefälliges Betragen, sowie durch sein freies und doch bescheidenes Benehmen bei Allen beliebt gemacht, mit denen er in Berührung kam. — Im Kampfe hatte er sich ausgezeichnet durch Muth und Tapferkeit, so daß er von den Führern nicht unbemerkt bleiben konnte und ihm auch gerechtes Lob widerfuhr. — Beide tapferen Jünglinge hatten in dem Kampfe Schwerter und Streitäxte als Trophäen erbeutet und Hinnek trug sogar den wie ein geaustzter Thierkopf geformten Helm eines riesigen Heiden, den er überwunden hatte, als Siegeszeichen davon. Mehrere Male kämpften Beide in der unmittelbaren Nähe des Kaisers und wurden von diesem auch bemerkt.

Bei der Heerschau, welche Karl nach der Schlacht über seine Schaaren hielt, wurde Hinnek, welcher sich mit dem erbeuteten Helme geschmückt hatte, dessen eherne Zierde in zwei riesige Bockshörner auslief, wohlgefällig von dem Kaiser betrachtet, und die Worte desselben: „Dieser Heim würde sich nicht übel in einem ritterlichen Wappen ausnehmen", durften als das größte Lob und der Ausdruck höchster Zufriedenheit angesehen werden.

Solche Erzählungen mußten natürlich in Judith's Seele das Bild des Geliebten nur noch vervollständigen und verherrlichen, die Ruhe des Herzens aber auch noch mehr untergraben.

Bei Hinnek bedurfte es keiner Vervollständigung an Judith's Reizen, um ihr Bild mit jedem Tage mehr in sein Herz zu graben. Mit scheuer Bewunderung blickte er auf die majestätische Frauengestalt. — Wenn ihr ernster Blick hie und da dem seinigen begegnete, so war es ihm, als ob durch eine trübe Kummerwolke ein heller, leuchtender Stern schimmere, — als ob eine stille, tiefe Trauer das Auge umflore, aus dessen mildem Glanze doch nur Glück und Freude strahlen sollte. — Wenn er sich dann dachte, es könne ein so düsterer Zauber durch irgend eine männliche That gelöst, oder gar, es könne eine solch wunderbar herrliche Jungfrau als Preis durch eine Heldenthat gewonnen werden, so fühlte er sich durchflammt von begeistertem Muthe und durchdrungen von der Gewißheit des Sieges. — Warum war er nicht der Sohn eines mächtigen Grafen oder Ritters! — Warum war Judith nicht das Kind geringer Aeltern? — Doch nein! Judith mußte hoch stehen, — sie mußte höher stehen, als alle Frauen der Erde; denn solche Schönheit und Majestät schafft die Natur nicht für gewöhnliche Zwecke.

Solche Gedanken durchzuckten die Seele Hinnek's und erfüllten sein Herz mit Trostlosigkeit und Schmerz.

Arnold hatte sich getäuscht in seinen Vermuthungen über Judith's Benehmen gegen Marquard war so zurückhaltend, wie gegen ihn selbst, und das aufmerksame Betragen seines Bruders Judith gegenüber ließ keine andere Deutung zu, als die der weiblichen Schönheit und Würde schuldige Huldigung.

Arnold schöpfte wieder Hoffnung. Zur Beruhigung für die voraussichtlich längere Dauer seiner Abwesenheit von den Seinen und dem von ihm angebeteten Wesen wollte er Gewißheit nehmen, ob er Hoffnung auf einstigen Besitz haben könne. — Was er bis jetzt erreicht hatte mit dem Besteben, Judith seine Gefühle verständlich zu machen, berechtigte ihn nicht zu einer entschiedenen Frage. — Sollte sie wirklich weder aus seinen Worten noch aus seinem Benehmen die Absicht der Annäherung erkannt haben? — Sollte er seinen Empfindungen nicht genug Ausdruck gegeben haben und deshalb unverstanden geblieben sein? — Er mußte es wissen und nahm sich deshalb vor, seine Bewerbungen zu erneuern und vor seinem Abzuge eine Entscheidung herbeizuführen.

Mit Schmerz bemerkte Judith Arnold's erneuertes Bestreben, ihre Liebe zu gewinnen. Er hatte ihr die Liebe gezeigt, — er hatte in ihrer Seele die Fähigkeit der Selbsterkenntniß geweckt, und sie sollte ihm nun sagen, daß ein Anderer den Lohn davon trage? — Das konnte sie nicht. — Sie konnte es schon deshalb nicht, weil um ihr Geheimniß Niemand wissen sollte und durfte.

Sie setzte der immer deutlicher und dringlicher werdenden Annäherung Arnold's, so schwer es ihr auch wurde, auch diesmal wieder eine erkünstelte Unbefangenheit entgegen, welche den unglücklichen Jüngling fast bis zur Wuth reizte und in ihm den fe-

Digitized by Google

sten Entschluß erweckte, durch eine offene Erklärung dem verschlossenen unzugänglichen Mädchen eine Antwort abzuzwingen.

In dem Hag, der an der nördlichen Seite der Burgmauer sich hinzog und der auch ein Lieblingsplätzchen der Gräfin Imma war, traf Arnold seine erschrockene Base, wie sie eben sinnend den Lauf des Flusses betrachtete und mit ihrem Blicke an der Stelle weilte, wo Hinnek sie aus den Fluthen an's Land gerettet hatte. Arnold hatte dort einen Sitz errichten und einen Rosenstrauch dahin pflanzen lassen.

„Wüßt Du mich zur Heimkehr abholen, Arnold?“ sagte die beim Anblicke ihres Vetters erröthende Judith. — „Ich bin bereit, zu gehen, komm', laß uns eilen, Deine edle Mutter wird meiner harren.“

„Nein, Judith“, — erwiderte Arnold nicht ohne Aufregung, — „ich suchte Dich wohl, nicht aber, um Dich von Deinem Lieblingsorte wegzuführen, sondern, wenn Du es mir vergönnst, eine kleine Weile bei Dir zu bleiben und Dir Gesellschaft zu leisten.“

„Laß uns lieber gehen, Arnold,“ — bat Judith, — „ich habe lange genug hier geweilt und Gräfin Imma wird mich vermissen.“

„Was dachtest und empfandest Du denn,“ fuhr Arnold mit weicher Stimme fort, — „als Du so sinnend hinab schautest in das Thal? — Freut Dich das frische Grün der Matten und das Blühen der Bäume?“

„Ja, Arnold,“ — erwiderte Judith, — „es ist schön, wenn der Frühling da ist; wenn Blumen und Blüthen uns das wunderbare Schaffen der Natur verkünden; — wenn der Lerche Lied unser Herz erfreut und der hohe blaue Himmel unsere Gedanken hinaufzieht zu dem gütigen Schöpfer, der uns dieß Alles schenkt.“

„Du bist ein edles Wesen, Judith,“ — sagte Arnold mit Wärme, — „und Deine schöne Seele empfängt nicht die kleinste Wohlthat, ohne dankbar dafür zu sein.“

„Ja“, — entgegnete Judith, — „wir sollen Gott danken für die geringste Freude, die er uns schenkt. — Wir sollen aber auch danken für das Leid, das er uns schickt, denn seine Absicht kann auch darin nur gut und weise sein.“

„Hast Du ein Leid?“ — frug Arnold besorgt, — „weil Du von Leid sprichst? — Fast sollte ich es glauben; denn schon lange bist Du ernst und in Dich gekehrt. — Sollten denn die, welche um Dich sind und Dich so sehr lieben, nicht im Stande sein, Deinen Kummer zu lindern und Deine Betrübniß zu verscheuchen?“

„Arnold,“ — sagte Judith fast feierlich, — „ich fühle mich glücklich. Dein edler Vater, Deine unvergleichliche Mutter und Ihr Alle habt mir hier und in Euren Herzen eine Heimath bereitet, wie ich keine schönere finden konnte. — Wenn ich aber etwas in mir verschließe, was mich zuweilen ernst stimmt, so frage nicht; ich kann es Dir doch nicht sagen.“

„Was könnte Dich betrüben,“ — erwiderte Arnold theilnehmend, indem er Judith's Hand erfaßte, — „wenn es nicht die Sehnsucht wäre nach dem Orte, wo Du Deine ersten Jugendjahre verlebtest? — Sieh' dorthin, Judith, wo der Rosenstrauch die Moosbank überschattet. Ich habe Beides dorthin setzen lassen zum Merkmale Deiner glücklichen Rettung. — Hier bist Du zum zweitenmale dem Leben wieder gegeben, — hier ist Deine zweite Heimath und sie kann es für immer bleiben; denn Du findest hier ein Herz, welches keinen anderen Wunsch kennt, als von Dir verstanden und geliebt zu werden.“

Arnold ahnte wieder nicht, wie er mit dieser Rede Judith's Inneres erregte und das Bild Hinnek's lebendiger als je vor ihre Seele führte. Sie erschrack über Arnold's Worte und sagte nach einer kleinen Pause, während sie unverwandt nach der bezeichneten Stelle schaute: — „Du sagtest, dort sei ich zum zweiten Male dem Leben geschenkt. — War dieß ein Glück? oder wäre es vielleicht nicht besser gewesen, mein junges Leben hätte damals geendet, als es Gott zu fordern schien?“

„Um Gottes Willen!“ — rief Arnold mit steigender Erregung, — „welche Worte sprichst Du? Wer hätte mehr ein Recht an das Leben, als Du mit Deiner schönen Seele, Deinem treuen Herzen, Deinem frommen Gemüthe? — Wer mehr, als Du, die Gott so schön geschaffen hat, daß der Ort, an dem Du Dich befindest, zum Paradiese umgeschaffen ist? — Judith!“ — fuhr er mit Begeisterung fort, indem er ihre beiden Hände erfaßte, die sie, zitternd und bebend von innerer Bewegung, ihm nicht entziehen konnte, — „Judith, höre mich an! — In Kurzem ziehe ich zum ersten Male fort von dem Orte meiner Geburt, — fort von meiner Mutter, — fort von den Meinen. — Aber mein Herz bleibt hier. — Judith, ich liebe Dich! — Werde die Meine, Judith! — Im Besitze Deiner Liebe werde ich um die Welt! — Nenne mir den Preis Deiner Gunst, und ich will ihn gewinnen, läge er in der tiefsten Tiefe der Erde verborgen.“

Judith war bis in das Innerste ihrer Seele erschrocken über die Leidenschaftlichkeit Arnold's. Sie fühlte ihr Gebirn schwindeln und sank betäubt auf die Moosbank. — Mit beiden Händen bedeckte sie ihr Gesicht und Ströme von Thränen flossen über ihre erbleichenden Wangen.

Erschrocken stund Arnold vor ihr. — „Judith,“ — sagte er angstvoll, sich zu ihr niederbeugend, — „was habe ich gethan! — Habe ich Dein ahnungsloses Herz mit der ungestümen Gewalt meiner Liebe erschreckt? — Habe ich Dir wehe gethan? — Sieh mich an, Judith, und sage mir, daß Du mir vergibst.“

Aber die schwergeprüfte Jungfrau konnte nicht so schnell antworten. — Der gefürchtete Augenblick war nun gekommen, wo sie eine treue Seele, ein edles Herz von sich stoßen mußte. — Das höchste Glück eines so reichen Gemüthes mit einem Worte zerstören zu müssen, das war ein hartes Werk, eine herbe Pflicht!

„Judith“, — wiederholte bittend Arnold, — „ich habe unrecht an Dir gehandelt. — Du ahntest nichts von meiner Liebe, — ich habe Dich erschreckt mit ihrem Ungestüm; — vergib mir meine Heftigkeit um der Liebe willen, der sie entsprang!“

Judith zog die Hände von ihrem Antlitz und erhob sich. — Der Ausdruck eines namenlosen Seelenschmerzes lag auf ihrem blassen Angesichte. — Sie legte ihre Hand auf Arnolds Schulter und sagte: „Nein, Arnold, Du hast mich nicht überrascht, — schon lange weiß ich um Deine Liebe. — O, ich habe großes Unglück über uns Beide kommen lassen! — Guter Arnold! Ich hätte Dir den Schmerz der Enttäuschung und mir den Kummer ersparen können, Dir jetzt so wehe thun zu müssen. — Damals, als ich die Veränderung Deines Benehmens gegen mich gewahr wurde, hätte ich sagen sollen: „Arnold, Ihr habt mich, die Fremde, mit Liebe aufgenommen; — der edle Graf führte mich hieher in meine neue Heimath und in die Arme einer Frau, die mich mit mütterlicher Zärtlichkeit und Liebe überhäuft hat; — zu Euch, die Ihr mit brüderlicher Zuneigung bemüht waret, meine Jugend zu der glücklichsten zu machen; — laß Dir genügen mit meiner schwesterlichen Liebe, ich kann Dir nie etwas Anderes werden, als was ich Dir bisher war.“ — Hätte ich so zu Dir gesprochen, so wäre vielleicht Deiner wachsenden Empfindung ein Damm gesetzt worden, und Du wärest vor dem Schmerze bewahrt geblieben, den ich Dir jetzt bereiten muß; denn ich vermag auch jetzt nicht anders zu Dir zu sagen, als: Arnold, ich kann Dir nie etwas anderes werden, als eine treue Schwester, eine dankbare Verwandte. — O, es ist hart, zu einem edlen, liebenden Herzen sagen zu müssen: Entbehre und leide!“ — Und wieder sank sie weinend zurück auf die Bank und verbarg das schöne Haupt in den Händen.

Erschüttert und schweigend stund Arnold neben der weinenden Jungfrau und sah mit traurigem Blicke auf sie nieder. — Ihre Worte und ihr Schmerz hatten ihn tief ergriffen. — Wie einen eisigen Wasserstrahl fühlte er es über sein Herz rieseln. — So mit einem Male den Bau der glänzendsten Hoffnungen zusammenstürzen — so mit einem Worte seine schönsten Wünsche vernichtet zu sehen, mußte wohl auf das stärkste Gemüth vernichtend wirken. — Nach einer Weile sprach er mild und ernst: — „Judith, Du hast mir Herbes gesagt. Aber der Kummer, den diese scheinbare Grausamkeit Dir selbst bereitet, mildert den Schmerz, den sie mir zufügt. — Höre mich, Judith! — Wenn ich unerwartet mein ganzes Innere vor Dir aufschloß, so ist dieß nicht die Folge einer plötzlich erwachten Leidenschaft — nein, Judith, — es sind die auflodernden Flammen einer längst

Digitized by Google

brennenden Gluth. — Judith, Du warst als Kind mir die liebliche Erscheinung, die willkommenste Gespielin; — als heranwachsendes Mädchen der Gegenstand meiner brüderlichen Fürsorge und Aufmerksamkeit, und bist nun als Jungfrau das Ziel meines Strebens, der Abgott aller meiner Gedanken und Empfindungen geworden. — Seit Langem bemühte ich mich vergebens, Dir den Zustand meines Herzens deutlich zu machen, in der süßen Hoffnung, nur ein schwaches Merkmal zu erhalten, daß Dir meine Bewerbung nicht mißfiele. Aber ich hoffte vergeblich auf ein solches Zeichen und mußte annehmen, daß mein Betreben Dir gänzlich unverständlich geblieben sei. — Nun sagst Du, Du habest mich erraten und schon von vornherein Mitleiden gefühlt für ein Beginnen, dessen Erfolglosigkeit uns Beide nur unglücklich machen müsse. — Was mich Deinen reinen und edeln Herzen so ferne hält, ich will nicht fragen, — nur das verstehre mir, Judith, daß nicht ein Anderer schon Dein Herz besitzt, damit nicht der Haß einziehe in meine Brust; denn das fühle ich, daß ich den, der mir Deinen Besitz raubt, hassen könnte bis in den Tod." —

Judith durchzuckte es wie tausend Messerstiche bei dieser leidenschaftlichen Drohung — Sie erhob sich, sah mit ihren großen Augen in das flammende Antlitz Arnolds und sagte mit bewegter, feierlicher Stimme: „Arnold, Du wirst mich nie als das Weib eines Andern sehen! — Und nun laß uns gehen und geleite mich zu Deiner edlen Mutter."

Mit diesen Worten nahm sie Arnold bei der Hand, und sie wandelten so schweigend und ernst durch die Burgpforte und verschwanden in dem Dunkel der Halle.

(Fortsetzung folgt.)

Es macht am Ende viel.

Ihr gratulirt mir
Zu meinem Bräutchen
Ein wenig kühl!
Seht, liebe Leutchen,
Es bringt mein Bräutchen
Mir doch so Manches,
Was nicht so übel
Zum Ruheſühl.

Als zum Exempel
Ein wenig Jugend,
Ein wenig Schönheit,
Ein wenig Tugend,
Ein wenig Frohsinn,
Ein wenig Neigung,
Ein wenig Wohlstand —
's ist ein Asyl!

Ein wenig Einsicht,
Ein wenig Bildung,
Geist und Gefühl;
Dies Wenige sämmtlich,
Dies viele Wenige,
Es macht, summir' ich's,
Am Ende viel.

Amana George.

Carl August und die graue Piquesche.

Herzog Carl August von Weimar, der Freund Göthe's, starb 1818. — Es ist bekannt, daß sich der „alte Herr" nirgends wohler fühlte, als in den schattigen Gängen des Parkes von Weimar. Er nahm im Borkenhäuschen und im römischen Hause gern auf längere Zeit Quartier, und wie sehr ihm diese Einsamkeit behagte, davon legen seine Briefe ein rührendes Zeugniß ab. So saß er denn auch einmal an einem wunderschönen Maiabende vor dem römischen Hause und kehrte dem Wege, der gerade hinter ihm zur Stadt führte, den Rücken zu, wie das so seine Gewohnheit war. Behaglich lehnte er im Schaukelstuhle, die Thonpfeife im Munde, die Hände in den Taschen seiner stereotypen grauen Piquesche, und das Herz ging ihm auf beim Anblick des Abendhimmels und bei all dem Grün und dem Vogelgesang ringsumher.

Er war so vertieft, daß er den Mann nicht bemerkte, der vom Dorfe Ober-Weimar daher kam. Es war der Sattlermeister H., der ausgegangen war, um den schönen Nachmittag zu genießen, aber in's Wirthshaus gerathen war und ein wenig über den Durst getrunken hatte. Wie der Mann nun näher an das römische Haus kommt und die Gestalt in der grauen Piquesche davor erblickt, fährt es ihm plötzlich in alle Finger und er denkt: „Warte, da hab' ich Dich ja, Du nichtsnutziger Kammerdiener. Jetzt sollst Du dafür büßen, daß Du armer Teufel mit der Tochter eines Sattlermeisters schön thun willst, und daran bist Du auch Schuld, daß ich nicht großherzoglicher Hoflattler geworden bin — warte, jetzt sollst Du die schönsten Prügel bekommen." Im Fliederbaum schlägt eine Nachtigall. Carl August lauscht mit Entzücken — und immer näher kommt der Rächer daher geschlichen und durch die Luft sitzt der Knotenstock . . .

Wie der Wind stand der Großherzog auf den Füßen. Er griff nach seinem Rücken, die Pfeife lag zertrümmert auf dem Boden. „Himmeldonnerwetter!" das war Alles, was er in diesem Moment zu rufen vermochte. Aber in demselben Augenblicke wurde der zum Tode erschrockene Sattlermeister so nüchtern, als ob er nur Wasser getrunken hätte. Erst taumelte er gegen einen Baum und lag eine Sekunde wie leblos da, aber dann raffte er sich zusammen und rannte, als wäre der Böse hinter ihm, der Stadt zu.

„Du, du", rief Carl August, „komm heraus, ein verflucht er Kerl hat mich durchgebläut. Lauf hinterdrein, sieh nach, wer es ist!"

Der Kammerdiener stürzte aus dem Hause und dem Missethäter nach. Als er außer Athem zurückkehrte, berichtete er den Namen und Stand des Unglücklichen, den er noch eingeholt hatte. „Er hat Hoheit für mich gehalten, weil ich Ihre abgelegten Piquesche tragen darf. Und weil ich arm bin, will er mir seine Tochter nicht geben, obgleich wir uns sehr lieb haben, und er glaubt auch, ich hätte Hoheit beredet, ihn nicht zum Hoflattler zu machen. Darum hat er mich durchprügeln wollen."

Der Herzog rieb sich noch immer den Rücken. „Also so lieb habt Ihr Euch? Hm! Freilich von Deinem Einkommen können Frau und Kinder nicht satt werden. Aber höre, es ist mir doch lieber, wenn Du meine alten Röcke nicht mehr anziehst. Solche Verwechselung könnte sich am Ende wiederholen."

Am nächsten Morgen trat der Kammerdiener mit dem Befehle in die Werkstatt, der Meister H. solle sich sofort ins römische Haus verfügen. Lachen mußte er doch über den kreideweißen Sattler, der mit schlotternden Knien dastand und mit Frau und Tochter um die Wette jammerte. Daß er in der Nacht kein Auge zugethan, brauchte er nicht erst doch und theuer zu versichern, aber es half nun nichts, der Sonntagsrock mußte angezogen werden und fort ging's. Der Meister glaubte, es ginge direkt an den Pranger; die Frau sah ihren Mann schon im Zuchthause.

Im Vorzimmer brauchte er nicht lange zu warten, der Herzog ließ ihn rufen. Da stand Karl August mit strenger Miene und flammenden Augen. — „Weiß Er, was Er verdient?"

Der Sünder stürzte auf seine Knie und flehte um Gnade, allein Carl August rief: „Aufstehen — Er soll sich seine Strafe selbst wählen. Nun?"

„Hoheit . . ." stammelte der Meister endlich nach einer langen Pause, aber er brachte nichts weiter heraus.

„Er scheint noch zwischen Pranger und Eisen zu schwanken, so will ich Ihm die Strafe dictiren. Erstens — ist seine Tochter heute über vier Wochen die Frau desjenigen Mannes, den er gestern durchprügeln wollte, und der von heute ab den doppelten Lohn erhalten wird, und zweitens . . ." Hier mußte er sich auf die Lippen beißen, denn das Gesicht, welches der verblüffte Sattler aufsetzte, war unendlich komisch. „Und zweitens — soll Er von nun an alle Tage an den Mann denken, den er durch-

Digitized by Google

geprügelt hat. Will sagen: Er bringt über seiner Thür ein Schild an, worauf mit großen Buchstaben „Hofsattler“ steht, und dieses Schild sieht Er an jedem Tage an und denkt: Pfui, schäme dich, du bist Sattler des Weimar'schen Hofes und hast dem Ersten an diesem Hofe den Rücken weich geschlagen. Verstanden? Also marsch!“

Wie der Meister wieder in's Vorzimmer gekommen, das wußte er natürlich nicht. Erst als er an der Brust seines „sieben Schwiegersohnes“ lag, ward er sich klar, daß alles kein Traum wäre. Dann ging es mit Sturmschritten nach Hause. Daß er am Abend sehr viel über den Durst trank, war gewiß erklärlich, denn er hatte ja die Gefandheit des Hofsattlers und des Brautpaares auszubringen, und den alten „Herrn“ ließ er wenigstens zehnmal hoch leben. (Telegraph.)

Patriarchalische Zustände.

Der Redakteur der „Soz. de Midi“, Hr. Henri Olive gibt folgende Sittenschilderung aus dem mittäglichen Frankreich. Die Mädchen auf den Dörfern heirathen fast ohne Ausnahme. Sie sind nicht, wie unsere Stadtdamen, abstoßend und kokett gegen Freier, und das Kordgeben scheint bei ihnen eine völlig unbekannte Sache zu sein. Folgenden Abschluß habe ich — sagt Olive — selbst mit angesehen; es beweist, welchen Einfluß noch die bescheidenen, naiven Sitten auf die Ehebedürfnisse der Landleute haben. Der Bräutigam machte geltend, daß er vorzüglich kräftige Arme habe und eine Hütte als Obdach. Die Braut bot als Mitgift, abgerechnet ihre persönlichen Eigenschaften und ihre Tüchtigkeit zu Feldarbeiten, eine gut genährte Kuh. So fand also eine gegenseitige Ausgleichung statt und man war bereit, sich zu verständigen. Nur noch ein Punkt war zu ordnen. In diesem unwichtigen Lande kennt man die Trousseaux noch nicht. Als ganze Austeuer betrachtet man lediglich den Anzug, den man auf dem Leibe hat. Da bemerkte der Zukünftige, daß die Schuhe der Braut in einem bedenklichen Zustande waren und daß sie voraussichtlich binnen Kurzem wohl einer Erneuerung bedürfen würden. Er verlangte daher von ihr, vor der Verheirathung diesen neuen Erwerb zu bewerkstelligen, weil er später, als Gatte, zu dieser Ausgabe verpflichtet sein würde. Ueber diese neuen Schwierigkeiten entspann sich ein langer Wortwechsel. Die Eltern intervenirten. Es kam dabei zu einem gegenseitigen Ultimatum, zur Drohung des Rücktritts, kurz, die Braut vermochte nicht länger ihre innere Aufregung zu unterdrücken, stieß einen tiefen Seufzer aus, verfiel dann in Wehklagen, wovon auch der Bräutigam gerührt wurde, und auch die Eltern wurden ihrerseits wehmüthig bewegt. Endlich erfolgte die gegenseitige Versicherung einer so innigen Liebe, die nie, nimmermehr durch ein Paar Schuhe getrübt werden könnte, und Alles kam wieder in Ordnung; man brachte nämlich eine Uebereinkunft zu Stande, nach welcher sich jeder der kontrahirenden Theile verpflichtete, die Hälfte für die Fußbekleidung, die einzige Ursache dieser erschütternden Scene, zu bezahlen. Hierauf geschah dann das Eheversprechen. Kräftige Handschläge wurden gewechselt und man trennte sich, um sich bald wieder zu sehen. Man unterrichtete mich, daß diese Versprechungen fast die Gültigkeit eines Kontraktes hätten. Derjenige Theil der Verlobten, der sein Wort etwa zurückzöge, würde gehalten sein, eine Wandelpön von 15 Francs zu zahlen. Allerdings ist ein derartiger Fall äußerst selten. Jeder Bauer ist froh, seine Töchter, jeder Hirt seine Hirtin zu finden. Ein alter Hagestolz auf dem Lande, und namentlich in dem Gebirge, würde als eine unerklärliche Erscheinung gelten.

Die bedeutendsten Petroleumquellen finden sich im nördlichen und westlichen Theile von West-Virginien, im südöstlichen Theile von Ohio, im nordwestlichen Theile von Pennsylvanien, in Canada auf der nördlich vom Erie-See liegenden Halbinsel und im südlichen Californien. In West-Virginien zeigt sich eine so massenhafte Verbreitung des Petroleum, wie an keiner anderen Stelle von Nordamerika. Der Hauptpunkt der Oelregion ist Parkesburg, Hauptstadt der Wood-County und am Einflusse des Little-Kanawha in den Ohio gelegen; in diesem Wood-County befindet sich der Centralpunkt der Oelquellen, der berühmte Burning-Spring-Run, welcher von Norden her in den Little-Kanawha mündet. In Ohio bildet die Stadt Marietta den Mittelpunkt des Oelhandels, Washington-County producirt das meiste Petroleum. Die große Ausdehnung der Quellen im Nordwesten bewiest, daß sich, ebenso wie in West-Virginien, die Oelregion in Ohio nicht als einen Gürtel, sondern als ein unregelmäßig gestaltetes Land darstellt. Die Quellen in Pennsylvanien sind am bekanntesten; im Oil-Creek, der davon den Namen hat, wurden 1861 die ersten Quellen entdeckt. Man berechnete in den Jahren 1861 und 1862 den täglichen Ertrag der Quellen auf 8000 Barrels — eine einzige Quelle lieferte zeitweise 3000 Barrels den Tag — 1863 sank er zu 6000 Barrels, 1864 auf 4000 Barrels, in neuester Zeit hat sich die Ergiebigkeit wieder bis zu 6000 Barrels täglich gesteigert. Noch stärkere Quellen als im Oil-Creek haben die Bohrversuche in den Grafschaften Lawrence, Butler, Armstrong und Clarion erschlossen. In Canada sind neuerdings auch im Osten am St. Johns River bedeutende Quellen aufgefunden worden, bisher war nur der Westen ausgebeutet worden. In Californien hat man Erdölquellen an vielen Stellen gefunden, die wichtigsten liegen bei Buenaventura, etwa 320 Meilen südlich von San Francisco in einer aus bituminösem Schiefer bestehenden Bergkette; Ojai ist der Name der ergiebigsten Region. Außerdem hat man Petroleum entdeckt und auszubeuten begonnen im Staate New-York, in Merico, Texas, sowie in der neuesten Zeit in Kentucky, Michigan, Indiana, Colorado, Oregon, Tennessee, Illinois, Missouri, Montana und auf Cuba.

Joseph II. und Mozart. Kaiser Joseph II. war ein großer Freund der Musik; besonders liebte er den Gesang. Er hatte eine gute Baßstimme und schrieb für sich selbst zuweilen eine Kleinigkeit, die ihm auch in der Regel recht gut gelang. Einst wagte er sich an eine große Arie. Nachdem er sie vollendet hatte, ließ er sie in aller Stille einer kleinen italienischen Oper einlegen und auf seinem Privattheater in Schönbrunn zu Gehör bringen. Niemand sollte wissen, wer die neue Arie komponirt habe; aber — Jedermann wußte es. Unter den Zuhörern befand sich der damals in Wien lebende berühmte Tonsetzer W. A. Mozart. Was Joseph II. unter den Königen und Kaisern seiner Zeit war, das und noch mehr war Mozart unter den Tonkünstlern. Dieser Musikfürst aber war ohne allen Stolz, ehrlich wie ein echter Oesterreicher und gutmüthig und offen wie ein Kind. Zu Mozart wendete sich der Kaiser mit der Frage: Nun, was sagst du zu der Arie? Je nun, erwiderte er rund heraus und ohne alle Verlegenheit, die Arie ist halt gut; der sie aber gemacht hat, ist doch viel besser.

Räthsel.

Kennst Du den Künstler, der in nie erschöpfter Kraft
Aus seinem Innern nur Bild auf Bilder schafft?
Mag auch des Malers Kunst an Treue ihn erreichen,
An Schnelligkeit wird sie gewiß ihm niemals gleichen.
Den Lockungen der Schmeichler widersteht er kühn,
Noch nie gelang es, ihn zur Lüge hinzuleh'n.
Drum steht bei schönen Du wie häßlichen Gestalten,
Mit Treue stets die Hand des Künstlers walten.
Wohl machet er bei Schönen stets am meisten Glück,
Doch tritt vor ihm die minder Schöne nicht zurück.
Im Kampf der Neigungen muß jedes Mißvergnügen
Bei ihr den stärkern Reiz der Reizer überwiegen,
Die Schaar des schöneren Geschlechts bleibt ihm geneigt,
Wenn in dem schlimmsten Fall ihm alle Gunst entweicht.

Auflösung des Räthsels in Nr. 4:
„Diamant.“

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe

der

Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 6. Sonntag, den 11. Februar. 1866.

Erreicht.

Was ich ersehnt in Wunsch und Traum,
Wenn es mir endlich ward verlieh'n,
Es konnte mir genügen kaum,
Weil's der Erwartung schöner schien.

Doch wenn ich je ein Glück erhascht,
An das ich nie zuvor gedacht,
So hat, weil es mich überrascht,
Auch Kleines selig mich gemacht.

D. M.

Die

Nordenberger.

Erzählung

von

Leonhard Wolff.

(Fortsetzung.)

Aus der Höhe erblickt der fröhliche Sänger der Lüfte sein Nest und läßt sich auf rudernden Schwinge nieder in seine luftige und duftige Wohnung. — Aus der Höhe erspäht der Raubvogel sein Opfer und fährt mit Blitzesschnelle nieder auf das ahnungslose, dem Tode geweihte Geschöpf.

Hinnek war auf der Warte und schaute hinaus und hinab über Flur und Thal. — Diese Hügel und Wälder hatte er als Knabe durchstreift in müßiger Gedankenlosigkeit. — Dort unten in den Höfen hatte er mit den jungen Grafen den Waffenübungen obgelegen, und durch das blühende Thal und über die bewaldeten Höhen durfte er den Jagdzügen des Grafen folgen und die hellklingende Stimme Judith's vernehmen. — Von jenem Fenster aus winkte sie ihn zu sich und schenkte ihm das schöne Gewand. — Dorten am Portale reichte sie ihm die Hand zum Abschiede und dankte ihm mit unvergeßlichen Worten. Er fühlte wiederholt ihre Thräne auf seine Hand fallen und brennend durch sein Herz rieseln. — Alle seine eigenen Vorsätze und Selbstversprechungen, alle offen ausgesprochenen und versteckten Ermahnungen des alten Hunoz machten in solchen Augenblicken dem heißen Verlangen nach dem Besitze der herrlichen Jungfrau Platz und erregten den Neid auf den einstens Beglückten. — Er erblickte auch Arnold's Moosbank mit dem Rosenstrauche, wo er das lebloſe Mädchen in den Armen hielt, — wo das erste Oeffnen ihres Auges ihm einen Himmel erschloß, der Alles in sich faßte, was er bis jetzt unter Glückseligkeit verstehen konnte. — Dort war auch das geöffnete Burgpförtchen, durch welches er mit dem treuen Wolf eilte, um der Gefährdeten zu Hilfe zu kommen. — Gedankenvoll schaute er auf den Ort, — da schritten plötzlich zwei Gestalten — Arnold und Judith — Hand in Hand herein. — Sie gingen schweigend und langsamen Schrittes durch die Halle und verschwanden in dem Dunkel des Bogenganges.

Hinnek fuhr zurück von der Lucke, als hätte ihn eine Viper gestochen. Als Hunoz das Zusammenschrecken und das so veränderte Gesicht seines jungen Freundes sah, frug er: „Was ist Dir denn, mein Burſche? Aus Deinen Augen leuchtet es ja, wie Thor's Blitze!“

„Ich muß hinaus!“ — schrie Hinnek — „ich sehe Rauch aufsteigen aus den Opferhainen. — die Geister der Heiden feiern ein Opfermahl der Rache. — Ich will sie belauschen, ihre Gesänge lernen und mit ihnen aus dem Horne das Blut der erschlagenen Feinde trinken!“ — Und ohne die verwundernde Bemerkung Hunoz's zu hören, stürzte er die Treppe hinab, den staunenden Alten allein lassend.

Mehrere Tage lang sah Hunoz seinen Liebling nicht. — Dieser wurde überhaupt nicht gesehen, und die ihn vermißten, glaubten ihn eben mit den Vorbereitungen zur nahen Abreise beschäftigt.

Diesen Vorwand benutzte er auch zur Entschuldigung für sein Ausbleiben, als er wieder auf die Burg und zu Hunoz kam, und als ihn dieser frug, was er denn mit dem heidnischen Opfermahle gewollt habe, entgegnete er lachend: es seien ihm auf einmal die Gestalten der heidnischen Sachsen vor die Augen gekommen, und es wäre ihm wirklich gewesen, als ob drüben über'm Thale die Opferhügel rauchten und dort eines der heidnischen Feste begangen werde, die er — Hunoz — ihm so oft und lebhaft beschrieben habe. — Dieser nannte ihn einen Schwärmer und rieth ihm, lieber der Freya zu opfern, als dem Wali.

Hinnek war aber wirklich in den Wäldern herumgeirrt wie ein Verzweifelter, und hatte erst nach langem Kampfe mit sich selbst die Ruhe und Besonnenheit gefunden, welche er schon lange zu besitzen glaubte.

Nun rückte der Tag des Abzuges immer näher heran. — Judith war schweigsam und in sich gekehrt, was um so weniger auffiel, als dieß die Art und Weise ihres bisherigen Benehmens war.

Still und ernst, wie leicht ein Jüngling werden kann, der zum ersten Male die Heimath verläßt, um Gefahren und Abenteuern entgegen zu gehen, war Arnold; — nicht so Hinnek, — dieser benahm sich männlich und besonnen und vermied, soviel er konnte, Judith zu begegnen.

Jedes von diesen Dreien hatte ein schmerzliches Geheimniß zu bewahren. — Während Freundschaft und Liebe diese edlen Herzen unter einander verband, hielt ein durch die Umstände herbeigeführtes Mißtrauen sie von einander entfernt, und erst die Zukunft sollte den drückenden Zauber lösen, der die edelsten Gefühle des Menschenherzens hier zur Quelle des Leidens umschuf.

Im Osten von der Rothenburg zieht sich eine dunkle Waldhöhe, der Steiger-Wald, hin, der in seiner ganzen Länge von Süden nach Norden den Taubergau abgrenzt.

Digitized by Google

Einzelne Vorsprünge dieser Gebirgshöhe, wie der Luginsland und der Nordenberg, gewähren eine weite Fernsicht über die ganze, in welchen Anschwellungen und Senkungen sich ausbreitende Landschaft.

Zur Zeit unserer Geschichte mag diese wohl statt aus reichen Kornfeldern und selten Wiesgründen, wie sie jetzt das Auge erfreuen, mehr aus Wald und Haideland bestanden haben; — doch fehlte es damals schon nicht an bebauten Felde, zerstreuten Dörfern und einzelnen Gehöften.

Wenn man von dem Nordenberge aus östlich an den heute noch prachtvollen dichten Wald eindrang, gelangte man an einen schluchtartigen Bergeinschnitt, welcher, ungefähr beiviertel Stunden von dem Flecken Bernheim — nun Burgernheim — entfernt, in dem fast undurchdringlichen Urwald versteckt lag.

In diesem Waldesdickicht riefteten schon damals die den Anwohnern des Steigerwaldes gar wohl bekannten Heilquellen, welche auch von den Bewohnern der Rothenburg in Krankheitsfällen häufig gebraucht wurden.

Einige Tage vor dem Auszuge des Grafen Magingaud veranstaltete Gräfin Imma, welche in der letzten Zeit die Burg wegen Unwohlsein wenig verlassen hatte, eine Jagdpartie in den Revieren des Steigerwalds, woran auch Marquard, Judith und Hinnek theilnahmen. Die Gräfin hatte die Absicht, bei dieser Gelegenheit die Bernheimer Quellen zu besuchen.

Als der Zug beim Walde ankam, sagte die Gräfin zu Judith: „Bleibe Du bei der Jagd, mein Kind, — ich werde mit einiger Begleitung zu den Quellen reiten, um zu trinken; — das Jagdhorn wird uns in einigen Stunden schon an die bestimmte Stelle zusammenrufen!“ — Judith wollte zwar die Gräfin begleiten, diese aber litt es nicht, weil sie von frühere wußte, daß die Jagd ihrem Schützling große Freude mache.

Man trennte sich. — Die Jagdgenossen drangen in den dichten Wald ein, der reich an Wild, besonders an Hirschen, Wildschweinen und Bären war. — Judith befand sich beim Beginne der Jagd an Marquards Seite.

Von Zeit zu Zeit ertönte das Jagdhorn, und an seinen Signalen konnte man erkennen, ob ein Wild aufgefunden, oder ob eines erlegt war.

Rasch verflogen die Stunden und die Jagenden waren weit zerstreut, als die Hörner auf dem Befehl Marquards lautönend die Genossen herbeiriefen an die zur Zusammenkunft bestimmte Lichtung.

Von allen Seiten drangen die von Jagdlust und Anstrengung erhitzten Jagdgefährten aus dem Dickicht. Auch Gräfin Imma war bald zur Stelle mit ihrer Begleitung, — nur Judith fehlte noch. — Man war gewohnt, die Verwegene gewöhnlich als die Letzte bei der Zusammenkunft erwarten zu müssen. — Marquard stimmte sich nun noch, daß Judith bei der Verfolgung eines Rehes, welches vor ihnen aufgebrochen war, von seiner Seite kam. — Man wartete noch eine geraume Zeit und ließ fortwährend den Ruf der Hörner nach allen Seiten hin erschallen; — als aber die Jungfrau immer noch nicht kam, gab Marquard den Befehl, nach dem Fräulein zu suchen.

Man zerstreute sich nach allen Seiten, und auch Marquard und Hinnek drangen wiederholt in den Wald. — Ersterer nach der Gegend zu, wo Judith ihn verlassen hatte.

Hinnek suchte emsig und entlockte seinem Horne die Melodien, die er von Hunoz gelernt hatte und Judith bekannt sein mußten. — Lange suchte er vergeblich, bis er endlich durch die schlanken Stämme der Tannen, welche den Waldrand bildeten, etwas Weißes zu sehen glaubte. — Er eilte darauf zu und sah wirklich, als er aus dem Walde trat, Judith's weißen Zelter ruhig in dem fetten Grase weiden. — Aengstlich spähete Hinnek umher nach der Reiterin. — Sollte sie verunglückt sein? — Er ging auf das edle Thier zu, flocht liebkosend dessen sammtenen Hals und frug es nach seiner Herrin. — Da wandte das kluge Thier den Kopf nach der Seite, wo die Sonne schon sich zu neigen begann und die fernen Zinnen der Rothenburg sich in scharfen Umrissen aus dem glänzenden Abendhimmel hervorhoben.

Hinneks Auge folgte der angedeuteten Richtung, und wirklich — dorten am Rande des Nordenberges saß die Jungfrau auf einem umgestürzten Baumstamme, gedankenvoll hinausschauend in die weite, von der Abendsonne beleuchtete Landschaft.

Hinnek blieb betroffen stehen und wagte nicht, sich der Sitzenden zu nähern. — Endlich ergriff er sein Horn und ließ einige sanfte, wohlbekannte Rufe ertönen. — Judith erhob sich und errötherte sichtlich, als sie Hinnek unsern von sich sah. — Dieser ging langsamen Schrittes auf sie zu und sagte, ehrerbietig das Jagdbarett ziehend: „Edles Fräulein, das ganze Gefolge ist ausgesandt, Euch zu suchen; — ich bitte, beruhigt Euch, Gräfin Imma ist wegen Euch in großer Sorge.“

Judith war Hinnek gegenüber verlegen und erwiderte: „Die edle Gräfin wird mich schelten, daß ich mich vom Jagdgefolge entfernt habe. — Ich ließ meinem Zelter freien Paß, und so trug er mich hieher auf diesen reizenden Hügel. — Ich muß ihm danken, denn dadurch ward es mir vergönnt, den prächtigen Anblick der scheidenden Sonne zu genießen.“

„Ihr habt,“ — entgegnete Hinnek, sich vergessend, „nur Euer eigenes Ebild bewundert, edles Fräulein.“

„Wie meinst Du das?“ — frug Judith den über seine eigenen Worte erschrockenen Jüngling.

„Vergeiht, o Herrin!“ — stammelte dieser, — „verzeiht meiner ungeziemenden Rede.“

„Ich finde nichts Ungeziemendes in Deinen Worten,“ — erwiderte Judith, — „möchte aber gerne erfahren, was ich mit der untergehenden Sonne gemein habe.“

Hinnek erschrack über die mißverstandene Auffassung des ihm unwillkührlich entschlüpften Geheimnisses und sagte mit nun nicht mehr zu unterdrückender Wärme: „O, nicht die untergehende, nein die strahlende, Alles erwärmende Sonne ist Euer Ebild, edle Judith! — Die segenspendende Königin des Tages, die mit ihrem Erscheinen Alles zu neuem Leben erweckt, in ihrem Laufe jedes Dasein beglückt und erfreut, mit ihrem letzten Scheideblicke noch die Erde verklärt und mit ihrem himmlischen Scheine verschönt.“

Judith schaute den Begeisterten, der mit entblößtem Haupte dastand, den feurigen Blick in den glänzenden Abendhimmel gesenkt, bewegt und erstaunt an. So lief das Bild ihres Lebensretters in ihre Seele geprägt war; so lebhaft dessen heroische Jünglingsgestalt beständig vor ihrem Auge schwebte; so großes Wohlgefallen sie an seinen männlichen Tugenden und seinem muthigen Benehmen empfand: so ließen ihn doch diese feurigen Ausdrücke seiner innersten Gedanken und Empfindungen in den Augen Judiths jetzt in einer ganz anderen, neuen Gestalt erscheinen. — Sie hatte niemals, selbst als sie vor Jahren ihm mit thränenden Blicken Lebewohl sagte, anders zu ihm gesprochen, als wie zu einem Untergebenen, dem man wohl will, und Hinnek gebrauchte nie andere Worte gegen sie, als die der Ebrerbietung. — Was er aber eben gesagt, war eine feurige Huldigung. Das sah, das fühlte sie, und ein süßes Gefühl durchschauerte ihr Inneres. — Sie schwieg. — Ihr Schweigen war nicht Nachdenken, es war die Wirkung einer überraschenden Wahrnehmung, die zugleich beglückten und erschrecken konnte.

Die Pause, welche durch das beiderseitige Schweigen entstand, brachte Hinnek wieder zur Besinnung. Er fühlte, daß er in dem Anblicke der im Feuerscheine der Abendsonne sich ihm in fast überirdischer Schönheit darstellenden Frauengestalt Alles vergessen hatte, was er sich gelobt. — Er hatte vergessen, was Arnold der Jungfrau sein könne, und wie hoch sie über ihm stehe. — Er stund da, gesenkten Hauptes, — die dunkeln Locken fielen über seine Stirne, als wollten sie den glühenden Schein des Auges mit Nacht umhüllen. — Mit fast flehender Stimme sprach er: „Verzeihung, Herrin! — Müßte ich Euch in diesem wunderbaren Bilde schauen, um zu vergessen, daß es Wesen gibt, die ihrer Lebensflamme nur mit stummen Blicken danken und die höchste Schönheit nur schweigend bewundern dürfen!“ —

Judith hatte in den letzten Wochen viel nachgedacht über ihren Seelenzustand. — Daß Hinnek ihr theuer war, das sagte ihr ihr Herz, bestätigten ihre Gedanken und Träume; — daß diese Liebe beherrscht, streng bewacht werden und verborgen bleiben müsse, sagte ihr ihr Verstand. — Die Kundgebungen Ar-

Digitized by Google

nolds hatten sie schmerzlich berührt und ihr Herz mit Angst und Kummer erfüllt. — Doch sie glaubte überwunden zu haben. — Nur noch wenige Tage, und sie war allein mit ihrem Schmerze. — Judith war tief religiös und hoffte, die gütige Vorsehung werde ihr den Kampf bestehen helfen. — Nur davon hatte sie keine Ahnung, daß Hinnek auch sie liebe. — Auf diesen neuen und stärkern Angriff, der ihr obnehin tief erregtes Gemüth bestürmen könnte, war sie nicht vorbereitet. Und wer konnte nach dem eben Erlebten noch daran zweifeln? — Da hieß es denn doppelt stark sein, um die Erregung, welche die eben gemachte Entdeckung hervorrufen mußte, zu bemeistern.

Judith ging einige Schritte auf Hinnek zu und sagte in tröstend gewinnendem Tone: „Hinnek, wenn ich Deine Worte richtig deute, so drückt Dich Deine untergeordnete Stellung. — Du bist in meinen Augen ein Held, ein Mann des Muthes und der That, und ich ehre Dich gleich dem besten Kämpen. — Du bist mein Lebensretter, und als solcher hast Du, kaum dem Knabenalter entronnen, gezeigt, was männliche Kühnheit vermag. — Glaube mir, Hinnek, auch ich kann Dir nicht danken, wie ich möchte; doch es wird mein Dank unvergänglich sein, und so lange ich lebe, wird Du mir als rettender Engel vor Augen stehen."

„O, Herrin!" — rief Hinnek freudig erschüttert — „ich wollte Euch nicht gemahnen an einen Augenblick, in dem mich Gott auserkoren hat, Euer kostbares Leben zu erhalten; ich werde ihm ewig für diese Gnade danken. — Gott segne Euch, edle Jungfrau, und schütze den, welchen er Euch zum liebenden Gefährten für dieses Leben ausersehen hat. — Edle Judith", — fuhr er nach diesen Worten bebenzter fort, — „in wenig Tagen verlasse ich zum zweiten Male meine Heimath, um nie wieder zurückzukehren. — In fernem Lande gedenke ich mein Lebensziel zu verfolgen. — Ihr habt richtig gesehen, — ich bin ehrgeizig, das Gefühl der Abhängigkeit drückt mich, und mein Streben ist darauf gerichtet, durch kühne Thaten das zu erreichen, was die Geburt mir versagt hat. — Ich will dafür kämpfen, und der Gedanke an Euch, edle Jungfrau, wird mich begeistern und mir helfen, mein Ziel zu erringen oder ruhmvoll unterzugehen." — „O, Herrin!" — setzte er mit Wärme hinzu, indem er vor die hochaufathmende Jungfrau hinkniete, — „ich spreche heute das letzte Mal zu Euch, — vergebt meinen Worten und laßt mich mit der Versicherung schreiben, daß Ihr mir ein freundliches Andenken bewahren wollt." — Und diemit erfaßte er die Hand Judiths und zog sie an seine glühenden Lippen.

Judith entzog ihm ihre Hand nicht. — Sie legte die andere auf sein entblößtes Haupt und sagte mit bewegter Stimme: „Ziehe mit Gott, Hinnek! — Nicht nur ein freundliches Andenken will ich Dir weihen, sondern als unvergeßlichen Freund werde ich Dich mein ganzes Leben lang im Herzen tragen!" — und mit diesen Worten drückte sie einen leisen Kuß auf die Locken des vor ihr knienden Jünglings.

Wer weiß, welche selige Gruppe die Strahlen der untergehenden Sonne im nächsten Augenblicke beleuchtet hätte, wären nicht aus dem Walde die ängstlichen Rufe der Hörner gedrungen, zum Zeichen, daß die Suchenden sich auch dieser Stelle nahen.

Rasch sprang Hinnek auf, den Zelter zu holen, — Judith flog in leichtem Schwunge auf dessen Rücken, — ein letzter Blick sagte Beiden noch, was durch Worte nicht mehr ausgedrückt werden konnte, — und dahin eilte das glühende Mädchen der bekannten Lichtung zu.

Hinnek antwortete dem Rufe der Jagdgefährten und stieß bald mit ihnen zusammen.

Als die Zärtlichkeit Judiths bekannt wurde, ertönte das Signal zum Aufbruche, und der Zug bewegte sich im goldenen Scheine der Abendsonne der Rothenburg zu. — Judith ritt an der Seite der sie liebreich scheltenden Gräfin, und ihr strahlendes Antlitz schien der Abglanz des glühenden Abendhimmels zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Rückert.

So ist der letzte denn hinabgestiegen
Der Sänger, welcher, vor den andern ragend,
Hoch in gewohnter Hand die Leier tragend,
Die deutsche Kunst geführt von Sieg zu Siegen!

Längst in sicil'scher Lorbeerhaine Frieden,
Im theuern Süden ruht der edle Piaten,
Und, müd von Kampfes- und von Sanges-Thaten,
Ist uns der tapfre Uhland hingeschieden.

Bald folgt der weise Rückert dem Genossen —
Ward's ihm zu einsam, daß er also eilte?
Er, der zu längst bei seinen Deutschen weilte,
Hat auch zu tief's des deutschen Weh's genossen.

Wie schnell, gleich Schwertschlag auf Turnierkette,
Des Freimund Reimar Lied vor fünfzig Jahren,
Wie stürmisch und wie stolz kam er gefahren
Im Siegesschritt gepanzerter Sonette!

Wie sang er schön den Ruhm der deutschen Waffen,
Wie rief er laut nach Rothbart in dem Berge,
Wie kühn und grimmig schalt er, als die Zwerge
Das Werk zerstört, das Heldenkraft geschaffen!

Und ob er still dann, wo die Palmen ragen,
Uralte Weisheit hob aus tiefstem Schachte,
Wie reich das Gold des Morgenlands ihm lachte:
Sein treues Herz hat immer deutsch geschlagen.

Wieland dem Schmiede möcht' ich ihn vergleichen,
Daß Kraft und Kunst zugleich die Sagen preisen:
Der deutschen Sprache Silber, Gold und Eisen,
Wie herrlich sprühten sie bei seinen Streichen!

Bald schuf er Kronen voller Edelsteine,
Bald, zierlich wie für Elfen, Ring' und Spangen,
Bald Schwerter, die durch Helm und Harnisch drangen: —
Denn ihm gerieth das Starke wie das Feine.

Ihm wollten gern sich jeder Form bequemen
Des spröden Wortes tiefgeheimste Spenden. —
Jetzt glitt der Zauberstab aus seinen Händen:
Wer hat die Zwergschar, ihn aufzunehmen?

Wer's kann, der thu's: ihm werden alle weichen.
Mir aber ahnt: bis nicht aus Kampf und Siegen
Dieß deutsche Volk verjüngt ist aufgestiegen: —
Nicht eher kommt ein Meister seines gleichen.

Würzburg, den 1. Febr. 1866. Felix Dahn.

(Aus der Allg. Ztg.)

II. Herrieden, Anfangs Februar. **Witterungsverhältnisse Europas im Monat Januar 1866.** Je länger ich meine meteorologischen Studien fortsetze, um so mehr komme ich zu dem Schlusse, daß alle Barometer- und Thermometerstände der ganzen Erde zu irgend einer beliebigen Zeit immer eine constante Größe sind. Die Thermometer-Beobachtungen der beiden Halbkugeln müssen sich gegenseitig ergänzen, und es dürfte auch die Summe sämmtlicher Temperaturen einer und derselben Halbkugel für einen bestimmten Tag in gleicher Weise immer dieselbe Größe repräsentiren und mit der der andern Halbkugel wieder stets dieselbe Zahl darbieten. — Unser Monat Januar hat für Europa einen bedeutenden Wärmeüberschuß gebracht, welcher durch die kalte Temperatur in Nordamerika und Asien sich wieder ausgleicht. Nur eine kleine Zone, welche sich von Südrußland über die Türkei, Dalmatien, Mittel- und Süd-

Digitized by Google

italien, die Inseln des mittelländischen Meeres bis in das mittlere Spanien erstreckte, hatte eine unterhalb des Durchschnittes befindliche Temperatur. Es war deßhalb auch z. B. in Wien, welches sich der Polarströmungszone näher befand, um 1,5° kälter, als in Herrieden, obwohl letzteres um 1° 2′ nördlicher und bedeutend höher liegt, und in Odessa um 0,2° kälter als in Petersburg, obwohl dieses sogar um 13° 1′ nördlicher und beide am Meere gelegen sind.

Der Wärmeüberschuß in Lappland betrug gegen voriges Jahr über 6°, in Schweden und im nördlichen Rußland über 5°, in Norwegen, Belgien, Schottland über 5°, in Norwegen, Belgien, Schottland, Irland, sowie in Südwestdeutschland über 3°, im mittleren und südlichen Frankreich, dann in England über 2°, im nördlichen Spanien, in Portugal, im südlichen Frankreich, in der Schweiz und im Innern Rußlands über 1°, in Oesterreich nur 0,1°. Kälter als voriges Jahr war es im südlichen und mittleren Spanien (in Madrid bis 2°), in mittleren und südlichen Italien (in Rom um 2°, in Palermo um 0,6°), ferner im südlichen Rußland (in Odessa um 1,4°).

Das Luftmeer war während des ganzen Monats ungemein bewegt, wie dieß bei vorherrschender Aequatorialströmung (daher wie 27 : 4) in Europa immer der Fall ist; die Stürme richteten an den Küsten vielen Schaden an. Der Kampf des Antipassats mit dem Passat hatte selbst Wintergewitter zur Folge, welche in neuerer Zeit in Europa häufig zu werden scheinen. Zur Zeit derselben, vorzüglich um den 8. und 23., fand eine vollkommene Sättigung der Luft mit Ozon statt, gleichsam als wollte die Elektrizität im Januar hereinbringen, was sie vorigen Sommer versäumt hatte. Ueberhaupt war die Luft in diesem Monate stark mit Ozon geschwängert, Morgens im Mittel zu 34 und Nachmittags zu 62 pro Cent, was in Verbindung mit dem vermehrten Niederschlag und dem Steigen des Fluß- und Grundwassers viel zu dem Erlöschen der Cholera und dem Nachlasse des Typhus beigetragen haben wird. Die Respirationsorgane hatten bei dieser Witterung am meisten zu leiden.

Die durchschnittliche Bewölkung war bedeutend, im mittleren und nördlichen Frankreich, in Oesterreich, Holland, im mittleren und nördlichen Rußland, sowie in Norwegen mehr als drei Viertheile, im westlichen Deutschland, im nördlichen Spanien, in Südfrankreich, in ganz Großbritannien, in Belgien, im südlichen Italien, in Schweden und Lappland mehr als die Hälfte. Weniger als ein Viertel durchschnittliche Bedeckung des Himmels kam nirgends vor, zwischen ein Viertel und ein Halb hatten Portugal, das mittlere Spanien, Dalmatien, die Schweiz, die Inseln des mittelländischen Meeres, Mittelitalien und Südrußland, fast sämmtlich Länder, deren Temperatur sich unter dem Mittel befand.

Im Vergleich zu den früheren Jahrgängen seit 1811 hatte nur der Januar 1834 eine noch um 1,31° höhere Mitteltemperatur. In diesem Jahre stieg die Kälte im Februar nicht mehr über 6°, und im März nicht mehr über 7°, vom 15. April an hat es nicht mehr gefroren. Rechne ich alle Januare, welche eine um mehr als 2° zu hohe Mitteltemperatur hatten, zu den milden, so finde ich seit 1811 die Jahrgänge 1821, 1828, 1834, 1845, 1846, 1847 1852 und 1853, wobei in den Jahren 1828, 1845, 1847, 1852 und 1853 noch eine Kälte von mehr als 10° nachfolgte und 2mal empfindliche Maifröste eintraten, weßwegen wir vor kommender rauher Witterung noch nicht so sicher sind.

Die mittleren an den Hauptstationen Europa's um 8 Uhr Morgens beobachteten Temperaturen sammt Extremen im Vergleich zum Vorjahre sind der Reihe nach folgende:

Station:	1866	1865	Differenz	Extreme: 1866	1865
Palermo	10,4	11,0	—0,6	6,3 u. 19,7	6,4 u. 17,2
Alikante	9,4	9,4	0,0	6,2 „ 12,2	5,0 „ 15,6
Palma	8,8	8,8	0,0	5,2 „ 14,4	6,6 „ 13,8
Lissabon	8,5	7,5	1,0	6,4 „ 10,6	0,1 „ 15,5
Marseille	8,1	6,4	1,7	4,2 „ 11,5	1,2 „ 16,0
Lesina	7,9	8,8	—0,9	3,5 „ 13,5	4,4 „ 14,2
Bilbao	7,9	6,3	1,6	1,0 u. 16,5	9,4 u. 16,5
Brüssel	7,6	3,9	3,7	4,5 „ 11,5	3,4 „ 10,5
Valentia	7,5	4,2	3,3	6,7 „ 8,3	5,0 „ 9,4
Amsterdam	5,7	2,1	3,6	1,2 „ 8,2	0,0 „ 7,7
Triest	5,4	5,3	0,1	3,6 „ 9,2	2,8 „ 10,0
Nairn	5,3	1,7	3,6	1,7 „ 9,4	9,0 „ 8,4
London	5,0	2,7	2,3	1,8 „ 8,9	4,0 „ 9,6
Paris	4,9	2,5	2,4	0,4 „ 9,7	3,8 „ 10,8
Skudesnäs	4,0	0,5	3,5	4,5 „ 8,0	5,5 „ 5,9
Rom	3,9	5,9	—2,0	0,0 „ 12,9	1,0 „ 12,5
Madrid	2,2	4,1	—1,8	1,7 „ 11,2	1,3 „ 9,4
Stockholm	2,0	—3,6	5,6	5,0 „ 6,2	16,0 „ 4,1
Herrieden	1,6	—1,6	3,2	2,4 „ 7,7	13,7 „ 4,3
Wien	0,2	0,1	0,1	5,0 „ 9,5	6,8 „ 6,2
Bern	—0,1	—2,5	2,4	3,8 „ 4,6	9,8 „ 5,5
Petersburg	—1,2	—6,5	5,3	11,5 „ 3,9	15,4 „ 1,9
Odessa	—1,4	0,0	—1,4	8,4 „ 2,5	8,9 „ 9,0
Moskau	—3,5	—5,2	1,7	13,7 „ 9,8	18,0 „ 7,3
Haparanda	—6,2	—12,9	6,7	25,6 „ 2,2	33,8 „ 0,6

Absolute Extreme:
Paris: —1,4 am 15. und 11,3 am 16.
Wien: —5,8 „ 8. „ 9,8 „ 30.
Herrieden: —5,0 „ 13. „ 9,6 „ 22.

Niederschlag: Paris: 4,5‴, Wien: 5,0‴, Herrieden: 19,1‴.
Ozon: am 8. und 23. Nachm. 10, am 20. Morg. 0, Mittel während der Nacht: 0,34, bei Tag: 0,62.

Eben die ganz leichtsinnigen und der Besserung unfähigen Menschen klagen sich oft am lebhaftesten an, bekennen und bereuen ihre Fehler mit großer Freimüthigkeit, ob sie gleich nicht die mindeste Kraft in sich haben, von dem Wege zurücktreten, auf den eine übermächtige Natur sie hinreißt.

Göthe.

Charade.

Was ist der Mensch, dieß übermüth'ge Wesen?
Dieß wirst im ersten Silbenpaar du lesen,
Dieß stolzer Thor, dieß saget laut schon dir
Die stumme Todes-Urne hier.
Sechs Brüder stehen mit zur Seite,
So sprachen meine letzten Beide,
Doch lieben wir uns brüderlich,
Drum stehst du auch — zum Zeichen, wie wir stehen,
Einander uns voll holder Eintracht lieben —
Alstets in meiner Brüder Mitte mich.
Auch habe unter meinen Brüdern allen
Der Mutter wohl am Meisten ich gefallen;
Denn sie hat mir vor andern mit dem Leben
Sogar den eignen Namen beigegeben. —
Siehst du die Thoren in der Wollust Meer versunken,
Dann tritt voll Ernst mein Ganzes vor dich hin;
Ein grau Gewand umhüllet ihre Glieder,
In Demuth senket sich ihr Auge nieder,
Der Wehmuth stille Thräne glänzt darin —
Und weg reißt sie dich von dem eitlen Tande,
Der Herz und Sinn so fest umspann,
Herreißt der schnöden Wollust Zauberbande
Und zieht dich freundlich himmelan. —
Entkehre — ruft sie, denn auf rauhen Wegen
Wirst nur ans Ziel du kommen mit des Himmels Segen;
Nur fasse Muth; bald wird aus heil'gen Hallen
Das Halleluja dir entgegen schallen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 5:
„Spiegel.“

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 7. Sonntag, den 18. Februar. 1866.

Des Leidens Preis.

O preise du des Lebens herbes Leiden;
Denn, stört' es dich in deiner Fremde nie —
Wann, Seele, dächtest du an's künft'ge Scheiden?
Wann triebe dich zur Heimath hin dein Sehnen?

Der Thränen edelste, wann fließen sie,
Des Gottverlangens und der Buße Thränen?
Es ist ein herbes Weh, ein banger Druck,
Der aus der Muschel preßt den Perlenschmuck.

A. Stöber.

Die

Nordenberger.

Erzählung

von

Leonhard Wolff.

(Fortsetzung.)

Alles war gerüstet und fertig zur Abreise. — Hinnek hatte sich bei den Seinen verabschiedet, was ihm diesmal schwerer fiel, als das erste Mal; denn der Entschluß, nicht wiederzukehren, stund fest bei ihm, doch ließ er sich von diesem Vorhaben nichts merken. — Sein alter Vater hatte an Richard und Willibald wenn auch keine willige, doch ausreichende Hilfe. Hanno war ganz Einsiedler geworden und kam aus seiner Kammer, wo er sich blos mit dem Lesen und Abschreiben heiliger Bücher beschäftigte, gar nicht mehr heraus. — Von seiner Mutter Martha hatte sich Hinnek schwer getrennt; denn daß er ihr Liebling war, hatte er von seiner frühesten Jugend an tausendfältig erfahren.

Hanno war ganz zufrieden mit seinem „Burschen," wie er Hinnek immer noch nannte; denn dessen offenbare Zuversicht und Freudigkeit, mit der er auf's Neue Kampf und Gefahren entgegen ging, gaben ihm Gewißheit, daß es mit den Schwärmereien vorüber sei. — Hinnek hütete sich wohl, dem Alten etwas von seiner Zusammenkunft mit Judith zu sagen. Er war der festen Ueberzeugung, daß Arnold und Judith für einander bestimmt seien. Die fast zärtlichen Worte, den warmen Scheideblick, womit Letztere ihn beglückt hatte, hielt er für den Ausdruck tiefen Dankgefühles. — Daß Judith errathen haben könne, was in ihm vorging, kam ihm nicht in den Sinn, und er nahm sich vor, beim Abschiede möglichst ferne zu stehen, damit er nicht aus Arnolds und Judith's Munde Worte vernehme, die ihn doch nur schmerzen würden.

Judith blieb still und schweigsam, wie bisher; nur Etwas verrieth, daß eine Veränderung in ihr vorgegangen sein müsse, nämlich der eigenthümlich sanfte Glanz ihres Auges, welcher das unzweideutige Zeichen des empfangenen Glückes war. — Dieses nur dem aufmerksamen Beobachter erkennbare Merkmal entging aber auch dem forschenden, mißtrauischen Auge Arnolds nicht, und sein alter Argwohn wurde wieder wach. — Sie freut sich im Stillen meines Abzuges — dachte er — um dann ungehindert Marquard angehören zu können. Beide sind falsch und heucheln, Marquard und sie; — sie wollen blos meine Entfernung abwarten, um bei den Reitern ihr Vorhaben durchzusetzen. —

Solche böse Gedanken stiegen in dem eifersüchtigen Jüngling auf und versetzten ihn in Wuth und Verzweiflung. — Er nahm sich fest vor, vor seinem Weggange Judith zur Rede zu stellen.

Der andere Morgen war zum Aufbruche bestimmt, und schon waren zwei Reiter vorausgesandt, um auf einer befreundeten Burg die Ankunft des Gaugrafen und seines Sohnes anzukündigen. Arnold ließ es keine Ruhe, und da er keine Gelegenheit fand, mit Judith allein zu reden, so drang er, was gegen alle Sitte war, in das Gemach der Jungfrau.

„Judith," redete er die Erschrockene an, „hast Du vor meinem Abgange keine andere Antwort für mich, als Du mir ohnlängst gabst?"

Die Angeredete bemerkte an Blick und Stimme die Erregtheit Arnold's und erwiderte fast furchtsam: „Arnold, laß uns in Frieden scheiden. — Ich glaubte, Dir verständlich genug geantwortet und Dich beruhigt zu haben, als ich Dir sagte, daß Du mich nie als das Weib eines Anderen sehen würdest."

„Das lügst Du, Falsche!" — schrie Arnold außer sich, — „Du liebst einen Anderen, und wehe ihm, wenn ihn meine Rache ereilt!" — und damit verließ der Wüthende das Gemach.

Judith war außer sich vor Schmerz und Verzweiflung. Sie brach zusammen und bedurfte geraume Zeit, bis sie über das eben Erlebte nachzudenken vermochte.

Sollten sie und Hinnek auf dem Nordenberge gesehen worden sein und Arnold in diesem den Begünstigten vermuthen? — Da konnte ja, weil die Beiden von nun an ausschließlich beisammen sein sollten, großes Unglück geschehen! — Der armen Judith wurde todesangst; denn bei der wahrgenommenen Leidenschaftlichkeit Arnolds war das Aergste zu befürchten. — Hinnek würde schwerlich eine ihm oder ihr geltende Schmähung ruhig hinnehmen. — Dieser Gedanke wuchs von Minute zu Minute bei ihr und wurde zur schrecklichen Gewißheit. — Sie verbrachte eine qual- und angstvolle Nacht, und als in der Frühe ein reges Leben in allen Theilen der Burg den nahen Aufbruch verkündete, war sie nicht im Stande, ihr Lager zu verlassen.

Digitized by Google

Gräfin Imma, als sie von dem Unwohlsein ihrer Pflegetochter benachrichtigt wurde, erschien in deren Gemach und traf sie wirklich leidend, mit abgehärmtem Gesichte und gerötheten Augen. Sie tröstete das leidende Mädchen und versprach schleunige Hülfe. — Gerne übernahm sie es, Arnold die letzten Grüße Judiths zu bringen und ihm eine gleiche, selbst gefertigte Schärpe, wie jene für Marquard, zu übergeben und auch Hinnet ein freundliches Wort zu sagen. —

Die Gräfin entledigte sich ihres Auftrages in der wohlwollendsten Weise und war jedenfalls mit ihrem eigenen Trennungsschmerze zu sehr beschäftigt, als daß sie die Gleichgültigkeit hätte bemerken können, mit der von beiden Jünglingen die überbrachten Abschiedsgrüße aufgenommen wurden. — Arnold getraute sich zwar nicht, die Schärpe zurückzuweisen, empfing sie aber mit dem Vorsatze, sie nie zu tragen. — Die Abwesenheit Judith's hielt er in seinem gesteigerten Argwohn für das untrügliche Zeichen einer nicht zu überwindenden Abneigung gegen ihn.

Hinnet hatte gehofft, doch noch durch einen letzten Blick aus Judiths freienvollem Auge beglückt und gestärkt zu werden und deutete nun ihr Ausbleiben in der Weise, als bereue sie ihre Herablassung gegen ihn und schäme sich derselben.

So vergiftet ein ungerechter Argwohn die Herzen der besten Menschen und läßt Kummer und Leid wuchern, wo die Aussaat nur Liebe und Vertrauen erwarten läßt.

In Judith's Gemach drang das Geräusch vom Burghofe, sie hörte das Geklirr der Rosse, vernahm die lauten Befehle des Grafen zum Aufsitzen, sogar das wiehelnde Bellen des alten Wolf, der von Hinnet zurückgewiesen werden mußte. — Darauf ertönte das Signal zum Aufbruche. — Der Boden dröhnte unter dem schweren Gange der gewaltigen Rosse, und hoch herab von der Warte schmetterte wieder das Horn des alten Hunoj, als gelte es aufzuspielen zum lustigen Reigen.

Judith schluchzte laut auf ihrem einsamen Lager. — „Da ziehen sie nun hin," klagte sie, „der Eine Haß, der Andere Zweifel im Herzen, und ich trage den Schmerz, beide gute und edle Herzen von mir stoßen zu müssen."

Gleich nach dem Abzuge der Truppe kam die selbst leidende Gräfin zu Judith. — Sie fand diese noch bedenklicher aussehend, als zuvor und beeilte sich, im Vereine mit dem Burgkaplane die Leidenden Hülfe zu bringen. — Judith ermannte sich, ihr konnten ja die brillanten Tränke nicht helfen, sie mußte also ihrer mütterlichen Freundin gegenüber wieder zur Verstellung und Heuchelei greifen, um so die besorgte Gräfin zu beruhigen.

Einige Tage darauf saßen Gräfin Imma und Judith am offenen Fenster, emsig an einer kunstvollen Stickerei arbeitend. — Die fromme Mutter wollte ein neues, kostbares Gewand anfertigen für das Muttergottesbild in der Kapelle und damit ihren, den Gräbern des Krieges entgegengehenden Sohn, den besonderen Schutz der heiligen Jungfrau anbefehlen. — Marquard war ausgeritten und die beiden Frauen waren allein.

Die milde Frühlingsluft drang in das offene Fenster, und aus dem unter demselben sich hinziehenden Hage stiegen die gewürzigen Düfte des Hollunder und der Kankelblüthe empor. Von Judiths Wangen waren die Rosen gewichen, und die Augen der Gräfin weilten oft besorgt auf dem engelschönen, aber marmorblassen Angesichte der Jungfrau.

„Bald, liebe Judith," hob die Gräfin an, „haben wir unser Werk vollbracht; möge es der heiligen Gottesmutter wohl gefallen, daß sie unseren Arnold in ihren Schutz nehme, ihn vor leiblichen Gefahren behüte und sein Herz rein und gut erhalte, wie es bis jetzt in Frömmigkeit und Liebe zu Gott und den Seinen geschlagen hat."

Bei diesen liebevollen Worten der besorgten Mutter konnte Judith ihre innere Bewegung nicht mehr unterdrücken; die Vorstellung war ihrem kranken Herzen längst eine Qual. — Es füllten sich ihre Augen mit Thränen und ein Strom dieser heißen Fluth ergoß sich über die blassen Wangen.

„Kind, was ist Dir?" frug erschrocken die Gräfin und erfaßte beide Hände der Weinenden.

Aber Judith konnte nicht sprechen, sie sank vor Imma nieder und verbarg ihr Gesicht in den Schooß der bekümmerten Frau. — Diese wußte nicht, was sie von dem heftigen Ausbruche eines Kummers, von dem sie keine Ahnung hatte, denken solle, und sagte mit dem Ausdrucke innigster Theilnahme: „Um Gotteswillen, liebe Judith, was kann Dich so bewegen? Sag' es mir, mein Kind, vertraue mir, was Dich bekümmert, und glaube mir, was es auch sei, meine herzlichste Theilnahme wird es Dir tragen und überwinden helfen."

„O, Mutter!" schluchzte Judith, „o, Mutter! — Ich muß und darf Dich so nennen, denn mehr Liebe kann keine Mutter ihrem Kinde schenken, als du mir, der Fremden, gabst. — Ich kann Dir mit nichts anderem lohnen, als mit gleicher Liebe und mit meinem vollen, kindlichen Vertrauen. — O, edle Frau! — Du hast mich aufgenommen in Dein Herz, hast mich geleitet mit mütterlicher Zärtlichkeit und mich an Dir erkennen lassen, welch hohe, edle Bestimmung, welch heiligen Beruf das Weib hat. — Du warst unablässig bemüht, mir Glück und Freude zu bereiten, meinen Geist zu bilden und zu veredeln, und konntest doch nicht verhindern, daß ich nun unsäglich unglücklich bin."

„Um Gott!" rief die Gräfin, bei diesen Worten zusammenschreckend, „was sagst Du, geliebtes Kind? — Du bist unglücklich? — Und das verschweigst Du mir? — Erbebe Dich, theure Judith, und vertraue mir Dein Leid." — Und mit diesen Worten bog sie die Weinende empor und zog sie liebreich an ihr Herz.

„Theure Mutter," klagte Judith, „o begehre nicht zu wissen, was mich so elend macht. — Soll ich auch Dich betrüben mit meinem Leid? — Du kannst mich nur beklagen, aber heilen kannst Du mir nicht."

Die Gräfin führte Judith zum offenen Fenster. — „Sieh' hinaus," sprach sie sanft und in tröstendem Tone, „schau dieses Frühlingsprangen, diesen blauen Himmel, dieses blühende Thal, und sauge die süßen Düfte der tausend und abertausend Blüthen. — Es ist die Freudenzeit für alles Erschaffene. — Doch sie währt nicht ewig, diese Freudenzeit; es kommt der rauhe Winter, der die Blüte des Himmels trübt, den Baum entlaubt und alles Leben erstarren macht. — Sieh die Sonne, wie sie ihr Licht ausgießt über die Erde; doch sie sinkt unter und die dunkle Nacht breitet ihre Schatten über die Welt. — Fühle das linde Wehen der Lüfte, wie es kost und spielt mit dem funkelnden Laub; doch es wird verschlungen von dem wilden Sturme, auf dessen oft grausenhaftes Toben wieder der heitere Sonnenschein folgt. — So auch das Menschenherz theure Judith! — Lacht ihm das Glück, so blaut der Himmel über ihm — blüht und duftet es rings umher, und es begreift nicht, wie diese Glückseligkeit durch irgend etwas gestört werden könne; kommen aber die Tage des Mißgeschicks, so wird es kleinmüthig und will verzagen. — Doch auch diese Stunden der Trübsal vergehen, und das Glück kehrt wieder mit heiterem Lächeln bei ihm ein. — Darum, geliebte Tochter, verzage nicht. — Wenn wirklich etwas Dein junges Herz bedrückt, so lege es nieder in die theilnehmende Brust Deiner Mutter."

„O, Mutter," erwiderte Judith gerührt, „welch süßen Trost müßten Deine Worte Jedem geben, für den nur noch ein schwacher Hoffnungsstrahl schiene, aber für mich ist alle Hoffnung dahin. — O, der Winter macht nicht blos erstarren, er begräbt auch Manches unter seinen eisigen Decke, was nie mehr zum Leben erwacht. — Der Sturm erschüttert nicht blos, er knickt und verwüstet auch, und für das Vernichtete kann kein verschönender Wechsel mehr folgen. — Wenn Du, geliebte Mutter, mir Ruhe wünschest, so heiße sie mit suchen in der einsamen Zelle stiller Klostermauern; dort im Vereine mit frommen Frauen, will ich den verlorenen Frieden suchen und vielleicht finden."

(Fortsetzung folgt.)

Erfahrung.

Erfahrung ist eine treffliche Waare,
Bleibt frisch und mehrt sich mit jedem Jahre.

Digitized by Google

Klage.

Ach zu klein ist dieses Leben,
Und des Kampfes ist zu viel,
Kaum magst du die Hand erheben —
Und schon winkt das dunkle Ziel.

Nur ein Traum von wenig Tagen
Hält dich frisch zu kecker That, —
Aber Alles mußt du wagen,
Willst du hüten deine Saat.

Doch die Frucht darfst du nicht pflücken;
Eh' die starre Knospe springt,
Bricht schon längst dein Schwert in Stücken,
Und der Pfeil dein Herz durchdringt.

Wenn der Wahrheit Hall zum Siege
Deines Strebens schönste That, —
Denk nicht, daß dein Fuß die Lüge
In den Staub darnieder trat.

Immer wird sich neu erheben,
Was dein Muth zum Wanken zwingt, —
Kampf und Streit, das ist dein Leben,
Bis man dich zur Ruhe bringt!

Fr. Dannemann.

Friedrich Rückert.

Einer der letzten Veteranen deutscher Dichtung und Sprachwissenschaft, als Vereinsfinsler vielleicht der bedeutendste in Deutschland, im Lehrgedicht neben Goethe, in der Liederdichtung neben Uhland zählend, ist am letzten Tag des verflossenen Monats gestorben: Friedrich Rückert. Ueber sein Leben entnehmen wir Lord's „Männern der Zeit" die nachstehenden Notizen: Rückert erblickte am 16. Mai 1789 (nach der Todesanzeige der Familie vielmehr im Jahr 1788) in dem damals noch reichsfreien Schweinfurt das Licht der Welt. Einige Jahre darauf siedelte er mit seinem Vater, einem begüterten bayerischen Rentbeamten, nach Oberlauringen über. Die Eindrücke und harmlosen Erlebnisse der ersten Jugendzeit hat er später in seinen „Erinnerungen aus dem Knabenalter eines Dorfamtmannssohnes" geschildert. Der Knabe ging dann auf die lateinische Schule seiner Vaterstadt und begab sich von da nach Jena, um dem Wunsche der Eltern gemäß Jurisprudenz zu studiren. Die Rechtsgelehrsamkeit konnte ihn jedoch nicht fesseln; statt ihrer widmete er Zeit und Fleiß den schönen Künsten und Sprachwissenschaften. Bereits 1811 habilitirte er sich in Jena als Dozent, zog aber kurze Zeit nachher als Gymnasiallehrer nach Hanau, in welcher Stellung er jedoch nicht lange verblieb; er privatisirte dann in Würzburg. Das Jahr 1813 weckte auch Rückert's Muse, das Vaterlandsgefühl machte ihn von Neuem zum Dichter; als „Freimund Reimar" sang er seine „deutschen Lieder", die unter andern auch die vom Freiheitsdrang und dem kriegerischen Geiste jener thatenfroben Zeit erfüllten „gebarnischten Sonette" enthielten. Seine „Jugendlieder" datiren von 1807—15. Nach Klopstock und Herder hat kein Dichter den Genius unserer Muttersprache gleich rein und edel gefeiert, wie ein Priester fast zu seiner Göttin aufgeblickt. Rückert nannte die so vielfach verwälschte und verfälschte deutsche Sprache: die „reine Jungfrau" und die „ewig schöne." Er sang:

Da ich aus dem Schlaf erwachte,
Noch nicht wußte, daß ich dachte,
Gabest du mich selber mir,
Ließest mich die Welt erdeuten,
Lehrtest mich die Räthsel deuten
Und mich spielen selbst in dir.

Bevor er aber mit orientalischer Kunst in ihr spielte, hat er sie auch im Brausen ihrer Eichenwälder erkannt und wiedergegeben:

Durch der Eichenwälder Bogen
Bist du brausend hingezogen,
Bis der letzte Wipfel barst;
Durch der Fürstenschlösser Prangen
Bist du klingend hergegangen,
Und noch bist du, die du warst.

Sie ward aber auch erst durch ihn, was sie geworden; ihren tiefen Reichthum und ihre elastische Fähigkeit, in allen Weisen und Rythmen der Welt zu reden, hat Niemand so wie Rückert erschlossen. Seine „gebarnischten Sonette," vom Jahr 1814, sind ein Wunder der Kraft im zierlich engen Raum dieses südlichen Maßes. Wem zittert nicht noch das Herz im Liede bei Rückert's Sonett: „Was schmiedet du, Schmied? — Wir schmieden Ketten, Ketten!" Das Gedicht: „Die drei Gesellen", der einer ein Sohn Oesterreich's, der andere ein Sohn Preußen's, der dritte: „von Deutschland war er nur," — gehört den Liquellen jener deutschen Geistes- und Volkskraft an, aus denen die Erhebung der Nation in den Freiheitsschlachten erwuchs. Im Jahr 1816 führte Rückert die Redaktion des jüngst eingegangenen „Morgenblattes" in Stuttgart, den nächsten Sommer verlebte er in Rom, die folgenden Jahre abwechselnd im Schooß seiner Familie bald in Nürnberg, Koburg, Neustadt, unfern Koburg, wo er nach seinem Austritt aus dem Universitätsleben seinen heimischen Sitz bewohnte. Seit 1826 hatte er in Erlangen die Professur der orientalischen Sprachen und Literatur bekleidet, bis er 1841 von Friedrich Wilhelm IV. mit dem Titel eines Geheimen Regierungsrathes nach Berlin berufen wurde, wo er sich jedoch, weder auf der Hochschule, noch in der Stadt, heimisch fühlen lernte. Aus seiner kurzen Stuttgarter Epoche datirt von Rückert auch eine „politische Komödie in drei Stücken": „Napoleon", sowie eine neue Gedichtsammlung, der „Kranz der Zeit." In Italien beschäftigte er sich Anfangs mit dem nicht zur Ausführung gekommenen Plane, die Geschichte der Hohenstaufen episch zu behandeln, in der Folge aber vorzugsweise mit dem Studium der italienischen Volksdichter. Von diesem letzteren wandte er sich dann nach seiner Rückkehr in die Heimath weiter zu der orientalischen Literatur und Sprache, namentlich seit seinem Umgang mit Hammer-Purgstall in Wien. Von der Kaiserstadt ging er nach Koburg, wohin ihn die dortige Bibliothek lockte. Seine ausgebreitete und tiefe Kenntniß der orientalischen Sprachen verschaffte ihm dann die Professur in Erlangen. Zuvor hatte er sich vermählt, sowie seine „östlichen Rosen" — im Anschluß an seine linguistischen Studien — und seinen „Liebesfrühling" gedichtet, welcher, echt deutsch, die schönsten und duftigsten Blüthen Rückert'scher Poesie enthält. Der Erlanger-Periode gehören zunächst seine meisterhaften Uebersetzungen an: der Makamen Hariri's unter dem Titel: „die Verwandlungen des Abu Seid" (1826), des chinesischen Liederbuches „Schi-King" (1833) und der indischen Erzählung: „Nal und Damajanti" (1838), sowie die gleich den „östlichen Rosen" ebenfalls an Rückert's wissenschaftliche Bestrebungen sich anlehnenden selbstständigen Dichtungen: „Morgenländische Sagen und Geschichten" (1837), „Erschauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande" (1837) und „Brahmanische Erzählungen" (1839). Gesammelt erschienen seine „Gedichte" in 6 Bdn. 1834—38, später, 1846, in einer Ausgabe. Seine in der Zeit des Aufenthaltes in Berlin erschienenen Dramen „Saul und David, Herodes der Große, Kaiser Heinrich IV., Christoforo Colombo," verrathen zu viel orientalische Kontemplation, um wirklich Dramen heißen zu können. Auch als Mensch konnte sich der Mann aus dem Frankenlande in dem räsonnirenden Witz Berlin's nicht wohl fühlen; sein Spottlied auf die Spree ist bekannt. Dem Dichter ward gestattet, nur die Wintrzeit der Berliner Hochschule zu widmen; seit 1848 zog er sich ganz auf sein fränkisches Gut zurück, wo er ungestört die Ruhe des Brahmanen genoß. Seine „Weisheit des Brahmanen", ein ganz in orientalischer Breite kontemplatio durchgeführtes Lehrgedicht, anfänglich in 6 Bdn., erschien wiederholt in den Vierziger Jahren;

Digitized by Google

in seinem „Leben Jesu“ faßte er den Inhalt der Evangelien in einem Lehrgedicht ab. Er verlor sich damit ganz und gar aus der Kernkraft der deutschen epischen Rhythmen und aus der zusammengefaßten Plastik der Antike. Beides aber lebt und athmet in den Gedichten seiner ersten Epoche. Sein „Rostem und Suhrab“ wird zu den besten deutschen Epen zählen, und wenn es gilt, nachzuweisen, wie universal die deutsche Sprache in den Formen aller Welt zu denken und zu dichten wußte, wird Rückert im Triumph auf den Schild gehoben werden. Er dichtete Ghaselen nach dem persischen Dschelaledin, und Makamen (eine Novellenart mit Doppel- und Tripelreimen), als hätte Hariri's arabischer Humor sie ihn selbst gelehrt. Seine Ritornelle, Sizilianen, Terzinen, Sestinen sind in ihrer Art eben so bewundernswürdig wie seine griechischen Hendekasyllaben, seine Nibelungenstrophen und seine altdeutschen Volksweisen. Von diesen lebt in aller Mund sein Lied: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit“; unsere Gesangbücher enthalten einen Schatz von ihm in dem Liede: „Dein König kommt in stiller Größe.“ Sein „Liebesfrühling“ mit Erbstein und Perle wird wohl — eben als sein Erbstein und seine Perle anerkannt bleiben; er dichtete diese Poesien nicht, um zu reimen, sondern er reimte hier, um zu dichten. (Zum letzten Mal erhob Rückert seine Stimme als Dichter im Jahr 1863 zur Rettung Schleswig-Holstein's, nach dem Tod Friedrich's VII. Doch zeigten seine Gedichte nicht mehr das Feuer, die Kraft und die Formvollendung des alten Freimund Reimar.) Bis vor wenigen Jahren erfreute sich Rückert noch eines rüstigen Körpers. Sein Gang war aufrecht, weiße Locken fielen von seinem stolz erhobenen Haupt auf seine starken Schultern. Er hat eine männliche und echt deutsche Erscheinung. Seit dem Tod seiner ihm vorausgegangenen Gattin war indeß sein Gesundheitszustand erschüttert. Eine treffliche Büste des Verlebten hat der früher in Stuttgart domizilirende Bildhauer Schäffer gefertigt, und noch vor wenigen Wochen hat, wie die Didaskalia berichtet, der Frankfurter Maler Karl Hohnbaum, ein geborner Thüringer, den gefeierten Nestor deutscher Dichtung in einem größern Porträt abgebildet.

(Wie es sein könnte.) Man scheint sich im Auslande zuweilen ziemlich übertriebene Vorstellungen über die Erziehung der jungen Mädchen in Deutschland für die Küche zu machen. Wir finden darüber in einem sehr verbreiteten belgischen Blatte Folgendes: Die Kochkunst bildet einen wesentlichen Theil der Erziehung der Frauen in Deutschland. Der reiche Kaufmann wie der Handwerker setzt seinen Stolz daran, daß seine Töchter etwas von der Küche verstehen, zu diesem Behufe wird das junge Mädchen, wenn es die Schule verläßt und eingesegnet ist — was im Alter von vierzehn Jahren zu geschehen pflegt — bei einem Landpastor oder bei einer starken Familie untergebracht, wo sie ein oder zwei Jahre die Dienste einer Magd verrichtet. (!) Es wird dies als eine Art Lehrzeit für die künftige Führung des Haushalts betrachtet. Sie unterscheidet sich jedoch dadurch wesentlich von einer Magd, daß sie keinen Lohn empfängt; im Gegentheil bezahlen ihre Eltern noch für die Unterweisung, die man ihr ertheilt, und die Mühe, die man sich mit ihr gibt. Von hier aus kommt sie unter gleichen Bedingungen in die Küche eines reichen und vornehmen Hauses oder auch die eines guten Hotels. Dort hat sie das Küchenwesen und die Dienstboten unter sich; man titulirt sie Fräulein und behandelt sie mit aller Rücksicht und Achtung. Viele Töchter aus reichen Familien machen einen ähnlichen Lehrcursus durch, nur daß sie in fürstlichen oder königlichen Häusern placirt werden. Es gibt sogar eine Königin in Deutschland, welche so erzogen worden ist. Die Folge davon ist, daß die deutschen Hausfrauen wahre Muster von Ordnung und Sparsamkeit sind. Die reichste Dame kennt den Preis der Marktwaaren ebenso genau, wie die Magd; und es ist ein Vergnügen, sie durch das Haus laufen zu sehen, um bald ein Auge auf die Kinder und ihre Formen zu werfen, bald in der Küche nachzusehen, ob die Köchin ihre Schuldigkeit thut und alles sauber und in Ordnung ist. — „Wenn es doch so wäre!“ wird mancher Ehemann denken und einen Seufzer nicht unterdrücken können.

(Spracheigenthümlichkeit.) In allen Sprachen beflebt der Name Gottes nur aus vier Buchstaben. Er heißt französisch: Dieu, lateinisch: Deus, italienisch: Idio, deutsch: Gott, arabisch: Alla, syrisch: Adad, persisch: Syra, hebräisch: Adon, türkisch: Abdi, griechisch: Theos, tartarisch: Idga, slavonisch: Bolg und Boag, spanisch: Dias, indisch: Esgi, Zeni, ägyptisch: Auma, Zeut, japanisch: Zain, peruanisch: Lain, wallachisch: Zeul, etruskisch: Chur, tyrrhenisch: Eher, irländisch: Dieh, croatisch: Doeg, dalmatisch: Bogt Die englische Sprache allein gebraucht nur drei Buchstaben God.

Charade.

(Zweisylbig.)

Mein' erste überall du sieh'st
Auf Gottes schöner Welt,
Wo nur ein Mädlein hold entsprieß't,
Bin ich, doch kost' ich Geld.
Begaubernd schließ ich eng' mich an,
Verführerisch oft für den Mann;
Wohin du gehst, bin ich zur Hand,
Ich trage sanft dich fort,
Im lieben deutschen Vaterland
Geb' Tausenden ich Brod.
Bequem und nicht, groß oder klein,
Schwarz oder bunt, grob oder fein,
Ganz wie du willst ich diene dir
Zum Schutze, Putze und zur Zier.
Wie du mich brauchst, läßt du mich bilden,
Nur suche mich nicht bei den — Wilden.
Mein Zweites ist ein kleines Wort,
Allein von hohem Werth,
Gewaltig blüht es einstens dort
Am Teutoburger Heerd!
Dort, wo in deutscher Wälder Zweigen
Mein Arm beschützte Deutschlands Eichen.
Jetzt bin ich nichts von Jenem mehr,
Mein Arm ist schwach und matt,
Regieret nicht mehr Schwert und Speer,
Mich deckt kein Eichenblatt.
Es hat der Zeitgeist mich verzogen,
Um meine Abkunft mich betrogen.
Doch bin ich noch, von Jugend an,
Des Jünglings heißes Streben,
Sein ganzes Harren, Sehnen ist
Nach mir in diesem Leben,
Und selbst der Schöpfung schönste Blüthe,
Sie suchet durch mich Glück und Friede.
Blick' auf der ganzen Erd' umher:
Du findest mich zu Land und Meer.
Das Ganz' ein Gegennamen ist,
Oft sehr zu Haus, oft nicht,
Als Glanzpunkt strahlt — ein Componist,
Den nie die Welt vergißt.

Auflösung des Charade in Nr. 6:
„Aschermittwoch.“

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 8. Sonntag, den 25. Februar. 1866.

Leichtes und Schweres.

Leicht ist dreierlei anzufangen,
Doch schwer zu Eines End zu gelangen.
Leicht ist angefangen ein Krieg,
Aber schwer ist errungen der Sieg.

Leicht ist gemacht ein Riß zum Haus,
Aber es baut sich schwierig aus.
Leicht hat dir Gott ein Kind verliehn,
Aber schwer ist es zu erziehn.

Fr. Rückert.

Die

Nordenberger.

Erzählung

von

Leonhard Wolff.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin schaute nach diesen Worten in das schmerzlich zuckende Antlitz Judith's. — „Komm, liebe Tochter," sagte sie mit Innigkeit, „setze Dich an meine Seite, wirf alle Deine Angst von Dir und sprich zu mir mit all der Offenheit, die das Kind den Aeltern, und vor Allem die Tochter der Mutter schuldet. — Es war nicht meine Absicht, Dir den Grund Deines Kummer's zu entlocken, wenn Du mir ihn nicht selbst mittheilen würdest; aber Deine letzten Worte lassen mich einen Blick in Dein Innerstes thun, und ich muß nun darauf dringen, zu erfahren, ob ich mich täusche, oder ob ich recht gesehen. — Ich glaubte Dein jungfräuliches Herz noch unerschlossen. — Du kamst zu uns als ein liebliches Kind und Alle, die um Dich waren, mein edler Gemahl, ich und meine Söhne, lernten bald Dich lieben. — Du gewöhntest Dich leicht an Deine neue Umgebung und vergaltest unsere Liebe reichlich und vielfältig mit dem lieblichen Reiz Deiner glücklichen Jugend, der meine oft so einsamen Stunden schmückte und erfreute. Es machte mich glücklich, als ich sah, wie Deine Anhänglichkeit wuchs und Du Dich Allen mit gleich kindlicher und schwesterlicher Anhänglichkeit anschlossest. — Ich beobachte Dich nun sechs Jahre und sah Dich heranwachsen zu einer blühenden Jungfrau. — Ich erkannte, welche Schätze Dein reines kindliches Herz barg und sah mit Entzücken das Entfalten Deines reichen Geistes und Deiner schönen feurigen Seele; doch bis zur Stunde konnte ich nicht wahrnehmen, daß besondere Gedanken und Empfindungen Dich beschäftigen und noch dazu in einer Weise, daß ihr Dasein Dein Lebensglück zerstören und Dir die Welt, die du noch so wenig kennst, schon meidenswerth erscheinen lassen könnten. — Wer der Welt entsagen will in Deiner Jugend, den muß sie tief verletzt haben. Und Deine Welt, geliebte Tochter, war bis jetzt noch so klein; Du sahst sie bisher nur in so engem Rahmen. — In friedlicher Ruhe, ferne von dem Geräusche des Lebens, verliefen bei uns Deine Jahre; aus den Tagen Deiner Kindheit, die nur als dunkle Erinnerung in Dir leben können, hast Du keinen Schmerz mit herübergebracht in Dein jungfräuliches Alter und was Dir noch verborgen sein mag, es wird sich Dir enthüllen in freundlichem Lichte. — Woher also Dein Unglück, Judith? — Rede zu mir, Du bist mir Dein Vertrauen schuldig und ich glaube dessen werth zu sein."

Judiths Haupt sank auf die Brust der Gräfin, als wolle sie Schutz suchen gegen den Sturm ihrer Empfindungen. — „Theure Mutter," sprach sie mit bewegter Stimme, „ja, ich bin Dir Vertrauen schuldig! — Höre denn Alles, und wenn ich Dich betrübe und Dir weh thue, so vergieb mir." — Nach einigen Augenblicken des Schweigens, die sie nöthig hatte, um sich zu ihrer schmerzlichen Beichte zu sammeln, begann sie mit den Ausdrücken des wärmsten Dankes von der Zeit, in der sie vom Grafen Magingaud auf die Rothenburg gebracht wurde, wie die liebevolle Aufnahme und die mütterliche Pflege, welche sie von der Gräfin erfuhr, ihre frühere Umgebung und selbst den minderen Aufenthalt ihr bald vergessen machten. — Sie schilderte mit Wärme die glücklichen Tage, die sie in munteren Spielen mit den beiden Söhnen Imma's verlebte und gedachte besonders der allgemeinen, liebevollen Theilnahme, die ihr zu Theil wurde, als ihr Leben in Gefahr war. — Sie verhehlte der Gräfin nicht den Eindruck, den die kühne That Hinnek's auf ihr jugendliches Gemüth gemacht, und wie sie jahrelang mit Wohlwollen an den braven Jüngling gedacht habe, ohne an ihm etwas anderes zu lieben, als den Muth und die Aufopferung, welcher sie ihre Lebensrettung zu verdanken hatte. — Mit tiefer Erregung sprach sie dann von der Wahrnehmung in Arnold's verändertem Benehmen gegen sie, von den unzweideutigen Beweisen, daß er eine Leidenschaft für sie gefaßt habe, und wie ihr erst dadurch klar geworden wäre, daß ihr Herz schon Hinnek gehöre. — Sie sprach mit Thränen von dem Schmerze, den diese Entdeckung an Arnold, sowie das plötzliche Erkennen ihres eigenen Herzenszustandes ihr bereitet habe und der dann durch das endliche Geständniß Arnolds für sie zur unerträglichen Last geworden sei. — Nichts blieb der Gräfin verborgen von dem harten Kampfe, den das arme Mädchen zu bestehen hatte. — In gleicher Offenheit berichtete Judith das Zusammentreffen mit Hinnek auf dem Nordenberge und wie sie da noch unglücklicher geworden sei durch die Wahrnehmung, daß sie von diesem wieder geliebt werde. — Sie war des Glückes geständig, welches sie bei dieser Entdeckung

Digitized by Google

empfunden, und des Kampfes, den es ihr gekostet, dem Armen ihre eigenen Gefühle zu verbergen. — Damals schon sei ihr ganzes Unglück ihr klar geworden und der Entschluß in ihr aufgetaucht, ihrem hoffnungslosen Herzen eine Stätte des Friedens zu suchen in stiller, klösterlicher Einsamkeit, und in diesem Entschlusse habe sie auch augenblickliche Beruhigung gefunden; — doch die sehnsüchtigste Drohung Arnolds am Vorabende seiner Abreise habe ihr unsägliche Angst verursacht, da sie der Vermuthung Raum gebe, er ohne ihr Geheimniß und würde Rache nehmen an einem Unschuldigen. — „O, Gott!“ — schloß sie, sich in die Arme der Gräfin werfend, — ich will gern mein Leid in mich verschließen und es geduldig tragen; — wenn aber der edle, bedauernswerthe Arnold sich hinreißen läßt, ein Unrecht zu begehen, dann ist mein Elend grängenlos. Denn der Gedanke, daß ich Ursache wäre an dem Verderben zweier der besten Menschen, würde mich zittern machen vor der Verantwortung am Throne des Allmächtigen.“

Die Gräfin hatte der Mittheilung Judith's mit Spannung, Erwartung und Bestürzung zugehört. — In ihrem Innern wechselten die Empfindungen des Mitleides und der Besorgniß. — Was sie von Judith vernommen hatte, berührte ihr mütterliches Gefühl zu nahe, als daß sie im Augenblick ausschließlich dem trostlosen Zustande der armen Weinenden sich hätte zuwenden können. — Sie erhob sich, schloß Judith in die Arme, und sagte: „Dank Dir, geliebte Tochter! — Du hast mir Schmerz bereitet durch Deine Mittheilung, daß aber auch eine schwere Sorge von mir genommen durch Dein offenes Bekenntniß. — Geh' in deine Kammer, theures Kind, und bete zu Gott um seinen Beistand, das Gebet wird Dich stärken. — Verzage nicht, und glaube mir, Gott wird Alles zum Besten lenken. — Laß auch mir Zeit zum Nachdenken; in einer Stunde wollen wir mit einander einen Gang in's Freie machen, vielleicht bin dann auch ich im Stande, Deinen Kummer zu lindern mit mütterlichem Rath! —

Judith ging und fühlte sich jetzt schon einigermaßen beruhigt durch Immas Worte. — Sie hatte gefürchtet, von dieser getadelt oder beklagt zu werden wegen ihrer unglücklichen Neigung, oder gar Vorwürfe hören zu müssen, daß Arnolds Bewerbung scheitern mußte an ihrer Liebe zu seinem Diener. — Doch von Beidem erwähnte die Gräfin nichts, im Gegentheile sagte sie, es wäre eine schwere Sorge von ihr genommen. — So that denn Judith, wie Imma ihr geheißen: sie betete inbrünstig um Trost und Fassung in ihrem schweren Leid.

Der Gräfin war die augenblickliche Abwesenheit Marquards willkommen; denn es galt nun, ihn in das Geheimniß von Judiths Geburt und Herkunft einzuweihen, wenn mit seiner Hülfe Judith abgewendet werden sollte. — Die Art und Weise jedoch, wie dem jungen Manne diese Mittheilung zu machen sei, bedurfte einiger Ueberlegung.

Wir wissen, daß außer dem Gaugrafen und Imma Niemand Näheres über die Herkunft Judiths wußte, und daß die Gräfin selbst bei der Mittheilung ihres Gemahles über das Gehörte erstaunte. — Sie erfuhr nämlich, daß Judith ihm von seiner Schwester, der Kaiserin Fastrade, übergeben wurde, die sich durch ein Versprechen verbindlich gemacht hatte, für das Kind zu sorgen. — Als Fastrade, so erzählte Magingaud seiner Gemahlin, von Kaiser Karl heimgeführt wurde, befand sich unter ihren Frauen ein wegen seiner Schönheit hervorragendes adeliges Fräulein. Diese junge Dame war die Tochter eines burgundischen Edelmannes und schon früher am kaiserlichen Hofe. — Nachdem sie drei Jahre im Dienste seiner kaiserlichen Schwester gestanden war, wurde sie leidend und starb nach kurzem Krankenlager. — In ihrer letzten Stunde sprach sie den Wunsch aus, noch einmal mit ihrer gütigen Herrin sprechen zu dürfen. Diese gewährte gerne die Bitte und besuchte sie. Da vertraute denn die Sterbende Fastraden an, daß der Kaiser in seinem Wittwerstande sie vielfach ausgezeichnet und endlich mit seiner Liebe beglückt habe. — Ein liebliches Mädchen, welches noch lebe, sei die Frucht dieses intimen Verhältnisses gewesen. — Das Kind würde nun nach ihrem Tode gänzlich verlassen sein, wenn nicht eine barmherzige Seele sich seiner annähme. — Der Kaiser wisse zwar von der Geburt des Kindes, scheine aber dasselbe sammt der Mutter vergessen zu haben. Sie selbst habe sich, wie Fastrade wohl wisse, in deren Dienst nie öffentlich gezeigt und sei wahrscheinlich schon deßhalb von dem Kaiser als verschollen betrachtet worden. Sie würde auch ihren frühen Tod als ein Glück betrachten, wenn sie die Augen mit der Gewißheit schließen könnte, daß die Kaiserin, von der sie schon so viel Liebe und Güte erfahren, sich des verlassenen Geschöpfes annehmen wolle. — Fastrade versprach, mütterlich für die Kleine zu sorgen, und die Neuige starb getröstet in den Armen der hohen Frau. — Sogleich erkundigte sich die Kaiserin, nach dem Kinde, ließ es sich bringen und war von der engelgleichen Schönheit desselben ganz bezaubert. — Sie sorgte reichlich für die Erziehung der Kleinen, konnte aber Judith, als sie das zwölfte Jahr erreicht hatte, nicht wohl mehr in den Händen der Pflegeältern lassen, weil sie vor hatte, dieselbe, wenn sie zur Jungfrau herangereift sein, und neben ihren körperlichen Reizen sich auch geistige Fähigkeiten und gewinnende Herzensgüte auszeichnen würde, ihren hohen Gemahl mit der Tochter zu überraschen. — Zur Ausbildung Judiths ersah sie sich ihre Schwägerin Imma, welche sie als eine an Geist und Herzen reiche Frau kannte, und hat deshalb ihren Bruder Magingaud, das Mädchen auf die Rothenburg mitzunehmen und bei seiner Gemahlin ihren Wunsch und ihre Bitte zu unterstützen.

Als die Gräfin sich aller hierauf bezüglichen Umstände wieder erinnert hatte, wußte sie auch, auf welche Weise sie ihren Sohn in's Vertrauen zu ziehen habe, und als sie den Tritt seines Rosses vernahm, ließ sie ihn gleich zu sich entbieten.

Marquard war betroffen über den ernsten sorgenvollen Blick seiner Mutter und frug angelegentlichst nach der Ursache ihrer Unruhe.

„Lieber Sohn“, sprach die Gräfin, setze Dich zu mir, ich habe Dir eine Mittheilung zu machen, die unsere Familie sehr nahe berührt, und da es Dir, als dem künftigen Gaugrafen, vor Allem obliegt, über das Glück und die Ehre unseres Hauses zu wachen, so will ich Dich in einer Sache zu Rathe ziehen, welche, wie ich nach den Ansichten Deines edlen Vaters annehmen kann, beides zu gefährden scheint.

„Mutter, du spannst meine Neugierde auf das Höchste“, erwiederte der erstaunte Marquard, „was könnte unsrer Familie, die Alles von sich ferne hält, was ihrer Würde zuwider ist, drohen? — was könnte unser Haus gefährden, das durch des Kaisers Gunst vor allen andern ausgezeichnet ist? —

„Höre mich, mein Sohn“, sagte die Gräfin, „die Gefahr kommt nicht von Außen, sie hat ihren Sitz in unserem eigenen Fleisch und Blut; doch wird sie mit Gottes Hülfe beseitigt werden.

Du weißt, Judith ist nun sechs Jahre bei uns. — Graf Magingaud brachte das Kind vom kaiserlichen Hofe mit in der liebreichen Absicht, mir eine Tochter und Gesellschafterin zu geben, da mir selbst eine Tochter versagt war. — Du weißt auch, in welchem Maße Dein edler Vater seine Absicht erreicht hat. — Judith wurde mir lieb, wie meine eigene Tochter, und auch Du und Arnold schenktet dem heiteren Kinde Eure brüderliche Zuneigung. — Ihr dientet das Mädchen für eine entfernte Verwandte und sie ist es auch in gewissem Sinne; doch nicht in der Weise, daß sie unserem reinen Stammbaume angehörte. Höre nun an, lieber Sohn, was ich Dir in möglichster Kürze von der Geburt und Herkunft Judiths mittheilen werde.“ — Und nun erzählte die Gräfin ihrem Sohne Marquard unter Schonung der Betheiligten und mit Rücksicht auf ihren Zuhörer, was wir von Judith bereits wissen.

„Schon vor zwei Jahren“, fuhr sie fort, „wollte Dein Vater Judith zurückführen; allein ich hatte das gute Mädchen so lieb gewonnen, daß ich mich nicht von ihm trennen konnte. — O, hätte ich sie damals jeden lassen, wie viel Kummer und Sorgen wären nun uns Allen erspart!

„Wie meinst Du das, liebe Mutter?“ — frug Marquard, welcher der Erzählung aufmerksam zugehört hatte. — „Hat sich Judith Deiner Liebe unwürdig gezeigt? — Dann müßten ja auch Engel sündigen können!“ —

„Nein, mein Sohn,“ versetzte Imma, „Judith ist gut und edel, und wenn durch sie unserem häuslichen Frieden Gefahr

Digitized by Google

droht, so trage auch ich die Schuld mit, ich hätte sie früher von uns thun sollen, wie es Graf Wagingand haben wollte. — Ach, in meinen Augen war sie immer noch die kleine Judith und ich bedachte nicht, daß sie zur Jungfrau geworden und die Empfindungen des Weibes in ihr erwachen könnten. — Vernehme nun die Hauptsache, den Grund meiner Besürchtungen."

Und nun erzählte Imma ihrem Sohne auch das, was sie vor einer Stunde von der weinenden Judith vernommen hatte. — „Mein Sohn," setzte sie hinzu, „Du kennst Deinen Vater und weißt, daß er Niemand, dem der Nachweis ebenbürtiger Geburt mangelt, in seine Familie aufnähme; es muß uns deshalb erwünscht sein, daß Judith die feurige Liebe Deines beklagenswerthen Bruders Arnold nicht theilt, obgleich sie seiner würdig wäre. — Was können wir aber thun, lieber Sohn, theils um einem Unglücke vorzubeugen, theils um die arme Judith vor Verzweiflung zu retten?"

„Liebe Mutter," entgegnete Marquard entschlossen, „hier muß rasch gehandelt werden. Heute noch soll ein Bote dem Vater nachgesendet und er mit allem bekannt gemacht werden. Ist auch Arnold mit Galle im Herzen davon gegangen und weiß er wirklich um Judiths Geheimniß, wie diese fürchtet, so ist doch, so lange Beide um den Grafen sind, nichts zu befürchten. — Dieser wird dann, am kaiserlichen Hofe angelangt, schon Sorge tragen, daß sie, falls es nöthig erscheint, getrennt werden. — Zugleich kann er mit seiner erlauchten Schwester über die Zukunft Judiths berathen. — „Auch Arnold, fuhr er fort, wird, daß ihn ich gemiß, wenn er Judiths Abkunft erfähre, jede Hoffnung aufgeben und sich in den unabänderlichen Willen des Vaters fügen, und dann werden auch Haß und Neid aus seinem versöhnlichen Herzen weichen."

Die Gräfin gab ihrem Sohne in Allem Beifall, und es wurde sogleich der Burgkaplan herbeigerufen, damit er ein Schreiben verfasse, durch welches Graf Wagingand von dem Vorgefallenen genau unterrichtet werde. — Ein Bote wurde alsbald beordert, und ehe es Abend wurde, sprengte derselbe jenseits des Thales auf flüchtigem Rosse dahin.

Der alte Hunoz, der dem eilenden Reiter nachsah, konnte sich wohl denken, daß eine dringende Botschaft dem Gaugrafen nachgesendet würde, und blies daher ein lustiges Stückchen nach, als könne es von dem Dahineilenden seinem Hinnet wohlbehalten überbracht werden.

Die Gräfin war nun um Vieles beruhigter, und auch Judiths Unruhe verminderte sich, als Ersterer ihr mittheilte, daß sie Marquard in's Vertrauen gezogen und dieser Anordnungen getroffen habe, die jede Beunruhigung unnöthig machten. — „Sei nur getrost, liebe Judith," sagte sie, „wie auch ich es bin. Vertraue auf Gott und die Dich lieben, und Alles wird gut werden."

Diese theilnehmenden Worte der Gräfin und der Umstand, daß Marquard, der doch nun auch um ihr Geheimniß wußte, ihr so liebevoll begegnete, wie zuvor, gaben ihr die Gewißheit, daß sich in ihrer Stellung zu den ihr so theueren Personen nichts geändert habe. — Fast öfter als sonst forderte die Gräfin Judith zu Spaziergängen auf, ja selbst Ritte in Gesellschaft Marquards wurden unternommen, kurz, Alles gethan, um sie zu zerstreuen und sie ihren schwermüthigen Gedanken zu entfremden.

(Fortsetzung folgt.)

Adventlied*.

Dein König kommt in niedren Hüllen,
Ihn trägt der lastbarn Eselin Füllen,
Empfang ihn froh, Jerusalem!

Trag ihm entgegen Friedenspalmen,
Breiten den Pfad mit grünen Halmen!
So ist's dem Herren angenehm.

O mächt'ger Herrscher ohne Heere,
Gewalt'ger Kämpfer ohne Sperre,
O Friedensfürst von großer Macht!
Es wollen dir der Erde Herren
Den Weg zu deinem Throne sperren,
Doch du gewinnst ihn ohne Schlacht.

Dein Reich ist nicht von dieser Erden,
Doch aller Erde Reiche werden
Dem, das du gründest, unterthan.
Bewaffnet mit des Glaubens Worten
Zieht deine Schaar nach den vier Orten
Der Welt hinaus und macht dir Bahn.

Und wo du kommest hergezogen,
Da ebnen sich des Meeres Wogen,
Es schweigt der Sturm von dir bedroht.
Du kömmst auf den empörten Triften
Des Lebens neuen Bund zu stiften,
Und schlägst in Fessel Sünd und Tod.

O Herr von großer Huld und Treue,
O komme du auch jetzt aufs neue
Zu uns, die wir sind schwer verstört.
Noth ist es, daß du selbst dienieden
Kommst zu erneuen deinen Frieden,
Dagegen sich die Welt empört.

O laß dein Licht auf Erden siegen,
Die Macht der Finsterniß erliegen,
Und löscht der Zwietracht Glimmen aus;
Daß wir, die Völker und die Thronen,
Vereint als Brüder wieder wohnen
In deines großen Vaters Haus!

* Von diesem herrlichen Lied Fr. Rückerts, welches in mehrere protestantische Gesangbücher, unseres Wissens auch in das katholische, aufgenommen ist, kommt in dem Nekrolog, den wir vor acht Tagen aus dem „N. Korr." in unsere Sonntags-Beilage übertrugen, die erste Zeile abweichend von dem Original-Text vor, indem es dort heißt: Dein König kommt in stiller Größe, was wohl nicht als eine Verbesserung anerkannt werden kann.

Der unterirdische Personenverkehr in London.

London hat alle die verschiedenen Arten der Transportmittel, die im Innern von Paris und in anderen großen Städten zur Anwendung kommen; und an keinem anderen Orte ist die Zahl derselben so bedeutend und die Leitung so geschickt, wie gerade dort. Und doch waren die Cabs und Omnibus, welche zu Tausenden in den Straßen von London circuliren, für die Thätigkeit der Bevölkerung nicht ausreichend. Der Dampf mußte zu Hülfe genommen werden; er bevölkerte zunächst die Themse mit Booten, aber auch diese Dampfboote, die „penny boats", vermochten den Anforderungen des Verkehres nicht zu genügen; man sah sich schließlich genöthigt, zu Eisenbahnen seine Zuflucht zu nehmen.

Seit beinahe zwei Jahren hat die Metropolitan Railway Company dem Verkehre neue Wege eröffnet, indem sie unter den Straßen und Plätzen der Stadt einen gewaltigen Tunnel, der London in der ganzen Länge seiner Ausdehnung durchzieht, ausgraben ließ. Von Paddington geht er nach dem Great Northern Railway und dirigirt sich von dort nach dem Herzen der City, auf diese Weise den Sitz des englischen Handels mit den beiden äußersten Punkten der Stadt in Verbindung setzend. Er berührt vier verschiedene Stationen und durchläuft eine Strecke von mehr als fünf englischen Meilen. Und neuerdings geht man damit um, diesen Weg einerseits noch über Farrington-Street hinaus und andererseits gleich von Paddington aus in einem weiten Bogen bis nach Hammersmith fortzuführen, wodurch seine Ausdehnung um circa drei englische Meilen verlängert wird.

Die Hauptstationen, in Paddington und beim Northern-Railway, sind auf ebener Erde errichtet, und die Passagiere haben dort noch den Genuß des Tageslichtes so lange, bis sie dem unter-

Digitized by Google

irdischen Wege überliefert werden. Aber bei den Zwischen-Stationen, welche durchgängig auf Straßen oder Plätzen liegen, ließ sich das nicht durchführen; dort müssen die Passagiere eine endlose Zahl von Stufen hinabsteigen, um in den Tunnel zu gelangen, und sind, dort angelangt, genöthigt, da die englische Oekonomie hier eben so wenig wie auf den anderen Bahnhöfen des Landes für Wartsäle gesorgt hat, auf einer Terrasse, welche in der Höhe der Waggonthüren angelegt ist, den Zug abzuwarten. Man braucht indessen niemals lange zu warten, denn es kommen alle zehn Minuten Züge vorüber. —

Wer zum ersten Male diese ungeheueren unterirdischen Höhlen betritt, in denen das ganze Leben der großen Eisenbahnen herrscht, nur noch lauter und lärmender, wird sich eines bangen Gefühles nicht erwehren können. Das Rechzen des Dampfes, das Rasseln der Züge auf den Schienen vorgebuschen sich in diesen Gewölben, und der Wiederhall ist so täuschend, daß der Tunnel selbst zu ächzen und zu rasseln, die Locomotive hingegen schweigend dahinzufliegen scheint.

Es ist also weniger der Lärm, als die Feuer der Locomotiven, welche das Herrannahen der Züge ankündigen; und selten sieht man die Feuer der einen, ohne zu gleicher Zeit die der anderen aus der entgegengesetzten Richtung herbeieilen zu sehen, so daß man unwillkürlich zusammenschrickt; denn man denkt nicht anders, als die schreckliche Katastrophe eines Zusammenstoßes der beiden Züge wäre unvermeidlich. Es wird einem etwas unheimlich zu Muthe, und man denkt mit einer gewissen Sehnsucht an das bescheidene Cab, das man auf der Straße gelassen hat, zurück; aber ein Blick auf die Eile und das Gedränge, mit welcher die Menge sich sorglos in die Wagen stürzt, beruhigt das ängstliche Gemüth wieder, und man folgt getrost ihrem Beispiel. Uebrigens hat die Compagnie noch keinen der sonst auf den englischen Bahnen so häufigen Unglücksfälle zu beklagen gehabt, wozu wohl ohne Zweifel das System der electrischen Signale, welches sie anwendet, viel mit beigetragen hat.

Ganze Dorfschaften steigen in diese Unterwelt hinab, um einen so schnellen und zu gleicher Zeit so billigen Transport zu benutzen, und obwohl die Compagnie die Zahl der Wagen und der Züge auf die höchste Ziffer gebracht hat, bis zu welcher die Klugheit zu gehen erlaubte, so sind die Züge doch immer besetzt; nur selten sieht man einen leeren Wagen, und sehr häufig finden sogar nicht einmal alle Passagiere Platz. Ob es wohl anders werden würde, wenn man wirklich die Zahl der Wagen und der Züge noch vermehren wollte?

Die Betriebsamkeit des Menschen ist wie jener Polyp des stillen Oceans, welcher sich in's Unendliche ausdehnt, sowie er einmal Fuß gefaßt hat. Man gewähre der Arbeit Raum, man eröffne ihr ein neues Feld, neue Kanäle, und zwanzig Kräfte, die bisher gefeiert lagen, werden sich erheben, sich Bahn brechen, werden wachsen und gedeihen, und bald wird der Raum wieder zu eng sein. Die Zahl der Pennyboats und die ihrer Stationen vermehren sich ohne Unterlaß und werden sich noch weiter vermehren; der Metropolitan Railway wird die vier äußersten Punkte berühren und sie durch Zweiglinien verbinden; er wird dadurch ein neues, ein unterirdisches London gründen, welches an regem Leben, an geschäftigem Gewoge und Gedränge dem oberirdischen wenig nachstehen wird; aber die Straßen Londons werden darum nicht weniger belebt, die Straßenecken nicht weniger versperrt sein, und in zwanzig Jahren wird der Fremde wieder, wie heute, sagen, daß die Straßen der Stadt für die englische Betriebsamkeit zu eng sind.

Direktor Dr. Pokorny in Wien hielt einen Vortrag über Altersbestimmung von Bäumen. Die Bäume, sagt der Redner, erreichen unter allen Organismen das höchste Alter; sie unterscheiden sich in solche, welche in die Höhe wachsen, und solche, welche zugleich in die Höhe und Dicke wachsen. Bei letzteren erscheinen die Jahresringe, durch die man genau das Alter der Bäume erforschen kann. Die Jahresringe sind je nach der Gattung der Bäume und nach dem Klima von sehr verschiedene Größe, und nach den Studien, welche Redner in neuerer Zeit anstellte, glaubte er behaupten zu dürfen, daß jeder Jahresring die Witterungsverhältnisse des betreffenden Jahres anzeige, daß daher ein Querdurchschnitt eines Baumes zugleich ein meteorologisches Jahrbuch vorstelle. Redner fand z. B. bei 8 Querdurchschnitten verschiedener Bäume je einen auffallend breiten Jahresring, und dieser fiel übereinstimmend auf das Jahr 1861. Redner sprach im Verlaufe seines Vortrages über das excentrische Wachsthum der Jahresringe, das Krummholz und schließlich über die Riesenbäume in Kalifornien, Australien ꝛc. Die Mammuthbäume in Kalifornien sind zum Theile höher als der Stephansthurm; um einen solchen Baum zu messen, wurde er gefällt, wobei 25 Arbeiter durch sechs Wochen beschäftigt waren. Er zählte 5100 Jahre. Von unseren einheimischen Bäumen erreichen die Eichen-, Linden- und Kastanienbäume ein Alter von 1000 Jahren, ebenso die Plantanen. Unsere Baumriesen sind jedoch im Allgemeinen sehr wenig bekannt, und Redner schließt unter Hinweisung auf die Thatsache, daß diese Baumriesen häufig gefällt werden, mit dem Wunsche, es möge auf die Erhaltung derselben hingewirkt werden.

Erfolg im Leben. Halte Dir das Gesetz der Pflicht Tag und Nacht beständig vor Augen, und laß es Dir die niemals fehlende Leuchte auf Deinem Lebenswege sein. Sei stark und konsequent und halte Dich bis zum letzten Athemzug auf gutem Fuß mit Deinem Gewissen. Dein Erfolg im Leben mag Deinen Hoffnungen und Wünschen nicht gleichkommen, denn der Mensch vermag dem Erfolge nicht zu gebieten, der Beste und Weiseste von uns kann im Streite unterliegen; allein wir können selbst dann unsern Trost haben. Den Beifall der Welt zu verdienen und ihr vergängliche Beute zu erringen, ist nicht des Menschen einziges und geeignetes Geschäft hienieden. Die Unsterblichkeit lächelt uns im Hintergrunde der Bühne dieses Lebens und winkt uns immer weiter im Wettlauf nach jenen ewigen Ehren, welche die Erde weder geben noch nehmen kann — dem Preise, wornach alle streben dürfen und welchen keiner vergeben erstrebt.

Wenn eine Trübsal bei dir einkehren will und du schließest die Thüre vor ihr zu: — gib Acht, bald kommt eine stärkere, welche dir die Thüre einschlägt.

Gottes Wort wird mir mehr und mehr wie ein Diamant, — ebenso fest, als durchsichtig.

Vierfylbige Charade.

Zwei Tugenden enthält das eine Wort;
Nimmst du die erste der vier Sylben fort,
Wird eine Tugend gleich die offenbar.
Zu deinem eignen Ersten — das ist klar —
Wird sie von dir geübt mit frohem Muth, —
Und schafft die heitern Sinn und Geld und Gut,
Damit zum Ersten Andrer du nun auch
Das Ganze übst nach edler Herzen Brauch.

Auflösung der Charade in Nr. 7:
„Schuhmann“.

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 9. Sonntag, den 4. März. 1866.

Wer die Gesetze der Zeit, die sittlichen und die der Völker,
Unter die Füße sich zwingt, folgend der Selbsucht Gebot,
Fordert das Schicksal heraus, er stürzt, und es schreibt die Geschichte
Ueber den Namen ihm hin nimmer verlöschenden Fluch.

Freod. Löwe.

Die

Nordenberger.

Erzählung

von

Leonhard Wolff.

(Fortsetzung.)

Der Sommer war ins Land gekommen mit seinen lauen Nächten, seinem sternbesäten Himmel. Judith saß oft stundenlang an dem offenen Fenster und blickte nach den vom Mondscheine beleuchteten Waldhöhen und hinauf zu dem flammenden Sternenmeere. Sie gedachte der Worte der Gräfin, welche die Nacht als einen wohlthätigen Wechsel mit der Tageshelle bezeichnete — und wirklich, die glänzenden Lichter des Himmels erschienen Judith wieder als Hoffnungssterne. Zogen auch hie und da Wolken herauf und verhüllerten das strahlende Firmament, so tröstete sie die Gewißheit, daß Licht und Leben nicht ertödtet werden können durch vorübereilende Sturmesboten.

Auch Hunoz saß nächtlicher Weile auf seiner Warte und schweifte mit seinen Gedanken weit hinaus in die Welt. — Die schwarzen Massen der Burg zu seinen Füssen erschienen ihm wie ein riesiges Geisterschiff in dem dunklen Meere der Nacht, und ihm war, als müsse er von dem hohen Maste hinausspähen nach der fernen Küste. — Fest nach Norden lugte der alte Kämpe, als erwarte er von dorther Laute, die mit seinen wilden Schlachtgedanken zusammenklingen. — Fernes Kriegsgetöse glaubte er zu vernehmen, — ein helles Klingen, als ob Hinnels wuchtiges Schwert niedersause auf das stahlbedeckte Haupt eines Feindes. — Hörte er das schauerliche Gekrächze der Eule, so glaubte er den wilden Schlachtruf der heidnischen Sachsen zu vernehmen; drang dazwischen der schrille Schrei eines Habichts, so klang ihm dieser wie ein Siegesruf, und er ließ dann, als hätte er mit Geistern zu verkehren, leise Hornlaute hinaustönen in die Stille der Nacht.

Zu verschiedenen Malen kamen und gingen Boten, und die Nachrichten, welche sie brachten, mußten gut sein, denn sowohl die Gräfin, wie Marquard schienen guten Muthes und suchten Judith auf alle Weise heiter zu stimmen. So viel war bekannt, daß Arnold und Hinnet mit des Kaisers Heerbann gegen die Sachsen gezogen seien. Durch Nachrichten, welche wieder zwei Monate später einliefen, verbreitete sich das Gerücht, daß mit Nächstem der Gaugraf heimkehre und, sobald der Kaiser nach beendigtem Feldzuge sich mit seinem Heere an den Rhein zurückgezogen habe, mit der Gräfin Imma, Marquard und Judith wiederholt an den kaiserlichen Hof gehen werde.

Noch vor der Heimkehr des Gaugrafen trug sich in dem kleinen Hause des Kürschners Wingold ein Ereigniß zu, das von mächtigen Folgen für die ganze Familie des fleißigen Handwerkers sein sollte und den Ausspruch Wingold's: „Handwerk hat goldenen Boden," zur Wahrheit machte.

In einer finstern Nacht nahte sich von Sonnenaufgang her ein Trupp Reiter, hielt vor dem Hause des Kürschners und weckte die Bewohner desselben durch wiederholte Schläge an die niedrige Hausthüre. — Der alte Wingold trat aus dem Hause und traf einen Ritter mit zwei ebenfalls berittenen Reisigen, welche drei mit Kisten beladene Lastthiere führten. Der Ritter wandte sich an Wingold und frug ihn, ob er der Kürschner sei, den man in der Umgegend den alten Wingold nenne? Und als dieser bejahte, fuhr der Ritter fort: „Hier habe ich Kisten mit allerlei Pelzwerk. Ich bin auf einer langen Fahrt begriffen und kann diese Last nicht mit mir führen. — Kaufe sie mir ab, daß ich sie los werde."

Wingold sah den Ritter, den er aber nicht zu erkennen vermochte, an und erklärte sich bereit, das Pelzwerk zu kaufen; der Ritter wolle nur die Kisten vor sein Haus stellen lassen, er werde sie bei Tag untersuchen und ihm sodann sagen, was er dafür geben könne.

„Ich habe nicht Zeit, vor Deiner Hütte zu halten, bis es Tag wird, alter Narr," entgegnete der Ritter in rauhem Tone. „Bis die Sonne herauf kommt, will ich schon eine gute Strecke weit ins Land hinein geritten sein, drum sage kurz, was Du geben willst."

Wingold merkte wohl, mit wem er es zu thun habe und daß die Kisten erbeutetes oder geraubtes Gut sein müßten. Er nahm daher allerlei Ausflüchte, die darauf hinaus liefen, daß er eben nicht gerne eine Katze im Sacke kaufe.

Der Ritter schien aufgebracht und erwiderte zornig: „Es genüge Dir, Alter, wenn ich Dir auf mein Ritterwort versichere, daß die Kisten mit edlem Pelzwerke gefüllt sind. Entschließe Dich

Digitized by Google

schnell, denn wenn Du viele Umstände machst, so werde ich Dir den Pelz waschen, daß Du mich für einen Meister in Deiner Kunst halten sollst."

Diese Drohung wirkte bei Wingold. Er betrachtete die Kisten und bot dann einen Preis, der nicht zu hoch sein konnte, wenn der Inhalt auch aus nichts als eitel Hermeliken und Kaninchen bestanden wäre.

„Du bist ein Schuft, alter Wingold," donnerte der Ritter mit der Faust drohend; „und wenn ich nicht Eile hätte, so würde ich Dir Dein eigen Fell über die Ohren ziehen, wie einem Marder. Aber ich habe keine Zeit zum feilschen; Du gibst das Doppelte, und nun kein Wort mehr! Werft ihm die Kisten vor die Hütte," herrschte er seinen Knechten zu, „und Du, altes Raubthier, mache vorwärts und hole das Geld, und sträubst Du Dich, so ist in wenig Minuten von Deinem Fuchsbau keine ganze Sparre mehr übrig. Damit Du aber keine Furcht hast, will ich wegreiten, und nur ein Knecht soll dableiben, dem Du das Geld einhändigen magst."

Wingold sah ein, daß hier kein Sträuben half. Er ging in sein Häuschen, das Geld zu holen, weckte aber schnell seine Söhne, daß sie im Verborgenen bereit sein sollten, ihm beizustehen, im Falle es die Fremden doch auf etwas anderes, als auf den Pelzhandel abgesehen hätten. Bald darauf trat er wieder etwas beherzter aus seiner Thüre. Allein seine Vorsorge war unnöthig; der Ritter sammt den Thieren und dem einen Reisigen waren verschwunden, und nur ein Knecht war noch da, der sich, als er das empfangene Geld für richtig befunden hatte, nach kurzem Gruße auch entfernte.

Wingold schaffte nun mit seinen Söhnen die Kisten in das Haus, worauf alle wieder ihr Lager suchten. Wingold fand aber keinen Schlaf mehr; denn einestheils hatte ihn das nächtliche Abenteuer aufgeregt, andernitheils ließ Martha ihm mit Vorwürfen keine Ruhe. Sie behauptete steif und fest, der Fremde hätte ihn eingeschüchtert und angeführt. „Nun ist die schöne, durch jahrelangen Fleiß gemachte Ersparniß verloren," lamentirte sie. „Du wirst schon sehen, was die Kisten enthalten, wenn Du sie öffnest. Ja, wäre nur Himrek dagewesen, der hätte den Strauchdieben den Weg gewiesen. Aber so geht's, wenn man weiter nichts ist, als ein Kürschner; vor einem todten Bären fürchtet ihr euch nicht, aber vor einem lebendigen Fuchs."

Wingold hat sich Ruhe aus; aber die war zu Kaiser Karl des Großen Zeiten von einem leidenden Weibe eben so schwer zu erlangen, wie in unseren Tagen.

Noch vor Tages Anbruch, als Martha längst wieder brummend eingeschlafen war, stund Wingold auf, um sich allein zu überzeugen, ob er wirklich betrogen worden sei, denn er zweifelte selbst daran, ein gutes Geschäft gemacht zu haben. Möglichst geräuschlos öffnete er die erste beste Kiste, überzeugte sich aber sogleich, daß ein Ritterwort doch noch Werth habe. Es waren wirklich schöne, werthvolle Pelze in der Kiste. Vorsichtig nahm er Stück vor Stück heraus, bielt jedoch plötzlich inne, denn es war ihm, als klänge es an sein Ohr wie Metall. — Die Dämmerung erlaubte ihm nicht, in der schon halb geleerten Kiste etwas zu unterscheiden. Als er aber bei weiterem Herausnehmen eines Pelzes aus der Tiefe der Kiste einen Gegenstand feurig funkeln sah, wie die Augen eines Luchses, da schrack er zusammen; denn er glaubte irgend ein umheimliches Wesen sei da versteckt, und er habe nun den bösen Feind in sein friedliches Haus gebracht.

Gleichzeitig aber fiel aus dem zuletzt herausgenommenen Pelze auch etwas auf den Boden, und wieder klang es hell, wie ein silbernes Glöcklein. Wingold langte darnach und hielt in seiner Hand einen blinkenden Goldthaler. Dem Alten wollten die Sinne vergehen vor Erstaunen. Als er sich wieder ermannt hatte, drang die Tagesbelle durch den offenen Boden, und aus der Kiste blitzten nun nicht nur zwei, nein, zwanzig, dreißig feurige Augen, die in allen Farben strahlten und leuchteten.

Nun faßte Wingold Muth; beherzt langte er nochmals hinein und ergriff mit zitternder Hand ein prächtiges Geschmeide von kostbaren Edelsteinen. Mit fieberhafter Hast untersuchte er nun den Rest der Kiste, und in dem weichen Lager der Pelz waren Edelsteine, Geld- und Silbergeschmeide und ebensolch Münzen in großer Menge versteckt.

Der alte Kürschner war freudig überrascht von dem reichen Funde, aber auch erschrocken; denn daß dieser Reichthum auf rechtmäßige Weise in den Besitz des fremden Ritters gekommen sei, war nicht wohl anzunehmen.

Er schlich leise in die Schlafkammer und weckte behutsam seine Martha. Als diese den Schatz sah, wollte sie laut aufschreien vor Schrecken und Freude; aber Wingold gebot ihr Schweigen. „Wir wollen unsere Söhne wecken," sagte er leise zu Martha, „und sie unter einem Vorwande irgend wohin schicken, um sodann ungestört die anderen Kisten untersuchen zu können; denn es darf vor der Hand Niemand etwas von dem Funde erfahren, bis wir selbst erst einig sind, was wir damit anfangen wollen."

So geschah es auch. Martha weckte die noch im festen Schlafe Liegenden und Wingold gab ihnen die Weisung, die Straße gegen Morgen zu zu verfolgen, und wenn sie vielleicht den nächtlichen Reitertrupp lagern sähen, dem Ritter zu sagen, er solle umkehren, denn mit den Pelzen hätte es eine eigene Bewandniß. — Träfen sie aber innerhalb zweier Stunden Niemanden, so sollten sie nur wieder heimkehren.

Als die beiden Alten allein waren, machten sie sich bei verschlossenen Thüren daran, die sämmtlichen Kisten zu öffnen, und ihr Erstaunen wuchs von Minute zu Minute; denn alle Kisten waren gleichen, werthvollen Inhaltes. Martha war ganz außer sich vor Entzücken. „Aller," jubelte sie, „nun hat alle Noth ein Ende, nun können wir unsere vier Buben herausstaffiren wie Grafensöhne, und auch wir können es uns noch wohl sein lassen in unsern alten Tagen."

„Martha," sagte Wingold besonnen, „daß Dir der Glanz den Kopf nicht verdreht und Dein Gewissen nicht verschließt. — Zuerst wollen wir fragen: Gehört dieß Alles uns? Haben wir ein Recht daran? Daß es der Ritter auf keine ehrliche Weise erworben hat, daran ist wohl kein Zweifel. Ist es erbeutetes Gut, so wird es mir Niemand nehmen können; denn ich habe es mit Rechten erworben, ja, es ist mir aufgedrungen worden; ist's aber geraubtes Gut und der rechtmäßige Eigenthümer kommt, so müssen wir es herausgeben."

„Aber Wingold!" — eiferte Martha, Du wirst doch nicht so einfältig sein und die Sache an die große Glocke hängen? Der fremde Ritter ist froh, daß er die Waare vom Halse hat und kommt nicht wieder, und außer uns Beiden weiß es ja kein Mensch."

„Alte," erwiderte kopfschüttelnd Wingold, „Dich hat ja der Fund völlig blind gemacht. Wie soll denn der Kürschner Wingold auf einmal zu diesem großen Reichthum kommen? Siehst Du denn nicht, daß sich die Sache selbst verrathen müßte?"

„Du Kurzsichtiger," entgegnete Martha, „siehst freilich nicht weiter, als bis hinüber zu dem Fichtenhain. Ist denn da die Welt abgeschlossen? Wir ziehen fort von hier — nach Weißchland, oder meinetwegen zu den Sarazenen, die, wie Hunez sagt, in dem schönsten Lande der Welt wohnen. Wer wird es Dir denn dort ansehen, daß Du Dein Leben lang ein armer Kürschner warst?"

„Martha!" sagte Wingold ernst, „vor einigen Stunden noch hast Du mir bittere Vorwürfe gemacht, weil Du glaubtest, ich hätte mich betrügen lassen, und nun wüßt Du selbst betrügen? Doch es hat Dich nur der Glanz geblendet und eitle Wünsche für Deine Kinder haben Dir den Sinn verwirrt. Ich bin mit mir einig, was geschehen muß. Wüßt Du mich ruhig anhören, so will ich Dirs sagen; ich muß Dir aber schon im Voraus bemerken, daß ich mich durch nichts von meinem Vorhaben abbringen lasse."

Martha hatte schon eingesehen, daß sie im Unrecht war, fühlte sich aber wenig erbaut von der Strafpredigt ihres Mannes. Sie sagte daher scheinbar gelassen: „Ich weiß wohl; Du bist immer geschickter, wie andere Leute; so thu' denn, was Du für gut hältst. — Des weiß ich freilich auch im Voraus, daß Du einen Hermelin gegen einen Katzenbalg umtauschest."

Digitized by Google

„Das wird die Zeit lehren," erwiderte Wingold. „Nun will ich Dir sagen, was geschieht, und wenn Du etwas Besseres weißt, so magst Du reden. Vor allen Dingen wird jetzt Alles wieder eingepackt und verschlossen. Niemand darf etwas davon erfahren, selbst unsere Buben nicht. Denn der Hanno möchte am Ende ein Kloster stiften mit den Schätzen und die beiden Anderen, die gerade solche Hitzköpfe und Raufbolde sind, wie der Hinnef, liefen uns mit dem besten Theil davon in alle Welt. — Also die Buben dürfen kein Wort davon erfahren, bis es an der Zeit ist. In wenig Tagen wird der Gaugraf zurück sein; er ist unser Schirmherr und ein gewaltiger Mann mit eisernem Willen und unbeugsamem Rechtssinn. Ihm werde ich die ganze Angelegenheit erzählen, und er wird uns schützen in unserem Besitze, wenn wir diesen in rechtmäßiger Weise beanspruchen können. — Dann, Alte, kannst Du mit gutem Gewissen schalten und walten mit Deinem Reichthum und brauchst nicht damit zu den Sarazenen zu flüchten."

Martha war nun beschämt und gab ihrem Manne in allen Stücken Recht. Sie gelobte feierlichst, reinen Mund zu halten, und als gegen die Mittagsstunde die drei Brüder zurückkamen mit der Meldung, daß sie Niemanden gefunden hätten, ging wieder Jedes an seine Arbeit, und es erfuhr von den beiden Alten auch keine Seele etwas von dem Reichthum, der in der kleinen Hütte versteckt war.

Einige Tage nach dieser Begebenheit verkündete Hunoz mit saulem Geschmetter des Gaugrafen Rückkehr. Die Gräfin und Marquard waren voller Erwartung, Genaues über Arnold und Hinnef und mithin auch über Judith's Schicksal zu hören; denn die Berichte, welche die Boten überbrachten, waren, wenn auch beruhigend, doch nur höchst unvollkommen. Judith mußte auch an den Gaugrafen erfahren, daß er freundlicher gegen sie war, als ehedem; denn der ernste, stolze Mann gab, selbst wenn er wohlwollend gesinnt war, seiner Stimmung selten durch Worte Ausdruck.

Am Tage nach der Ankunft Magingauds schlug Marquard seiner Base Judith einen Spaziergang vor, und während die Beiden abwesend waren, berichtete der Gaugraf seiner Gemahlin, was er auf ihre überraschende Botschaft hin gethan habe.

Die Gräfin hatte richtig geurtheilt. Ihr Gemahl wußte es Judith nur Dank, daß sie den Verbindungen Arnold's kein Gehör geschenkt. Daß dieß in Folge einer Herzensverirrung, wie er Judiths Liebe zu Hinnef nannte, geschehen war, bedachte er erst in zweiter Linie. Doch auch diesem Umstande schenkte er seine Aufmerksamkeit und suchte für das Wohl des Mädchens zu handeln.

(Fortsetzung folgt.)

Im Salon eines der reichsten Bankiers zu Nizza, wo dieser Tage auch Seine Majestät König Ludwig I. (von Bayern) sich anwesend befand, wurde spät Abends der Marquis v. Bach angemeldet, ein Greis von nahezu 97 Jahren. Sogleich erhob sich der König, ging ihm entgegen, und bewillkommte diesen alten Pagen Ludwigs XVI., der, noch immer fest auf den Füßen, ein scharfes Auge und eine gewaltige Stimme besitzt, auf das Herzlichste. In dem sich hieran knüpfenden Gespräche äußerte der König u. a.: „Ludwig XVI. war mein Taufpathe." — „Sire!" entgegnete ihm darauf der Marquis, „an demselben Tage — 1786 — saß ich zum ersten Male im Sattel um den König und die Königin nach Versailles zu begleiten." Bei diesen Worten verdeutzte sich der König Ludwig vor diesem Aeltesten der europäischen Aristokratie, der ihm aus einer Epoche, die achtzig Jahre entfernt liegt, Selbsterlebtes mittheilte.

Die Geschichte.

Wie die Welt läuft immer weiter,
Wirft stets die Geschichte breiter
Und uns wird je mehr je länger
Nöthig ein Zusammendrängen.

Nicht der aus dem Schutt der Zeiten
Wühle mehr Erbärmlichkeiten,
Sondern der den Plunder sichte,
Und zum Bau die Steine schichte.

Nicht das Einzle unterdrückend,
Noch damit willkührlich schmückend,
Sondern in des Einzlen Fülle
Legend allgemeine Fülle.

Der gelesen Alles habe,
Und besitze Dichtergabe
Klar zu schildern mir das Wesen,
Der ich nicht ein Wort gelesen.

Sagt mir nichts von Resultaten!
Denn die will ich selber ziehn.
Laßt Begebenheiten, Thaten,
Helden, rasch vorüberfliehn!

Und vor allem spart die Noten;
Zeiget euch nur wahr und treu,
Und wird mir der Kern geboten,
Frag' ich nicht, aus welcher Spreu.

F. Rückert.

Das interessante Zusammentreffen folgender Zahlen aus dem Leben Louis Philipps und Louis Napoleons möchte wohl geeignet sein, die gesellschaftlichen Kreise über das verhängnißvolle Jahr 1869 in gespannter Erwartung zu halten. (Ereignisse von Louis Philipp.) 1830 Thronbesteigung, 1773 Geburt, 1782 Geburt seiner Frau, 1809 Verehelichung. Aus diesen Zahlen wird die Jahreszahl des Falles von Louis Philipp herausgerechnet wie folgt

1830	1830	1830	
1	1	1	
7	7	8	(1809)
7	8	0	
3	2 (1782)	9	
1848	1848	1848	

(1773)

(Ereignisse aus dem Leben Louis Napoleons.) 1852 Thronbesteigung, 1808 Geburt, 1826 Geburt der Kaiserin und 1853 Verehelichung.

1852	1852	1852	
1	1	1	
8	7	8	(1853)
0	2 (1826)	5	
8	6	3	
1869	1869	1869	

(1808)

Anmerkung. Sind diese Zahlen wirklich so verhängnißvoll für Napoleon, wie sie es für Louis Philipp thatsächlich waren, dann haben wir im Jahr 1869 entweder einen Dynastie-Wechsel oder den Ruf: „Es lebe die Republik!" zu gewärtigen. (K. Ztg.)

Digitized by Google

Ueber die Luftverhältnisse in großen Städten finden wir im Feuilleton der Wiener „Presse“ folgende Betrachtungen angestellt: „Wenn auf einer verhältnißmäßig geringen Fläche Hunderttausende von Menschen zusammengedrängt sind, in vier bis sechs Etagen hohen Miethskasernen dicht neben-, über- und untereinander wohnen, so ist es wohl erklärlich, daß die sie umgebende Atmosphäre, in gewaltigen Massen ihres Sauerstoffs entleert und statt dessen mit Kohlensäure beladen, keineswegs als eine reine der Gesundheit entsprechende Luft betrachtet werden kann. Dazu kommen noch die Ausdünstungen der Stätten menschlicher und thierischer Extremente, dazu die Dämpfe, Qualm, Rauch und Niederschläge von Schornsteinen, Fabriken, chemischen und industriellen Etablissements aller Art — kurz und gut, diese Luft bildet sich zu einem Chaos, dessen Einathmen für die menschlichen Lungen nichts weniger als naturgemäß ist. Aus dieser argen Luftnoth jeder großen Stadt vermögen uns immer nur zwei Kräfte zu erretten: erstens der Luftzug, resp. Wind, welcher uns frische, reine Luft zuführt und die üblen Atmosphäreschichten verdrängt, mindestens mit besserer Luft vermischt, und zweitens die mit Gewächsen besetzten freien Plätze inmitten des Häusermeeres, deren Pflanzenwuchs die übermäßige Kohlensäure, das Ammoniak, die zu große Feuchtigkeit ꝛc., konsumirt und dafür im Sonnenlicht reinen Sauerstoff ausströmen läßt. Den erstern dieser Luftreiniger, den Luftzug, haben wir keineswegs in unserer Gewalt; seine Hilfe bleibt immer nur dem Zufall überlassen. Menschenthun kann ihn nur insoweit benutzen, als sich dies auf eine zweckmäßige Ventilation in engen von hohen Mauern umgebenen Höfen oder auf dieselbe im Innern der Gebäude erstreckt. Von um so größerer Wichtigkeit sind daher die Pflanzenflächen — diese wahren Lungen der großen Stadt. Es bedarf keiner Erörterung, daß große Gewächse, also Bäume, hier von größerer Bedeutung sind als kleiner Pflanzenwuchs, daß daher ein Hain oder Wald neben einer Stadt wichtiger ist als Blumengärten, in ihr aber Alleen und Baumplätze zweckmäßiger als Blumenstücke oder nur Gebüsche. Leider aber ist aller Baumwuchs innerhalb oder neben größern Städten fast unabweisbaren Gefahren ausgesetzt. Dieselben sind, neben den übeln Niederschlägen von den Dämpfen aus mannigfachen Fabriken, namentlich in dem tödtlichen Einflusse des Leuchtgases begründet. Außerdem werden die Bäume noch besonders von dem Staube der Großstadt beeinträchtigt, welcher sich in dicken Lagen auf Blatt und Rinde ansammelt und deren Porrw verstopft, und schließlich bedroht auch noch mancherlei Ungeziefer, das gerade hier oft sehr üppig wuchert, ihr Dasein. Alle diese Schäden abzuwehren oder auszugleichen, hat man bereits die mannigfachsten Mittel und Wege versucht. Wo überall Gasleitungen sich hinziehen, dort schwängert in kurzer Zeit das Ammoniak überall benetzig den Boden, daß die Bäume erkranken und bald massenweise absterben. Bei Alleen innerhalb der Straßen hat man Anpflanzungen in tönernen oder hölzernen Kübeln versucht, doch beides vergeblich, da das subtile Gas diese beiden Schutzwände zu durchdringen vermag. Etwas bessere Resultate haben Ummauerungen der Baumwurzeln in genügender, dem Wachsthum des Baumes entsprechender Größe aus Mörtel oder noch besser Cement mit Back- oder Feldsteinen gezeigt. Unter den einheimischen Bäumen zeigen sich sonderbarerweise die Linden am Empfindlichsten gegen diese verderblichen Einflüsse. Verfasser sah in manchem Frühjahr ganze Reihen erstorben. Fast ebenso Eichen, weniger noch Pappeln, und sonderbarerweise am wenigsten Ahorn und Akazien. Unsere derartigen Beobachtungen sind jedoch noch zu jung, als daß wir sie für feststehende Resultate ausgeben dürften. Solche stehen aber bis jetzt auch noch überhaupt keineswegs weder nach der einen, noch andern Seite hin fest. So hochwichtig die Erhaltung der Baumpflanzungen in und um die Städte für das Wohl Hunderttausender von Menschen auch ist — so leider wenig wirklich Anerkennenswerthes ist in dieser Angelegenheit bis jetzt geschehen. Möchte daher diese Anregung die Veranlassung zu ernsthaften Erwägungen von Seiten berufener und befähigter Männer geben, zu Beobachtungen und Versuchen, die dann unzweifelhaft zu befriedigenden Ergebnissen führen werden.“

Aus dem Feuerquell des Weines,
Aus dem Zaubergrund des Bechers
Sprudelt Gift — und süße Labung,
Sprudelt Schönes — und Gemeines;
Nach dem eignen Werth des Zechers,
Nach des Trinkenden Begabung.

In Gemeinheit tief versunken
Liegt der Thor vom Rausch bemeistert;
Wenn er trinkt — wird er betrunken,
Trinken wir — sind wir begeistert!

Sprühen hohe Witzesfunken,
Reden wir mit Engelzungen,
Und von Gluth sind wir durchdrungen
Und von Schönheit sind wir trunken:

Denn es gleicht der Wein dem Regen,
Der im Schmutze selbst zum Schmutz wird —
Doch auf gutem Acker Segen
Bringt und Jedermann zu Nutz wird!

Fr. Bodenstedt.

Ein Schachwettkampf. Der österreichische Schachspieler Steinitz, der einige Zeit Mitglied des Wiener Schachclubs war, im Jahre 1861 zum großen Schachwettkampf nach London ging und einen Preis davon getragen hatte, bei in den letzten Tagen dem berühmten Andersen einen „Matsch“ an, auf dessen Ausgang namentlich die englischen Schachspieler sehr gespannt sind. Zahlreiche und hohe Wetten sind bereits angeboten und angenommen, und beträgt der Preis für den Siegenden 100 Pfd. St. Andersen hat die Einladung angenommen und wird sich zu diesem Zwecke, wenn der preußische Unterrichtsminister v. Mühler ihm Urlaub gestatten sollte, schon zu Ostern, oder im entgegenstehenden Falle im Monate Juli nach London begeben. Bekanntlich ist Andersen, der größte lebende Schachspieler, Professor der Mathematik in Breslau.

München, 24. Febr. (A. Z.) Es ist hier wieder einmal ein Schatz gehoben worden, der seit urdenklicher Zeit im Dunkel gelegen. Die auf dem Anger befindliche bürgerliche Waffen- und Rüstkammer lag jahrelang nicht sonderlich beachtet in ziemlich ungeordnetem Zustand. Der derzeitige Zeugwart der Landwehr (dieser ist Hr. Kaspar Braun, weltbekannter Redakteur der „Fliegenden Blätter“) selbst trefflicher Künstler und Alterthumskenner, hat die Gelegenheit des Lokalwechsels der Rüstkammer ergriffen, um das Vorhandene an alten Waffen und Gezeug aus seinem „Durcheinander“ auf das Sinnreichste in einem großen Saal in historische Gruppen zu ordnen, und es kam dabei eine nicht geringe Menge der interessantesten Gegenstände der Bewaffnung vergangener Zeit an das Tageslicht.

Zweisylbiges Betonungsräthsel.

Leg' auf die Erste den Ton, so bezeichne ich manch einen Helden,
Wie auch den fürstlichen Mann, der einst der Dichter Mäcen.
Leg' auf die Zweite den Ton, so durchglühet mich südliches Feuer,
Biete der Früchte gar viel und Freuden mancherlei Art.

Auflösung der Charade in Nr. 8:
„Wohlthätigkeit.“

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 10. Sonntag, den 11. März. 1866.

Arbeit.

Arbeit ist Loos und Lust und Leid
Für alle die hienieden wandeln;
Gesegnet sei uns alle Zeit,
In der wir wirken, schaffen und handeln.

Die Mühe waltet früh und spät,
Sie freut sich, wenn ihr Werk geräth,
Und wenn ihr kein Erfolg gegeben,
So war doch ehrenhaft ihr Streben.

C. Dräxler-Manfred.

Die

Nordenberger.

Erzählung

von

Leonhard Wolff.

(Fortsetzung.)

Wir wollen in unser Geschichte nun einige Monate zurückgehen und erzählen, welche Schritte der Gaugraf in dieser Angelegenheit gethan und was sich sonst noch Bemerkenswerthes während seines Aufenthaltes am kaiserlichen Hofe zugetragen hat.

Nur wenige Tagreisen noch von der Hofburg entfernt, erreichte der nachgesendete Bote den Gaugrafen. — Als sich derselbe mit dem Inhalte des Schreibens bekannt gemacht hatte, wurde ihm erst das düstere Wesen klar, das auf der ganzen Reise an Arnold bemerkbar war. — Bei seiner Ankunft am Hofe suchte er sogleich die beiden Jünglinge zu trennen, indem er Hinnek vor der Hand noch für seine Person in Anspruch nahm, und benützte die erste Gelegenheit, die Kaiserin, seine Schwester, mit Allem bekannt zu machen, was Judith betraf. — Die hohe Frau war bestürzt und bedauerte herzlich, ihren jungen Vetter Arnold wegen seiner unglücklichen Neigung. — Der Gaugraf gab seiner Schwester zu verstehen, daß er es über sich nehmen wolle, diese Krankheit zu kuriren, sie solle nur Sorge tragen, daß Judith, die doch eigentlich durch die Unvorsichtigkeit ihrer Beschützer in diese gewiß bellagenswerthe Lage gekommen sei, so gut als möglich aus derselben befreit werde. — Dieß sei Sache der Frauen, meinte er, die hätten mehr Geschick derlei Verwicklungen auseinander zu wirren. — Auch gegen Fastrade äußerte er, es sei noch ein wahres Glück, daß Judith ihr Herz dem Hinnek zugewendet; denn ohne diesen Umstand hätten am Ende Arnolds Bewerbungen bei Judith doch Erfolg gehabt, was dann zu keinem guten Ende geführt haben dürfte.

Fastrade versprach alle ihre Sorge ihrem Lieblinge zuzuwenden. — „Es ist ohnedies der Augenblick gekommen," sagte sie, „wo Karl seine Tochter kennen lernen muß, und wenn der Feldzug beendigt und das Herr zurückgekehrt ist, bringst Du sie mir, lieber Bruder, und der Augenblick, wo der Kaiser in dem Mädchen, das ganz seine Züge trägt, seine Tochter erkennt, wird dann ein Wendepunkt ihres Lebens werden. „Dieser Hinnek," fuhr sie fort, „ist ein wahrhaft ritterlicher Jüngling. Schon in den früheren Feldzügen hat er die Aufmerksamkeit meines Gemahles auf sich gezogen; er wird sich auch in dem bevorstehenden wieder rühmlich hervorthun und sich den Kaiser geneigt machen, der die Tapferkeit auch an dem Kriegsknechte schätzt und belohnt. Hinnek wäre der erste nicht, der von den Händen Karls zum Ritter erhoben würde, und wenn dieß dem Kaiser gefiele, so würdest Du, lieber Bruder, in solchem Falle gewiß nicht dawider sein; denn es müßte Dich ja selbst ehren, wenn einer Deiner Mannen sich den höchsten Kriegerlohn erwürbe.

Magingaud gestand, daß Hinnek in jeder Beziehung ein braver Jüngling sei, — muthig und tapfer, von edlem Gemüthe und Herzen. Auch habe er im Umgange mit seinen Söhnen sich nie ein tadelnswerthes Betragen zu Schulden kommen lassen. — „Da jedoch, wie Judith sagt, es zwischen ihr und ihm zu keinem völligen Einverständniß gekommen ist," meinte der Gaugraf, „so trägt sich Hinnek mit keinen Hoffnungen, und man darf der Sache nicht vorgreifen."

Nachdem Magingaud diese Angelegenheit ganz in die Hand seiner Schwester gelegt hatte, kam die Reihe an Arnold. Der Vater erzählte dem Sohn Alles unverholen, was er wußte und was Judith in ihrer Herzensangst der Gräfin Imma gestanden hatte, und theilte ihm sodann die Herkunft Judiths und ihr bisheriges Schicksal mit. — „Das wußtest Du freilich nicht, als Du um Judith warbst, mein Sohn," sprach er, „sonst hätte Dein Herz geschwiegen, oder Du müßtest nicht der Enkel des letzten Frankenherzogs sein. — Bald wird sich Dir die Laufbahn des Ruhmes öffnen, und ich bin gewiß, daß Du Dich Deiner Ahnen würdig zeigst. — Im Gewühle der Schlacht wirst Du bald eine oberflächliche Neigung vergessen, die Dich in der Einsamkeit unserer stillen Burg leicht erfassen konnte. Gegen Hinnek darfst Du keinen Groll hegen; denn er weiß nichts davon, wie Judith für ihn fühlt, und es wäre gewiß thöricht von Dir, wenn Du ihn jetzt mit Dingen zu beirren suchtest, die seine Sinne befangen und seinen Muth lähmen könnten. Ich versehe mich von Dir, mein Arnold, daß Du vor ihm geheim hältst, was

Digitized by Google

ich Dir vertraute, und verlange Dein Wort, welches noch kein Rothenburger gebrochen hat, daß Du meinem Rath und meinem Willen nachkommst."

Arnold gelobte Schweigen und Gehorsam, wodurch er seinen Vater auch zufrieden stellte. In seinem Innern jedoch entstund ein gewaltiger Aufruhr. Wäre sein Bruder Marquard der Begünstigte gewesen, wie er vermuthet hatte, so hätte er diesem den Raub seines einzigen Glückes nicht verzeihen können; nun es aber Hinnek war, zwar sein Freund, aber doch sein Diener, fühlte er sich tief zurückgesetzt, und es stieg, wenn auch nicht Haß, doch eine heftige Gereiztheit gegen den Ahnungslosen in ihm auf. — Er vermieh Hinnek, wo er nur konnte, und die Vorstellungen, die er sich selbst machte: daß ja Hinnek gar nicht wisse, wie wehe er ihm gethan; daß er überhaupt keine Hoffnung habe, Judith je besitzen zu können; daß diese wiederholt versichert habe, nie eines Andern Weib zu werden; diese Vorstellungen halfen alle nichts und konnten seine Bitterkeit nicht dämpfen. Er verbarg seinen Groll, so gut er konnte; aber ihn zu überwinden, vermochte er nicht.

Doch es sollte ihm nicht lange Zeit bleiben, seinen düsteren Gedanken nachzuhängen. Das Waffengetöse wurde immer lauter und der Aufbruch stund nahe bevor. Der Gaugraf begleitete seinen Sohn bis zu dem nächsten Heerhaufen, dem er zugetheilt war, erinnerte ihn nochmals an sein Versprechen und hieß den fliegergekrönten Sohn schon im Voraus willkommen auf der heimathlichen Burg.

Magingaud verweilte noch einige Zeit bei seiner kaiserlichen Schwester, um Nachrichten vom Kriegesschauplatze abzuwarten. — Diese kamen auch bald und verkündeten dem stolzen Grafen die erste rühmliche Waffenthat seines Sohnes. Auch Hinnets gedacht dabei rühmliche Erwähnung. — Mit einer zweiten Botschaft sandte der Kaiser Siegestrophäen aus einem heidnischen Lager, dessen blutige Erstürmung hauptsächlich Arnolds und Hinneks ungefüümem Muthe zugeschrieben wurde. Solche Nachrichten erfüllten das Herz des Gaugrafen mit Stolz und Freude.

Fastrade sprach noch öfters mit ihrem Bruder über Judith und Hinnek. — Sie suchte ihn für ihre Absicht zu gewinnen, im Falle Judith's Neigung wirklich eine ernste und tiefe sei, den Kaiser zu bewegen, Hinnek in den Ritterstand zu erheben. Doch sollte dieß erst geschehen, wenn sie selbst Judith wiedergesehen und sich von ihrem Herzenszustande überzeugt habe.

Nach viermonatlicher Abwesenheit zog der Gaugraf wieder heimwärts und wir sahen ihn wohlbehalten auf seiner alten Ahnenburg ankommen.

Etwa am vierten Tage nach Magingaud's Ankunft kam der alte Wingold in die Burg und bat um williges Gehör bei dem Gaugrafen. Dieser ließ ihn vor sich und vernahm mit Staunen die abenteuerlichen Begebenheiten mit dem fremden Ritter und den Pelzfisten. — Wingold gab den Werth der Gold- und Silbermünzen an, zeigte einen Theil des gefundenen Geschmeides und der Edelsteine, und es ergab sich eine Summe, nach der ein Anderer, als der stolze und selbst überreiche Gaugraf, hätte lüstern werden können.

Magingaud ging eine Zeit lang nachdenkend im Gemache auf und ab, blieb endlich vor dem Kürschner stehen und sagte: „Wingold, Du bist ein braver, ehrlicher Alter. Die Kisten sind jedenfalls erbeutetes Gut, und als solches darfst Du es als wohlerworbenes Eigenthum Dein nennen; und sollte es auch geraubt sein, so ist es, der Fassung des Geschmeides und dem Gepräge der Münzen nach, einer ungarischen Horde abgenommen, und die Ungarn sind unsere und des Kaisers Feinde, darum magst Du es auch in diesem Falle behalten, und ich werde Dich in Deinem Eigenthume schützen. Komme morgen zur jetzigen Stunde wieder, da werde ich Dir sagen, was ich weiter beschlossen habe."

Magingaud machte seiner Gemahlin sogleich Mittheilung von dem plötzlichen Reichthume des alten Kürschner's, und als er von dieser erfahren hatte, daß in Judith's Wesen keine Veränderung vorgegangen, daß ihre Neigung für Hinnek allen Anzeichen nach nicht schwächer geworden sei, vertraute er ihr, daß er vor habe, Wingold zu seinem Hofkuchenmeister zu erheben, theils um die Redlichkeit des Alten, theils um das rühmenswerthe Verhalten seines Sohnes Hinnek zu belohnen und so auch eine etwaige Auszeichnung, welche Letzterem von dem Kaiser zu Theil werden könnte, anzubahnen. Imma war vollkommen mit dem Vorhaben ihres Gemahles einverstanden, und als Wingold anderen Tages zur bestimmten Stunde sich einfand, war dieser nicht wenig erstaunt, aus des Grafen Mund seine Erhebung zu erfahren. — War doch der Rang eines Kuchenmeisters der Ritterwürde gleich und die Verwaltung aller Besitzungen und des ganzen Familienschatzes damit verbunden.

Martha wollte ihren Ohren kaum trauen, als sie diese Erhebung erfuhr, und die beiden jüngeren Söhne, Richard und Willibald, jubelten laut auf, daß sie endlich von dem verhaßten Gewerbe loskommen sollten. Nur Hanno, der Träumer, blieb bei dem plötzlichen Reichthume und der Standeserhebung gleichgültig. — Er bat seine Aeltern nur um so Viel, daß er sich an einem Platze der südlichen Bergshöhe, den er sich schon lange ausgesucht habe, eine Klause bauen, in der er, abgeschieden von der Welt, als frommer Einsiedler leben könne. Alles Abmahnen half nichts und die Aeltern mußten dem Sonderling seine Bitte gewähren. — Noch bevor Wingold und die Seinen die Burg bezogen, in der sie fortan wohnen mußten, war Hanno's Klause fertig und von ihm bezogen worden.

Nach Verlauf von wenigen Wochen waren Wingold und seine Söhne vertraut mit ihrem Amte und ihrem neuen Stande, und Graf Magingaud wachte Anstalt, mit seiner Familie abzureisen. Zur Beschleunigung seiner Abreise wurde er durch eine wiederholte Botschaft seiner Schwester bestimmt, die ihn benachrichtigte, daß die Sachsen geschlagen seien, weshalb der Kaiser früher heimkehren und nur eine Heeresabtheilung zur Beobachtung des geschlagenen Feindes zurücklassen werde.

Während der Abwesenheit des Grafen war die Burg lediglich in der Obhut Wingolds und seiner Söhne, einer nahmhaften Besatzung und des alten wachsamen Burgwärtels.

Es läßt sich denken, daß Richard und Willibald, sowie sie einmal auf der Burg wohnten, auch hinaufstiegen zu Hunoz, von dem sie schon so viel gehört hatten. Diese beiden, ebenfalls lebhaften und feurigen Bursche, waren dem alten Einsiedler eine willkommene Gesellschaft. Da konnte er seine alten Sagen und Geschichten neu aufgefrischt an den Mann bringen. An Richard fand er sogar einen gelehrigen Schüler für die Laute, und es könten bald wieder von der Warte herunter die lieblichen Klänge des Hornes, vermischt mit den harmonischen Akkorden des Saiteninstrumentes.

Als die gräfliche Familie die Burg verlassen hatte, eilten die beiden Jünglinge hinauf zu Hunoz, um dem stattlichen Zuge nachsehen zu können. Weithin auf den jenseitigen Höhen konnten sie ihn verfolgen. Hell glänzten die Harnische in der Sonne, und die wehenden Gewänder waren anzuschauen, wie die riesigen Schwingen aufsteigender Adler.

Hunoz hatte nicht versäumt, seinen hellströnenden Abschiedsgruß nachzusenden, und als der Zug verschwunden war, sagte er zu seinen zwei jungen Gefährten: „Da habt ihr sie hinziehen sehen, und wenn sie wiederkommen, wird aus ihrer Mitte eine hohe Reitergestalt hervorragen mit wehendem Helmbusche, und man wird sagen: sehet, das ist Hinnek, die Sachsengeißel! Der wird Euch dann lehren das Schwert und die Streitart führen, daß auch Euch das Verlangen, hinaus zu ziehen in den blutigen Kampf, mit Macht überkommen wird. — Nun aber, Richard, wollen wir eine heitere Weise anstimmen, und wenn Willibald den leeren Krug noch einmal füllen will, so erzähle ich Euch von Herkules, der auch ein Kürschner und gewaltiger Held war; denn er erlegte einen Löwen, der von seinem Geschosse verwundet werden konnte, mit einem einzigen Faustschlag und machte sich dann aus dessen Haut ein stattliches Gewand." Willibald beeilte sich, Wein zu holen, und die Beiden hörten sodann mit Staunen die wunderbaren Thaten an, die ihnen der Alte von ihrem berühmten griechischen Handwerksgenossen erzählte.

Die Reise des Gaugrafen ging langsam von Statten, denn der Frauen wegen konnten keine ermüdenden Tagmärsche gemacht werden. Judith schied schwer und mit Thränen von der Rothenburg. Hatte sie doch dort die Jahre verlebt, welche die glückseligsten in jedem Menschenleben sind, oder doch sein sollen. — Jede Stelle war ihr lieb geworden, denn jede weckte in ihr eine

Digitized by Google

Erinnerung freundlicher oder schmerzlicher Art. Ehe sie die Burg verließ, blickte sie noch einmal mit thränenvollen Augen hinab ins Thal nach der Moosbank und dem Rosenstrauche, schaute sie noch einmal nach Morgen, wo der Nordenberg sich vorschob aus der waldbewachsenen Bergkette, und nahm Abschied von den unter ihren Fenstern duftenden Blumenhage. — Unwillkürlich drängte sich ihr die Frage auf: „Werde ich wohl je wieder zurückkehren zu all den trauten Plätzchen?“ — Der alte Wolf lag zu ihren Füßen, als sie am Vorabende ihrer Abreise so träumend hinaus sah ins Freie. „Auch Dich werde ich wohl nicht wieder sehen, alter Freund,“ sagte sie, das zottige Fell des Thieres streichelnd, „komm, laß uns zum letzten Male noch einen gemeinschaftlichen Gang machen, ehe wir uns für immer trennen.“ — Und sie besuchte noch einmal an der Seite ihres vierfüßigen, treuen Begleiters die liebgewohnten Orte. Sie pflückte an der Moosbank die letzte Rose, brach Blätter und Land von den Wurzeln ab und legte sie als Erinnerungsspänder zu ihren werthvollsten Gegenständen. — Die Nacht brachte ihr Träume aller Art, und der Morgen rief sie noch ermüdet von ihrem Lager.

Zum ersten Male seit sie die Rothenburg als ihre zweite Heimath lieben gelernt hatte, kam Judith auf dieser Reise mit ihr gänzlich unbekannten Menschen in Berührung, sie hatte deshalb auch noch keine Gelegenheit gehabt, Vergleichungen anzustellen zwischen ihrem Aeußeren und dem Anderer; daher war es eine eigenthümliche Empfindung für sie, von den Frauen und Töchtern der Edelleute, auf deren Burgen sie Herberge nahmen, mit so großer Auszeichnung behandelt zu werden, die jedenfalls nur ihrer imposanten Erschinung galt. Die außerordentliche Schönheit der Jungfrau und ihre wirklich königliche Gestalt brachten ihr Huldigungen ein, welche die Reise zum kaiserlichen Hoflager für sie fast zu einem Triumphzuge machten.

Dort angekommen, wurde sie von Fastraden mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit empfangen. Diese konnte sich gar nicht satt sehen an der wunderbaren Schönheit ihres Schützlings. Judith erschien aber auch an der Seite der Kaiserin, wie die eben erschlossene volle Knospe neben der aufgeblühten Rose.

Die edle Frau freute sich schon im Voraus auf die Ueberraschung, welche sie ihrem hohen Gemahle bereiten konnte, und war seiner Dankbarkeit gewiß.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mutter Bild.

Von Herzens dunklem Drang getrieben,
Der Jüngling zieht vom Vaterhaus
Nach letztem Gruß von seinen Lieben
In Gottes weite Welt hinaus.

Er nimmt des Vaters besten Segen,
Im Herzen trägt er Schutz und Schild,
Begleitend ihn auf allen Wegen,
Ein Kleinod, seiner Mutter Bild.

Ob manche Thräne von den Wangen
Ihm aus dem treuen Auge quillt,
Durch Thränen leuchtet und durch Bangen
Ihm klar der lieben Mutter Bild.

Lang weilet er in fremden Landen,
Ob Sehnsucht auch die Brust ihm füllt,
Es rinnet ihn mit süßen Banden
Der Heimath seiner Mutter Bild.

Es schäumen um ihn her und treiben
Die Wogen, ihm beströmend wild —
Wird er der Arte immer bleiben?
Es hält ihn fest der Mutter Bild.

Es drücken Kummer ihn und Schmerzen,
So mancher Wunsch bleibt ungestillt;
Er zaget nicht, er trägt ihm Herzen
Ja seiner lieben Mutter Bild.

So manches Jahr ist nun vergangen,
Da kehrt er heim, die Thräne quillt
Beim Wiedersehn ihm von den Wangen,
Heil leuchtet heut der Mutter Bild.

O Jüngling, liebst du in die Ferne,
Ein Stern dir strahle freundlich mild,
Ein Stern, der über alle Sterne
Dich leitet, deiner Mutter Bild.

Unglück durch Blutegel. Die „Opinion nat.“ berichtet einen Unfall, der dadurch herbeigeführt wurde, daß Blutegel auf ein in der Wiege liegendes Kind fielen, dasselbe aussogen und zu spät erst bemerkt wurden. Ein Zimmermeister in La Billette nämlich, Namens Briant, war von einer entzündlichen Krankheit befallen worden. Der Arzt, den man am 4. Februar herbeirief, verschrieb ein Arzneimittel und verordnete zugleich, daß vierzig Blutegel angesetzt werden sollten. Man ließ zu dem Behufe eine Krankenwärterin holen, die jedoch erst spät Abends kam. Briant erklärte ihr, er habe große Lust zu schlafen, er wolle deßhalb nicht gestört sein, man möge mit dem Ansetzen der Blutegel noch bis zum nächsten Morgen warten. Die Krankenwärterin war damit einverstanden und ging wieder fort indem sie das mit einem Papiere verdeckte Glas, in welchem die Blutegel enthalten waren, auf einer Commode stehen ließ. Dicht an der Commode stand eine Wiege, in welcher ein kleines Kind schlief. In der Nacht warf nun eine Katze das Glas mit den Blutegeln auf die Wiege. Die Betten ließen das Geräusch des Fallens nicht hören, so daß die Frau Briant, die bei ihrem kranken Manne wachte, und sich nur in einen Lehnsessel zum Ausruhen niedergesetzt hatte, nichts davon vernahm. Das Wasser im Glase weichte das darüber gedeckte Papier auf, und die vierzig Blutegel krochen heraus. Gegen 3 Uhr Morgens wurde der Kranke durch jämmerliches Schreien seines Kindes aus dem Schlafe geschreckt und weckte seine Frau, die eingeschlafen war, auf. Diese fand ihren kleinen Knaben im Blute schwimmend und in einem kläglichen Zustande. Die Blutegel hatten sich an verschiedenen Stellen seines Körpers angesogen, die meisten jedoch sich ihm ins Gesicht gesetzt, und namentlich um die Augen. Der so schleunig wie nur irgend möglich herbeigeholte Arzt fand leider, daß das Kind in Folge dieser Aussaugungen und des großen Blutverlustes erblindet war. Er hält die Augen des Kindes für unheilbar verloren.

Herrieden, Anfangs März. Witterungs-Verhältnisse Europas im Monat Februar 1866. Obwohl auch dieser Monat in den meisten Gegenden unseres Erdtheiles gleichwie der Januar wärmer sich gestaltete, als im Mittel, und sogar auf keiner Station seine tiefere Durchschnittstemperatur hatte, als der freilich sehr kalte Februar 1865, so war doch der Wärmeüberschuß weit anders vertheilt, als im vergangenen Monat. Während hier die südlichen Gegenden die verhältnißmäßig tiefste Temperatur hatten, war es diesmal im nordöstlichen Europa kälter, und sind auch im Allgemeinen die Temperaturerhöhungen nach den einzelnen Landstrichen ungleicher vertheilt gewesen.

Die Luftströmungen suchten sich von zwei Richtungen geltend zu machen. Der kalte Paßat kam von Asien herüber nach Rußland und Lappland, und behauptete sich daselbst fast den ganzen Monat hindurch. Von hier aus rückte derselbe dreimal nach Westen vor, zuerst am 14. und 15. bis Deutschland, dann vom 20. bis 23. bis Frankreich, endlich am Schlusse des Monats nochmals bis zu unserem Regionen. Derselbe verbreitete Schnee und Frost ohne bedeutende Kältegrade, hielt aber doch die bereits

Digitized by Google

stark vorgeschrittene Vegetation wieder merklich zurück. Der Aequatorialluftstrom war im Südwesten Europas eingebürgert, und gerieth namentlich in der ersten Hälfte bei seinem stürmischen Vordringen nach Nordost mehrmals in heftigen Kampf mit dem Polarstrom, wobei die Luft vollkommen mit Ozon geschwängert wurde, und häufig elektrische Erscheinungen auftraten. Ich erinnere nur an die Gewitter am 4. in Paris, am 5. in Brüssel, am 6. in Warschau, am 8. in Hamburg, am 9. in Lesina (Dalmatien), am 11. in Aschaffenburg, am 12. in Amberg, Bayreuth und Gera. Am 5. und 11. wurde auch dahier Wetterleuchten beobachtet.

Der Wärmeüberschuß gegen v. J. war in Deutschland und Schweden am bedeutendsten, 8 bis 9°, darauf folgen das südliche Frankreich, die Schweiz und das innere Rußland mit 5 bis 6°, sodann das nördliche Frankreich, Belgien, Italien und Norwegen mit 3 bis 4°. In Schottland war die Temperatur genau gleich der des Februars im vor. Jahre, die übrigen Landstriche hatten ein Mehr von 1 bis 2°.

Die Bewölkung war ziemlich bedeutend, über $^3/_4$ durchschnittlich im nördlichen Spanien, im östlichen Deutschland und in Schweden, zwischen $^1/_4$ und $^1/_2$ in Portugal, im südlichen und mittleren Spanien, in England, den Gegenden um das adriatische Meer, sowie auf den Inseln des mittelländischen Meeres. Unter $^1/_4$ kam gar nicht vor, die übrigen Länder hatten zwischen $^1/_2$ und $^3/_4$ durchschnittlicher Bedeckung des Himmels.

Die mittleren an den Hauptstationen Europas um 8 Uhr Morgens beobachteten Temperaturen sammt Extremen im Vergleich zum Vorjahre waren:

Station:	1866	1865	Differenz:	Extreme: 1866	1865
Alikante	13,3	11,8	1,5	9,8 u. 17,8	9,0 u. 17,0
Palermo	12,4	8,1	4,3	7,9 „ 19,7	2,9 „ 13,3
Palma	12,4	8,0	4,4	9,9 „ 14,7	6,0 „ 12,8
Lesina	10,8	6,5	4,3	5,8 „ 14,8	5,0 „ 13,5
Lissabon	10,1	8,6	1,5	8,6 „ 12,1	5,1 „ 11,4
Bilbao	9,9	8,1	1,8	5,0 „ 18,5	0,3 „ 14,0
Marseille	9,4	3,3	6,1	4,1 „ 13,5	−7,2 „ 8,8
Rom	8,1	3,7	4,4	2,0 „ 12,4	−2,8 „ 19,0
Triest	7,6	2,7	4,9	4,5 „ 11,2	−4,0 „ 7,9
Brüssel	6,9	2,3	4,6	1,8 „ 12,3	−9,0 „ 8,1
Valentia [Irland]	6,2	5,0	1,2	4,4 „ 10,6	1,3 „ 10,0
Paris	5,6	1,6	4,0	1,2 „ 12,9	−8,0 „ 7,4
Amsterdam	5,1	1,1	4,0	−2,5 „ 9,2	−11,7 „ 4,9
London	4,8	2,8	2,0	0,0 „ 10,6	−8,2 „ 8,0
Madrid	4,4	2,7	1,7	0,9 „ 9,0	−3,3 „ 11,1
Wien	2,1	−6,1	8,2	−5,1 „ 11,8	−13,0 „ 0,7
Stockholm (Norwegen)	1,6	−3,0	4,6	−6,2 „ 5,6	−16,0 „ 2,8
Herrieden	1,6	−7,6	9,2	−5,9 „ 10,1	−14,0 „ 3,1
Bern	1,5	−4,2	5,7	−2,3 „ 9,4	−15,1 „ 3,3
Nairn (Schottland)	1,3	1,3	0,0	−5,6 „ 5,6	−3,9 „ 5,6
Stockholm	−1,3	−10,7	9,4	−6,8 „ 7,8	−24,0 „ 0,6
Odessa	−3,3	−6,1	2,8	−12,8 „ 2,0	−17,8 „ 1,8
Moskau	−9,5	−14,7	5,2	−22,0 „ 5,0	−27,1 „ 1,3
Petersburg	−11,4	−12,4	1,0	−22,5 „ 2,3	−28,3 „ −0,5
Hayaranda	−16,6	−18,0	1,4	−28,2 „ 2,4	−37,2 „ −3,6

Absolute Extreme:

Paris: −1,8 am 22. und 13,7 am 1. und 6.
Wien: −5,1 „ 21. „ 15,2 „ 7.
Herrieden: −7,5 „ 20. „ 12,5 „ 7.

Niederschlagshöhe:

Paris:	22,6‴	an	24	Tagen,	21mal	Regen,	1mal Schnee.
Wien:	10,3‴	„	9	„	3mal	„	6mal „
Herrieden:	29,6‴	„	21	„	12mal	„	9mal „

Ozon:

Keine Spur: am 2. Morgens.
Volle Sättigung: am 5., 7., 12. und 13. Mittags.
Nachts stärker als bei Tag: am 9., 11., 26., 27. und 28.
Mittel: bei Nacht 49%, bei Tag 63%, überhaupt 56%.

Grundwasser:

Am 1.: 2′ 2″, am 15.: 0′ 1″ unter dem Mittel des Monats.

Im Vergleich zu den letzten 55 Jahren finde ich nur 4 wärmere Februare, nämlich 1815 (um 0,19°), 1833 (um 0,24°), 1843 (um 0,71°) und 1850 (um 0,32°). Auf dieselben folgte mit alleiniger Ausnahme des Jahres 1815 stets ein kälterer März, und zwar 1833 um 0,62, 1843 um 1,68 und 1850 sogar um 2,70°. Wie dürfen daher froh sein, wenn der März nicht rauher wird, als der Februar gewesen ist.

Der Zopf des Kaisers von China. Der Engländer Margillon erzählt in einem Reisewerke, daß er die Auszeichnung genoß, von dem Kaiser von China zur Tafel gezogen zu werden. Seine chinesische Majestät haben die Gepflogenheit, sich bei der Tafel während des Mahles den Zopf ordnen und flechten zu lassen. Das Amt eines kaiserlichen Zopfflechters ist ein sehr angesehenes und gut bezahltes, es gehört aber nicht nur viel Geschicklichkeit, sondern auch Muth dazu, dieses Staatsamt zu vollziehen. Denn der Unglückliche, der sich bei diesem Toilettengeschäfte ungeschickt benimmt, oder ein Härchen mit einem unbehaglichen Gefühl herausreißt ist dem Tode geweiht. Vor einigen Jahren erhielt ein Mandarin das ehrenvolle Amt eines Hoffriseurs, er zog es jedoch vor, sich selbst zu entleiben, ehe er an das schwierige Geschäft ging. Der gegenwärtige Hoffriseur, der einen unaussprechlichen Namen hat, ist seit zwei Jahren in Diensten, und unterzieht sich dem genannten Staatsamte mit solcher Zufriedenheit seines Herrn, daß er mit allen nur erdenklichen Ehrenämtern überhäuft, über hunderttausend Pfund Sterling sich in Folge der Dankbarkeit und Großmuth seines Herrn zurücklegen konnte. Man hat berechnet, daß der Zopf des Kaisers von China dem himmlischen Reiche jährlich so viel kostet, als der Prinz von Wales an Appanagen bezieht. Bei uns sind die Zöpfe billiger zu haben.

Der Manzanillo- oder Giftbaum, unter dessen Schatten die Königin Selika im letzten Akte der Meyerbeer'schen „Afrikanerin" ihrer Liebesbein und ihrem Leben ein Ende macht, ist ein in der Tropengegend weit verbreiteter ansehnlicher Baum aus der Familie der Euphorbiacen. Er trägt kleine apfelähnliche, grünlich gelbe, glatte und fleischige Früchte, deren Genuß gefährliche, selbst tödtliche Folgen hat. Gefährlicher jedoch als diese Frucht ist der im Baume reichlich vorhandene übend giftige Milchsaft, der den Eingebornen zum Vergiften der Pfeile dient. Daß Schatten und Ausdünstung dieses Baumes auf den unter dessen Laubdach Schlafenden giftig einwirken sollen, ist zwar nur eine Fabel, aber nichts desto weniger ist es gefährlich, bei Unwetter und Regengüssen unter einen solchen Baum zu treten, weil die aus den Wunden der durch den Wind abgebrochenen Zweige und Blätter hervorquillende schädliche Milch auf den unter dem Baume Weilenden herabfällt.

Räthsel.

Wer löst des Wortes Doppelsinn?
Es tönt, wenn Zwietracht Krieg begehrt,
Und ist doch treuer Liebe Wunsch.
Die Mutter hört's mit bangem Schmerz,
Betrifft's den waffenfähigen Sohn;
Die Mutter hört's mit freud'gem Stolz,
Gilt's dem verlobten Töchterlein.
Dort ruft der Staat zu schwerer Pflicht,
Hier gibt die Kirch' ein heil'ges Recht.
Wer löst des Wortes Doppelsinn?

Auflösung der zweisilbigen Betonungsräthsel in Nr. 9: „August."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 11. Sonntag, den 18. März. 1866.

„Das Leben ist ein Traum" — so sprechen Viele,
Mir dünkt es eine wilde Schlacht,
In deren heißem Kampfgewühle
Nur Thatenkraft sich geltend macht.
Wer froh sein gutes Schwert nicht schwingt
Und todeskühn sein Schlachtlied singt,
Nicht gegen Wahn und Irrthum streitet,
Hat sich ein traurig Loos bereitet.
Denn schöner ist's im edlen Streit zu sterben,
Als langes Leben von der Trägheit erben.

Heribert Rau.

Die

Nordenberger.

Erzählung

von

Leonhard Wolff.

(Fortsetzung.)

Magingaud und Imma waren besorgt um Arnold, als sie von der Kaiserin erfuhren, daß er schwer verwundet worden sei und mit dem ersten Heerhaufen zurückkehren werde. Doch wäre den Berichten zufolge keine Gefahr mehr vorhanden, und Hinnek weiche nicht von seiner Seite. Der Kaiser selbst, ergänzte sie, würde noch früher kommen, da drohende Nachrichten aus Italien seine Anwesenheit erheischten.

Und so war es auch. Arnold hatte Wunder der Tapferkeit und Kühnheit verrichtet, und sein Leben war im Kampfgewühle mehr denn einmal in Gefahr. Gab sein hoffnungsloser innerer Zustand ihm vielleicht diese Todesverachtung? Hinnek zeichnete sich nicht minder aus, und Beide wurden von dem Kaiser wohlgefällig bemerkt.

Bei einem Treffen, in welchem Arnold wie ein Rasender in die Reihen der Feinde eindrang, wurde er von einer Schaar grimmiger Heidengestalten umringt und wäre gewiß ein Opfer seines allzukühnen Muthes geworden, denn schon war sein Roß getödtet und er zu Boden geworfen, wenn nicht der wuchtige Streitkolben Hinnek's wie ein Wetterstrahl auf die Köpfe der heulenden Feinde niedergefahren und so der Todesstoß von dem entwaffnet Daliegenden abgewendet worden wäre. Andere Hülfe kam glücklicher Weise auch noch herbei und der schwerverwundete Arnold wurde in Sicherheit gebracht.

Hinnek sorgte mit zärtlicher Aufmerksamkeit für den verwundeten Freund und dieser war tief gerührt von dessen aufopfernder Liebe. Er bereuete schmerzlich, daß er den wackeren Gefährten, wenn auch nur im Stillen, mit seinem Hasse verfolgt hatte. Und als es wieder besser ging und Hinnek gerade an seinem Lager saß, ergriff er dessen Hand und sagte: „Hinnek, ich habe Dir viel abzubitten. In dem Augenblicke, als Du mich aus Feindeshänden befreitest, trug ich bitteren Groll gegen Dich im Herzen, und wer weiß, ob ich gehandelt hätte wie Du, wärest Du in gleicher Lebensgefahr gewesen. Doch es ist nun vorüber, Hinnek, vergieb mir! O, daß ich Dir sagen dürfte, was mich Dir entfremdet hat! Glaube mir, wackerer Freund, aller Groll ist von mir gewichen, und ich könnte freudig mein Leben einsetzen für das Deine. Mein gegebenes Wort verbietet mir, Dir mehr zu sagen; deßhalb laß Dir genügen, wenn ich Dich versichere, daß Du nichts gethan hast, um meinen ungerechten Haß zu verdienen."

Hätte Arnold erst gewußt, daß Hinnek ihn für den erklärten Cavalier Judith's ansah, so hätte die edle Handlungsweise des Letzteren seine vollste Bewunderung für den edelmüthigen Freund hervorgerufen.

Hinnek, der nicht begriff, was diese Worte bedeuten sollten, sah Arnold verwundert an, wollte aber, um des Kranken zu schonen, ihn nicht weiter über das eben Gehörte fragen. Er fuhr fort, ihm seine Sorge angedeihen zu lassen, und blieb auf der Heimfahrt sorgsam wachend an seiner Seite.

Die Vorhut war angekommen, und am anderen Tage schon konnte der Kaiser erwartet werden. Großartige Festlichkeiten wurden vorbereitet; denn der Feldzug war ein glänzender gewesen und der Sieg über die Sachsen so vollständig, daß eine gänzliche Unterwerfung zu erwarten stund.

Fastrade hatte mit dem ganzen Takte gebildeter und zartfühlender Frauen den Gemüthszustand Judith's geprüft und erkannt, daß deren Liebe zu Hinnek eine wahre und innige sei, und es war daher ihr fester Entschluß, den Kaiser zu bewegen, daß er den tapferen Knappen in den Ritterstand erhebe und ihm alsdann Judith zur Gemahlin gebe.

Judith hatte, wie früher der Gräfin, so auch vor Fastrade ihr ganzes Herz geöffnet und in deren zärtlicher Theilnahme wiederholt Beruhigung und Trost gefunden. Wußte sie doch auch, daß Arnold und Hinnek treue Kriegsgefährte geblieben sind, und die Befürchtungen nach dieser Seite hin hatten sie hauptsächlich beunruhigt und unglücklich gemacht.

Der Tag des Einzuges erschien, und Kaiser Karl, die hohe, herrliche Heldengestalt, ritt, von einer großen Menge seiner Edlen gefolgt, in die kaiserliche Pfalz ein.

Fastrade empfing ihren Gemahl mit der Hoheit der Kaiserin und der Zärtlichkeit der Gattin. Alles war festlich geschmückt

Digitized by Google

die Hallen und die Säle, und die Angehörigen des Hofstaates waren in die reichen, kostbarsten Gewänder gekleidet, was Karl von den Männern aber nur bei außerordentlichen Gelegenheiten duldete; denn er war ein Feind männlicher Eitelkeit und Putzsucht, während er bei Frauen immer auf eine glänzende äußere Erscheinung rechnete.

Nachts, als die weiten Gemächer glänzend erleuchtet waren und die lauten Töne der Musik durch die geschmückten Räume rauschten, wanderte der Kaiser von Gruppe zu Gruppe, grüßte die Frauen, besonders seine Schwägerin Imma, mit ritterlicher Galanterie, und unterhielt sich angelegentlichst mit den Gelehrten, die er aus allen Ländern an seinen Hof gezogen hatte. Eine Erscheinung aber wie Judith konnte dem Auge des Kaisers, der sein seiner Kenner und Verehrer der weiblichen Schönheit war, nicht entgehen. Er frug deshalb seine Gemahlin nach dem Namen der fremden Dame; Fastrade behielt sich aber vor, dieselbe ihm besonders vorzustellen.

Das Fest verrauschte, das Lichtmeer erlosch und die schallende Musik verhallte mit der Stille der Nacht.

Als Karl am andern Morgen erwachte, war es seine Gemahlin Fastrade, welche ihn mit dem jungen Tag begrüßte. — Sie berichtete ihm in Kürze, was während seiner Abwesenheit Wichtiges vorgefallen war; was es in der Politik Neues gebe; was die Familie betraf, und wie es mit dem Schulwesen stehe; denn dieser Angelegenheit widmete der Kaiser seine besondere Aufmerksamkeit. — Mit bewundernswürdiger Kunst lenkte die kluge Frau die Unterhaltung auf zwanzig Jahre zurück und erzählte ihm von einem Hoffräulein, welches damals so glücklich war, von dem Kaiser besonders ausgezeichnet zu werden; zwar nicht öffentlich vor den Augen der Welt, aber desto mehr und inniger in der stillen Weihe einsamer Stunden. — Der Kaiser sei dann mehrere Jahre fort immer in Fehde gewesen, und es möge daher ihm unbekannt geblieben oder von ihm vergessen worden sein, daß ein Töchterchen das Pfand jenes traulichen Umganges geworden. Das Fräulein sei nun vor zehn Jahren gestorben und habe auf dem Sterbebette ihr, der Kaiserin, alles gebeichtet und sie um Schutz für ihr verlassenes Kind gebeten, „und ich glaube," schloß Fastrade ihre Erzählung, „mein, der Sterbenden gegebenes Versprechen treu erfüllt zu haben."

Der Kaiser hörte dieser Mittheilung ernst zu und blieb eine Zeit lang schweigend sitzen, erhob sich sodann und ging einige Male mit gemessenen Schritten in dem Gemache auf und ab. Sein Gesicht hatte einen Ausdruck bekommen, der Fastraden befürchten ließ, er habe diese Mittheilung als einen Vorwurf aufgenommen; sie fuhr daher in zutraulichem Tone fort: „ja, ich glaube meine Zusage gehalten und Mutterstelle an dem Kinde vertreten zu haben. Es ist zur herrlichen Jungfrau herangewachsen und körperlich und geistig vortrefflich gediehen. Sie braucht nur ihr mit allem Liebreiz übergossenes Angesicht zu zeigen und ihre himmlischen Augen aufzuschlagen, um darzuthun, daß die reine Stirne würdig wäre, mit einem Diadem geschmückt zu sein."

Der Kaiser blieb vor seiner Gemahlin stehen und frug bewegt: „Fastrade, wo ist das Mädchen?"

„Ihr habt sie gestern, Herr," erwiderte die Gefragte und erfaßte die Hand ihres Gemahles, „Ihr habt sie in den Armen der Hostamen. Ihr habt sie selbst herausgefunden, denn die ist es, um deren Namen allein Ihr frugt."

„Ja," begann der Kaiser, indem er Hand in Hand mit seiner Gemahlin auf und ab ging, „ich erinnere mich, von dem Dasein des Kindes gewußt zu haben, aber lange Abwesenheit, Sorge um Völker und Reich haben es mich vergessen lassen. Bringe mir das Mädchen, daß ich mich an ihrem Anblicke erlabe."

„Edler Mann!" versetzte Fastrade, „ich wußte, daß ich Dir eine Freude bereiten würde. Aber ehe Du Deine Tochter siehst, höre erst ihre ganze Lebensgeschichte." Fastrade zog den Kaiser zu sich auf den Ruheßitz und erzählte ihm Judith's bisheriges Lebenslauf. Sie erwähnte mit besonderer Anerkennung, daß die gelungene geistige Ausbildung hauptsächlich das Werk der Gräfin Imma sei, berichtete genau alles, was dem Mädchen bis zur Stunde widerfahren, und verhehlte ebensowenig dessen gegenwärtigen Herzenszustand und den Kummer, der ihr durch Arnolds Leidenschaft bereitet wurde. Mit gleicher Offenheit sprach sie zu ihrem Gemahl von der Aussicht, daß Judith's Liebe zu Hinnek sie ihr Glück betrachte, weil durch solche Arnolds Bewerbung erfolglos geblieben sie. „Nichts darf dem Vater verborgen bleiben," schloß sie, „der, wie ich gewiß bin, nur das Wohl seines Kindes will."

„Dank Dir, meine Fastrade," sagte der Kaiser mit weicher Stimme, „bringe mir meine Tochter, verschwiege ihr aber noch, daß ich der Vater bin."

Fastrade war überglücklich bei diesem Gelöbe und beeilte sich, Judith auf die Vorstellung vorzubereiten. Auch Gräfin Imma sollte zugegen sein.

Der Kaiser empfing die Nichts Ahnende huld- und liebreich. Das ihm zwar nicht mehr fremde Angesicht überraschte ihn, als er die schönen, edlen Züge näher betrachtete und dadurch schon die Gewißheit erhielt, daß er seine Tochter vor sich habe. Eine nie gefühlte Freude beschlich sein Herz, als er im Laufe des Gespräches die reichen Schätze des Geistes und des Herzens in seinem Kinde entdeckte, und er konnte innerlich seiner Gemahlin nicht genug danken für das Glück, welches sie ihm bereitet hatte. Er drückte seine Freude auch, als Judith sich entfernt hatte, Fastraden und Imma gegenüber in herzlichen Dankesworten aus und versprach, zu vollenden an dem Kinde, was die beiden Frauen begonnen hatten. Nur bat er wiederholt, Judith um ihrer selbst willen nicht zu entdecken, daß sie seine Tochter sei.

Nun erfuhr er auch den abenteuerlichen Glücksfall des alten Kürschners Wingold und daß Magingaud den Vater Hinnek's zu seinem Hofluchenmeister gemacht habe, welcher Umstand des Kaisers ganzen Beifall erklärt.

Zwei Tage nach dieser Begebenheit kam der Heerhauptsmann, bei welchem die Verwundeten, mithin auch Arnold und Hinnek, sich befanden. Magingaud und Imma empfingen ihren Sohn mit großer Bietümmerniß; doch es zeigte sich, daß Arnold, obwohl er noch längere Zeit das Krankenlager zu hüten hätte, besonders durch Hinnek's treue Pflege soweit hergestellt sei, daß jede Gefahr als beseitigt zu betrachten war. Hinnek wurde von Arnolds Aeltern auf das Freundlichste aufgenommen und mit Dankesworten überhäuft. Die Mittheilung über das unverhoffte Glück der Seinigen bebielt man sich vor.

Der Kaiser berieth mit Fastraden, Magingaud und Imma über die Zukunft Judiths. Es sollte ihre Abkunft ihr vorläufig verborgen bleiben und da ihre Mutter Rosa adeßen, so wählte der Kaiser auch für sie den bezeichneten Namen Judith von Rosenau. Daß sie eine Waise war, wußte sie ja; es konnte ihr daher nicht auffallen, ihren wahren Namen erst zu erfahren, als sie mündig würde.

Auf dem großen Platze vor der Pfalz breitete sich ein kriegerisches Schauspiel vor. Gewappnete Ritter und Knappen hatten sich gruppenweise aufgestellt und der ganze Raum war in weitem Bogen mit Kriegsvolk besetzt. Die Säulenhalle am Eingange des Palastes war festlich behängt und der Treppenaufgang zu dieser mit reichen Teppichen belegt.

Der Kaiser wollte Musterung über die heimgekehrten Truppen halten. Mitten auf dem Platze lag eine große Menge Waffen, Geräthe aller Art, riesige Schlachthörner und Helme von schauerlicher Form. Das waren lauter Gegenstände, welche die Krieger von den Sachsen erbeutet hatten und hier vor den Augen ihres großen Heerführers ausbreiteten. Ein Herold gab das Zeichen und ein heuer Trompeterjubel verkündete das Nahen des Kaisers.

Karl erschien in prächtigem, aber einfachem Gewande, das Schwert umgürtet und einen goldenen Reif um die Stirne, umgeben von den Großen des Reiches, unter denen sich auch Magingaud und Marquard befanden. Die Kaiserin mit ihrem Gefolge trat ebenfalls in die Halle.

Der Kaiser stieg allein die Stufen hinab, durchwandelte die Reihen seiner Tapfern, sprach fast mit Jedem und bewährte sein gutes Gedächtniß, indem er Manchen wegen einer einzelnen Waffenthat belobte, von der man gar nicht wußte, daß sie dem Kaiser bekannt war. Er hielt mit kurzen Worten eine bedeutsame Ansprache an die Krieger, drückte sich lobend und anerkennend über die tapfere Haltung dieses Heerhaufens aus und sagte ihm,

Digitized by Google

daß er Rath darauf sein dürfe, den größten Feind der Christenheit, das barbarische, heidnische Sachsenvolk, besiegt und unterworfen zu haben. Dann trat er auf die unterste Stufe der Treppe und fuhr mit erhobener Stimme fort: „Damit ihr erkennt, wie euer Kaiser die rechten Kriegertugenden zu ehren und zu belohnen weiß, habe ich dem Muthigsten und Tapfersten von Euch mit der höchsten Krieger-Auszeichnung bedacht. Himel, Knappe des edlen Grafen von Rotenburg, tritt vor!“

Erschrocken und schüchtern trat der Gerufene aus der Reihe der Knappen und neigte sich dem Kaiser.

„Nimm näher,“ rief ihm dieser zu, und als Himel vor der hohen, majestätischen Gestalt des Kaisers stand, fuhr dieser mit weithin schallender Stimme fort: „Himel, Du hast in vierjährigem Kriegerdienst unter meinem Schwagen Tach ritterlich dargethan und wehren Muth und männliche Tapferkeit gezeigt. Du hast, fast noch ein Knabe, schon Dein Leben daran gesetzt, um ein anderes Menschenleben zu retten; Du bist mit flammendem Ehrbegier den Sohn Deines edlen Gebieters einer großen Anzahl wüthender Feinde und dem sichern Tode entrissen und durch treue, sorgsame Pflege bewirkt, daß ein kranker, christliches Herz in Deinem Busen schlägt, hier nieder!“

(Fortsetzung folgt.)

Sei hochbeseligt oder leide.

Gieb dich der Freude ganz zu eigen,
Wenn dich umweht ihr goldner Strahl;
Doch zag auch nicht, wenn du musst neigen
Dein Haupt dem Schmerz im Thränenthal;
Den Kern des Lebens bieten beide:
Sei hochbeseligt oder leide.

Doch soll der Strom des Lebens fließen
Für dich in seiner vollen Macht,
Musst du der Liebe dich erschließen,
Denn was die Stunde die gebracht
An hoher Wonne, tiefem Schmerz:
Das Herz bedarf ein zweites Herz.

Nur durch die Liebe wird das Leben
Verklärt zur reinsten Harmonie,
Und wüsst du ihr dich nicht ergeben,
Fühlst du die höchste Wonne nie,
Und fragst nun, was das Wort bedeute:
Getheilte Freud' ist doppelt Freude.

Und in dem Schmerz wirst du verzagen,
Wenn du nur baust auf deine Macht;
Doch hilft dir ihn die Liebe tragen,
Die mit dir betet, weint und lacht;
Trägt leicht die schwerste Last dein Herz:
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.

Julius Sturm.

Die Kinder der Auswanderer.

Berlin, 6. März. Im hiesigen Verein für Familien- und Volkserziehung fand diesen Winter ein Zyklus von Vorlesungen statt, den gestern Abend Dr. Löwe aus Calbe mit einem Vortrag über das in der Ueberschrift genannte interessante Thema schloß. Der Redner begann, indem er bemerkte, er wolle aus dem Schatze seiner in Amerika gemachten Erfahrungen über das Familienleben der deutschen Auswanderer und über deren Schicksale Mittheilungen machen. Die meisten Auswanderer sagen — fuhr der Vortragende fort —, wenn sie gefragt werden, welche Zukunft sie sich eröffnen: „Ich weiß wohl, für mich ist dort nicht viel Glück mehr zu hoffen; aber wenn ich auch drüben verkümmern muß, so werden meine Kinder doch eine sorgenfreie Zukunft haben.“ Und politische Phantasten fügen hinzu: „Dort in der Freiheit werden unsere Kinder ein neues, zweites Deutschland gründen.“ Ich habe niemals geglaubt, daß dies die wahren Beweggründe sind; die Kinder werden dort vorgeschoben, um den Leichtsinn zu beschönigen, der darin liegt, daß der Auswandernde ohne viel Bedenken die Verbindungen der Familie und der Heimath zerreißt. Von Vornherein muß ich hinzufügen, daß die Hoffnungen auf die Kinder sich nicht erfüllen können. Mit der Auswanderung berauben sich die Leute schon einer Menge von Mitteln, die sie sonst auf die Erziehung ihrer Kinder verwenden könnten; ihre große Masse gehört zu den Landleuten, Handwerkern, Arbeitern, kleinen Kaufleuten, sie verlassen ihr Hab und Gut und ziehen zunächst nach einer Hafenstadt, und durch diesen Umzug allein stehen findet fast eine Auflösung ihrer Familie statt. Um nun zu sparen, machen sie die Ueberfahrt im Zwischendeck, d. h. in einem engen Raume, worin alle Alter und Geschlechter neben einander eng zusammengepreßt liegen, was es nicht möglich ist, sich, selbst in Noth und Krankheit, dem Blicke zu entziehen, wo die Situation aller Scham den Kopf abbeißt und unter Schmutz und üblem Geruch den Menschen zum Thier erniedrigt. Wochenlang müssen sie auf einem Schragen liegen und können, wenn die See hoch geht, nicht einmal den Boden des Raumes betreten; denn die schlecht befestigten Kisten und Koffen würden ihnen die Glieder zerschmettern. Da ist die Noth so groß, daß Jeder, um eines kleinen Vortheils willen, die heiligsten Gefühle aufgibt, und der sich bildende Galgenhumor erzeugt eine alle Sitte vernichtende, schamlose Unterhaltung. Da emanzipiren sich rasch die bald erwachsenen Kinder von den Eltern, und unter dem jubelnden Zuspruch der demoralisirenden Menge lehnen sie sich gegen die eigene Familie auf. Phantastische Hoffnungen kommen hinzu, der Knaben, das Mädchen träumt, daß sie, weit über den Ocean gereist, jubelnd willkommen geheißen würden auf dem fremden Boden. Was sollen sie sich da noch um den alten Mann, um die alte Frau kümmern, wenn sie gleich ihre Eltern sind! Aber schreckliche Enttäuschungen kommen hinterher. Niemand kommt ihnen entgegen, fremd und einsam stehen sie da. Die Familie wird durch Schwindler rasch ihrer wenigen Mittel beraubt, dann kommen Noth und Sorge, tiefe Niedergeschlagenheit, Heulen und Klagen, gegenseitige Vorwürfe; so erniedrigen sich gegenseitig die Eltern in den Augen der Kinder. Die Halberwachsenen trennen sich nun von der Familie auf Nimmerdersehen; sie wollen für sich selbst sorgen, und sehen nach den ersten Wochen ist die Hoffnung der Eltern auf diese Kinder für ewig abgeschnitten. Die Jugend geht dabei großen Gefahren entgegen, aber der Selbstständigkeitstrieb ist ihr ein Mittel gegen die Verkümmerung, und wenn sie nur einige frühere Vorbildung besitzt, so kommt sie rasch und gut vorwärts. Schlimmer ist die Erfahrung bei den Kindern, die in Amerika selbst erzogen werden. Unter der Sorge um das tägliche Brod fehlen den Eltern die Mittel, die sie in Europa auf die Erziehung verwenden würden. Die Kinder werden in eine öffentliche Schule geschickt, d. h. in eine englische Schule, in der Alles englisch gelehrt wird. Die Eltern lernen meist sehr unvollkommen englisch; wenn die Kinder schon geläufig sprechen, verstehen sie kaum noch ein Wort. So kommt es, daß die Eltern in den Augen der Kinder ungebildet und wie rohe Barbaren erscheinen. Um nun die Auswanderung vor den Kindern zu rechtfertigen, beginnen jene, ihre Heimath zu schmähen und deren Zustände schlimmer vorzustellen, als sie sind. Dadurch aber verlieren sie die elterliche Autorität. Und nun kommt noch hinzu, daß der Amerikaner und Engländer in seinem Auftreten sicher ist und sich dem Deutschen gegenüber ein Ansehen zu verschaffen weiß. Er hat bestimmte Formen, die für alle Verhältnisse festgestellt sind; wir sind formlos, wir müssen uns die Form für jedes Verhältniß erst bilden. Ein Engländer ist in einer Stunde für den Salon fertig zu machen, er darf sich dann freilich nicht allzuviel einlassen, aber sonst kann er überall als vollkommener Gentlemen aus- und eingehen. Das ist bei uns nicht möglich; schon durch die Schwierigkeit unserer Sprache und dann durch unsere Bildung. Doch das ist gewiß, daß der gebildete Deutsche

Digitized by Google

wenn er die richtigen Formen gefunden hat, überall der fratzenbildetste und böslichste Mensch der Welt ist. Denkt man sich nun die barbenden Eltern in ihrer stillen deutschen Beschelerdenheit gegenüber den vornehmen amerikanischen Welt: da betrachten die Kinder bald die Eltern wie Paria's. Die deutsche Formlosigkeit; die Wahrhaftigkeit, das Sichgehenlassen hat noch eine andere schlimme Folge; der Mann läßt rückschichtslos den am Tage gesammelten Aerger an der Frau aus und vernichtet so die Achtung der Kinder vor der Mutter. Die Frauen in Amerika arbeiten nicht, die deutsche Auswanderertrau in ihrer Noth muß arbeiten. Und schmutzige Arbeit macht schmutzig, blank ist Alles, nur sie selbst nicht, sie kommt mit den rußigen Fingern, mit denen sie das Essen gekocht hat, sogar zu Tisch. Das ist ein großer Gegensatz gegen die amerikanischen Frauen! Auch die äußere Erscheinung erniedrigt die Mutter in den Augen der Kinder. So kommt's dann, daß die Kinder die Eltern für roh und ungebildet, für eine niedrige eingewanderte Race, für schmutzig und gemein halten. Sie schämen sich der niedern socialen Stellung ihrer Eltern, besonders der Mutter, und Scham und Verachtung zerreißen das Band zwischen diesen und den Kindern. Das ist die zweite Generation der eingewanderten Kinder; was wird endlich aus ihnen? Die Statistik zeigt, daß die große Mehrzahl der Verbrecher und der Bewohner der Zuchthäuser Kinder von Einwanderern sind, nicht aus jener ersten, sondern aus der zweiten Generation. Diese fehlt der geistige Halt, sie sind sittlich zerrüttet, weil ihnen das Familienband, besonders der mütterliche Einfluß vollkommen vernichtet ist. So sind die Hoffnungen der Eltern, die sie an die Kinder geknüpft haben, verloren, und so sind die politischen Hoffnungen für die Bildung eines neuen deutschen Staates auch gefallen; denn die Kinder verleugnen ihre Nationalität. Wenn wir nun hinblicken und uns der großen Thaten, die unsere Landsleute vollbracht haben, rühmen und freuen, dann müssen wir uns sagen, das nicht das, was sie dort gefunden, sondern das, was sie mitgebracht, die Thaten geschaffen hat. Der deutsche Idealismus, der Enthusiasmus für die Freiheit hat dort geholfen, und wie Kleinmüthigen verzweifeln hier an uns selbst! Wenn ich nun schließlich — endete der Redner seinen Vortrag — eine Nutzanwendung aus diesen Erfahrungen ziehen soll, so sage ich: die Stellung der Frau muß bei uns anders werden. Die deutsche Frau steht dem Herzen des Mannes näher in Leid und in Freud, als die Amerikanerin. Das erkennen wir, aber es fehlt uns die Form, es auszudrücken. Diese werden wir finden, sobald unser Selbstgefühl so gekräftigt, unsere soziale Stellung so gesichert, unser Rechtsgefühl so gehoben, unsere Selbstachtung so groß ist, daß wir unser Recht nicht mehr eines kleinen, persönlichen Vortheils, einer Unbequemlichkeit wegen aufgeben. Die Vernichtung der Familie bei den Auswanderern ist mehr Schuld der Eltern, als der Kinder. Das Gebot: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohlgehe und lange lebest im Lande," ist in der Natur der Menschen begründet. Wenn es nicht gehalten wird, dann geht's den Kindern nicht wohl. Das sehen wir an der zweiten Generation der eingewanderten Kinder. Mit der Liebe zur Familie, zum Vaterlande ist ihnen die einzige Stütze aus der Hand gefallen. (Nürnb. K.)

Aus der Jugendzeit Franz Liszt's.

In den vornehmsten und reichsten Mitgliedern der ungarischen Israelitengemeinde Lackenbach zählte einst Herr H., dessen Haus einen Mittelpunkt für die Intelligenz des Ortes und der Umgebung bildete. H. empfing die Beamten des Fürsten Esterhazy, dem das Dorf angehörte, häufig als Gäste. Einer der häufigsten war Herr Liszt, fürstlicher Rentmeister in Raiding, einem nur eine Stunde von Lackenbach entfernten Dorfe. An einem Oktobertage des Jahres 1818, erzählt die in Wien erscheinende „Neuzeit," hielt eine Kutsche vor dem geöffneten Thore des H.'schen Hauses. Ein Diener eilte herbei und öffnete den Wagenschlag, und Herr Liszt mit einem schmächtigen Knaben von etwa sieben Jahren sprang heraus. Der muntere, fast kecke Knabe wurde von allen Seiten umringt und erhielt Glückwünsche zu seinem Geburtstage. „Ich werde nur Fräul. F. bitten, sprach Herr Liszt, meinem Sohne Franz das Klavier zu zeigen, denn der Junge hat Neigung zur Musik, und eben darum erkenne ich wieder mein eigenes Blut. Wenn Sie ihm, liebes Fräulein, den heutigen Tag unvergeßlich machen wollen, so spielen Sie ihm etwas vor." Fräulein F. ließ sich die Aufforderung nicht wiederholen. Sie nahm den Knaben an der Hand, führte ihn in's Zimmer, und setzte ihn an's Klavier. Fräulein F. war Meisterin des Instruments. „Wollen Sie mich hinüberbegleiten," sprach Herr Liszt zu den Hausleuten, „ich muß meinen Franz beobachten, ob es Begeisterung oder nur kindische Freude ist, was er jetzt empfindet." Sie gingen hinüber. Franz stand da, regungslos wie eine Statue an einen Stuhl gelehnt; aber sein Auge leuchtete, seine Brust wogte, und eine Ahnung seines künftigen Berufes schien ihn zu umwehen. Er hatte die Eintretenden nicht bemerkt; erst als die letzten Akkorde verklungen waren, fühlte er sich rücklings umfaßt, und ein heißer Kuß des Vaters preßte seine Wange. Wie zum Bewußtsein erwacht, drehte er sich um, küßte dem Vater die Hand, und ein Seufzer rang sich aus seiner Brust, in welchem all' sein Wünschen und Wollen unbewußt ausgesprochen zu sein schien. Liszt und sein Sohn waren über Mittag die Gäste des Herrn H. Als die Tafel aufgehoben war, führte H. wieder die ganze Gesellschaft in's Klavierzimmer; er nahm da den Knaben an der Hand, und sprach mit gehobener, feierlicher Stimme: „Franz, zu Ihrem heutigen Geburtstage schenke ich Ihnen dieses Klavier; nur wollen Sie es mir noch einige Wochen leihen, bis ich von Wien ein anderes bekomme. Sie müssen mir aber zwei Dinge versprechen: erstens, sich fleißig darauf zu üben, daß Sie Meister des Instruments werden, und dann — fromm und gut zu sein, wie ich als Jude, so Sie als Christ; die Frommen und Guten aller Nationen sind Freunde unter einander." Gerührt dankte der Knabe. Fräulein F. spielte noch Einiges, und nach einer Stunde ließ Liszt seinen Wagen vorfahren, und verließ mit seinem wie veränderten Kinde das Haus des Israeliten. Franz war einige Wochen immer der Sonntagsgast in demselben. Zwei Jahre darauf hielt Franz Liszt seine erste öffentliche Produktion. Vierzig Jahre sind seitdem verflossen. Vieles ist jetzt anders geworden. Lackenbach ist an Reichthum und Bildung zurückgegangen. Der letzte Eigenthümer des H.'schen Hauses aus der Familie steht jetzt in Wien als Verkäufer in einem Schuhmacherladen, Fräulein F. lebt jetzt als arme Frau B. ebendaselbst. Und Franz Liszt hat seitdem den Gipfel des Ruhmes als Klaviervirtuose erstiegen.

Charade.

Was Dir die erste Sylbe nennt,
Das kannst Du oft erschauen:
Beim Blut, beim Feuerelement,
Auf holden Rosenauen,
Wenn sich der Tag am Himmel zeigt
Und wenn er sich spät Abends neigt;
Und auf der Wange strahlt es mild,
Der keuschen Unschuld schönes Bild.
Das zweite Wort der Manneskraft
Gewaltigliches Zeichen,
Du siehst es düster, siehst es streng,
Im Alter oft erbleichen.
Und wenn Du nach dem Ganzen fragst,
So will ich Dir es sagen,
Dann wird ein großer Kriegesheld
An seine Rüstung schlagen;
Du kennst ihn, dem das zweite Wort
Den Namen hat verliehen,
Der Feinde Schreck, der Freunde Hort,
Kein Mensch sah ihn je fliehen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 10:
„Aufgebot."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 12. Sonntag, den 25. März. 1866.

Guter Rath.

Denk im Leiden: das Leiden ist Mittel, sein Zweck Vollendung.
Denk in Freuden: von bessern Freuden sind sie nur Schatten.
Denke des Morgens und Abends: es eilt mein Ziel zur Vollendung;
Und beim Glockenschlag: ich Sterblicher bin auch unsterblich.

J. K. Lavater.

Die

Nordenberger.

Erzählung

von

Leonhard Wolff.

(Fortsetzung.)

Hinnek, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, und der nichts mehr um sich sah, als die hehre Gestalt des Kaisers vor ihm, that wie ihm befohlen wurde, er kniete nieder. Während dem hatte der Kaiser sein Schwert gezogen, berührte damit die Schulter des Knieenden und sprach langsam und feierlich: „Hinnek, mit diesem Streiche schlage ich Dich zum Ritter und erhebe Dich zum Edelmann!“ Eine Trompetenfanfare folgte diesem letzten Worte. Der Kaiser beschrieb mit seinem Schwerte einen Kreis in der Luft, berührte damit zum zweiten Male Hinneks Schulter und sprach, wie das erste Mal: „Ritter Hinnek, mit diesem Streiche nenne ich Dich zum Grafen von Nordenberg und zum Erbschenkenmeister des Reiches! Und nun erhebe Dich und hole Dir von der Dame Deines Herzens auch den Lohn der treuen Minne! Gräfin Judith von Rosenau,“ rief er, sich umwendend, „schmückt unseren Ritter mit Helm und Schwert und fügt den Lohn der Schönheit zu dem der Stärke!“

Hinnek stund da wie ein Träumender und mußte sich von dem Kaiser die wenigen Stufen hinaufführen lassen, wo Judith aus den Händen des Waffenmeisters einen mit wallenden Federn geschmückten Helm empfing, welchen sie dem fast Bewußtlosen auf das Haupt setzte, und ein mit reichem Griffe versehenes Schwert, mit dem sie ihn umgürtete. Die wenigen Worte, welche die Erröthende bei dieser Handlung zu sprechen hatte, wurden nur so leiser, bebender Stimme hervorgebracht, daß sie kaum zu vernehmen waren. Und hätte Judith so laut gerufen, wie die ununterbrochen schmetternden Trompeten, welche jetzt die Luft erfüllten, Hinnek hätte doch nichts gehört; denn er konnte das, was eben mit ihm vorgegangen war, gar nicht fassen. Seine Sinne waren noch umnebelt, als der Kaiser, bevor er mit seinem Gefolge die Halle verließ, zu ihm sprach: „Den Grafen von Nordenberg erwarte ich diesen Abend bei mir im Kreise meiner Edeln.“ Da erbarmte sich Marquard seiner, führte ihn in das für ihn schon bereitete Gemach und erklärte ihm das ganze Wunder. Auch Gräfin Imma berief ihn zu sich, enthüllte ihm Alles, theilte ihm auch die unglückliche Bewerbung Arnolds mit und empfahl ihm, Judith erst am andern Tage zu besuchen; denn diese sei ebenso überrascht, als er, und bedürfe jedenfalls der Sammlung und Erholung noch mehr.

O, nun erklärte sich Hinnek so Manches, was hie und da wie ein stilles Glück über ihn kam und woran er nie glauben konnte und wollte. Die Thränen Judiths beim Abschiede, der Kuß auf seine Locken, es waren Zeugen ihrer verborgenen Liebe. O, wie Unrecht hatte er ihr gethan!

Graf von Nordenberg! Sie hatte also Alles gesagt, die edle Judith, und der Kaiser hat mit dieser Benennung jedenfalls ihrem Wunsche willfahrt. Daß Hörige zu Edelleuten erhoben wurden, war nichts so Außerordentliches; daß aber ein Neugeadelter zugleich den Grafentitel und eine so hohe Reichswürde erhielt, das war wohl unerhört. Doch das geschah ja Judith's wegen, sagte er sich, denn der Anverwandten des mächtigen Gaugrafen von Rothenburg konnte man doch nur einen Ebenbürtigen zum Gemahle geben.

Zum ersten Male hörte er den Namen Rosenau. Er kannte doch die Maginhard betreffenden Häuser so ziemlich, doch diesen Namen hatte er noch nie nennen hören. Allein Judith war ja aus weiter Ferne auf die Rothenburg gekommen und die Verwandschaft des Gaugrafen war eine weit verzweigte. Solche Gedanken beschäftigten Hinnek den ganzen Tag, und er hatte immer noch zu thun, an seine glückliche Umwandlung zu glauben.

Waren die Hofleute von der Schönheit Judith's bezaubert, so wurden sie nicht minder überrascht, als Hinnek Abends in der neuen, malerischen Tracht eines Ritters in den kaiserlichen Gemächern erschien.

Sein hoher, kräftiger Körperbau zeigte sich im schönsten Ebenmaße, seine Haltung war eine wahrhaft ritterliche und sein männliches, schön geformtes Haupt gemahnte den gelehrten Paul Diaconus, der bei Hinneks Eintritt gerade mit dem Kaiser sprach, an eine der Heldengestalten Homer's.

Man begrüßte den Günstling des Kaisers, denn für einen solchen mußte Hinnek in Folge seiner glänzenden Erhebung ge-

Digitized by Google

halten werden, von allen Seiten auf das Zuvorkommendste. Der Kaiser sprach mit ihm von seiner Heimath, die er ja auch kannte, und rieth ihm, auf dem Nordenberge ein feines Schlößlein zu bauen, um den Sonnenuntergang, welcher wohl nirgends so prächtig zu schauen wäre wie dort, recht oft und mit Muße bewundern zu können.

Gräfin Imma hatte es übernommen, die auf so seltsame, überraschende Weise Verlobten sich näher zu bringen. — Es war dieß aber nicht so leicht, als man hätte denken sollen, denn Judith hielt das Versprechen, welches sie Arnold gegeben, nie eines Andern Weib zu werden, für so heilig und bindend, daß die edeln und liebevollen Absichten ihrer Beschützer fast an der Befangenheit des ängstlichen Mädchens scheiterten. Erst am andern Tage, nachdem es der Gräfin mit vieler Mühe gelungen war, der Zweifelnden zu versichern, daß Arnold auf jedes von ihr gegebene Wort verzichte, führte die selbst übergläckliche Imma den neuen Grafen der zagenden Braut zu.

In Judiths Antlitz war wieder die ganze jugendliche Frische zurückgekehrt, gleichwohl gab das jungfräuliche Erröthen bei Hinnets Eintritt demselben einen noch lieblicheren, verschönenden Reiz.

„Judith," sprach Hinnet, „es ist seit gestern Wunderbares, ja fast Unglaubliches an mir geschehen und ich komme nun, mir aus Eurem Munde bestätigen zu lassen, was noch immer wie ein schöner Traum meine Sinne gefangen hält."

„Es ist Wirklichkeit, Hinnek," entgegnete die Jungfrau in herzlichem Tone, „Gott hat es so gewollt! Er führte mich in die Mutterarme dieser edelsten der Frauen," und bei diesen Worten schloß sie die Gräfin in ihre Arme, „er ließ mein Leben in Gefahr kommen, daß Du es retteteſt, er pflanzte die Liebe in unsre Herzen und gab uns Beiden Gelegenheit, sie zu prüfen und zu erproben."

„Und ihr habt sie redlich bestanden, diese Prüfung," setzte Imma hinzu. „Doch schaut jetzt nicht mehr zurück in die Vergangenheit, die Euch so viel Schmerz und Kummer verursacht hat; blickt vielmehr hinaus in die Zukunft, welche Euch so rosig aufgegangen ist, wie der junge Tag. Euch erschließt sich eine neue Welt, tretet in sie ein mit dem festen Vorsatze, alle Eure Freuden und Leiden gemeinschaftlich zu genießen und zu tragen. Lernet im Glücke Gott lieben und im Ungemache ihn loben, denn er hat Euch zusammengeführt, und die Menschen haben nur dazu gethan, was sein göttlicher Wille war. Und nun muß ich Euch verlassen und zu Arnold gehen."

„Ach Arnold!" sprach Judith erbleichend, „meine Betheuerung ihm gegenüber ist der einzige Wermuthstropfen in meinem Freudenkelche."

„Sei unbesorgt, meine Tochter," beruhigte die Gräfin, „wäre Arnold nicht noch an sein Lager gefesselt, er würde der Erste sein, der Euch Beiden seinen Glückwunsch brächte. Hier habt Ihr ein Zeichen seiner Theilnahme," und mit diesen Worten bedändigte sie Judith ein Blatt Pergament, worauf von Arnolds Hand geschrieben stand: Seid glücklich und vergeßt, was ich Euch Uebles zugefügt habe.

Die Gräfin verließ nun das liebende Paar, dem die Stunden im Austausche der Erinnerungen, in der Glückseligkeit des Augenblicks und in den glänzenden Bildern einer glücklichen Zukunft wie Minuten verschwanden.

Wenn das junge Paar in den, vom Kaiser so häufig veranstalteten Kreisen erschien, so verdunkelte es Alles um sich her, und besonders Fastrade und ihr kaiserlicher Gemahl betrachteten die Glücklichen mit sichtlichem Wohlgefallen.

Nun war aber der Herbst ziemlich vorgeschritten, Arnold fast ganz genesen, und Graf Maginaud trachtete, wieder in seine väterliche Burg zurückzukehren. Es wurde bestimmt, daß Judith bei der Kaiserin zurückbleiben solle, und daß bis zum nächsten Frühjahre ein wohnliches Schlößchen am Rheine eingerichtet werde zur Aufnahme der Neuvermählten auf so lange, bis auf dem Nordenberge der Stammsitz des neuen Grafengeschlechtes fertig sei. Hinnek nahm gleich Baumeister und Werkleute zu diesem Zwecke mit in die Heimath. Die Reisegesellschaft wurde dadurch so groß, daß sie dem Zuge eines wandernden Volksstammes gleich sah.

Als die Karawane sich der Rothenburg näherte und Hunoz von seiner Warte aus sie gewahrte, glaubte er, es drohe der Burg ein feindlicher Angriff, und er gab mit seinem mächtigen Horne das Allarmzeichen.

Richard und Willibald eilten sogleich auf den Thurm und freuten sich schon, zum ersten Male sowohl bei der Vertheidigung, als auch bei den Ausfällen ihren Muth und ihre Kraft erproben zu können. Doch ihre Freude wurde bald zu Wasser, als der Alte, schärfer auslugend, plötzlich rief: „Schauet hin, sehd ihr nicht die hohe Reitergestalt, die über alle hervorragt? Sehd ihr den wehenden Helmbusch? Das ist Hinnek! Er kommt mit einigen Dutzenden gefangener Heiden, die er uns als Seltenheit zeigen will. Wartet, ich will euch euer Leibstückchen aufspielen!" Und damit ergriff er sein Horn und blies mit solcher Stärke und Schnelligkeit lustige Weisen, gräßlich lautende Schlachtrufe, schmetternde Fanfaren, kurz alles so bunt durcheinander, daß man glauben mußte, der Alte hätte plötzlich den Verstand verloren.

Beim Näherkommen des Zuges konnte man die Heimkehrenden erkennen und Mingold ordnete alles an zum würdigen Empfange.

Die Freude des Wiedersehens war groß. Die glänzende Erbedung Hinneks machte schnell die Runde bei der zuerst ungläubigen Menge. Martha war ganz berauscht von dem Glücke ihres Sohnes, so weit hatten ihr eigener Stolz und ihre weitgehendsten Wünsche nicht gereicht.

Hinnek versäumte nicht, sogleich nach seiner Ankunft zu seinem alten Freunde hinaufzueilen, um ihn zu begrüßen und ihm Alles zu berichten, was er erlebt und was mit ihm vorgegangen sei.

Als er auf der Höhe der Warte angekommen war, fand er die schwere Fallthüre verschlossen, und auf sein wiederholtes Rufen und Anklopfen erst ertönte Hunoz's Stimme von Innen in feierlicher Weise: „Sogleich, edler Graf von Nordenberg und Erbkuchenmeister des Reiches wird Alles zum feierlichen Empfange bereit sein und werden sich Euch die Pforten zum festlichen Empfange öffnen." Gleich darauf wurde die Thüre aufgezogen, und als Hinnek bei der obersten Treppe ankam, sah er den Alten vor sich stehen mit einer verrosteten Sturmhaube auf dem Kopfe, eine abgebrochene Partisane in der einen Hand und in der andern sein mächtiges Horn haltend; die Laute hatte er sich umgehängt und der Weinkrug stund gefüllt auf dem Tische, neben den er sich postirt hatte. Sein braunes, faltiges Gesicht strahlte vor Freude und aus den grauen, buschigen Brauen blitzten ein Paar Augen, wie funkelnde Lichter durch dichtes Gezweige.

Hinnek sah den Alten lächelnd an, und indem er ihm die Hand hinreichte, sagte er: „Grüß Dich Gott, mein alter, lieber Freund! Du siehst ja da mit einer Würde und Hoheit, daß man es gar nicht wagt, Dich nur zu grüßen."

„Verzeiht, edler Graf," entgegnete Hunoz in gemüthlichem Ernste und einem Tone, welcher sowohl die alte Vertraulichkeit, wie die aufrichtigste Theilnahme an Hinneks Glück kund gab, „verzeiht, daß ich Euch in ungebührlicher Weise warten ließ; ich konnte nicht eher öffnen, als bis ich im Stande war, Euch so zu empfangen, wie es Eurer hohen Stellung angemessen ist. — Ihr seht mich deshalb angethan mit allen Wappen und Zeichen meines hohen Standes, und sage ich Euch ein herzliches Willkomm!"

Nach dieser Rede erst nahm er die dargebotene Rechte Hinnek's und reichte dann diesem den gefüllten Weinkrug zum Willkommtrunke.

Hinnek trank und gab den Krug zurück mit den Worten: „Dank Dir, wackerer Hunoz, für den würdigen Empfang, jetzt laß uns aber niedersetzen, damit ich Dir erzähle, wie es mit mir so gekommen ist."

Hunoz that, wie ihm geheißen; und als sie beieinander saßen, sagte er, Hinnek mit freudestrahlendem Gesicht anblickend: „Was Ihr mir auch erzählen wollt, edler Herr, es ist nichts Neues für mich; das Alles habe ich längst vorausgesehen. Daß Ihr Euch zum Ritter emporschwingen und dann auch noch die kleine Judith, welche ich leider noch gar nicht in der Nähe gesehen habe, gewinnen werdet, das war mir längst klar; doch daß Ihr als Graf und Erbkuchenmeister des Reiches zurückkommen würdet, das ist mir neu, und doch hätte ich auch dieß errathen

Digitized by Google

nen. Bei ganz heiterem Himmel zog nämlich einmal eine zige Wolke von Abend herauf. Sie wälzte sich über unsere hen und blieb, in eigenthümlicher Form zusammengeballt, ten am Steigerwalde, gerade über dem Nordenberge, igen. Dort dehnte und reckte sich die Wolke, und ihre schwarzen assen waren bald in Gestalt einer gewaltigen Burg mit Thür- n und Zinnen an dem blauen, reinen Himmel abgezeichnet. er ein nachlässiger Burgwärtel muß in ihr gewesen sein; denn ch kurzer Zeit war der ganze Palast wieder zerronnen. Daß r doch die Deutung dieser Erscheinung nicht in den Sinn m!"

„Nun, Hunoz, laß es gut sein," sprach Hinnek, seinen ten Freund und Lehrer auf die Schultern klopfend, „was Du r heidnische Sachsen angeheben hast, sind ehrliche, christliche au- und Werkmeister, die dort, zwar nicht aus einer Wolken- ichte, wohl aber aus unzerstörbaren Steinmassen eine Burg er- uen sollen, in welche ich dann meine Judith einführen werde."

„Glück Dir und Deinem Hause!" sagte Hunoz in ernstem one, den Hinnek noch gar nicht an dem Alten kannte. „Glück ir und Deinem Hause! Aber unzerstörbar ist nichts in dieser elt, junger Freund. Was ist heute mein Leib? er war rüstig ie der Deine, nun ist er eine Ruine! Wo sind die gewaltigen tädte des Morgenlandes? Verdorben und zerstört! Wo ist e tausendjährige Irmensäule? Ihr habt sie umgestürzt und rschlagen! Alles vergeht, und was der Mensch nicht vertilgen nn in seinem Grimme, das zernagt die Zeit, die, um Neues zu haffen, Altes vergehen lassen muß. Wer weiß, was nach tausend ahren an der Stelle steht, wo Du Dir jetzt einen unzerstörbaren ohnsitz zu errichten gedenkst."

„Du weissagest mir also Unglück?" frug Hinnek.

„Nein, ich weissage Dir Glück," erwiederte der Alte, „aber n irdisches, vergängliches! Du wirst eine Burg bauen für Dich nd die nach Dir kommen, aber sie wird einstens verfallen; Du irst ein neues Geschlecht gründen, es wird blühen und mächtig erden, aber es wird auch wieder vergehen und verschwinden. as Alles kann der Mensch nicht hindern; aber er kann Dinge rrichten, die seinen Namen fortpflanzen bis auf die fernsten eschlechter, und wenn längst der Grund vermodert ist, auf welchem sich der stolzeste Bau hervorhob, so wird eine gute That, e an dem Orte hastet, immer fester wurzeln, und weder Gewalt noch Zeit können ihr Andenken vernichten."

„Ich verstehe Dich, wackerer Freund!" erwiederte Hinnek, m Alten die Hand drückend, „wo immer mir Gelegenheit wird, s Gute zu thun, werde ich es nicht versäumen, und ich hoffe Gott, daß, wenn einstens der Stammsitz meines Geschlechtes, n ich mir zu errichten gedenke, wieder verschwunden, wenn mein eschlecht mit dem Letzten meines Namens erloschen ist, es doch och mit Ehrfurcht genannt und kein dunkler Flecken sein An- enken trüben wird!"

Diese Unterredung bestärkte Hinnek in seinem ohnehin schon efaßten Entschlusse seinen Stand und seinen Reichthum nur uten und edlen Zwecken dienstbar zu machen; und er und sein Geschlecht hielten diesen Grundsatz fest bis ans Ende.

Hinnek suchte auch seinen Bruder Hanno in dessen Klause uf. Dieser Sonderling kam mit keinem Menschen mehr in Be- ührung. Seine Stunden füllte er aus mit Gebet und dem bschreiben heiliger Schriften, die er dann an Würdige ver- chenkte. Was er von dem Handwerke seines Vaters profitirt atte, verwerthete er dadurch, daß er für Dürftige warme Ge- änder anfertigte. So auch sammelte er heilsame Kräuter, deren Kenntniß er sich erworben hatte, und wurde oft gesegneter Hülfe- ender in schweren Leiden.

(Schluß folgt.)

Druckfehler-Berichtigung. Die Fortsetzungen dieser Erählung in Nr. 9 und 10 sind wieder mit einigen Druckfehlern behaftet, deren Verbesserungen besonders gerne diejenigen verehrlichen Leser werden vornehmen wollen, welche die Blätter sammeln. Es ist nämlich in Nr. 9 S. 34 Spalte 1 Zeile 6 von unten zu setzen — offenen Laden — statt „offenen Boden" und auf derselben Seite Spalte 2 Zeile 3 von unten — geschreiber — statt „geschichter;" dann in Nr. 10 S. 39 Sp. 1 Z. 16 von oben — an den Wegen — statt „an den Wurzeln."

Wiege und Sarg.*)

Die Wieg' ist unser früh'stes Bette,
Der Sarg die letzte Ruhestätte;
Die Wiege wird umblüht vom Lenze.
Und auch den Sarg umduften Kränze;
Eng ist der Sarg und Eng die Wiege
Doch weit, daß man d'rin selig liege.

Die Wiege zeigt ein frisches Leben,
Gestorb'nes wird dem Sarg gegeben;
Dort lächelt still und süß die Freude.
Hier weint der Schmerz beim Grabgeläute;
Um Wiegen singt die Hoffnung Lieder,
Und stumm setzt sie am Sarg sich nieder.

O Wiege lieblich, Sarg voll Leides,
Fern seid ihr euch und nah, seid Beides!
Drum von der Wiege bis zum Sarge
Will kämpfen ich, daß eine Arche
Er werde mir und eine Wiege
Zum Schlummer auf den Tag der Siege.

*) Aus den „Feld- und Friedhofsblumen von J. G. Saueracker, Lehrer am k. Theresien-Institut in Ansbach (Ansbach, Druck und Verlag von Carl Junge. 1869)." Wohlthuend und erhebend wirken diese sinnigen Dichtungen auf den für den Segen christlicher Wahrheiten empfänglichen Leser.

W. Göthe über Erziehung.

Die Erziehung muß von Jugend auf ihre Sorgfalt anwenden. Der zur Vernunft geborne Mensch bedarf noch großer Bildung, sie mag sich nun durch Sorgfalt der Eltern und Erzieher, durch friedliches Beispiel oder durch strenge Erfahrung nach und nach offenbaren. „Die erste Erziehung, die das Kind im Kreise der Familie erhält, ist die wichtigste." Niemand glaube die ersten Eindrücke der Jugend überwinden zu können. Ist er in schlechter Freiheit, umgeben von edlen und schönen Gegenständen, in dem Umgang mit guten Menschen aufgewachsen, haben ihn seine Meister das gelehrt, was er zuerst wissen mußte, um das Uebrige leichter zu begreifen, hat er gelernt, was er nie zu verlernen braucht, wurden seine ersten Handlungen so geleitet, daß er das Gute künftig leichter und bequemer vollbringen kann, ohne sich irgend etwas abgewöhnen zu müssen, so wird dieser Mensch ein reineres, vollkommeneres und glücklicheres Leben führen, als ein anderer, der seine ersten Jugendkräfte in Widerstand und Irrthum zugesetzt hat." Dabei muß Knabe wie Mädchen dem künftigen Ziele zu erzogen werden. Mit wenig Worten läßt sich das ganze Erziehungsgeschäft aussprechen: man erziehe die Knaben zu Dienern, die Mädchen zu Müttern, so wird es überall wohl stehen." Die natürliche Erzieherin der Tochter ist die Mutter, und die Aufgabe, zu deren Lösung sie anzuleiten ist, — dienende Häuslichkeit:

Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung,
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Geben und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages.
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie ganz sich vergißt und leben mag nur in Andern!
Denn als Mutter fürwahr bedarf sie der Tugenden alle.

Digitized by Google

Das Bild Robespierre's.

Es existiren viele Zeichnungen über Robespierre, aber wenig unbefangene. Auch das Porträt, welches Rodier in seinen „Erinnerungen aus der Revolution und des Kaiserreichs" Bd. I. S. 286 von Robespierre entwarf, ist kein geschmeicheltes, aber es hat vollen Anspruch, als ein authentisches und wohlgetroffenes in der Bildergallerie der Weltgeschichte aufgestellt zu werden. „Die Natur — sagt unser Zeuge — hatte für Robespierre Nichts gethan, was ihm Erfolge als Redner zu sichern schien. Man stelle sich einen ziemlich kleingestaltigen, hager gegliederten Mann vor, mit einem schmalen Gesicht, mit einer an den beiden Enden wie bei Raubthieren zusammengedrückten Stirne, mit einem großen, gekniffenen, blaßlippigen Mund, mit einer Stimme, die in den tiefen Tönen rauh, in den hohen, fistulirend ist und in der Begeisterung wie im Zorn in eine Art Hyänengeheul überschnappt — und man hat Robespierre. Man nehme hiezu noch den Apparat einer steifleinenen, spröden und trotzigen Koketterie, und man hat ihn fast leibhaftig vor sich. Der die Seele feuerschleudernde Blick ist bei ihm so zu sagen ein scharfer Stachel, aus dem röthlichen Augapfel zwischen den krampfhaft zuckenden Lidern hervorschießend und Jeden, auf den er fällt, verwundend. Ihr errathet höchstens aus dem nervösen Schauer, der seine Glieder durchzittert, aus dem beständigen Zucken seiner Gesichtsmuskeln, aus dem Beben seiner Finger, welche auf dem Raube der Rednerbühne spielen wie auf den Tasten eines Spinetts, daß die ganze Seele dieses Mannes in dem Gefühle aufgeht, welches er mittheilen will, und daß er, völlig Eins mit der Leidenschaft, welche ihn beherrscht, zeitweilig groß und gewaltig werden kann wie sie. Robespierre mit seiner schrecklichen Redlichkeit, mit seiner blutigen Naivetät, mit seinem reinen und grausamen Gewissen ist die eingefleischte Revolution."

Aus Amerika.

Der Grundcharakter der Amerikaner ist die Excentricität. Abenteuer ist sein Element. Wird irgendwo ein Dampfschiff probirt, das alles Dagewesene an Schnellfahren übertreffen soll, so wird in der Anzeige bemerkt, daß man für die Sicherheit der Passagiere nicht verantwortlich ist, und sogleich kommen zahlreiche Lustreisende, um ihren Muth, (den wir Tollkühnheit nennen würden) an den Tag zu legen. Ein Schauspiel wie das des Blondin und A., die auf einem Seil über den Niagara hin- und herlaufen, zieht Tausende von Neugierigen herbei.

Abenteurer und Glücksritter bilden eine große Mehrzahl der Bewohner Amerika's, kein Wunder, wenn der selige Abraham Lincoln vom Bauernstand und Johnson vom Schneiderhandwerk zur Präsidentenstelle erhoben worden sind. Neben diesen und vielen andern ausgezeichneten Staatsmännern, welchen eine ähnliche glückliche Aenderung zur größten Ehre gereicht, findet man in Amerika grundeiche Geschäftsleute, die ebenfalls sehr klein angefangen haben. Daß es bei solchem Zustande nicht an Marktschreiern fehlt, versteht sich von selbst, deshalb wollen wir gelegenheitlich des berühmten Pussisten Barnum erwähnen, der im südlichen Amerika die älteste Negerin, die zu finden war, kaufte, ihr weiß machte, sie sei die Säugamme Washington's gewesen, und sie als solche für Geld sehen ließ. In seinem Museum zeigte er eine Sirene, (die er aus einem balsamirten Frauenkopf und einem ausgestopften Fische hatte verfertigen lassen), welche, seiner Aussage nach, von der Insel Sajan gekommen war. Mit seinem General Tom Pouce (einem Zwerge) reiste er überall herum. Sein Knecht fuhr mit einem Elephanten ins Feld u. s. w.

Barnum hat vor Kurzem seine Memoiren herausgegeben, welche folgende zehn Gebote enthalten, vermittelst deren Beobachtung man in Amerika sein Glück machen kann:

Barnum's zehn Gebote,
um in Amerika sein Glück zu machen.

1) Wähle ein Deinen Fähigkeiten entsprechendes Geschäft.
2) Halte immer Wort.
3) Thue Alles, was Du unternimmst, mit vollen Kräften.
4) Enthalte Dich berauschender Getränke.
5) Hoffe, ohne zu schwärmen.
6) Vergeude Deine Kräfte nicht.
7) Halte nur gute Diener.
8) Mache von öffentlichen Anzeigen Gebrauch.
9) Sei sparsam.
10) Verlasse Dich nur auf Dich selbst.

Dieser Gebrauch, seine Lebensart in einigen Sittenregeln zusammenzufassen, ist in Amerika sehr gemein. Der berühmte Benjamin Franklin hat vielleicht einen der ersten Impulse dazu gegeben, als er seine Tabelle von 13 Tugenden verfaßte.

Auch Jefferson hat seine zehn Gebote geschrieben. Hier folgen sie:

Die zehn Regeln Jefferson's.

1) Schiebe nicht auf morgen auf, was Du heute thun kannst.
2) Vertraue nicht einem Andern eine Arbeit an, die Du selber thun kannst.
3) Verwende nie Geld, das Du noch nicht verdient hast.
4) Kaufe nie etwas, das Du nicht nöthig hast, aus dem Grunde, weil es billig ist.
5) Stolz und Hochmuth kosten mehr als Hunger, Durst und Kälte.
6) Wir bereuen nie, zu wenig gegessen zu haben. (Wenn wir und das Nöthige geben.)
7) Was man gern thut, ermüdet nicht.
8) Wie viel Kummer verursachen uns ungeschehene Unglücksfälle.
9) Behalte immer Deine heitere Laune.
10) Wenn Du übelgelaunt bist, zähle bis auf zehn, wenn Du böse bist, bis auf Hundert, ehe Du sprichst.

Worin besteht also die Kunst, in Amerika sein Glück zu machen? Darin, daß man Alles, was man anfängt und thut, gut, schnell und mit Energie betreibt.

Eine wahrhaft verständige Person weiß mit Geduld diejenigen zu ertragen, welche es nicht sind, ja selbst diese nicht merken zu lassen, daß sie sie nur erträgt; sie ist sich überall, wohin sie kommt selbst so klar, daß nichts sie in Erstaunen versetzt, nichts sie aufbringt.

Die Frau hat ein Lächeln für jede Freude, eine Thräne für jeden Schmerz, einen Trost für jedes Elend, eine Entschuldigung für alle Fehler, ein Gebet für jedes Unglück, eine Ermuthigung für jede Hoffnung.

Charade.

(Viersylbig.)

Auf treue Wesen kann man bauen,
Auf ihre Feinde nimmermehr;
D'rum ist den Ersten nicht zu trauen
Und schmeichelten sie noch so sehr.
Die Falschheit schuf schon viele Leiden
Dem Opfer, das sie sich erwählt,
Sie brachte ihm die andern Beiden
Und hat es heimlich oft gequält.
Der flotte Bursch sucht wohl im Becher,
Vielleicht im Rausch dann Trost und Heil,
Doch wird zum Lohn dem tapfern Zecher
Das ganze eben rein zu Theil.

Auflösung des Charade in Nr. 11:
„Rothbart."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 13. Sonntag, den 1. April. 1866.

Siegeslied am Osterfest.

Lamm, das gelitten, und Löwe, der siegreich gerungen,
Blutendes Opfer und Held, der die Hölle bezwungen;
Brechendes Herz,
Das sich aus irdischem Schmerz
Ueber die Himmel geschwungen!

Du hast in schauriger Tiefe das Höchste vollendet,
Gott in die Menschheit gehüllt, daß sein Licht uns nicht blendet.
Würdig bist du, —
Jauchzt dir die Ewigkeit zu,
Preises und Ruhms, der nicht endet!

Himmlische Liebe, die Namen der Erde nicht nennen,
Fürst deiner Welten, den einst alle Zungen bekennen:
Gingest du nicht
Selbst in der Sünder Gericht,
Sünder entlassen zu können?

Ueber des Todes umnachteten, grauenvollen Klüften
Schwangst du die Palme des Sieges in himmlischen Lüften;
Wer an dich glaubt,
Trägt nun, von Hoffnung umlaubt,
Ewiges Leben aus Grüften.

Menschensohn, Heiland, in dem sich das ew'ge Erbarmen
Milde zu eigen gegeben den schuldigen Armen:
Dir an der Brust
Darf nun in Leben und Lust
Jeder Erstarrte erwarmen.

Wahl voller Wunder! der einzige Reine von Allen
Eint sich mit Seelen, die sündig im Staube hier wallen,
Trägt ihre Schuld,
Herbt in unendlicher Huld
Das, was am tiefsten gefallen!

Mir auch ist süß überwindend dein Rufen ertönet,
Herr, auch mein feindliches Herz hat dein Lieben versöhnet:
Ja, deine Hand,
Zu dem Verirrten gewandt,
Hat mich mit Gnade gekrönet.

Lobe den Herrn, meine Seele! er hat dir vergeben,
Heilt dein Gebrechen, legt in dich ein ewiges Leben;
Frieden im Streit,
Wonnen im irdischen Leid
Weiß dir dein Heiland zu geben.

Hoffnung und Glaube und Liebe, sie tragen auf Flügeln
Dich in das Land der Verheißung zu ewigen Hügeln,
Wo deine Wahl,
Dort in der Herrlichkeit Strahl,
Lieb' und Erbarmen besiegeln.

Jauchze, Natur, in des Frühlings beginnendem Weben;
Singe, du Welt, die das Werk der Erlösung gesehen!
Jauchze, du Heer
Dort am krystallenen Meer:
„Ehre sei Gott in den Höhen!"

Meta Häuffer-Schweizer.

Die

Nordenberger.

Erzählung

von

Leonhard Wolff.

(Schluß)

Der Kaiser war noch vor dem völligen Eintritte des Winters über die Alpen gegangen, um dort entstandenen Wirren entgegen zu treten, und Arnold hatte seinen Oheim dorthin begleitet. Von Fastraden und Judith kamen zeitweise willkommene Botschaften, dergleichen auch wieder an diese abgesandt wurden. Auf der Rothenburg vertrieb man sich die Zeit, so gut es eben ging. Erlaubte es das Wetter, so wurde gejagt, außerdem verbrachten die jungen Männer mit dem Brett- und Schachspiel, welches sie am kaiserlichen Hofe kennen gelernt hatten, die Stunden, oder der Burgkaplan las ihnen alte Historien vor, an denen sie ebenfalls durch die Berührung mit des Kaisers gelehrter Umgebung Gefallen gefunden hatten. Solchen Vorlesungen wohnte dann auch Graf Magingaud bei. Hinnek hatte außerdem noch Zeitvertreib genug. Seine Baumeister hatten die Risse zur Burg Nordenberg vollendet und die Werkleute die Steinbrüche eröffnet, um mit Eintritte der gelinderen Witterung mit dem Baue beginnen zu können.

So sehnsüchtig, wie dießmal, hatte Hinnek dem Lenze noch nicht entgegengesehen. Oft ging er auf die Warte und frug seinen alten Propheten, ob noch keine Anzeichen da wären, daß der Winter sich verabschiedete. Der alte Spötter, der nur einmal ernst geworden war, als er mit Hinnek über die Vergänglichkeit des Irdischen sprach, meinte: es müsse freilich traurig und herzzerreißend sein, wenn man einen ganzen, langen Winter durch an eine Rosenau denken müsse, ohne sie erschauen zu können, setzte aber zum Troste Hinneks hinzu,

Digitized by Google

er habe schon einige Male den bekannten Pfiff eines Vogels vernommen, und wenn dieser sich einmal hören ließe, dann spitzten die Schneeglöckchen die feinen Ohrchen und ruhten nicht eher, als bis sie herausschauen und ausrufen dürften: „Nun packe dich, du starrer Schnee, wir sind jetzt da und wollen statt Deiner die Erde weiß machen und die Menschen herauslocken, daß sie sich erfreuen an dem süßen Dufte unsres Athems.“

Und Hunoz hatte richtig prophezeiht. Die Boten des Frühlings, die linden Lüfte, thauten den Schnee von den Höhen und befreiten die Flüsse von ihrer eisigen Decke. Da rüstete sich Hinnek zu seiner Reise. Graf Marquard und die beiden Brüder Hinneks ritten mit ihm, um Zeugen bei seiner Trauung zu sein. Marquard hatte vielleicht noch einen andern Grund, der Braut sich anzuschließen; denn man hatte ihn während der letzten Anwesenheit in Rachen einem Fräulein gar eifrig den Hof machen sehen.

Kaiserin Fastrade hatte melden lassen, daß ein reizendes Schlößchen am Rheine zur Aufnahme des jungen Paares schon vollkommen eingerichtet sei. Der Abschied war ein fröhlicher, obgleich er eine längere Abwesenheit Hinneks zur Folge hatte. Nur Hunoz war ernst gestimmt, als Hinnek zu ihm kam, um ihm zum letzten Male auf längere Zeit Lebewohl zu sagen.

„Ja wohl, zum letzten Mal!“ sagte der Alte mit ernster Betonung, „wir werden uns die Hände nicht mehr drücken; denn auch ich werde bald Abschied nehmen von meinem vieljährigen Posten und meine Behausung über der Erde mit einer unter derselben vertauschen.“

Hinnek suchte die trüben Ahnungen des Alten zu verscheuchen und nahm ihm das Versprechen ab, nach seiner Rückkehr bei ihm auf dem Nordenberge zu wohnen.

„Grüßt Eure Judith von mir,“ rief Hunoz dem Scheidenden nach, „und sagt ihr, sie solle für mich beten, daß es mir vergönnt werde, von einer noch höheren Warte herab auf Euch und Euer Glück zu schauen.“

Hunoz's Ahnung ging in Erfüllung, er erlebte die Rückkehr Hinnek's nicht mehr. Wohl sah er noch von seiner Lucke aus mit Lust die Mauern der Burg Nordenberg wachsen und die massiven Thürme emporsteigen in die blaue Luft. Was konnte der Einsame, den von jetzt an nur selten noch Jemand besuchte, auch Besseres thun, als mit seinen Gedanken der Gegenwart voraueilend, denjenigen Menschen, den er auf dieser Welt wohl am meisten geliebt, im Geiste schalten und walten zu sehen auf seinem neuen Wohnsitze und in der Mitte der Seinigen!

Eines Tages saß er, unverwandten Blickes hinschauend nach dem Nordenberge. Da war es ihm, als sähe er Etwas blitzen auf der Zinne des höchsten Thurmes. „Wahrhaftig,“ rief er erfreut aus, „der Bau ist vollendet! Mit der Spitze schließen sie das Werk. Nun komm', mein Hinnek, und ziehe ein in Dein Haus, welches Du erbaut hast für Dich und Dein kommendes Geschlecht!“

„Aber was ist das? Ist das wieder eine bloße Erscheinung?“ Der ganze riesige Bau hob sich, er dehnte sich in die Höhe und in die Breite und nahm die Gestalt einer grauen, wogenden Wolkenmasse an, in welcher der blitzende Knauf der Zinnen wie ein funkelnder Stern leuchtete. Immer weiter verbreitete sich die nebelartige Erscheinung über den Horizont, immer dunkler wurden die wallenden Gebilde, bis endlich dichte Finsterniß den ganzen Himmel überzogen und die Erde mit Nacht bedeckt hatte.

Hunoz's Auge war gebrochen, und seiner Seele das ird'sche Licht auf immer erloschen.

Die Trauung Hinnet's und Judith's wurde gleich nach seiner Ankunft vollzogen und beide bezogen ihre zeitweise, liebliche Heimath an dem Rheinstrome. Selige Tage verlebten sie da in ungestörtem Genusse ihres Glückes, und erst nach zwei Jahren konnten die jungen Gatten mit einem lieblichen Knaben, dem ersten Sprossen des neuen Grafengeschlechts, einziehen in die stattliche Burg Nordenberg. Der Antheil Hinnek's an den Schätzen seines Vaters und die große Mitgift Judiths machten es möglich, den neuen Grafensitz in einer damals ungewöhnlichen Ausdehnung und Pracht aufzuführen. Ueber dem Thore prangte das neue Wappen der Nordenberger, in seinem Schilde, der Bedeutung des Kolbens entsprechend, einen Bock mit einem gewaltigen Hörnerpaare zeigend.

Auch Marquard führte bald darauf eine Hausfrau heim, und beide Geschlechter, deren Burgen so nachbarlich bei einander lagen, blieben sich auch stets befreundet und zu gegenseitiger Hülfeleistung verbunden.

Noch zwei Söhne schenkte Judith ihrem Gemahl, und die munteren Knaben tummelten sich weidlich in den geräumigen Burghöfen und spielten mit dem alten müden Wolf, der, so oft seine Herrin sichtbar wurde, sich mühsam erhob und ihr folgte, als gelte es, wiederholt gemeinschaftliche Runde zu machen an die Erinnerungsorte einer nicht gar fernen Vergangenheit.

Hinnek wollte später an die Stelle, wo Hanno's Klause stund, ein Kloster bauen, und dieser sollte dessen erster Prior sein; jedoch Hanno gab es nicht zu, denn er hatte gelobt, sein Leben als Einsiedler zu beschließen.

Hanno überlebte seinen Bruder Hinnek, weshalb dieser auch sein Vorhaben nicht mehr ausführen konnte. Erst einer seiner Nachkommen, Leupold von Nordenberg, errichtete an gedachter Stelle im Jahre 1258 ein dem heiligen Dominikus geweihtes Kloster.

Die beiden andren Brüder Hinnek's, Richard und Willibald, zogen auch in den Krieg, es sind aber keine weiteren Nachrichten über sie auf uns gekommen.

Arnold blieb noch lange bei seinem kaiserlichen Oheim, begleitete diesen auf vielen seiner Kriegszüge und zog sich schließlich, nachdem ihm von seinem Vater Maginzaud ein Theil des Tauberfeldes, sodann der ganze Gollach- und Murrgrund zuerkannt wurde, auf sein Schloß Schwarzach zurück. Er blieb unvermählt und liegt dort in dem gleichnamigen Kloster begraben.

Das Geschlecht der Nordenberger blieb sechs Jahrhunderte hindurch ein angesehenes und berühmtes. Das Amt oder die Würde des Erbtuchenmeisters wurde ihm auch von den späteren deutschen Kaisern übertragen und verblieb bis zum Erlöschen des Stammes bei demselben. In allen Kriegen der Karolinger und der deutschen Kaiser ist der Name der Grafen von Nordenberg genannt, und zahlreiche Stiftungen bekunden den frommen und mildthätigen Sinn dieses wahrhaft edlen Geschlechtes. Doch Hunoz's Ausspruch wurde zur Wahrheit: Der Name des Geschlechtes der Nordenberger ist erloschen. Von der Burg jedoch sind noch sehenswerthe Ueberreste vorhanden. Am Fuße des Berges, auf dem sie stund und auf einem erhöhten Plateau liegen heut zu Tage die freundlichen Orte Ober- und Unter-Nordenberg. Die Spitze des Berges selbst ist mit prächtigem Buchenschlage bewaldet und auf ihr sind das zu Tage liegende Fundament eines gewaltigen Rundthurmes, der zwanzig Fuß hohe, freistehende Rest eines Spitzbogens, und an vielen Stellen aus dem aufgeschütteten Erdreiche hervorstehende, schön erhaltene Umfassungsmauern, als Ueberreste des alten Bauwerkes zu erkennen.

Aus den vierfachen, noch deutlich erkennbaren Wällen, welche in weitem Bogen den Berggipfel umziehen, läßt sich auf die große Ausdehnung der gesammten Burggebäude schließen.

Das ehemalige Dominikanerkloster und die Franziskanerkirche zu Rothenburg zeigen noch Grabdenkmale des Geschlechtes der Nordenberger aus unterschiedlichen Zeiten.

So ersterben Geschlechter, die der Zeit, in welcher sie blühen, voranleuchten durch ihre Thaten, wie Sterne des Himmels. — Doch sie verschwinden wieder; die Wogen der Menschheit gehen über sie hinweg und begraben die Versunkenen in Vergessenheit. Gleichviel — das Große und Gute, das sie gethan, hat seine wohlthätigen Spuren hinterlassen, und wir wollen, auch wenn alle Merkmale ihres einstigen Bestehens von der Erde verschwunden sind, doch ihrem Andenken unsere Achtung nicht versagen.

* * *

Die Chroniken erzählen, „daß im Jahre 1383 ein Leupold, „Kuchenmeister von Nordenberg und Anna von Westerstetten, „seine eheliche Hausfrau, ihre Veste zu Nordenberg sammt Vorhof, „dem Bauernhof mit allem, was dazu und darein gehört, nebst „vielen ihren eigenen Dörfern, Weilern, Seen, Waldungen und

Digitized by Google

„anderen Besitzungen an den Rath und Bürgern zu Rothenburg um 7000 Goldgulden verkauft haben. — Als die Herrschaft Nordenberg an die Rothenburger gekommen, nahm der Ort immer mehr zu, und es wurden in den großen Höfen der Burg jeden Dienstag und Samstag Wochenmärkte gehalten. Der Rath der Stadt Rothenburg setzte zwei Pfleger in die schön gebaute und wohl befestigte, mit starken Mauern umgebene Burg. — Solche wichtige Besitzung in den Händen der Bürger mußte von Seite der Adeligen und besonders des Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit scheelen Augen angesehen werden, und letzter nahm Gelegenheit vom Zaune mit den Rothenburgern sich in eine Fehde einzulassen. Er verlangte nämlich freien Aus- und Eintritt in die Veste, und als ihm dies nicht gestattet wurde, so belagerte er 1406 das Schloß mit seinen Helfersbelfern gewaltiglich acht Wochen lang. Er richtete aber gleichwohl nichts aus und mußte ohne weiterres wieder abziehen. Nachdem er aber so wenig seine Absichten auf die Stadt selbst erreichen konnte, so wußte er es dahin zu bringen, daß Kaiser Ruprecht den Befehl ertheilte, daß dies Schloß nebst anderen solle niedergerissen werden, die Renten, Zinsen, Land und Leute aber sollten den Rothenburgern verbleiben."

Marie Amelie, Tochter des Königs Ferdinand IV. von Neapel und Wittwe des Louis Philipp's Königs der Franzosen, welche am 24. d. M. zu Claremont bei London in dem hohen Alter von 84 Jahren verschied, war in Caserta geboren und folgte schon als 10jähriges Mädchen ihrer Mutter nach Palermo, nachdem die festländischen Besitzungen ihres Vaters von der französischen Armee erobert und besetzt worden waren. Später ging sie nach Wien, wo sie zwei Jahre, größtentheils im kaiserlichen Lustschlosse zu Hetzendorf verweilte. Während den spätren Ereignissen der königlichen Familie in Sicilien vermählte sich Marie Amelie mit dem damals verbannten Prinzen Louis Philipp von Orleans und ging mit ihm nach erfolgter Restauration der Bourbonen im Jahre 1814 nach Paris, wo die beiden Gatten sich nur kurz aufhielten und erst 1817 zurückkehrten. Hier schlugen sie ihren Wohnsitz in den prächtigen Räumen des Palais Royal auf, wo der spätere Bürgerkönig Louis Philipp als der reichste Privatmann des Landes durch 13 Jahre fröhlichen Hof hielt, umgeben von den hervorragendsten Repräsentanten der Kunst und Literatur, der parlamentarischen Tribüne und der periodischen Presse, welche dort zu den täglichen willkommenen Gästen gehörten und nicht wenig zu jener großen Popularität beitrugen, deren sich Louis Philipp vor dem Jahre 1830 unter den gebildeten Klassen der Hauptstadt erfreute. Im Palais Royal verflossen ohne Zweifel die glücklichsten Jahre für die Prinzessin Marie Amelie. Mit dem Einzuge in die Tuilerien nach der Thronbesteigung ihres Gemahls waren aber diese Tage ungetrübter Ruhe bald vorüber, nachdem die stürmischen Kammersitzungen unter dem Ministerium Perier, noch mehr aber die allmählliche Entfremdung Louis Philipps von Lafayette und Lafitte, welche doch Beide bei seiner Thronbesteigung zu Rathen gestanden waren, bereits ihre düsteren Schatten auf die ganze königliche Familie zu werfen begannen. Es war in den ersten Jahren, welche der Juli-Revolution folgten, in den höheren Kreisen der Pariser Gesellschaft ein lautes Geheimniß, daß die Gemahlin Louis Philipp's, nach den Traditionen ihres Hauses der ganzen Bewegung abhold, diese Bürgerkrone nur als eine schwere aufgedrungene Bürde betrachtete. Marie Amelie lebte, wie bekannt, ausschließend der Erziehung ihrer Kinder und hielt sich grundsätzlich von jedem Einflusse auf öffentliche Angelegenheiten entfernt, ganz im Gegensatze zu ihrer Schwägerin Adelaide, die geraume Zeit als politische Rathgeberin ihres königlichen Bruders angesehen wurde, und ungleich ihrer leidenschaftlichen Mutter Caroline von Neapel, welche ihr ganzes Leben sich mit einer gewissen Vorliebe in politischen Kämpfen und Intriguen bewegte. Seit der Katastrophe vom 24. Februar 1848, wo Marie Amelie zum drittenmale in die Verbannung wandern mußte, lebte sie unter dem Namen einer Gräfin von Neuilly im Kreise ihrer Kinder und Enkel ununterbrochen in England, hochgeachtet von der Nation und enge befreundet mit der Königin Viktoria, welche ihr stets eine wahrhaft kindliche Aufmerksamkeit und Verehrung widmete. Marie Amelie wurde seit dem beklagenswerthen Ende ihres hoffnungsvollen ältesten Sohnes des Herzogs von Orleans, Schlag auf Schlag von den härtesten Unfällen betroffen. Wenige Frauen haben auf Thronen so schweres, unverdientes Leid erlitten, wie diese Liebe des Hauses Orleans, und Wenige wußten die Schmach des Exils mit solcher Würde, mit solcher stillen Majestät der Ergebung zu tragen, wie sie. Die Gräfin von Neuilly hat nicht nur ihre zwei Töchter, die Königin von Belgien und die Prinzessin von Würtemberg, noch in voller Jugendblüthe verloren, es war ihr auch beschieden, am Grabe ihrer beiden Schwiegertöchter, der Herzogin von Orleans und Remours, zu stehen. Aber eine zahlreiche Schaar von Enkeln, nahezu dreißig, folgt ihrem Sarge, und ihre Nachkommen sind jetzt über die halbe Welt, in Mexiko, Brasilien, Spanien, Belgien, England und Oesterreich verstreut. In Wien lebt ihre Tochter, die Herzogin Clementine von Sachsen-Coburg-Gotha und ihr Enkel, Herzog Philipp von Würtemberg, der sich im vorigen Jahre mit der Erzherzogin Marie Theresia vermählte.

Ein interessantes Paar Handschuhe.

Das Polizeigefängniß von Guildhall in London ist vorerflossene Woche in der Nacht vom Freitag auf den Samstag seit unvordenklichen Zeiten einmal ganz leer geblieben; kein einziger Vagabund war aufzutreiben, und als des andern Morgens der Aldermann Hale den Präsidentensitz einnimmt, die Peraide aufsetzt und dann die Beile richtet, erscheint der Gerichtsdiener, der ihm die Meldung macht, daß heute kein Fall vorliege. Glücklicher Tag, der leider nur äußerst selten in der guten Stadt London vorkommt, und der daher mit Recht als ein wichtiges Ereignis angesehen wird. Kaum vernimmt der Alderman die erfreuliche Meldung, als er auch ein Paar weiße Handschuhe verlangt, die ihm auch unverweilt verabfolgt werden. Denn es existirt der uralte Gebrauch, dem Präsidenten jedesmal ein Paar unschuldigweiße Handschuhe zu verehren, wenn kein Gerichtsfall vorliegt. Bisher hat die City im Ganzen drei Paar Handschuhe gespendet. Ein Paar 1666, als die furchtbare Feuersbrunst die halbe Stadt vergehrte; ein zweites Paar, als das erstemal in Epson Wettrennen abgehalten wurden, denen fast die Gesammtbevölkerung, die Herren Vagabunden inbegriffen, beiwohnten, und diesmal ohne besondere äußere Veranlassung das dritte Paar. — Nach allem hat es nicht den Anschein, als ob sich London durch übermäßige Handschuhvertheilung ruiniren werde.

In St. Gallen hat ein dort etablirter Appenzeller Fabrikant, Ramens Schittle, eine Stickmaschine erfunden, welche in hohem Grade Aufmerksamkeit erregt, weil alle derartigen Maschinen bis jetzt nur auf Stickerei angewendete Nähmaschinen waren. Alle über den einfachen Plattstich hinaus gehende complicirte Stickerei mußte immer noch mit der Hand ausgeführt werden, und die schönsten Werke dieser Art, jene eben so feinen Bouquets der für Paläste bestimmten Rideaux und Stores, blieben ein Vorrecht der Meisterhand braunäugiger Innerbodenrinnen und Ihresgleichen. Die Schittle'sche Maschine nun erobert der mechanischen Arbeit eine neue Etappe der Stickerei, den Kettenstich, und verrichtet damit förmliche Stickarbeit im Gegensatz zur Näharbeit des Plattstichs. Ihre Construktion ist eben so einfach wie die der Nähmaschine und ihre Handbahung durch die das Rad treibenden Füße und die die Stiche führende Hand sehr leicht, so daß das zierliche Handwerk nach wie vor das Eigenthum des weiblichen Geschlechts vorzugsweise bleiben wird. Die Arbeit geht dabei so rasch von statten, daß man mit ihr das Acht- bis Zehnfache der Zeit, welche die Handstickerei zur Erfüllung des gleichen Pensums brauchen würde, gewinnt.

Digitized by Google

Ein seltsamer Diebstahl.

Man erzählt sich in Teschen folgenden interessanten Diebstahl, der sich in einem Dorfe unweit Ratibor begeben hat: Zwei Männer drangen in einen Stall und entführten daraus eine fette Kuh. Diese mochte wohl ahnen, daß sie von den Beiden nichts Gutes zu erwarten habe, und setzte sich wacker zur Wehre. Nach langem Ringen waren sie mit ihr trotz der äußerlichen Anstrengungen auf den nahen Fahrweg gelangt; — jetzt kommen sie nicht weiter. Was war zu thun? Sie gerathen auf die originelle Idee, den Eigenthümer der Kuh selbst als Mittel zu ihrem Diebstahle zu benützen. Es war finstere Nacht, und da in der Nacht alle Kühe schwarz sind, so werde — argumentiren sie — er seine Kuh nicht erkennen, und sie — werde seiner Leitung folgen. Gedacht — gethan! Einer trat an's Fenster, klopfte daran und bat den endlich erwachten Hausbesitzer, er möge ihm helfen, eine am Markt gekaufte fürstige Kuh zu führen, mit dem Trinkgelde werde er zufrieden sein. Dieser, hoch erfreut eine Gelegenheit zu finden, wo er sich etwas verdienen könne, kleidete sich hastig an und führte in der That eine geraume Strecke weit die Kuh, welche nun ganz ruhig ihrem Führer folgte. — Endlich, als sie weit genug zu sein glaubten, gaben sie ihm einige Silbergroschen und er kehrte vergnügt nach Hause zurück. — Das selbst angelangt, fiel es ihm ein, nach seiner Kuh zu sehen, — und siehe da! der Stall war leer. Er kam zur Einsicht, daß er selbst seine Kuh zu stehlen geholfen hatte, — aber es war zu spät; seine Verfolgung der Diebe war fruchtlos. Tief betrübt mußte er umkehren, seinen Unstern verwünschend. Einige Stunden verzögern, und der Schlaf schloß wieder seine thränenfeuchten Augen. Plötzlich weckt ihn ein lautes Gebrülle, das vom Stalle herüberschallt. Er steht eilends auf, fliegt zum Stalle, und erblickt zu seinem größten Erstaunen vor der Stallthür eine Kuh, die den Kopf in einen Mantel verhüllt hatte. Er nimmt ihr den unliebsamen Schleier, an dem sie hin und her zerrt, herunter und erkennt — seine Kuh, welche vor Ermüdung kaum noch zu keuchen vermochte! Er prüft den Mantel und findet darin in einer Tasche zwanzig Thaler, allerdings ein artiges Trinkgeld für den ausgestandenen Schrecken!

Aerztliches Honorar. Das Honorar von 15,000 Thalern, welches Oppolzer seiner Zeit von dem Kaiser von Rußland für den Besuch in Nizza und für die Sektion der Leiche des Großfürsten-Thronfolgers erhielt, erinnerte an ein anderes Honorar, welches im vorigen Jahrhunderte von dem Könige Friedrich August I. an einen Arzt bezahlt wurde. Die sächsisch-polnische Majestät litt an einem Fußübel, das eine sehr bedenkliche Entwickelung annahm und aller Kunst der zugezogenen Aerzte spottete. Man ließ Petit, damals den berühmtesten Chirurgen, aus Paris nach Bialystock kommen, wo das königliche Hoflager sich befand. Obschon bei der Ankunft des Franzosen der leidende Fuß bereits in der Besserung und außer Gefahr sich befand, blieb doch Petit noch einige Wochen in der Nähe des Patienten. Bei seiner Abreise erhielt der Arzt 10,000 Thaler als Honorar, außerdem 500 Thaler als Beitrag zu den Reisefesten, ferner einen Reisewagen mit sämmtlichem Zubehör und die Zusicherung einer lebenslänglichen Pension von 1000 Thalern jährlich, endlich von dem Kurprinzen einen überaus werthvollen Diamantring. Die Bezahlung war gewiß eine fürstliche, aber — sollte man es glauben? — sie genügte dem habgierigen Franzosen nicht. Er wandte sich an den König mit einer schriftlichen Eingabe, in welcher er bemerkte: „qu'il avait espéré, qu'on augmenteroit l'article des 10,000 deus", und wirklich ließ ihm Friedrich August noch eine Zulage von 4000 Thalern nachträglich auszahlen.

Eine märchenhafte Perle.

In der Ortschaft Börszönn im Honter Komitate war binnen zwei Jahren dreimal Feuer und im Ganzen 70 Wohnhäuser, 300 Kellerhäuser und mehrere Wirthschaftsgebäude, Futtervorräthe u. s. w. im Werthe von 40,000 fl. in Asche gelegt worden. Lange Zeit blieben alle Nachforschungen zur Ermittelung des Thäters vergebens. Erst dem grassirten Aberglauben war es vorbehalten, Licht in der Sache zu verbreiten. Vergangenen Herbst verbreitete sich — Niemand weiß woher — in der Gemeinde das alberne Gerücht, „daß die Gendarmerie vom Könige eine echte Perle holen und im Dorfhause schmelzen werde; sobald die Perle zerfließt, werden dem Brandleger die Augen ausspringen." Die Spannung war eine außerordentliche, da die Gendarmen absichtlich das Volk in diesem Aberglauben bestärkten. Als nun einst zufällig mehrere Gendarmen nach Börszönn kamen, begab sich das Weib des dortigen Schmiedes K. zu ihrem Gevatter, einem anderen Schmiede, der gewöhnlich mit ihrem Manne im Walde Kohlen zu brennen pflegte, und klagte in ihrer Traurigkeit, sie fürchte, um die Augen ihres Mannes sei es geschehen, wenn die Gendarmen eine Perle schmelzen sollten. Der Gevatter wußte nun, wie viel die Uhr geschlagen, und machte sofort die Anzeige bei der Gendarmerie; diese verschaffte sich sogleich des K. der auch ohne zu zögern, alle drei Brandlegungen eingestand. Einmal hatte er aus Rache deshalb Feuer gelegt, weil ihm die im Wirthshaus zechenden Insassen nicht eine halbe Mein zahlen wollten; ein andercmal deshalb, weil man ihn aus dem Wirthshause, wo ein vazirender Kommödiant für einige Groschen seine Künste zeigte, hinauswarf, indem er sich gratis einschleichen wollte. Zu bemerken ist noch, daß der Schurke jedesmal, bevor er an sein schändliches Werk ging, seinem Weibe auftrug, die Fenster zu schließen, damit die Flammen nicht sein eigenes Haus ergreifen. Beide sehen im Gefängnisse ihrem Urtheile entgegen.

Präsident Johnson und die Zahl Sieben. Der Name Johnson enthält 7 Buchstaben; mit dem 14. Jahre wurde er Schneiderslehrling; er betrieb dieses Gewerbe 7 Jahre. Als er es aufgab, war er 21 Jahre alt. Im Jahre 1828 wurde er zum Aldermann der Stadt Greenville, und im Jahre 1835 wurde er in die Legislatur von Tennessee erwählt; er war damals 32 Jahre alt. Im Jahre 1842 im Alter von 35 Jahren wurde er in den Kongreß und im Jahre 1857, im Alter von 44 Jahren, wurde er in den Vereinigten-Staaten-Senat gewählt. Am 7. März 1862 wurde er zum Militärgouverneur von Tennessee ernannt, und im Jahre 1864, im Alter von 56 Jahren, wurde er als Vicepräsident nominirt. Eine so häufige Wiederholung einer einzigen Zahl in dem öffentlichen Leben eines Mannes gehört gewiß zu den Seltenheiten.

Preis-Räthsel.

(Eingesandt.)

Es ist etwas, und ist doch nichts,
Und nimmer wird daraus was werden.
Wohl faßt der Sinn es des Gesichts,
Doch nirgends findest Du's auf Erden.
Nie wirst Du sein Besitzer sein;
Doch hast Du's, macht's Dir viele Sorgen.
Dann nennest Du nichts andres Dein,
Und bist gezwungen wohl, zu borgen.
Man sagt, noch ehe Raum und Zeit,
Da sei es längstens schon gewesen;
Doch war's und ist's in Ewigkeit
Kein irdisch und kein himmlisch Wesen.

* * *

Wer nun des Räthsels dunklen Sinn
Mit einem Wort zu deuten weiß,
Erhält als sicheren Gewinn
Des Räthselwortes Werth als Preis.

Auflösung des Charade in Nr. 12: „Katzenjammer."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 14. Sonntag, den 7. April. 1866.

Am Confirmationstag.

Ist der Kindheit Traum auch Dir entfloh'n,
Theures Kind? — Dich ruft in ernster Stunde
Aus der ew'gen Welt ein Glockenton
Zu des Gottesvolkes heil'gem Bunde.

Eines ew'gen Reiches König schloß
Auf zu seinem Thron die lichten Pfade;
In die kranke Sünderwelt ergoß
Er den Heilstrom seiner ird'schen Gnade;

Hat als blutend er sein Haupt geneigt,
Eine ewige Erlösung funden,
Und das offne Paradies gezeigt,
Todeswund, geheilt der Menschheit Wunden.

Theures Kind, o schließ an ihn dich an!
Einen Halt bedarf das arme Leben,
Taube Blüthe nur, Betrug und Wahn,
Ist, was außer Ihm die Welt kann geben.

Meta Häußer-Schweizer.

Y 1.

Humoreske von Cäsar Parvus.

(Aus dem „Sonntags-Blatt für Jedermann aus dem Volke.")

I.

In der elften Vormittagsstunde eines Spätsommers saßen zwei junge Mädchen hinter herabgelassenen Jalousieen in ihrem elegant ausgestatteten Zimmer. Die Brünette war mit einer Handarbeit beschäftigt, die zum Geburtstag fertig werden sollte; die Blonde, ihre Cousine, durchflog die Zeitung, warf aber plötzlich die Blätter unwillig auf den zierlichen Tisch.

„Was hast Du, Claudine?" fragte die Arbeitende, ihre dunklen Augen von der Stickerei hebend.

„Die Polizei sollte endlich dagegen einschreiten!" schmollte die Blondine.

„Wogegen?"

„Fast jede Nummer unserer Zeitung enthält solche abgeschmackten Heirathsgesuche. Da sieh nur, Ada, heut wieder dreizehn hintereinander!"

„Wie kannst Du Dich darüber ärgern?" entgegnete Ada heiter, „ich lese das Zeug stets mit Vergnügen; der Styl ist meist so lächerlich wie der Inhalt."

„Mich empört schon", zürnte Claudine, „die stehende Phrase: „„Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege!"" Welcher Mann von Ehre, welches Mädchen kann solchen Weg einschlagen, um Liebe zu finden?"

„Liebe?" seufzte Ada leise, fuhr jedoch schnell in munterem Tone fort: „Wenn wir aufrichtig sein wollen, Claudine, weshalb besuchen wir Bälle und Gesellschaften? Nur des Tanzes und der Unterhaltung wegen? Oder haben wir den geheimen Wunsch, auf diesem auch nicht mehr ungewöhnlichen Wege Menschen kennen zu lernen, die uns tiefer interessiren?"

„Das kann uns Niemand verargen, Ada!"

„Darfst Du also den Stab über Leute brechen, die offener zu Werke gehen? Ich glaube wirklich, viele dieser Zeitungsgesuche sind grundehrlich gemeint, wenn auch manche auf Foppereien hinauslaufen."

„Sicher die ehrlichsten", gab Claudine zu, „aber zugleich die unwürdigsten sind die, welche so und so viel Vermögen als Bedingung stellen."

„Weshalb unwürdig? sagte Ada rasch. Die Leute sind ganz verständig. Sie wollen sich nicht in Nahrungssorgen stürzen." Die wohlklingende Stimme der Sprecherin hatte bei diesen Worten eine heisere Stimme angenommen; die schwarzbraunen Augen sanken wieder auf die Perlen, die sie mit dastigem Finger zu Blumen und Knospen aneinder reihte. Auch Claudine hatte den Blick niedergeschlagen und stützte das Kinn in die Hand. Beide Mädchen dachten an dieselben Dinge und dieselben Personen. Nach einer Pause begann die Blonde:

„Im Grunde können wir Gott danken, Ada, daß wir noch zeitig genug dahinter kamen, weshalb Arthur und Felix uns den Hof machten."

„Sprich nicht mehr von ihnen", gab Ada zur Antwort, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen. Es ist ein Unglück, vermögend zu sein. Kein reiches Mädchen ist sicher, daß Männer sich ihr aus wahrer Neigung nähern."

„Ada, laß uns einander schwören, nie zu heirathen!" rief Claudine leidenschaftlich. Da lachte die brünette Cousine glockenhell auf: „Das thut man nur mit vierzehn Jahren. Es wäre kindisch, die Ehe zu verreden!"

„Nach der Erfahrung, die wir gemacht?" wandte die Blonde ein.

Digitized by Google

„Die Erfahrung ist sehr brillant", erwiderte Ada. Nachdem ich den Schmerz verwunden, bin ich zu der Einsicht gekommen, daß wir überaus thöricht waren, oberflächliche Schmeicheleien für baare Münze zu nehmen, und unsere Gedanken mit Männern zu beschäftigen, die keine Beachtung verdienten.

„Wenn Arthur und Felix", fiel Claudine erregt ein, unsere Herzen täuschen konnten, dann sind alle Männer schlecht!"

Sanft entgegnete die Andre: „Hast Du nicht einen Vater gehabt, und habe ich nicht noch einen, der —"

„Ich meine die junge Generation!" unterbrach Claudine.

„Wir wollen künftig nicht für Köpfe schwärmen" bemerkte Ada. „Weißt Du, was meine Mutter mir auf dem Todtenbette sagte?"

„Nun?"

„Wenn ein Mann dir einst von seiner Liebe spricht, vergleich ihn mit deinem Vater. Ist er brav und gut wie der, dann gieb ihm getrost dein Wort. Aber hast du den leisesten Zweifel an seinem Charakter, dann sprich Nein. Hoffe nie, daß er Fehler, die du an ihm bemerkt aus Liebe zu dir ablegt. Prüfe ihn genau, ob er sich nicht verstellt. Nur den wähle, der dir sein ganzes Wesen offenbart, ehe er dein Gatte ist! — Das Mädchen hielt einen Augenblick inne, dann sprach sie sinnend weiter: „Ich habe oft an diese Ermahnung meiner Mutter gedacht, wenn ich mit Arthur zusammentrat, und je mehr mit sein Aeußeres gefiel, um so banger ward meine Seele. Eine innere Stimme warnte mich vor ihm, und als ich neulich Goethe's Tasso wieder las, war mir's, als wären diese Verse ganz besonders für mich geschrieben:

Ach, daß wir doch dem reinen, stillen Wink
Des Herzens nachzugehn so leicht verlernen!
Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust,
Ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen ist, und was zu flieh'n!"

Die Zuhörerin sprach den letzten Vers halblaut wie das Echo nach. Eine zweite Pause trat ein. Ada ließ die Nadel ruhen, beugte sich über den Tisch und blickte in das Zeitungsblatt, das Claudine entrüstet weggeworfen. Auf einmal klang ihr helles Lachen von Neuem, und lebhaft fragte sie die zusammenzuckende Blondine: „Hast Du denn diese drollige Aufforderung gelesen?"

„Nein, ich will davon nichts mehr lesen!"

„Du mußt sie hören!" Und nachdem der lockige Schwarzkopf noch einmal aufgejauchzt, las der schelmische Mund:

„Ein Mann von sicher dreißig Jahren, Besitzer eines akademischen Grades, der freilich durch jahrelangen Gebrauch etwas abgenutzt worden —"

„Also jedenfalls ein Doktor!" unterbrach sich Ada selbst und fuhr geschwind fort zu lesen:

„sucht zur Lebensgefährtin eine Dame von Geist, Herz, Schönheit und obligatem Vermögen — Eigenschaften, die er bisher noch nie vereint angetroffen, obgleich er sich nur in der sogenannten guten Gesellschaft bewegt."

„Wie grenzenlos unverschämt!" erklärte Claudine unmuthvoll.

„Deshalb eben gefällt mir das Inserat", widersprach Ada. „Aber nun kommt das Beste!" Und sie las zu Ende:

„Bekanntlich gleicht jede Ehe einer Lotterieziehung. Sollten daher Damen der obenbezeichneten Gattung Lust zu spielen verspüren, so mögen sie auf das Loos X 1 setzen. Adressen nimmt die Expedition dieser Zeitung an."

Und in demselben Athem richtete die Vorleserin an ihr Gegenüber die Frage: „Wollen wir das Loos spielen, Claudine?"

Ganz erschrocken ließ diese die Arme sinken: „Aber Ada! was würde Dein Vater sagen?"

„Er darf's natürlich vor der Hand nicht wissen, später soll er darüber lachen."

„Willst Du Dich compromittiren, Ada?"

„Haben wir so wenig Witz, Claudinchen? Wir ziehen Papas Diener, unsern alten Schmidt in's Vertrauen. Er muß unsern Brief unter der Chiffre X 1 in die Zeitungs-Expedition tragen und bei dem Rendezvous, das wir dem Herrn Doktor bewilligen, in unserer Nähe bleiben."

„Wir! Du sagst immer: wir! Beide zusammen können wir doch nicht schreiben!"

„Ich schreibe, Du aber begleitest mich zu dem Stelldichein!"

Claudine versuchte zu warnen, Ada dagegen hörte auf Nichts; je mehr Bedenken die Cousine laut werden ließ, desto muthwilliger und ausgelassener ward sie. Als jene das Unternehmen, das der Prinzessin in den Kopf gefahren, endlich mit der Bezeichnung „unmoralisch" belegte, da Ada jeder möglichen Gefahr desselben durch die Anwesenheit Schmidt's bei dem Rendezvous vorgebeugt glaubte, rief die zwanzigjährige Kecksheit: „Unmoralisch?" Alter Schulmeister! Ein unbefangener Sinn darf Alles wagen!"

„Der Mann muß uns für leichtfertige Personen halten!" warf Claudine immer schüchterner ein.

„Sobald er dazu Miene macht", erklärte Ada trotzig, „setzen wir uns auf's hohe Pferd und lassen ihn schrecklich die Peitschen." Nach diesem energischen Entschluß fiel sie der Freundin ungestüm um den Hals und bat sie, während sie ihr die süßesten Schmeichelworte gab, auf den tollen Streich einzugehen, der wenigstens einige Bewegung in ihr ziemlich einförmiges Leben bringen werde und an sich ja durchaus unschuldig sei. Der Einsender des originellen Gesuchs bedauerte sie, glaube wahrscheinlich selbst nicht, daß Jemand ihm antworte; er habe vielleicht nur die häufige Wiederkehr derartiger Inserate verspotten wollen, werde aber, wenn er wider Erwarten eine ebenfalls launig abgefaßte Einladung empfange, ihr unzweifelhaft folgen."

„Das ist's ja eben, Ada", sagte Claudine fast zitternd, „wenn der arme Mensch nun kommt —"

„Sieh einmal: der arme Mensch!" fiel die helle Stimme ihr in's Wort. „Wie mitleidig! Er legt's ja darauf an, gebänselt zu werden, und das wollen wir recht thun, um unser Geschlecht in seinen Augen ein wenig zu heben."

„Wenn er uns aber später wieder trifft und wieder erkennt?"

„Fehlt Dir denn jede Erfindung, Mädchen!" lachte Ada, ihr leicht mit zwei Fingern auf den Scheitel schlagend. „Das Stelldichein muß natürlich am Abend stattfinden, und wir nähern uns dem Pylon nur verschleiert."

„Wie kann er dann sehen, ob wir schön sind?" fragte die blonde Naivität in unwillkürlichem Ausbruche der Gefallsucht, die wohl in jedem Mädchen versteckt liegt. Ada sprang ausgelassen in die Höhe und klatschte in die schlanken Hände. „Bravissimo! Ich will den Mann zum Besten haben, und Du willst ihn gefallen?" Und in komisches Pathos übergehend, schloß sie: „Er muß uns verschleiert beirathen, wie der Türke seine Weiber nimmt. Komm, setze Dich zu mir und sieh was ich ihm schreibe!" Sie ergriff die Hand der über und über roth gewordenen Cousine, die sich ihrer Einfalt schämte und jetzt wie ein Lamm zur Schlachtbank, an das offene Cylinderbureau ziehen ließ, wo Ada's Briefmappe lag.

Im Nu war ein rosiger Octavbogen zurecht gelegt, die Feder dreimal eingetaucht und wieder ausgeschrikt, bis nach dem vierten Male die Ueberschrift: „Mein Herr!" zu Stande kam. Ein schneller Blick nach der Zimmerdecke empor, und die Inspiration war da. Unter leisem Kichern warf das neckische Mädchen die Zeilen hin:

„Ihr Inserat gefällt mir. Auch ich habe jahrelang die sogenannte gute Gesellschaft besucht, ohne einen Mann zu finden, der meinem Geschmacke zusagt. Die Bedingungen, welche Sie an Ihre zukünftige Gattin stellen, hoffe ich erfüllen zu können. Aber entsprechen Sie auch dem Bilde, das ich mir von meinem Führer durch's Museum —"

„Was machst Du?" rief Claudine, ihr den Arm festhaltend.

„Ach, da schreib' ich „Führer durch's Museum"" statt „Führer durch's Leben". — Halt ich's da? „Führer durch's Museum des Lebens entworfen?" schreib' ich. Museum des Lebens

Digitized by Google

klingt sogar geistreich! Sieh Acht auf das Folgende!

Die Feder schwirrte dahin:

„Ich verlange nämlich noch mehr Kopf und eben soviel Herz von ihm, als ich selbst habe. Dafür wird ihm der Kapitalzins in Gnaden erlassen. Nur darf er andererseits nicht von Schulden wimmeln!“

„Liens, ma chère!“ interpellirte die Wächterin. „Wie kannst Du den Ausdruck brauchen, Ada.

„Lassen nicht sogar Dichter den Himmel von Sternen wimmeln?“ entgegnete die Schreiberin; und Schulden pflegen bei den Männern, wenn sie einmal damit behaftet sind, eben festzusitzen, wie die Glanzfunken am Firmament. Und bezahlt sie ein Anderer, so machen sie neue. Also — andererseits nicht von Schulden wimmeln!“ wiederholte sie die letzten Worte des Briefes und fügte hinzu:

„und muß einem achtungswerthen Beruf angehören. Schönheit wäre zwar angenehm, ist aber bei übrigbleibendem innern Vorzügen entbehrlich. Uebrigens bin ich so hoch, daß es für Zwei ausreicht.“

(Fortsetzung folgt.

Mahnung.

O gib nicht Raum den düstren Grillen,
Und seufze nicht so bang und schwer;
Es gilt nur einen festen Willen
Und in ein Nichts zerrinnt das Heer,
Das feige summend dich umschwirrt
Und dir den klaren Geist verwirrt.

Hinaus aus deiner trumpfen Kammer!
Wo hoffnungsgrüne Saaten steh'n,
Wird dir den selbstgeschaff'nen Jammer
Die frische Luft vom Herzen weh'n,
Daß es mit frohbewegtem Schlag
Den schönen Lenz begrüßen mag.

So gib dich selbst dem Leben wieder
Und sonne dich im goldnen Strahl,
Und schlag' erst dann die Augen nieder,
Wenn dich ein Veilchen lockt im Thal,
Und sing' ein Lied, und kannst du kein's,
So lehrt dich jedes Vöglein ein's.

Julius Sturm.

II. **Herrieden** Anfangs April. Witterungsverhältnisse Europas im Monat März 1866.

Der Witterungscharakter war im Allgemeinen viel rauher, als die vorhergehenden Monate. Kälter als im Mittel überhaupt war es im ganzen nordwestlichen Europa, nämlich in Irland, Schottland, Schweden, Norwegen und Lappland. England, die Schweiz und Portugal hatten so ziemlich einen mittleren März. Wärmer als im Durchschnitt war es in Rußland, Italien, den Niederlanden, Deutschland, Frankreich und Spanien.

Es wird vielleicht Manchem nicht recht einleuchten, daß der diesjährige März bei uns zu den mittleren, indem er nur einen geringen Wärmeüberschuß zeigte. Rechne ich alle Monate März seit 54 Jahren, welche sich um 2 Grade über oder unter der mittleren Temperatur bewegten, zu den mittleren, dagegen alle, welche zwischen 2 und 4° sich von der mittleren Temperatur entfernten, zu den warmen oder kalten, endlich alle, welche sich über 4° von der Mitteltemperatur entfernten, zu den sehr warmen und sehr kalten, so ergibt sich folgendes Resultat: sehr kalt und sehr warm waren je 3 März, warm 8 und kalt 7, 23 bewegten sich im Mittel. Auf diese 23, worunter auch der verflossene März gehört, folgten nun 9 mittlere, 6 kalte und 8 warme April, so daß es wahrscheinlicher ist, wir bekommen einen normalen oder wärmeren April, als einen kalten. Für Europa überhaupt brachte der diesjährige März eine wärmere Temperatur als der vorjährige, und zwar um 6° im Innern Rußlands und in der Schweiz, um 5° in Oesterreich, dann im Süden von Frankreich und Rußland, um 4° im Norden von Spanien und Frankreich, dann in Belgien und Italien, um 3° im mittleren Spanien, in Belgien und im nördlichen Rußland, um 2° im westlichen Deutschland, in Portugal und England, und um 1° im südlichen Spanien. Kälter als v. J. war der März, und zwar um 4° in Irland, um 3° in Schweden, um 2° in Norwegen, und um 1° in Schottland und Lappland.

Das Luftmeer war im Allgemeinen sehr bewegt, es zogen nicht weniger als 11 Luftwellen über unseren Erdtheil. Dieselben hatten so viele Thäler, daß die Berge aus dreimal die mittlere Höhe des Luftozeans erreichten. Während die Centren der Hauptluftthales sich anfangs von Schottland nach Nordland bewegten, beschrieb der östliche Punkt allmählich einen Kreisbogen von Nordost nach Südwest, befand sich gegen die Mitte des Monats am schwarzen Meere, und rückte gegen das Ende desselben bis zum mittelländischen Meere vor, so daß nunmehr die Richtung des Hauptluftthalzentrums vom Golf von Gascogne nach dem Hafen von Genua war. Die einzelnen Luftwellen, zu Anfang des Monats klein und bald vorüberziehend, wuchsen gegen Ende desselben in die Breite und Höhe. So passirte die erste Luftwelle des Monats schon in 4 Tagen, nämlich vom 2. Nachmittags bis zum 6. Morgens unsere Gegend; ihre Höhe entsprach einem Druck von nur 3,3^mm, auch blieb ihr Bergrücken um 0,1^mm unter der mittleren Barometerhöhe. Dagegen brauchte die letzte Luftwelle volle 9 Tage, um unsere Gegend zu durchlaufen, nämlich vom 24. März Nachmittags bis zum 2. April Abends. Ihre Höhe war mehr als dreimal so groß als die der ersten, da sie einem Druck von 22,6^mm entsprach, und ihr Bergrücken befand sich weit über dem Mittel des Luftozeans, einem vermehrten Drucke von 7,5^mm entsprechend. Je nach den Luftpolacentren richteten sich nun die Stürme. Während die Küsten Großbritanniens fast das ganze Monat von solchen heimgesucht waren, hausten dieselben Anfangs März im baltischen Meere, um die Mitte desselben vorzüglich im kaspischen und schwarzen Meere, und hatten Ende März den westlichen Theil des mittelländischen Meeres erreicht, nachdem sie selbst den Bodensee nicht verschont hatten. Die meteorologischen Sturmsignale, zuerst in England, und dann allmählich fast an allen Küsten Europas und Nordamerikas eingeführt, haben sich auch im Monat März wieder gut bewährt.

Von elektrischen und magnetischen Erscheinungen fanden Gewitter am 1. in Agram, Szegedin, Debrezin und Zlotzow, am 3. in Florenz, am 7. in Agram und Rom, am 9. in Bilbao, am 10. in Livorno und Neapel, am 14. abermals in Livorno, am 16. in Paris, am 18. in Wien, am 19. in Lissabon, und am 29. in Rom statt. Nordlichter wurden beobachtet am 7., 9. und 17. in Lappland, am 10. und 17 in Schweden.

Die durchschnittliche Bewölkung überstieg das Mittel, und bewegte sich zwischen $^1/_3$ und $^3/_4$ des Horizonts. Am wenigsten bewölkt, nämlich zwischen $^1/_3$ und $^1/_2$, war der Himmel im südlichen Spanien und Frankreich, auf den Inseln des Mittelmeeres, dann in Italien, Dalmatien und Lappland, mehr als $^3/_4$ Bewölkung fand statt in Rußland, weniger als $^1/_4$ kam nicht vor, in allen übrigen Ländern war die Bewölkung zwischen $^1/_2$ und $^3/_4$.

Im Vergleich zu den früheren Jahrgängen hielt sich der diesjährige März bei uns zu den mittleren, indem er nur einen geringen Wärmeüberschuß zeigte. Rechne ich alle Monate März seit 54 Jahren, welche sich um 2 Grade über oder unter der mittleren Temperatur bewegten, zu den mittleren, dagegen alle, welche zwischen 2 und 4° sich von der mittleren Temperatur entfernten, zu den warmen oder kalten, endlich alle, welche sich über 4° von der Mitteltemperatur entfernten, zu den sehr warmen und sehr kalten, so ergibt sich folgendes Resultat: sehr kalt und sehr warm waren je 3 März, warm 8 und kalt 7, 23 bewegten sich im Mittel. Auf diese 23, worunter auch der verflossene März gehört, folgten nun 9 mittlere, 6 kalte und 8 warme April, so daß es wahrscheinlicher ist, wir bekommen einen normalen oder wärmeren April, als einen kalten. Für Europa überhaupt brachte der diesjährige März eine wärmere Temperatur als der vorjährige, und zwar um 6° im Innern Rußlands und in der Schweiz, um 5° in Oesterreich, dann im Süden von Frankreich und Rußland, um 4° im Norden von Spanien und Frankreich, dann in Belgien und Italien, um 3° im mittleren Spanien, in Belgien und im nördlichen Rußland, um 2° im westlichen Deutschland, in Portugal und England, und um 1° im südlichen Spanien. Kälter als v. J. war der März, und zwar um 4° in Irland, um 3° in Schweden, um 2° in Norwegen, und um 1° in Schottland und Lappland.

Die mittleren an den Hauptstationen Europas um 8

Das Barometer stand im Mittel von 5 Jahren 1861/65 in Augsburg 27" 10,1''', in Bamberg 27" 10,3''', in Bayreuth 27" 9,8''', in Hof 27" 9,8''', in Kempten 27" 10,1''', in Landshut 27" 10,1''', in München 27" 10,1''', in Nürnberg 27" 10,3''', in Passau 27" 10,1''', in Regensburg 27" 10,1''', in Speyer 27" 10,3''', in Würzburg 27" 10,3'''.

Die Temperatur betrug im Mittel von 5 Jahren 1861/65 in Augsburg 5,07° C. (4,06° R.) betrug,

Digitized by Google

Uhr Morgens beobachteten Temperaturen sammt Extremen im Vergleich zum Vorjahre waren:

Station:	1866	1865	Differenz:	Extreme: 1866		Extreme: 1865	
Alikante	14,0	13,5	0,5	7,8 u.	20,2	9,2 u.	19,0
Palermo	13,7	10,4	3,3	9,7 „	18,9	6,5 „	15,4
Palma	13,6	10,5	3,1	8,2 „	17,0	6,7 „	15,0
Lesina	12,1	10,0	2,1	5,0 „	16,4	4,4 „	14,0
Lissabon	10,7	9,7	1,0	3,0 „	15,4	6,8 „	11,5
Bilbao	10,3	7,3	3,0	2,5 „	16,3	0,0 „	16,9
Triest	9,9	8,0	1,9	7,5 „	13,2	6,0 „	11,2
Rom	9,6	5,8	3,8	3,9 „	16,0	1,0 „	12,0
Marseille	9,3	4,8	4,5	2,1 „	13,3	—0,9 „	10,2
Brüssel	6,3	2,4	3,9	0,5 „	11,8	—4,5 „	7,3
Madrid	5,1	2,8	2,3	0,6 „	15,5	—1,9 „	8,0
Paris	4,8	1,4	3,4	—0,6 „	9,8	—5,3 „	6,5
Valentia	4,4	7,6	—3,2	0,5 „	6,7	4,4 „	11,7
London	4,0	2,9	1,1	0,6 „	9,5	—0,7 „	7,2
Odessa	3,7	—0,4	4,1	—3,4 „	9,1	—10,8 „	5,3
Wien	3,5	—1,0	4,5	—2,5 „	9,8	—12,0 „	3,3
Amsterdam	3,4	0,8	2,6	—1,2 „	8,0	—4,9 „	3,4
Rairn [Schottland]	2,6	3,2	—0,6	—4,4 „	15,0	0,0 „	8,9
Bern	2,6	—2,5	5,1	—8,3 „	6,7	—8,7 „	3,2
Herrieden	1,6	—0,1	1,6	—7,3 „	12,8	—10,4 „	5,0
Skudesnäs	—0,9	0,3	—1,2	—6,8 „	3,1	—2,5 „	2,8
Moskau	—3,9	—9,8	5,9	—15,0 „	7,3	—17,1 „	—0,1
Petersburg	—6,1	—8,1	2,0	—22,5 „	1,8	—18,3 „	0,1
Stockholm	—7,2	—4,9	—2,3	—16,2 „	—0,8	—18,0 „	2,0
Haparanda	—14,3	—14,0	—0,3	—27,8 „	—2,3	—26,0 „	—0,2

Absolute Extreme:

Paris: —2,9 am 15. und 14,7 am 16.
Wien: —3,8 „ 16. „ 15,0 „ 19.
Herrieden: —7,3 „ 15. „ 12,8 „ 2.

Niederschlagshöhe:

Paris: 49,6 mm an 16 Tagen,
Wien: 31,6 mm „ 19 „
Herrieden: 54,5 mm „ 21 „

Grundwasser:

Am 1.: 6″ 1‴, am 15.: 1′ 7″ 1‴ über dem Monats-Mittel.

Ozon:

Keine Spur: am 7. Morgens, am 21. und 27. Nachmittags.
Volle Sättigung: am 9., 11., 14., 25., 26., 28. Morgens, am 3. Nachmittags.
Bei Tag stärker als bei Nacht: am 3., 7., 18., 20., 23., 24. und 29.
Mittel: bei Nacht 62%, bei Tag 45%, überhaupt 53,5%.

Rückblicke. Während die heitere sorglose Jugend mit all' ihren Hoffnungen nur auf die Zukunft schaut und vorwärts stürmt, irgend einem gewünschten Ziele entgegen, blickt der ernste Mann gar oft mit Wehmuth auf die Zeit zurück, wo die Welt mit ihren Herrlichkeiten auch vor seiner Phantasie in reichen Schönheiten ausgebreitet lag, wo auch er Traubildern nachjagte, — um endlich aus süßem Traume zu erwachen zu prosaischer Wirklichkeit! Erst wenn der Ernst das Leben des Menschen erfaßte, tauchen sie auf, die wunderbar lieblichen und doch so tief ergreifenden Bilder jener Zeit, wo das Haupt des Kindes noch am Busen der Mutter ruhte, wo das freundlich ernste Auge des Vaters den kleinen Wildfang zum Gehorsam mahnte und die Kümmernisse des sorglosen Herzleins sich noch durch ein Spielzeug oder eine Näscherei bannen ließen. Sie sind schlafen gegangen, die Aeltern, und ihre treuen Herzen unter dem Blumenhügel in Staub zerfallen, die Geschwister zogen jedes seine Schicksalsstraße und gelöst ist das schöne Band eines Familienlebens, das damals so unauflöslich schien. Und unsere Kinder? — auch ihnen wird es so ergehen! Das Auge, welches jetzt in ungetrübter Heiterkeit lächelt, werden Thränen ernsten Kummers netzen, Hände werden Blumen streuen auf der Aeltern Ruhestätte, der Geschwisterkreis wird sich trennen nach seinen Schicksalsbahnen. Aber wenn all' diese Betrachtungen den fühlenden Menschen tief ergreifen, so steht auch wieder als liebende Trösterin ihm zur Seite des Himmels holde Tochter, die Hoffnung. Sie flüstert uns des Glaubens hehre Worte zu und ihre Hand zeigt nach den lichten Räumen, aus denen Gottes Wundermacht in Millionen Stimmen predigt und Verheißung gibt, daß wir unsere Lieben nicht für immer verloren, sondern sie wiederfinden werden, zu ewiger, glückseliger Vereinigung!

Crespel's Strickmaschine. Fabrikant Georg Crespel zu Bockenheim bei Frankfurt a. M. hat auf der Kölner internationalen Ausstellung eine neue Strickmaschine vorgezeigt, welche viel Interesse erregte. Die Maschine kann an einen Tisch angeschraubt werden, ist so leicht zu handhaben, daß das Stricken damit selbst von Kindern ohne Schwierigkeit gelernt werden kann und arbeitet außerordentlich schnell, indem sie je nach ihrer Größe und der Art des Garns 10,000 bis 35,000 Maschen in einer Stunde macht. Dabei ist die Maschine leicht. Eine Maschine von z. B. 84 Nadeln hat ein Gewicht von 15 Pfund und ist demnach ein Gegenstand, der sich im Familienkreise leicht handhaben und transportiren läßt; sie eignet sich zur Herstellung von Modewaaren, wollenen Strümpfen u. dgl. Mittels eines besonderen Mechanismus kann jede Dicke des Garns lose oder fest gestrickt werden und die Minderung, welche für Strümpfe erforderlich ist, geschieht durch verminderte Maschenzahl, wie bei der Handstrickerei; überhaupt ist die Beschaffenheit der auf dieser Maschine gestrickten Gegenstände ganz so wie die durch Handstrickerei angefertigten. Indem wir auf diese neue, nützliche Maschine aufmerksam machen, bemerken wir noch, daß Nr. 1170 der Illustrirten Zeitung, der wir diese Notiz entnommen, eine Abbildung der Maschine gibt.

Contraste. Nirgends wird die Arbeit wohl mehr geehrt, als in Amerika; nur der steht wahrhaft in Ansehen, der arbeitet. Es ist auch wohl die jetzt noch nicht erlebt worden, daß wie in Amerika Generale, nach glorreicher Beendigung eines kolossalen Krieges, der ein Gastwirth wird, wie General Weber, der andere Advokat, wie Steinwehr und Schurz, oder Redakteur, wie Stachel und Sigel, der andere Landwirth, oft in nicht großem Maßstabe, denn es erhalten nur die Verwundeten Pension.

Fest steht jedem sein Tag, und des Daseins Zeit ist für alle Unwiederbringlich und kurz; doch durch Thaten den Ruhm zu verlängern,
Das ist der Tugend vergönnt. Virgil.

Palindrom.

Vor Alters stand ich hoch in Ruhm und Ehren,
Bei vielen Völkern weit und breit;
Ich konnte leicht durch einen Wink zerstören,
Denn groß war meine Macht und Herrlichkeit.

Doch nun ist sie dahin, mein Ruhm vergangen,
Wie alter Herrscher Herrlichkeit;
Von Allem blieb mir nur ein helles Prangen,
Ein Recht des Glanzes einer frühern Zeit.

Verkehrt bin gleichfalls ich seit grauen Jahren,
In zweien Continenten viel bekannt;
Im Trennen und Vereinen wohl erfahren. —
Nun, lieber Leser — wie werd' ich genannt?

Auflösung des (Preis!-) Räthsels in Nr. 13: „Nichts."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 15. Sonntag, den 15. April. 1866.

Getrost.

Mein Weg ist steil und ferne liegt mein Ziel,
Doch um so lockender blinkt mir's entgegen;
Der Tag ist kurz, der Müh' und Last ist viel,
Doch um so reicher auch der Arbeit Segen.

Drum frisch an's Werk! und wenn die Kraft gebricht,
Ich kenne den, der neue Kraft mir sendet;
Und sterb' ich in der Arbeit, klag' ich nicht,
Denn Er vollendet sie, der mich vollendet.

Julius Sturm.

Y 1.

Humoreske von Cäsar Parvus.

(Aus dem „Sonntags-Blatt für Jedermann aus dem Volke.")

(Fortsetzung.)

Sie hielt inne und sah die Cousine an. Beide brachen in n melodisches Lachen aus. Dann schrieb Ada weiter:

„Fühlten Sie sich meinen Ansprüchen gewachsen, mein „Herr Doktor — denn so titulirt man Sie vermuth„lich — dann erscheinen Sie morgen Abend, und wenn „es Brennnesseln regnet, Punkt acht Uhr im Philoso„phengang des Parks und tragen Sie als Erkennungs„zeichen eine weiße Rose im Knopfloch. Ich werde eine „rothe in den Gürtel stecken. Dann beginne die Fehde „zwischen York und Lancaster!"

„Punktum!" rief sie. „Geschrieben wär's. Nun sei so gut, ede Claudine, Dich nach Schmidt umzusehen, indeß ich adressire. Der historische Schluß wird imponiren. Meinst Du nicht?"

Die blonde Cousine gab keine Antwort; kopfschüttelnd ver„eß sie das Zimmer. Ada überflog das Schriftstück noch einmal nd sagte vor sich hin: „Ich könnte an mir selbst fast irre wer„en, was in diesem Brief ernst und was scherzhaft gemeint ist. Ganz leise spricht ein Gott in unserer Brust" — abbrechend lützte sie die Stirn in die Hand. Als sie draußen auf dem hange Schritte vernahm, fuhr sie auf, faltete hastig den Bogen, hob ihn in ein Couvert und zog ein langes Y 1 darüber.

Claudine trat in die Thür, hinter ihr ein Mann, dem die ahre sich besonders auf dem Rücken geprägt; denn sie hatten n ganz zusammengezogen. Das Gesicht hingegen war noch von ebensfrischer Röthe gefärbt, glatt rasirt und trug den Ausdruck roßer Gutmüthigkeit, die durch den schlauen Blick der kleinen rauen Augen nicht dreigerächtigt ward. Das spärliche Kopfhaar armonirte in seiner Pfeffer- und Salz-Couleur auf's Engste mit em gefrorenelten langen Rock, der Weste und den Beinkleidern, ie aus demselben Stück Zeug gefertigt waren.

„Hier hängt der alte Schmidt. Was soll er denn?" Mit iesen Worten führte er sich bei der Tochter seines Brodherrn, es Bergraths Witte, ein.

„Schmidt, sind Sie zuverlässig?" fragte das Fräulein aufehend.

„Wenn Sie dieses jetzt noch nicht wissen, thu' ich mir leid" versetzte das Faktotum des Hauses ernsthaft

„Würden Sie uns Alles zu Gefallen thun, um was wir Sie bäten?" fuhr Ada fort.

„Alles? Hum! Je nachdem!"

„Lieber, guter, alter Schmidt, wollen Sie diesen Brief beorgen?"

Schweigend langte der Diener nach dem Skriptum. Aber sowie er die Aufschrift sah, gab sein ganzer Körper sich einen Ruck, durch seine Zähne zischte ein eigenthümlicher Pfiff, und er bohrte die Augen in die Züge der jungen Herrin. Claudine war an's Fenster getreten und suchte so emsig in einem Nähkästchen, als sei ihr ein theurer Kleinod abhanden gekommen.

„Nun, was soll das heißen, Schmidt?" fragte Ada ernst. „Kennt der Herr Papa, der Herr Bergrath, den Inhalt dieses Werthen?" forschte der Alte.

„Geben Sie mir's zurück, Schmidt!" Und die junge Dame streckte die Hand aus.

„Bitte sehr!" versetzte Jener, das Couvert in die geräumige Seitentasche versenkend.

„Ich will das Billet wiederhaben!" erklärte das Fräulein bestig.

„Nun sicher nicht!" lautete die bestimmte Gegenerklärung.

„Schmidt?"

„Sie können den alten Schmidt fragen, ob ich zuverlässig bin? O, o, o!"

„Altercken, ich wollte Ihnen ja nicht wehthun", begütigte Ada, ihm näher tretend.

„Haben's aber gethan", sagte der Alte. „Jetzt werd' ich den Brief besorgen."

Die feine Hand des Mädchens streichelte sein Kinn. „Noch böse?"

„Ja!"

„Ja bewahre! Sie können ja gar nicht böse sein, Zuckerschmidt, Goldschmidt, Herzensschmidt!"

„Guten Morgen!" Damit setzte er die einwärts gekehrten Füße in Marsch und verschwand.

Ada eilte auf Claudine zu, zog ihr den gebückten Kopf empor, küßte sie mit unterdrücktem Jauchzen und bat: „Süßes Herz, versprich mir jetzt blos, Courage zu haben!"

„Ada, Ada!" klagte die Bedenkliche, „Du bist eine phantastische Natur; Du wirst sehen, der unziemliche Scherz hat böse Folgen!"

Digitized by Google

„Laß einmal jetzt", entgegnete die Brünette, „den ewig ernsten Verstand drei Seite! Warum sollen nur Studenten das Vorrecht lustiger Streiche haben und nicht auch einmal wir Mädchen? O über die entsetzliche tantenhafte Ehrbarkeit, die Nichts für erlaubt hält, was nicht auch in der Strickschule gestattet wird!" Ehe sie ihrem Herzen weiter Luft machen konnte, trat ihr Vater ein, begrüßte Tochter und Nichte mit einer Freundlichkeit, die keinen Unterschied in seinem Verhältniß zu den Mädchen gewahr werden ließ, und hielt ihnen einen offenen Brief entgegen, der den Bergrath „sammt seinen Kindern" für den Abend des nächsten Tages zu einer Thee- und Tanzgesellschaft einlud. Kaum hörte Ada dies, als sich plötzliche und so heftige Zahnschmerzen bei ihr einstellten, daß der bestürzte Vater den auf Antwort wartenden Ueberbringer der Einladung verjagte und sofort nach dem Hausarzt schicken wollte. Sein liebes Kind hatte bisher die gesundesten Zähne von der Welt gehabt, um so mehr erschreckte ihn Ada's Wimmern. Er rief nach Schmidt, schalt, daß der Alte wieder seine eignen Wege gehe und überhaupt seit einiger Zeit ganz querköpfig werde, wollte dann selbst zum Arzte fahren, da die Köchin nicht gut um diese Stunde zu entbehren sei, aber Ada hielt ihn dadurch zurück, daß sie ihn aufmerksam machte, der Arzt sei jetzt ebenfalls auf der Tour zu seinen Patienten, und überdies sitze ihr der Schmerz mehr in der Wange, als in den Zähnen, sie wolle sich einige Tage ruhig im Zimmer halten, das werde das Beste sein.

„Wenn Du meinst, Kind, sagte der Bergrath einigermaßen beruhigt, „so will ich die Einladung für morgen Abend ablehnen."

„Ach ja, Papa, thu das!"

Der zärtliche Vater ging. Claudine machte der Pseudo-Kranken nun bittere Vorwürfe über ihre Lüge und wollte in der Einladung einen Fingerzeig der Vorsehung erblicken, das gefährliche Rendezvous zu vermeiden. Ada indeß gehörte zu den Köpfen, die immer begieriger werden, ein einmal in's Auge gefaßtes Ziel zu verfolgen, je mehr Hindernisse ihnen den Weg zu sperren drohen. Die Lüge hoffte sie, werde Papa ihr verzeihen, wenn sie am Morgen nach der Zusammenkunft mit dem Y 1 das Geständniß der Wahrheit ablege.

Da klopfte es, und Schmidt erschien wieder auf der Schwelle, die Thür behutsam ins Schloß ziehend. „Hier bring' ich die Antwort", sagte er, seine Rechte in die Tasche vertiefend.

„Antwort? was für Antwort denn?" fragten die Mädchen verwundert wie aus einem Munde. Der Alte grinste verschmitzt und hielt ihnen ein Couvert hin, das ebenfalls die Aufschrift Y 1 zeigte.

„Was bedeutet das? — Wie kommen Sie zu dem Billet? — Wer hat Ihnen dies gegeben?" wollten die neugierigen Schönen wissen.

„Davon später! Zuerst lesen Sie!" war die kurze Erwiderung.

Ada öffnete und die Cousinen faßten jede mit einer Hand das Dokument, um ihr Erstaunen verdoppelt zu fühlen, als sie der Zeilen ansichtig wurden:

„Mein Herr!

„Wenn Sie redliche Absichten haben, kommen Sie heute Abend in die Obststraße Nummer 7, zwei Treppen, „Thür links, wo Sie eine Dame finden werden, die geneigt ist, das Nähere mit Ihnen zu verabreden.

„Adelaide."

Die Mädchen sahen sich sprachlos an; Schmidt hingegen, der aufmerksam dem, was sie gelesen, gefolgt war, machte seine Anwesenheit durch leises, eintöniges, meckerndes Lachen geltend.

„Ja, erklären Sie uns", rief Ada endlich, nachdem sie sich von der Ueberraschung erholt, „was ist das, und wie kommt's in Ihre Hände, Schmidt?"

„Dieses ist ganz einfach", versetzte der Alte schmunzelnd. „Bitten Sie sich ein, ich wüßte nicht, was es mit dem Y 1 für Bewandtniß hat? Der alte Schmidt!" Hierbei tupfte er sich mit dem Zeigefinger an die Stelle, wo möglicherweise sein Gehirn saß.

„Nun, was wissen Sie?" drängte Ada.

„Wenn der Herr Bergrath früh das Hauptblatt der Zeitung studirt und sich über die Politik ärgert, lese ich das Vermischte und die Heirathsgesuche." Das letzte Wort dehnte er absichtlich.

„Er hat das Inserat des Doktors gefunden!" rief Claudine aus.

„Hat er!" bestätigte der Diener, „und weil er hat, haben Sie jetzt dieses Billet da. Nämlich dieses ging so zu!" Die Mädchen schienen jedes seiner Worte mit Auge und Ohr verschlingen zu wollen, er spannte sie jedoch auf eine neue Folter, indem er mit aller Gemächlichkeit einschaltete: „Wo hab' ich denn nur mein Taschentuch gelassen? Es wäre mir doch nicht lieb, wenn —"

„Sie halten's ja schon in der Hand!" sagte Ada ungeduldig.

„Ach so! Also nun hören Sie! Als ich Ihr Y 1 in der Zeitungs-Expedition auf den Tisch legen will, wird dieses da vorweggeschoben. Ich sehe mich natürlich um. Hinter mir steht eine elitliche Dame, die dieses Geschäft besorgt. Sie hatte drei Nasen, eine alte und zwei junge oben drauf. Natürlich kreg' ich nun meinen Brief umgekehrt hin und verschwinde. Draußen fang ich die Elitliche ab. „Entschuldigen Sie, meine Gnädige", reb' ich sie an. „Was wollen Sie?" fragt sie und läßt einen Vorhang über ihre mehrfache Nase fallen. „Entschuldigen Sie", sag ich noch einmal, „ist es Ihr Ernst mit Y. 1?" Sie klettert mit den Augen von meiner Mütze bis zu meinen Stiefeln herunter. „Ich frage nicht umsonst", fahre ich fort. „Sie scheinen mir ein ehrlicher Mann", sagt sie wieder. „Ich schmelche mir", sage ich. „Stehen Sie in seinen Diensten?" fragt sie. „Allerdings!" versetze ich. „Warten Sie!" sagt sie. „Schön!" sage ich. Sie geht in das Lokal zurück und kommt mit einem Geschreibsel heraus. „Ich setze Vertrauen in Sie", sagt sie. „Das dürfen Sie", versetze ich „Geben Sie ihn direkt ab!" sagt sie. „Soll geschehen!" sage ich. „Leben Sie wohl!" sagt sie. „Dito" sage ich. „Hören Sie!" sagt sie. „Ich höre!" sage ich. „Da!" sagt sie und holt ein Biergroschenstück aus der Ziehbörse. „Ich bin ein nüchterner Mann", sage ich, „der seine Zeitdauer nimmt." — „Ah!" sagt sie, steckt das Biergroschenstück wieder ein und verzieht sich. Ich verzog mich auch, und nun wissen Sie die Bescheerung."

„Was muß das für eine Person sein!" eiferte Claudine, den Brief aus Ada's Hand ziehend

„Mit drei Nasen", bemerkte Schmidt.

„Ich kann die Aufforderung nur für eine Mystifikation halten", sagte Ada kopfschüttelnd.

„Da sind Sie links. Die Alte meint's höllisch ernst!" berichtigte Schmidt.

„Ihre Wohnung anzugeben! Unerhört!" rief die Tochter des Hauses.

Die Person müßte öffentlich gebrandmarkt werden!" setzte die Cousine hinzu.

„Dann liefen Viele mit Brandmarken herum!" behauptete Schmidt.

Ada schnippte mit den Fingern: „Kinder, wir können Fliegen mit einer Klappe schlagen, wenn Papa Schmidt uns hilft."

„Ich bin zu allen Schandthaten gegen die Dreinäsige fähig", erklärte der Alte, und Ada sprudelte hervaus:

„Sie müssen zu ihr in die Obststraße, ihr sagen, der Herr bedaure unendlich, heute Abend verhindert zu sein, aber er wolle sich ihr mit Vergnügen an einem neutralen Orte vorstellen, morgen Abend um 8 Uhr im Philosophengang des Parks. Sagt sie zu, so verstecken wir uns im Gebüsch hinter dem Gang und warten das Zusammentreffen der Beiden ab."

Die bisher stets ernste und furchtsame Claudine wurde durch Ada's Einfall vollständig umgestimmt. Sie klatschte wie ein Kobold, Schmidt sekundirte in seiner meckernden Weise.

„Als Erkennungszeichen", fuhr die Anstraggeberin gegen den Diener fort, soll die Dame einen Myrthenstock tragen, und Sie, Schmidt, bewaffnen sich mit einem Haselnußstock!

„Kann es nicht auch ein Bambusrohr sein?" fragte der Alte.

„Wie Sie wollen. Ich dringe nur der Vorsorge wegen

Digitized by Google

ruf eine Schuß-Waffe, in Gebrauch wird sie hoffentlich nicht kommen.«

„Schön“, sagte Schmidt. „Sonst noch Etwas?“

„Nein, Engelsschmidt! Eilen Sie nur und bringen uns gute Botschaft!“

„Werde mein Möglichstes thun, daß der alte Sohn, der schier dreißigjährige Kerl von Doktor gedörig gefahrt wird!“ Und mit zischendem Pfiff schlurrte Schmidt hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Gäste und Kinder.

Der Chinese sagt — und ich schwöre drauf,
Sein Ausspruch gilt für uns nicht minder:
„Nimm deine Gedanken wie Gäste auf,
Doch deine Wünsche behandle wie Kinder.“

Welch' tiefes Wort! wie reich an Sinn!
Gedanken sind nur Gäste auf Erden,
Sie bleiben des Geistes ew'ger Gewinn,
Sie sollen mit Ehrfurcht empfangen werden.

Drum ordne die Seele ihr irdisch Haus;
Sie säubre sorglich vom Erderstaube,
Und schmücke die niedern Räume aus,
Daß der Gedanke sich heimisch glaube.

Sie gönn' ihm helles Herdfeuer an,
Als wohlgefällige Opferflamme,
Daß er behaglich gedribe d'ran,
Wie wenn er aus diesen Sphären stamme.

Sie diene ihm und gehorche ihm auch,
Sie wirme ihm Liebe und laß' ihn schalten,
Denn der Gedanke ist Gottes Hauch,
Er hat des Ewigen Wort zu verwalten.

Und wenn die Wünsche wie Kinder schrei'n,
Mit kindischen Bitten dazwischen lärmen,
Dann soll die Seele Mutter sein,
Sich um der Kinder Thränen nicht härmen;

Versagen soll sie zur rechten Zeit,
Soll widerstehn dem heißen Begehren,
In Ordnung halten die Häuslichkeit,
Dem hohen Gast, dem Gedanken zu Ehren.

Es lernen die Kinder sich fügen dereinst,
Sich unterwerfen in festen Schranken;
Und geht es glücklich — eh' du es meinst,
Erheben sie selbst sich wohl zu Gedanken.

Da stimmt ein Greis mit grauem Haar . . .
In seinen Augen steht zu lesen:
Als ich ein thörichter Jüngling war,
Sind meine Gedanken auch — Wünsche gewesen.

C. v. Holtei.

Der Sieg des Rechtes, oder sonst und jetzt in Preußen.

Das Pflaster der Haupt- und Residenzstadt Berlin befand sich in einem Zustande, der dringend um Abhilfe anging. Mit einzelnen kleinen Reparaturen war da nicht zu helfen, es mußte durchweg neu und mit größeren Steinen gepflastert werden, was enorme Kosten verursachte, da des „heiligen römischen Reiches Streusandbüchse“, die Mark Brandenburg, obwohl nicht „steinreich“, in Bezug auf Pflastern aber geradezu „steinarm“ zu titulieren ist. Der König, welchem die Minister die Nothwendigkeit der Maßregel vorgelegt hatten, stimmte derselben um so schneller bei, als er bei seinen zahlreichen Promenaden zu Fuß durch die Stadt selbst die Unannehmlichkeit der abwechselnden Hügel und Löcher empfunden. Er erließ eine Cabinetsordre an den Magistrat wegen schleuniger Inangriffnahme einer vollständig neuen Pflasterung Berlins. Der Magistrat war nicht wenig überrascht über diese königliche Zumuthung, welche dem städtischen Fonds unerschwingbare Lasten aufbürdete. Er entgegnete mit aller Ehrerbietung, daß die brandenburgischen Regenten (damals noch keine konstitutionellen), zurück bis zum großen Kurfürsten, ihre Residenz stets aus ihrer Schatulle hätten pflastern lassen. Se. Majestät würde wohl hierin keine Ausnahme machen wollen.

Ueber diese Aeußerung zeigte sich der König sehr ungehalten; er gab dem Magistrate zu wissen, daß er keinen Widerspruch liebe — der Magistrat müsse pflastern lassen, dabei bliebe es. Dieser ließ sich aber nicht einschüchtern, sondern setzte in einem „unterthänigsten Pro memoria“ auseinander, daß Se. königliche Majestät kein Recht für sich habe, und wenn „Allerhöchstdieselbe“ sich weigere, die Pflasterung Berlins zu bezahlen, so werde der Magistrat den Rechtsweg einschlagen und bei dem Kammergerichte Klage führen. Als der König diese Drohung vernahm, gerieth er in wirklichen Zorn; er trat an das Fenster und sprach in hoher Aufregung zu dem Cabinetsrath, welcher Vortrag gehalten hatte: „Verklagen! Leute verrückt sein; ihnen sagen — sollen gedorchen — sonst schlimm ergehen! Verklagen, Tollheit!“

Der Magistrat empfing die neuste diktatorische Cabinetsordre ungebeugt; er vertraute der aus der preußischen Geschichte hervorleuchtenden Wahrheit, daß in diesem Lande Recht Recht bleiben muß, daß Niemand sich über das Gesetz erheben darf, selbst der Landesherr nicht. Die Klage gegen den König wurde in aller Form bei dem Kammergerichte eingereicht. Dieser hohe, im In- und Auslande seiner Unparteilichkeit halber noch nie angezweifelte Gerichtshof nahm die Beschwerde über den Monarchen in derselben Ruhe, wie die Klage gegen irgend einen Privatmann entgegen. Es wurden nach der bei ihm stattfindenden Praxis, ein Referent und ein Correferent, zwei tüchtige Juristen, ernannt und diesen vier Wochen Frist gegeben, um ihr Gutachten gründlich zu motivieren und mit Documenten zu belegen. Beide dürfen nach ihrem Amtseide miteinander über die Sache nicht reden oder correspondieren. Es war ein Rath und ein Assessor.

Nach abgelaufener Frist versammelte sich das Kammergericht zu einer außerordentlichen Session, ausschließlich für die Prozeßsache „contra regem“ bestimmt. Es war eine feierliche Sitzung. Der älteste Präsident des Gerichts hieß Woltermann und wurde von Allen die ihn kannten, mit tiefster Achtung betrachtet. Als er Präsident werden sollte, bot ihm der König den Adel an. Der wackere Mann lehnte aber auf bescheidene Weise eine solche Auszeichnung von sich ab. „Mein Vater hieß nicht von Woltermann, sondern Woltermann schlechtweg. Ich bin zu stolz auf diesen Namen, als daß ich ihn verändert wünschen könnte“. Man hinterbrachte dem König diese Weigerung mit einigen tadelnden Zusätzen.

Der König nahm sie jedoch ganz anders auf, als die Nachricht von der Renitenz des Magistrats, er lächelte und sprach: „Braver Mann sein! Woltermann bleiben und doch die Excellenz haben.“ Diese bürgerliche Excellenz hatte bei der erwähnten wichtigen Session den Vorsitz. Der Referent hielt seinen Vortrag und gelangte, gestützt auf unwiderlegliche Beweise, zu dem Resultate, daß, da die Kurfürsten von Brandenburg sowohl, wie die nachmaligen Könige von Preußen sich verpflichtet hätten, ihre Residenzen auf eigene Kosten im Stande zu erhalten, der jetzige König ebenfalls verpflichtet sei dies zu thun. Der Correferent stellte dieselbe Ansicht auf und legte zu ihrer Begründung noch verschiedene Urkunden und andere alte Schriftstücke vor. Man schritt zur Abstimmung, und unter den Mitgliedern des Gerichts erklärte sich auch nicht eine einzige Stimme für den König, sondern der einstimmige Beschluß richtete sich gegen ihn und verurtheilte ihn, die Pflasterung der Haupt- und Residenzstadt Berlin aus königlichen Mitteln bestreiten zu lassen und die Kosten des prozessualischen Verfahrens zu bezahlen.“

Man kann sich denken, wie der Monarch, von Jugend auf gewöhnt, seinen Willen durchzusetzen, ein solches gerichtliches Ur-

Digitized by Google

theil, welches sich gewissermaßen ebenso über den Gesalbten des Herrn stellte, wie über einen verfluchten Ackerbauer, die Kunde von dem Erkenntniß empfing. Er war eine Weile völlig sprachlos und schien nahe daran, den Richterspruch als ein Majestätsverbrechen anzusehen. Dennoch überwand er sich, er wagte nicht durch einen Machtspruch den Knoten gewaltsam mit einem Schwerte zu durchhauen; aber sagen wollte er sich auf keinen Fall. Nach einer Weile unverständlichen Murmelns vor sich hin, das gewiß einige unsanfte Apostrophen gegen die Herren vom Kammergericht verbarg, brach er endlich in die befehlenden Worte aus: „Haben gesprochen! Andere auch sprechen! Appelliren an das Oberlandesgericht in Frankfurt! Dort auch ordentliche Richter sein! Werd's den Berlinern zeigen!“ Er wollte auf seine Weise einen Instanzenzug verfolgen, also thatsächlich er, auch mitten in der heftigsten Aufregung, den Rechte, er dachte nicht an Gewalt. Aber das Oberlandsgericht in Frankfurt stand unter dem Berliner Kammergericht; man konnte wohl von jenem an letzteres appelliren, aber nicht umgekehrt. Die Kammerpräsidenten wurden sogleich von dem Entschlusse des Königs, ein weiteres Rechtsmittel einzulegen, in Kenntniß gesetzt. Als oberster Gerichtshof des Landes konnte das Kammergericht sich einer Reformirung seiner Urtheils durch ein Forum zweiten Ranges unmöglich aussetzen. Es wurde eine consultative Sitzung anberaumt und in dieser der Schritt beschlossen, welcher auch alsbald, zwei Tage später, zur Ausführung kam.

Es war Sonntag. Die Straßen Berlins, damals wegen ihrer Ausdehnung selten belebt erscheinend, waren an diesem Vormittage, wo jedes Geschäft schwieg und ein großer Theil der Bevölkerung sich in den Kirchen befand, völlig einsam. Da sah man vom Kammergerichtsgebäude aus einen Zug schwarzgekleideter Männer ernst, aber ohne Prätension sich nach dem königlichen Palais hindewegen. An der Spitze schritten zwei alte Herren mit dem Stern des schwarzen Adlerordens auf der Brust. Die Defonirten waren der erste Präsident Woltermann und der zweite Präsident v. Trützschler. Paarweise folgten ihren Chefs, nach der Ancienneität geordnet, die Räthe, Assessoren und Referendarien. Im Palais angelangt, meldeten sie sich bei dem dienstthuenden Kammerherrn und ließen Se. Majestät um eine Audienz bitten.

„Sollen in den Salon treten!“ hatte der König gesagt und der Kammerherr geleitete sie zur bezeichneten Stelle hin. Hier formirten sie, der Thür gegenüber, durch welche der König eintreten mußte, einen Halbkreis, die beiden Präsidenten in der Mitte. Es währte wohl eine Viertelstunde, ehe Friedrich Wilhelm sichtbar ward; ob er sich wirklich aufgehalten hatte, oder ob er die Herren des Gerichts, welche ihn zu verurtheilen gewagt hatten, sein Uebergewicht fühlen lassen wollte, steht dahin. Endlich trat er raschen militärischen Schrittes herein; sein Gesicht war keineswegs freundlich, er erwiderte die tiefe Verbeugung der Anwesenden nur mit einem Kopfnicken. Der Präsident Woltermann trat einen Schritt vor und nahm das Wort. Nach einer nochmaligen Verbeugung, die unerwidert blieb, sprach er: „Ew. Majestät wollen vergeben, wenn wir, nothgedrungen, Ihnen eine allerunterthänigste Bitte persönlich vortragen. Mein königlicher Herr! Wie Sie uns hier sehen, sind wir die sämmtlichen Mitglieder des ersten Gerichtshofes der Monarchie. Wir sprechen ab nach Gesetz und Gewissen ohne Ansehen der Person. Wir sprechen ab, Ew. Majestät, über Leben und Tod, und haben über uns nur die Begnadigung des redlichsten und menschenfreundlichsten Herrschers von Allen, die jemals ein deutsches Scepter geführt haben. Wenn wir die peinlichsten Urtheile fällen, so muß die Bevölkerung des Landes uns ein unerschütterres Vertrauen darbringen, wir müssen unrings sein von einem uneinnehmbaren Wall, von der Volksüberzeugung, daß kein Rang und Stand bei uns Berücksichtigung findet, sondern daß wir unser Auge fest haften lassen auf Gesetz und Recht. Weil wir auch gegen Sie, mein königlicher Herr, unseren inniggeliebten Landesvater, unserer Pflicht nachgekommen sind, deshalb haben Sie uns Ihr Vertrauen entzogen und das Beispiel des Königs muß das Vertrauen im Volke erschüttern. Durch einen Machtspruch wollen Ew. Majestät ein unter dem Kammergericht stehendes Forum unsere reiflich erwogenen Beschlüsse prüfen und dezieheutlich reformiren lassen. Durch diese Maßregel sind wir degradirt und fortan unfähig, den obersten Gerichtshof Preußens zu bilden. Im Namen meines Collegen im praesidio, der Räthe, Assessoren und Referendarien, von jedem Einzelnen dazu befugt und beauftragt, bitte ich Ew. königliche Majestät um unser Aller Entlassung.

Dem alten Mann standen bei den letzten Worten die Thränen im Auge, was der König bemerkte, da er bei dem aufmerksamen Zuhören den Blick unverwandt auf das würdige Antlitz des Sprechenden gerichtet hielt. Eine feierliche Pause trat ein; es war deutlich zu bemerken, daß der König sich in Verlegenheit befand in Betreff der Antwort, die er zu geben habe. Er streckte beide Hände in die Beinkleidertaschen und wiegte den Körper seitwärts von Fuß auf Fuß. Dann überblickte er die zahlreiche, in ihrem schwarzen Costüme einen hochernsten Charakter zur Schau tragende Versammlung und sprach: „Alle gegen mich gewesen?“

„Alle, mein königlicher Herr,“ entgegnete Woltermann, „sonst würden nicht Alle in tiefer Unterthänigkeit um den Abschied anhalten.“

„So Viele dessen beurtheilen können, als Einer,“ nahm der König das Wort, und seine Züge wurden milder, „ich Mensch sein irren können — keinen Abschied haben — im Amte bleiben — wenn's einmal Recht ist, so — — — will ich pfstaffen.

Ein stürmisches Lebehoch entzündete dies Wort bei allen Aufhorchenden; der König lächelte, dann reichte er beiden Präsidenten die Hand, verbeugte sich höflich vor den Gerichtspersonen und verließ den Saal. — Berlin ward neu gepflastert auf Kosten der königlichen Schatulle. (Aus der Gartenlaube.)

Der Kanale grande in Venedig. Seit Venedigs goldenes Buch auf einem französischen Scheiterhaufen verbrannte und der letzte Doge am 18. Januar 1798 die Hand zum Eidschwur der Treue für Oesterreich erhob, prangt die Königin der Meere nicht mehr in alter, stolzer Schönheit, aber durch ihre große Vergangenheit, durch die düstere Majestät ihrer gewaltigen Bauten und die dem Meere entliehenen Wasserstraßen bildet sie dennoch ein Gemälde, welches auf das Gemüth einen wunderbaren Eindruck hervorbringt. Namentlich Abends, wenn des Mondes bleiches Licht auf dem Wasserspiegel der Kanäle zittert und die alten Bauwerke trüberer Jahrhunderte gleich schlafenden Riesen in halber Beleuchtung schimmern, da meint man jeden Augenblick, es müsse den Kanale grande daher der prachtvolle Bucentauro schwimmen, um den Dogen hinaus zuführen zur Vermählung mit dem Adriatischen Meere, oder man vernehme die drei Schläge der Glocke von St. Marco, welche die Signoria zusammenrief. Aber der Bucentauro ist zu längst in Staud zerfallen gleich den Herren der Signoria. Nur die Klänge einer Mandurline vernimmt das lauschende Ohr noch bisweilen durch die Stille der Nacht, und im Schatten einer Mauer duscht eine schwarze Gondel, welche verstohlenes Glück und Liebe birgt. So war es auch zur Zeit der venetianischen Herrlichkeit. Der Canale grande ist die Hauptstraße Venedigs, welche sich in Form eines S durch die ganze Stadt hinzieht. Hier findet man demnach auch die schönsten Gebäude und wohlerhaltensten Paläste; die größte Zierde desselben aber ist unbedingt die Rialto-Brücke, ein einziger Bogen von siebzig Fuß Spannung. Sie wurde im Jahre 1558 bis 1591 von dem Baumeister Palestrina, und zwar aus Marmor erbaut, ruht auf 12,000 Pfählen, ist 148 Fuß lang, 48 Fuß breit, 30 Fuß über dem Wasserspiegel erhaben und trägt zwei Reihen, ebenfalls aus Marmor bestehende mit Blei gedeckte Kramläden, welche die Brücke in drei Wege theilen. Außer der Rialtobrücke, der größten und schönsten Venedigs, sind dessen 161 Kanäle durch nicht weniger, als 430 steinerne Brücken verbunden.

Dreisilbiges Räthsel.

Stellst du vor die beiden Zweiten
Das Gegentheil der Ersten hin,
Bist du nimmermehr das Ganze,
Erräthst wohl keines Räthsels Sinn.

Auflösung des Palindroms in Nr. 14:
„Zeus. — Suez.“

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 16. Sonntag, den 22. April. 1866.

Vergebens werden ungebund'ne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen,
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann die Freiheit geben.

Göthe.

Y 1.

Humoreske von Cäsar Parvus.

(Aus dem „Sonntags-Blatt für Jedermann aus dem Volke.")

(Fortsetzung.)

II.

Laue Dämmerung legte sich über den dichten, laubenartig gewölbten Baumgang, welcher der Philosophengang des Parks hieß. Er war zu diesem Namen gekommen, wie manche Biedermann zum Geheimrathstitel und einem Dutzend Orden — Niemand wußte, warum. Der Gang mündete in eine Allee aus, die sich rechtwinklig anschloß. Zu beiden Seiten stand manneshohes Buschwerk, welches ihn von der etwa vierzig Schritte entfernten Chaussee her ebenso undurchsichtig machte, wie von der Allee. An dem Punkt, wo er mit dieser zusammentraf, schlüpften zwei verschleierte Mädchengestalten, denen ein langer grauer Oberrock schwerfällig folgte, hinter das Dickicht. Kaum waren sie dort geborgen, als der Oberrock im Flüsterton begann:

„Meiner Treu', sie ist pünktlich wie die Schornsteinfeger am Neujahrstag!"

Eine Dame schwebte aus dem Innern des Parks den Philosophengang herauf.

„Daß Du nicht lachst, Claudine!" warnte eine gedämpfte Stimme im Gebüsch.

„Beißen Sie in's Taschentuch!" empfahl der graue Oberrock.

„Sieh nur den riesigen Myrthenstock, Ada!" lispelte es weich.

„Hat sie etwa nicht Zeit gehabt, ihn zu ziehen?" fragte der hämische Oberrock.

„Es flüstert im Laube", wisperte die Trägerin des Myrthenstocks, ihren Schritt anhaltend und mezza voce hüstelnd. Stille ringsum. „Ich täuschte mich, er ist noch nicht anwesend", hauchte sie durch den betäubenden Schleier, der sie verlarvt. „Sollte er eine falschgehende Uhr haben? — Horch: Tritte! — Er darf mich nicht finden, ich muß mich erwarten lassen." Sie schlich aus dem Gang heraus. Schon zitterten die Lauscherinnen, sie werde sich zu ihnen gesellen, und dann Wehe! Aber glücklicher Weise tauchte sie an der Seite gegenüber ins Gesträuch, wobei die Zweige knackten, wie wenn ein Hirsch durch die Schonung bricht.

Es währte nicht lange, so ward ein fester, sicherer Schritt im Philosophengang hörbar, und ein schmaler Lichtschimmer streifte über die Erde. Dieser stahl sich aus der Blendlaterne, welche der Ankömmling in der linken trug, während die Rechte einen Stock führte. Seine Gesichtszüge waren nicht mehr zu unterscheiden in der Dunkelheit.

Die geschlossene Laterne an den vordersten Baum stellend und dann mit dem gewichtigen Todtschläger einige Lusthiebe fuchtelnd, hob er ein halblautes Selbstgespräch an: „Acht hat's geschlagen, es regnet keine Brennnesseln, und Don Quixote wäre da, nun kann Dulcinea erscheinen. Die kecke Phantasie vermag doch nichts Ausbündiges zu ersinnen, was sich nicht in Wirklichkeit noch viel toller ereignet. Aber wenn sich nun Nichts ereignet? Wenn ich wie jener alte Herr in Rom sagen muß: diem et oleum perdidi?*) Und das ist äußerst wahrscheinlich. Ein muntres Kind hat mich mystifizirt; es erfüllt sich, was geschrieben steht: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein! — Doch welchen Vortheil brächte ihr der Scherz, wenn sie sich nicht überzeugte, ob der Gimpel im Netz sitzt? Folglich ist noch Hoffnung, sie kommt. Eigentlich waren nur die entzückenden Schriftzüge der Magnet, der mich angezogen; denn die Vertrautheit mit den Herrschaften Dort und Lancaster schmeckt stark nach einem Bruder Studio, der vielleicht seiner reizenden Schwester den ganzen Schabernack in die Feder diktirt hat und nun mit einem Rudel von Füchsen und bemoosten Häuptern eine Treibjagd auf meine Wenigkeit anstellt. Auf diesen Fall bin ich gerüstet." Der Stock sauste von Neuem ausdrucksvoll durch die stille Abendluft. „Ich habe mich schon manchmal im Leben durchgeschlagen", murmelte sein Besitzer durch den Schnurrbart. In diesem Augenblick rauschte das Gebüsch zu seiner Linken.

„Das war ein Wesen, das sich regte", fuhr er gespannt fort, „aber wo?" Und mit gutem Willen, aber ziemlich schlechtem Tenor ging er in die schwierige Melodie aus der „weißen Dame" über: „O komm, Du holde Dame, komm, o komm, erscheine! Sag' an, wie ist Dein Name?"

„Adelaide!" antwortete mit Zephyrstimme ein Wesen plötzlich dicht vor ihm.

„Paedon: die von Beethoven?" fragte der Sänger überrascht. „Ich habe nämlich noch nicht das Vergnügen, Sie zu sehen."

„Hier bin ich, mein Freund!"

„Erlauben Sie!" Er blickte sich seitwärts nach der Laterne.

*) Ich habe Zeit und Oel verloren.

Digitized by Google

„Was haben Sie da?“ fragte Adelaide erschrocken.

„Ein Werkzeug, den Carton Ihrer Gestalt zu ein ausgeführtes Bild zu verwandeln.“ Er öffnete den Verschluß und ließ das Licht auf die Dame fallen: „Guten Abend!“

„Wollen wir diesen Ort nicht verlassen, mein Herr?“ lallte sie, einen Schritt zurückweichend.

„Ich habe so wenig Lust, wie Sie, die Nacht hier zu kampiren“, versetzte er, „indessen wär' es mir erwünscht, nicht das verschleierte Bild von Sais entführen zu müssen.“

„Ich bin die Dame, der Sie gestern sagen ließen, sie solle hier Ihre Bekanntschaft machen.“

„Um Vergebung: die mir sagen ließ, oder welche schrieb —“

„Nein, der Ihr Bedienter die Einladung brachte —“

„Meine Verehrte, dann müßt' ich selbst sie gebracht haben; denn ich bin bisher stets mein eigner Bedienter gewesen.“

„Nicht doch“, widersprach Adelaide, „der alte Mann mit dem krummen Rücken —“

„Ein krummer Rücken“, entgegnete er völlig ernsthaft, „stellt sich allerdings gewöhnlich bei allen Männern ein; nichtsdestoweniger —“

„Sehen Sie doch hier“, fiel ihm die Dame in's Wort, „das Erkennungszeichen, den Myrthentopf!“

Der junge Mann hob seine Laterne und erwiderte freundlich: „So weit das dürftige Licht die Betrachtung zuläßt, ein seltenes Exemplar, das keine unerheblichen Transportschwierigkeiten verursacht haben muß; allein ich hatte ein minder kostspieliges und unbequemes Gewächs als Legitimation erwartet, das Feldzeichen des Hauses Lancaster!“

„Das Haus kenne ich gar nicht, mein Herr!“

„Es hat sich auch schon längst zu seinen Vätern versammelt“, erläuterte er höflich, und rasch fiel Adelaide ein:

„Der alte Mann hat sich ohne Zweifel eine Verwechslung zu Schulden kommen lassen.“

„Meine Verehrte“, sagte der Laternenträger, „können Sie noch immer den krummen Rücken nicht vergessen, so ist es noch zweifelhafter, daß selbiger Sie dürirt hat, wiewohl ich seinen Zusammenhang mit dem Myrthentopf durchaus nicht enträthseln kann.“

„Aber mein Herr! Wesswegen sind Sie denn auf diesem Platz?“

„Das sollen Sie erfahren, sobald mir vergönnt worden, Ihr Antlitz zu schauen, was mir trotz aller Anstrengung meiner Pupillen bisher nicht möglich gewesen.“

„Sie sollen meine Züge sehen, wenn ich die Versicherung erhalte, daß jenes Gesuch in der gestrigen Morgenzeitung unter der Chiffre Y 1 —“

„Von mir ausgegangen“, unterbrach der Zuhörer, „diese Versicherung erhalten Sie.“

„Nun, so sehen Sie mich!“ flötete Adelaide und schlug den Schleier zurück.

„Ich danke Ihnen“, erwiderte der Beschauer, sich elegant verbeugend, und schloß die Klappe der Laterne.

„Wo wollen Sie hin, mein Herr?“ fragte die Dame ängstlich.

„Ich habe genug gesehen, um mit meiner Laterne wie Diogenes den Wunsch nach einer Tonne zu empfinden“, entgegnete Jener schnell.

„Wie, mein Herr? Sie sind im Stande, das Vertrauen einer Dame zu mißbrauchen?“

„Verlassen Sie sich darauf, ich werde von Dem, was ich gesehen, schweigen — nicht wie ein Grab, nein, wie ein ganzer Kirchhof!“

„Haben Sie mich zum Besten gehabt, mein Herr?“

„Nicht ich, sondern ein verborgener Schalk —“ er brach plötzlich ab, schnippte mit den Fingern und sprach in sich hinein: „Blitz! Wenn dieser Schalk hier in der Nähe verborgen wäre?“

„Was murmeln Sie, mein Herr? stieß Adelaide hastig heraus, „Sie haben mich doch nicht etwa an diesen abgelegenen Ort gelockt, um — ich werde Hilfe rufen!“

Der vermeintliche Raubmörder beruhigte Sie, indem er leuter, als bisher, sprach: „Sie haben nur nöthig, zu niesen, so stürzt voraussichtlich die halbe Stadt vor's Thor. Aber auch das dürfen Sie sich ersparen; denn ich bin bereit, Ihnen Aufklärung zu geben, soviel an mir liegt. Hören Sie denn! Die Zeitung enthält fast täglich Inserate von Personen ledigen Standes, die das Bedürfniß fühlen oder zu fühlen vorgeben, den Singular ihres Daseins in den Dual zu verwandeln.“

„Was soll das heißen?“ warf Adelaide ärgerlich dazwischen.

„Ich meine“, fuhr er gelassen fort, „Personen, die sich zu bewehren, ja sogar welche, die sich zu benennen wünschen. Lange hatte ich über diesen integrirenden Bestandtheil jeder Zeitungsnummer hinweggelesen, bis mir in einer leeren Stunde der Gedanke aufstieg, doch einmal zu prüfen, was an der Sache sei: ob es wirklich Menschen gibt, die auf diese Weise mit ihrem Leben spielen und den heiligsten Bund wie einen Industrieweig behandeln. Entweder, sagt' ich mir, gehört dazu ungewöhnliche Beschränktheit oder die tiefste sittliche Verwahrlosung.“

„Mein Herr!“ rief Adelaide entrüstet.

„Ich bin jetzt ganz offen gegen Sie“, sprach er im vorigen Ton weiter. „Ich ließ also die Ihnen bekannten Zeilen einrücken, in der Hoffnung, keine Adresse zu erhalten. Trotzdem fand ich bei der Nachfrage ein Billet, zeigend geschrieben — augenscheinlich von einer jungen Hand, meine Verehrte — unübertrefflich kalligraphisch und der Inhalt voller Humor! Ich habe Thränen gelacht. Die jugendliche Briefstellerin hatte den Sinn meiner Worte richtig aufgefaßt. Sie beschied mich um diese Stunde an diese Stelle. Daß sie selbst ausbleiben würde, davon war ich überzeugt. Aber vielleicht — so dacht' ich — schickt sie Jemand anders, um zu erfahren, wie ihre Epistel gewirkt. Und nun bitte ich Sie“, setzte er, den Tonwändernd, mit Laune hinzu, „verstehlen Sie sich nicht länger, schätzenswerthe Dame, entpuppen Sie sich als Tante oder Gouvernante des liebenswürdigen Mädchens, richten Sie ihr meine Empfehlung aus und desselben, ich sei lediglich deshalb hier erschienen, um ihr durch Sie meine Hochachtung auszudrücken und ihr Dank für das Vergnügen sagen zu lassen, das mir der witzige Brief bereitet.“

„Mein Herr!“ rief Adelaide jetzt in noch höherer Erregtheit, als zuvor.

„Ich bin noch nicht fertig“, betonte er scharf. „Sagen Sie dem geistvollen Mädchen gefälligst, ich sei discret genug gewesen, nicht nach ihrem Namen zu forschen, den Brief aber würde ich sorgfältig aufheben, um ihn in trüben Stunden als Medizin zu genießen. Gestatten Sie, daß ich Ihnen nunmehro den Gang hinunterleuchte! Ich werde dann warten, bis ich Sie entfernt genug weiß, damit die Wohnung der jungen Dame mir Geheimniß bleibt.“ Bei den letzten Worten öffnete er die Laterne wieder. Adelaide aber rührte sich nicht vom Platz, sondern sagte:

„Sie hatten in Ihrem Gesuch kein bestimmtes Lebensalter vorgeschrieben, mein Herr!“

„Deshalb“, versetzte er mit einer gewissen Würde, „durfte die Dame mir eine Person von unbestimmtem Lebensalter schicken, ja wohl! Doch lassen Sie uns jetzt abbrechen, denn Sie sehen, ich habe Sie durchschaut, und Ihre Nichte oder Pflegebefohlene wird nun wenigstens inne werden, daß sie mit keinem offenbaren Dummkopf zu thun gehabt. Bitte, wollen Sie mir folgen?“ Er wandte sich um und schritt den Philosophengang hinab.

„Ihr Betragen ist abscheulich!“ wüthete Adelaide, die gezwungenermaßen folgte. „Mich erst in diese Einsamkeit zu vexiren —“

„Sie haben doch Ihren Myrthentopf nicht vergessen?“ rief der Führer über die Schulter rückwärts. „Ich lasse dem Fräulein wünschen, daß ihr bald der Brautkranz daraus geschnitten wird.“

„Pfui, mein Herr, pfui! Mehr kann ich Ihnen nicht sagen“, keuchte die um ihre Hoffnungen arg Betrogene. „Ihr Vordermann hatte das Ende des Ganges erreicht und verabschiedete sich mit einem kaltdistingen: „Ich habe die Ehre, angenehme Ruhe zu wünschen.“ Die Dame verschwand; er aber kehrte an den Rendezvous-Punkt zurück, stellte die Laterne geschlossen wieder auf den Boden und pfiff vor sich hin das Studentenlied: „Ein Heller und ein Batzen, die waren beide mein.“

„Wenn wir nur unbemerkt fortkommen!“ schwirrte es in seinen Tönen unweit von ihm, und gleich darauf: „Fort! Im

Digitized by Google

Gegentheil, jetzt muß es von unser Feuer. — Du wüßt doch nicht? — Schmidt ist ja hier."

„Aha, die Verwandtung war richtig", brummte es im Gang, die Scene hat Zeugen gehabt." Und die zweite Strophe ward gepfiffen: „Die Wirthsleut' und die Mädel, die schreien Weh'! ach weh! Die Wirthsleut', wenn i komme, die Mädel, wenn i geh!" Etwas Lebendiges bewegte sich vor dem Aufpassenden. „Du vive?" donnerte er, die Hand nach der Laterne ausgestreckt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein einmal ausgesprochen Wort.

Ein einmal ausgesprochen Wort
Ist nicht zurückzubringen,
Die leichten Lüfte trogen es fort
Auf geflügelten Schwingen.

Sie tragen's, wohin deine Stimme trägt,
Du kannst es nicht verlein;
Und wo es eine Wunde schlägt, —
Die Wunde ist nicht zu heilen.

Wie viel du and're Worte sprichst,
Das ein's bleibt gesprochen;
Die Treue, die du einmal brichst,
Bleibt allezeit gebrochen.

Thät nur ein einzig Wörtlein kund
Dein Hassen oder Lieben,
Es bleibt auf tiefstem Herzensgrund
Für immer eingeschrieben.

Und wächse Gras auch dicht und schwer,
Und wär's, wie's einst gewesen;
Ein Sturmwind fährt darüber her,
Und wieder ist's zu lesen.

O Menschenkraft reicht wunderweit,
Nichts kann mit ihr sich messen;
Doch lernte sie in Ewigkeit,
Nie lernt sie, nie, vergessen.

Eduard Tempeltey.

Die Schlüsselblume.

Als eine der ersten bunten Blumen des jungen Lenzes öffnet die Frühlings-Primel (Primua acaulis) ihre goldigen Blüthen. Gruppenweise, am liebsten in gebirgiger Gegend, siedelt sie sich meistens in der Nähe von Bäumen oder Sträuchern an. Dort entwickelt sie zwischen ihren blaßgrünen Wurzelblättern zahlreiche stengellose, trichterförmige Blumenkronen mit schwefelgelbem Saume und goldgelbem Schlunde. So webt sie weithin einen dichten Blumenteppich über den vom jüngsten Schnee meist noch durchfeuchteten Boden. Die Frühlings-Primel wird vom Volke auch „Schlüsselblume" genannt, weil sie gleichsam den Frühling und mit diesem die Erde erschließt. Der Name Schlüsselblume aber und seine Bedeutung entstammt der altgermanischen Mythe von Thunar, jenem Donnergotte, welchem auch unser Donnerstag seine Benennung verdankt. Zufolge dieser Mythe wird Thunar's heiliger Hammer, das ist seine Gewitterkeule, alljährig im Herbste, wenn des göttlichen Donnerers Arme ermatten, von einem Wintertiefen geraubt. Durch sieben Monate, jene des Winters, während welcher sich auch kein Donner hören läßt, hält der Räuber die Keule im Schoße der Erde verborgen, bis sie Thunar im Frühlinge mit Hilfe der wiederkehrenden Schlüsselblume, die als Symbol der neugekräftigten Sonne allenthalben die Schätze der Erde erschließt, wieder findet. Bald danach mit des Jahres erstem Gewitter ertönt donnernd vom Himmel die Kunde, daß Thunar seinen heiligen Hammer wieder besitzt. Einstens stand die Schlüsselblume auch als ein vielfach gebrauchtes Heilmittel in hohem Ansehen. Ihre Geltung als solches dürfte ebenfalls obiger Mythe zuzuschreiben sein, denn sie wurde gegen nervöse Schwäche und Schwindel, gegen Gliederzittern, Lähmung und Schwindsucht angewendet, also gegen ähnliche Uebel wie jene, an denen Thunar alljährlich den Winter hindurch zu leiden hatte.

Die falschen Haare.

In Europa war es der heilige Ludwig, der zuerst seine natürlichen Haare, die ihm in Palästina ausgegangen, durch falsche ersetzte. Die „Europa" erzählt: „Wegen dieser bewundernswerthen Eingebung ist ihm auch die Ehre erwiesen worden, der Schutzpatron der Perrückenmacher aller Nationen zu werden. Als die Königin Blanca den unglücklichen heiligen Fürsten kahlköpfig wiedersah, verdroß sie das wohl, aber sie war gar nicht in Verlegenheit, wie der angerichtete Schaden wieder gut zu machen sei. Sie ergriff eine Scheere und schnitt ohne Weiteres jedem der Herren am Hofe, dessen Haare denen ihres Sohnes ähnlich waren, eine Locke ab. Mit ihrer großen mütterlichen Liebe die noch mächtig von einem starken Instinkt weiblicher Koketterie, die aus allen Ländern und Zeiten stammt, unterstützt wurde, nähte sie diese entlehnten Haare eines an das andere und machte daraus für den König eine wundervolle Perrücke, die leider nicht aufbewahrt ist. Heutzutage sind die Frauen aus der Gesellschaft, die sich mit ihren eigenen Haaren begnügen, noch seltener, als diejenigen, deren Zähne in ihrem eigenen Zahnfleisch geboren und groß geworden sind. Der Handel mit Haaren ist daher auch jetzt so verbreitet und bekannt, wie der Indigo und Kaffee. In Dänemark und mehr noch in Schweden, wo die Bäurinnen meist arm sind, sieht man seit einigen Jahren eine Zahl geheimnißvoller Agenten erscheinen, welche mit einem Waarenballen versehen, sich in die Hütten einführen, wenn die Männer ausgegangen sind. Sie haben mit den einfachen dürftigen Bäurinnen derrdte Unterhandlungen, in Folge deren die Frauen ihre Haare lösen und in reichen Wellen um ihre Schultern fallen lassen. Der geheimnißvolle Agent schielt bei diesem Anblick, bewegt leise in seinen ungeduldigen Fingern eine scharfe Scheere, bietet der Producentin zwei indische Taschentücher für die Ernte und schneidet dann mit Eifer ab. Die so zu sagen noch lebendigen Haare werden dann mit anderen in einen Sack von Leinwand gesteckt, der das gemeinsame Grab der köstlichen Reize wird, womit die Natur das Weib beschenkt hat. Ist der Sack voll, wird er zu den Händlern en gros gebracht, welche die Haare sortirren und durch 6 oder 7 Operationen appretiren. So also erscheinen später diese Haare, die für die einfache und dürftige Tochter des Feldes verloren sind, blonder, feiner, glänzender als je, wieder auf einem unfruchtbaren Kopfe, wie man den reichen und frischen Rasen fruchtbarer Ländereien auf trockenen oder ausgesogenen Boden verpflanzt. Wie viele verliebte Blicke werden auf diese Chignons im Exil, wie viele verstohlene heiße Küsse werden in der Verwirrung einer süßen Aufregung auf diese geborgten Flechten gedrückt, die erstaunt sind über ein so plötzliches, unverhofftes Glück! Wer hat sie je bemerkt, als sie noch ihr natürliches Leben führten, vernachlässigt und unbekannt mit sich selbst, am Orte ihrer Geburt? Ach, wahrhaftig, man könnte ein Buch schreiben, das zugleich die Geschichte einer Bäurin und die Abenteuer einer Frau aus der großen Welt enthalten und den pikanten Titel führen würde: „Geschichte eines Kopfes ohne Haare und eines Packets Haare ohne Kopf." Es gibt Haare für jeden Gebrauch, für alle Arten von Koketten, von allen Nuancen und Längen. Die langen Haare von 30 bis 40 Centimeters Länge werden in einem Kessel gekocht und auf kleine hölzerne Rollen gewickelt. Man nimmt sie dann aus dem Kessel heraus, um sie in einem mäßig erhitzten Ofen trocknen zu lassen. Nach dieser doppelten Operation behalten sie ihre Wellenlinie, und zieren als natürlich gekräuselte Haare die Trotzköpfchen, um welche alle Herzen wie Schmetterlinge um das Licht fliegen. Die wohlhabenden

Digitized by Google

Koketten verschmähen die gesottenen und gekräuselten Haare, die gewöhnlich aus heißen Ländern kommen, und ziehen die langen glatten vor, die ein Produkt des Nordens sind. Es gibt Flechten, welche 150 Meter lang sind und nicht weniger als 500 Frcd. kosten, aber dafür auch den Neid all' der Rivalinnen, erregen, die leider keine solche Summen für ihren Kopf verwenden können. Aber wenn es schon in unseren Tagen theuer ist, schöne Haare haben zu wollen, so scheint es in Zukunft damit noch schlimmer bestellt. Schon verschmähen die Bäurinnen, sich scheeren zu lassen und dafür wollene Tücher zu nehmen. Sie wollen in baarem Gelde bezahlt sein, während die jungen Bauern sich erlauben, scheel zu sehen, wenn es sich darum handelt, ein Mädchen „mit kurzer Seide" zu heirathen, wie sie zierlicher Weise diejenigen nennen, deren Haare abgeschnitten sind. Was soll aber dann aus den eleganten Ländern werden; die durch ihre sociale Stellung die Herzen zum Zeitvertreib erobern, wenn jene häßlichen und unverschämten Bäuerinnen künftig ihre Haare für sich selbst und für die behalten wollen, die sie einmal heirathen werden? Wir hoffen jedoch, daß noch lange nicht dieser Fall eintrete, und daß die beschedenen Landmädchen den Damen der Stadt erlauben, diesen üppigen Haarwuchs zu besitzen, mit welchem sie sich so herrlich zu schmücken wissen, und der so viele Briefchen an Chlorid und so heiße Leidenschaften unter den Verehrern der schönen Natur veranlaßt hat.

Der Reichsadler.

Ein aufgelöstes heraldisches Räthsel.

Ihr Forscher in der Wappenkunde,
Was fragt ihr ängstlich nach dem Grunde,
Warum in jeder Schilderei
Der deutsche Adler doppelköpfig sei?
„Zwei Köpfe" — sprecht ihr oft im Feuer —
„Sind ja ein wahres Ungeheuer,
Und Köpfe nach dazu wie die,
Voll stiftiger Antipathie". —
O laßt doch einmal noch, mit Forschen euch zu plagen;
Ein Novellist sogar kann euch die Wahrheit sagen.
Der eine Kopf, der westwärts blickt,
Sanft scheint und desto schärfer pickt,
Ist Kaiser Joseph's Kopf, des toleranten Weisen;
Der andre Kopf, der ostwärts schaut,
Scharf sieht und mit dem Schnabel haut,
Ist Friederich, der Donnergott der Preußen.
Warum sie aber uneins sind,
Begreift beinah ein kleines Kind:
Sie sind entzweit in dem gemeinen Falle, —
Was eine Kralle packt, packt auch die andre Kralle;
Drum zerren sie so jämmerlich,
O Vaterland, wie dau'rst du mich!

Vorstehendes Gedicht des bekannten Patrioten Christian Fr. Dan. Schubart aus der Zeit des siebenjährigen Krieges bedarf wohl keines weiteren Commentars, noch einer besonderen Anwendung, wenn wir durch erneuten Abdruck gerade in unseren Tagen wieder an dasselbe erinnern.

Kaffee. Die gerösteten Kaffeebohnen verlieren mit jedem Tage der Aufbewahrung von ihrem aromatischen Geruch in Folge der Einwirkung der Luft, welche die durch das Rösten porös gewordenen Bohnen leicht durchdringt. Liebig macht nun neuerdings auf das zweckmäßige, seit langer Zeit angewendete, aber doch nicht genügend bekannte Mittel aufmerksam, diese schädliche Veränderung dadurch zu verhüten, daß man am Ende der Röstung, ehe die Bohnen auf dem noch sehr heißen Röstgefäße geschüttet werden, dieselben mit Zucker bestreut; auf 1 Pfd. Kaffeebohnen genügt 1 Loth Zucker. Der Zucker schmilzt sogleich und durch starkes Umschütteln und Umrühren verbreitet er sich auf alle Bohnen und überzieht sie mit einer dünnen aber für die Luft undurchdringlichen Schicht von Caramel; sie sehen dann glänzend aus, wie mit einem Firniß überzogen und verlieren hierdurch die nahe ganz ihren Geruch, der natürlich wieder beim Mahlen auf Stärkste zum Vorschein kommt.

Es ist bekannt, daß die Chinesen sehr vervollkommnete Posteinrichtungen besitzen, die dem Alter nach um Jahrtausend hinter das Thurn-Taxische Monopol zurückweichen. Auch das Mandarinenvolk hat seinen Robert Hill, wenngleich der Name des Schöpfers des chinesischen Penny-Post- und Briefmarken-Systems sich im Dunkel des mythischen Zeitalters verliert. Aber die Theetrinker blieben nicht auf halbem Wege stehen, denn sie bedienen sich auch der gestempelten Briefcouverts. Jallone, der eben die letzte Feile an sein Werk über das Postwesen legt, gibt nachstehende Schilderung von den drei Gattungen derartige Envelopppes, die im Reiche der Mitte im Umlaufe sind. Das grüne Couvert mit rother Schrift enthält folgende Aufschrift „Da hiefür zehn Kopeken bezahlt worden, wird dieser Brief über alle Meere und großen Gebirge gehen." Diese pompöse Bemerkung besagt, daß der betreffende Brief über die Grenzen des himmlischen Reiches hinaus frankirt ist. Auf dem weißen Couvert melden rosarothe Buchstaben: „Vermittelst 3 Kopeken wird dieser Brief bis zu den Grenzen und an das Ufer der Meere laufen": Frankatur innerhalb des Staatsgebietes. Das rosarothe Couvert endlich läßt sich in grellrother Aufschrift folgendermaßen vernehmen: „Möge der Himmel Adel und Reichthum allen Generationen verleihen." Diese halbregiöse Formel prangt als Zeiche der Postfreiheit auf der „ex esso-Korrespondenz" der Minister mit dem Statthalter in den Provinzen.

Jede wahrhaft ursprüngliche und schöpferische Kraft, sei es in dem Bereiche der Kirche oder des Staats, der Wissenschaft oder der Kunst, sucht den bestehenden „Rechtsboden" zu zerstören oder wenigstens zu „durchlöchern". Das ist ihr Recht. Die jenigen ihrer Träger, welchen das gelingt, heißen Helden und große Männer; diejenigen, denen es mißlingt, heißen Thoren wenn nicht gar Verbrecher, im günstigsten Falle Märtyrer.

Wohl das treffendste Urtheil über Kaiser Joseph II. ist aus dem Munde seines Gegners, des großen Friedrich, gefällt worden. Dieser, die Büste Josephs betrachtend, sagte: „Das ist ein junger Mann, dessen man eingedenk bleiben muß. Hat Kopf könnte viel ausrichten. Schade nur, daß er immer der zweiten Schritt thut, bevor er den ersten gethan hat."

Zweifilbige Charade.

Haft du die Erste, bringt sie dir
Vielleicht der Sorgen schwere Bürde,
Getäuschtes Hoffen schafft sie hier,
Dort Glück und Freude, Amt und Würde.
Der Zweiten edler Inhalt kann
Den Sinn für Höheres beleben,
Und Mancher, der sie lieb gewann,
Wird gern zum Ganzen sie erheben.

Auflösung des Räthsels in Nr. 15:
„Scharfsinnig."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 17. Sonntag, den 29. April. 1866.

Ausgleichung.

Wenn Geld und Gut ein Glück gewährte,
Das der entbehrt, der sie entbehrte,
Wo wäre Weltgerechtigkeit?
Doch weil das Herz nur gibt den Frieden,
Ob wenig sei, ob viel beschieden,
So ist geschlichtet aller Streit.

Wohl hab' ich Arme seufzen hören,
Das wollte meine Ruhe stören,
Ich dacht', ich hätte mehr als sie.
Und hab' ich mehr, so sind es Gaben,
Von denen Arm're mehr noch haben,
Um die ich gleichwohl seufze nie.

Fr. Rückert.

Y 1.

Humoreske von Cäsar Parvus.

(Aus dem „Sonntags-Blatt für Jedermann aus dem Volke.")

(Fortsetzung.)

„Lassen Sie Ihr Licht gefälligst unter dem Schäffel!" bat es in wohllautenden Klängen.

„Welche Stimme!" rief er entzückt.

„Sie kennen diese Stimme nicht?"

„Doch, doch!" fuhr er feurig fort. „Ich habe sie schon irgendwo gehört, und wäre es nur im Traum gewesen. Ich muß wissen, aus welchem süßen Munde der süße Klang tönt." Wieder griff er nach der Laterne.

„Ueben Sie Mitleid, ich kann kein Licht vertragen; ich bin augenkrank!" flehte der weibliche Schall. Der junge Mann lächelte, da er die Absicht errieth, und ging scheinbar auf die Augenkrankheit ein mit den Worten:

„Nun errath' ich das Uebrige. Sie dürfen nur nach Sonnen-Untergang ausgehen, Sie haben einen Spaziergang in den Park gemacht, sich verirrt —"

„Nichts weniger!" leugnete der süße Mund. „Ich weiß, daß ich mich im Philosophengang befinde."

Wart', ich will Dir Dein Spiel vergelten, dachte der Andere im Stillen und entgegnete laut mit erheucheltem Bedauern: „O Sie Aermste, wie weit sind Sie davon! Ganz in der Nähe ist der Unkenteich. Wie konnten Sie sich aber auch ohne Begleitung in den finstern Park wagen! Ich preise den Zufall, der mich Ihnen begegnen läßt. Erlauben Sie mir den Arm, daß ich Sie auf die Chaussee führe!"

„Ich danke sehr", ward hastig geantwortet. „Da Sie mir sagen, daß ich am Unkenteich bin, sind' ich schon allein den Rückweg."

„Es wäre contra Menschenpflicht und Nächstenliebe", erklärte er entschieden, Sie der Gefahr einer neuen Verirrung auszusetzen. Ich werde Sie auf den rechten Weg bringen."

„Wenn ich nun aber keinen Begleiter mag!"

„Das klingt wenige Schritte vom Ufer des Teichs verdächtig. Sollten Sie mit düsteren Absichten umgehen, so werde ich Sie mit aller Energie an der Ausführung hindern."

„Ich gebe Ihnen mein Wort —" wollte sie einwenden, er aber ließ sich nicht beirren, sondern hob den Finger:

„Verzeihung! Da ich Sie nicht kenne, was kann Ihr Wort mir gelten, mein Fräulein?"

„Ich bin verheirathet, mein Herr!"

„Unmöglich!" fuhr er auf.

„Weshalb?"

„Weil Ihr Gemahl Sie nicht zu solcher Stunde allein im Walde umherlaufen lassen würde, oder er wäre ein Hanswurst."

„Glauben Sie, daß ich Tyrannei ertrüge?" fragte sie pikirt.

„Ich thue, was mir gefällt."

„Also ein emanzipirtes Weib?" gab er rasch zurück. „Dann springen Sie getrost in den Teich, ich halte Sie nicht länger zurück."

Schelmisch versetzte sie: „Alle emanzipirten Frauen sind lebenslustig. Mein Herr, würden Sie so galant sein, diesen Ort zu verlassen?"

Er verneigte sich: „Ich bedaure, hier verweilen zu müssen!"

„Warum, wenn ich fragen darf?"

„Weil ich eine Dame erwarte."

„Und das bedauern Sie?"

„Ihretwillen, gnädige Frau, da mir die Rücksicht gegen eine Andere nicht erlaubt, Ihnen gefällig zu sein."

Nach kurzem Zögern bot sie leiser an: „Und wenn ich selbst diese vermeintliche Andere wäre? Ich trage die rothe Rose im Gürtel."

„Dann thut es mir um die weiße an meiner Brust leid."

„Wieso?" fragte sie betroffen, worauf er in erkünstelten Zorn ausbrach:

„Eine verheirathete Frau wagt es, im Ernst auf meinen Scherz einzugehen? Sie wollen Ihren Gatten betrügen, und dazu soll ich Ihnen meine Hilfe leihen? Gehen Sie hin, thun Sie Buße in Sack und Asche und bessern Sie sich! O Welt, wie weit ist es mit Dir gekommen!"

Hätte die Dunkelheit ihr nicht die Mienen verborgen, mit denen er seine Standrede begleitete, sie würde schwerlich die Frage gethan haben: „Ist das Ihre aufrichtige Gesinnung?"

„Ja, Madame!"

„Das freut mich!" sagte sie mit einem so innigen Ausdruck, daß er einen Moment befremdet ward. Aber er hütete sich, vor-

Digitized by Google

zeitig aus seiner Rolle zu fallen, und spielte sie in strafendem Ton weiter:

„O, hoffen Sie nicht, sich durch plötzliches Einlenken in ein besseres Licht zu setzen! Ich verachte Sie und alle Weiber Ihresgleichen. Ich könnte Sie mit Gewalt in das Haus Ihres Mannes führen und ihm sagen, welchen Schatz er an Ihnen besitzt. Aber ich mag ein solches Kleinod nicht anrühren, und überdies werden wir von dem langen Aufenthalt hier die Füße kalt. Sie sind mir keinen Schimpfen werth, Madame, ich entferne mich." Er stellte sich, als wollte er fort. Da bat sie:

„Nur einen Augenblick, mein Herr!"

„Was soll's?" rief er verdrießlich.

„Ich bin nicht verheirathet!" schlug die Silberstimme an sein Ohr.

„Ah! Warum denn erst die Lüge? Warum lassen Sie mich zwecklos Gift und Galle über pflichtvergessene Ehefrauen ausschütten?"

„Warum sind wir am Unkenteich, mein Herr?" versetzte sie unter leisem, klingendem Lachen, das ihm ein Elysengefang däuchte. Zu guter Zeit fiel ihm ein Ausweg ein, die direkte Antwort zu vermeiden. Erstaunt rief er:

„Wie? Fangen Sie in Jamben an zu sprechen,
Die man im Trauerspiel wohl gelten läßt,
Doch nirgend in vernünft'ger Unterhaltung?"

Mit unbefangener Heiterkeit erwiderte sie: „Bis jetzt hab' ich noch kein vernünftiges Wort von Ihnen gehört."

„Dann bedaure ich herzlich", sagte er, „daß Sie zu spät in Ihr Versteck geschlüpft."

„In welch' Versteck?"

„Ich möchte wetten, dort hinter dem Busch sitzt noch mehr Lebendiges."

„Sie täuschen sich."

„Soll meine Blendlaterne einmal nachsehen?"

„Es wäre unnütz."

„Wirklich?" meinte er. „Aus der Antwort seh' ich, daß mein Verdacht gegründet ist. Darf ich unbescheiden fragen, ob vielleicht auch ein alter Mann mit krummem Rücken dahinversteckt, wie hinter dem Betrug, den Sie der Dame mit dem Prachtexemplar von Myrthe gespielt?" Hier mußte Ada wider Willen auflachen. „Sie lachen, rothe Rose," fuhr er ernst fort, „allein die Sache hat auch eine andre Seite. Wir sollten kein Wesen mit Spott beladen, das unsern Hohn fühlen und verstehen kann."

Ada ließ sich keineswegs durch die Ermahnung einschüchtern. Unerschrocken versetzte sie: „Ei, mein Herr Philosoph, ist es ein Verbrechen, über Lächerliches zu lachen?"

„Wir haben wohl das Recht", belehrte er, „über Jemand zu lachen, jedoch durchaus keins, ihn lächerlich zu machen. Das ist unzart und verräth wenig Herz."

Der verschleierte Uebermuth vertheidigte sich lebhaft:

„Wer hat mich denn zu dem Scherze mit der bejahrten, ehelustigen Dame verleitet, als Sie, mein Herr? Mir ist sogar der Name der Unglücklichen nicht einmal bekannt; durch bloßen Zufall ward mir ein Brief in die Hände gespielt, den die Person Ihnen zugedacht."

„Und darauf trieben Sie eben den Spott mit ihr", rügte er, den ich als Mann von Ehre verdammen muß."

„Nun, wenn Sie so streng im Punkt der Ehre denken, mein Herr, wie durften Sie dem armen Wesen wehthun und merken lassen, wie sehr es ihr an Verstand gebricht? Verrieth das etwa Herz? Sie fühlte sich tief beleidigt —"

„Wer hat mit die Person auf den Hals gehetzt?" grollte er.

„Ich hab's gethan", räumte Ada ein, „aber nun herrscht's unendlich. Wer weiß, wie oft das Leben die Aermste betrogen. wie mancher Schmerz ihr Gemüth betroffen! Sie steht vielleicht ganz vereinsamt auf Erden, sucht eine treue Seele, sehnt sich nach Glück — ach, die Sehnsucht verfolgt uns ja Alle von Kindesbeinen an und verläßt uns auch wohl schwerlich bis an's Lebensende!" Sie sprach das Letzte so sentimental, daß der Zuhörer Ort und Zeit vergaß und mit wirklichem Ernst auf das eingeschlagene Thema einging:

„Sie haben Recht; wir Menschen sind nicht zufrieden, wenn uns kein offenbares Unglück heimsucht; große Wünsche sollen sich uns erfüllen, sonst trinken wir das Leben wie langsames Gift. Verwegen und doch nicht auszurotten ist unsere Hoffnung auf eine hohe, herrliche Zukunft; alle Enttäuschungen rauben sie uns nicht. Durch wunderliche Träume bethören wir uns immer von Neuem, entbrennen für Rebel-Ideale, verlieren uns in Luftschlösser — ach, unsre Phantasie wird uns zur höchsten Qual! Sie foltert das Kind schon in der Schule, malt ihm das Jünglingsalter als Paradies, und werden wir Jünglinge, so seufzen wir wieder: Wärst du erst Mann!" Sind wir's geworden, dann wird unsere beste Kraft aufgerieben im Kampf mit Niedertracht und Dummheit. Das Mittelmäßige findet tausend Freunde, das Große und Seltene eben so viel Feinde, und nicht immer siegt es zuletzt und treibt die Gegner zu Paaren; es geht auch häufig gebrochen zu Grunde."

Seine Stimmung war fast traurig geworden, doch das neckische Mädchen riß ihn mit Einem Male heraus durch die ironische Bemerkung: „Wenn Sie nicht zu den verkannten Genie's gehören, will ich mir den Kopf abschlagen lassen."

„Dann bitte ich mir die Gnade aus, zu Ihrer Hinrichtung eingeladen zu werden," warf er mit neubelebtem Humor hin. Doch kaum hatte er die Aeußerung gethan, da drang eine rauhe, fratzende Stimme seitwärts aus dem Gebüsch:

„Ich dächte, nun wär's bald Zeit, Fräulein!"

„Horch, horch: der Lerche Lied erschallt!" rief der Hörer fröhlich. „Gehört die Stimme —"

„Dem alten Mann mit dem krummen Rücken!" gestand Ada, der Frage zuvorkommend.

„So klingt sie!" sagte der Jüngere und wandte sich gegen das Dickicht: „Wird Ihnen die Zeit lang, alter Freund? Mir ist sie wunderbar schnell und angenehm vergangen. So böswillig verfährt das Schicksal mit uns Menschenkindern: was es dem Einen schenkt, stiehlt es dem Andern. Aber Sie, alter Herr, haben jedenfalls oft die Freude, das Fräulein zu sehen; darum gedulden Sie sich; denn mir ist dieses Glück noch gar nicht zu Theil geworden."

„Ich danke Ihnen, mein Herr", sprach Ada leise, die Versicherung wird ihn beschwichtigen."

„Ich wollte, ich könnte sie ihm nicht geben"; seufzte Y. l. „Sein Sie dessen froh: ich bin sehr häßlich", seufzte das Mädchen.

„Wer hat mir geschrieben, ihre Schönheit reiche für Zwei aus", sagte er.

„Das schrieb ich aus Selbstironie", seufzte sie zum andern Mal.

„Häßliche Männer verspotten sich wohl zuweilen selbst —" wandte er ein und erhielt sofort die boshafte Frage:

„Sie auch, mein Herr?"

„Ja wohl, ich auch, mein Fräulein", nickte er, aber an Damen hab' ich diese Neigung noch nie wahrgenommen; im Gegentheil: Jede hält sich für schön."

„Dies war auch meine Schwäche, bis Andre mir sagten, ich sei häßlich", äußerte Ada.

„Beim Himmel", rief er plötzlich voll Emphase, „Sie dürfen nicht häßlich sein, sind es auch nicht; denn wer soviel — pardon, ich war im Begriff, Ihnen eine Schmeichelei zu sagen, will's jedoch lieber unterlassen. Darf ich", schloß er flehend, „nicht ein einziges Mal von meiner Laterne Gebrauch machen?"

„Auf Ihrem Heimweg thun Sie das", empfahl ihm das Fräulein, „damit Sie Ihre Nase an keinem Baumstamm lädiren. Es wäre mir unlieb, Sie mit einem Pflaster wiederzusehen."

„Ein Scheusal wird durch Nichts entstellt", antwortete er hastig, „also wollen Sie mich wiedersehen?"

„Wenn der Zufall Sie mir in den Weg führt —"

„Wird's nun bald, Fräulein?" knarrte es aus dem Busch.

„Gleich, lieber Schmidt!"

„Sonst werd' ich helfen!"

„Oho", versetzte der junge Mann lustig, „setzen Sie sich nicht in Unkosten, lieber Schmidt! Uebrigens freut es mich, einen Mann von so alter und großer Familie kennen zu lernen. Die Gelehrten wollen behaupten, schon Adam habe mit Vatersnamen Schmidt geheißen." Ohne des Alten Erwiderung abzu-

Digitized by Google

warten, kehrte er sich zu Ada: „Um auf den Zufall zurückzukommen, mein Fräulein, so ist er unter Umständen ein Teufel, unter andern ein Gott. Heut war er mir Beides. Nehmen Sie den Wechselbalg unter Ihre Fittige, behandeln Sie ihn als Pflegesohn, mit Einem Wort: verschwinden Sie mir nicht für ewig!"

„Wir wollen ein Abkommen treffen", schlug sie vor. „Wenn Sie mir an einem andern Orte begegnen und mich erkennen, ohne heute mein Gesicht erblickt zu haben und ehe Sie meine Stimme wieder hören —"

„Geschlossener Handel!" jubelte er dazwischen. „Ich erkenne Sie an jedem Ort, zu jeder Zeit!" Ada suchte ihn herabzustimmen:

„Ich werd' es Ihnen nicht leicht machen. Morgen in der Dämmerung gehe ich mit einer Cousine in der Platanen-Allee spazieren. Dort können Sie uns finden. Sie wissen, wie belebt die Promenade gegen Abend ist. Reden Sie eine andere Dame oder auch nur meine Cousine statt meiner an, so haben wir uns nie gesprochen, und Sie geloben, nie mehr eine Annäherung zu versuchen." Er hob die Finger wie zum Schwur:

„Ich gelob' es bei der Hoffnung, die ich im Herzen trage; einen höhern Eid können Sie nicht verlangen."

„Nun Basta und Sela!" schrie es aus dem Busch, und die Zweige wurden geschüttelt, als solle irgend ein unangenehmes Thier durch das Geräusch in die Flucht gejagt werden.

„Ich komme schon!" vertröstete das Mädchen, kam indessen nicht, sondern blieb an der vorigen Stelle. Dies wahrnehmend, warf der schier Dreißigjährige die geflügelten Worte in's Dickicht: „Schmidt, Sie erinnern lebhaft an Julia's Amme, wie Sie, mein Fräulein, an die holde Tochter Capulets."

„Setzen Sie den Vergleich nicht fort", warnte ihn die Zunge, „denn um eines solchen Romeo willen würde keine Julia den Schlaftrunk genießen."

Statt durch diese Verhöhnung niedergeschlagen zu werden, erwiderte er aufgeräumt: „Es ist außerordentlich schmeichelhaft für mich, daß Sie mir zutrauen, ich würde meine Julia gar nicht so weit kommen lassen. Hätte Romeo Julien geliebt, wie ein Mann sein Weib lieben muß, nimmer wär' er ohne sie aus Verona entwichen, nachdem er den störenden Cousin Tybalt einmal um die Ecke gebracht."

„Sie würden", schaltete Ada beißend ein, „lieber erst gar nicht mit einem Tybalt anbinden."

„Wenn es sich vermeiden ließe", sagte er ruhig, „allerdings; denn ich finde, die vorsätzliche Durchlöcherung fremder Gliedmaßen ist ebenso unmoralisch —"

„Wie Ihr Heirathsgesuch!" setzte Ada als Trumpf drauf.

„Zugegeben", ließ er gleichgültig fallen, „wenn ich's ernst damit gemeint hätte."

„Haben Sie es nicht ernst gemeint, so bemühen Sie sich auch morgen nicht in die Platanen-Allee, mein Herr!"

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, was dem Einen recht, ist dem Andern billig. Sie haben heut ihre Neugier befriedigt, ich werd' es morgen."

„Und welchen Gewinn erwarten Sie davon?"

„Die Antwort morgen, mein Fräulein", sagte er mit Nachdruck und dann in den Busch hinein: „Gute Nacht, Amme!" Da Schmidt keinen Laut gab, fügte er hinzu: „Sie scheint eingeschlummert. Darf ich Ihre Hand zum Abschied küssen, mein Fräulein?"

„Ich danke."

„Nicht Ursache! Aber wenigstens werden Sie mir gestatten, Ihnen die weiße Rose als Zeichen meiner Verehrung einzuhändigen." Er löste die Blume von seiner Brust und reichte sie dem Mädchen, das sie mit der Frage nahm:

„Hoffen Sie etwa dagegen auf die rothe?"

„So kühn bin ich nicht," lächelte er, „ich wollte nur ein wenig im Trüben fischen."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Ich kenne jetzt", sagte er, „die Form Ihrer Hand, die sich hoffentlich bis morgen nicht verändern wird. Der Schlaf bescheere Ihnen so entzückende Träume, wie ich sie zu finden hoffe. Ich werde mir das Vergnügen machen, nur von Ihnen zu träumen."

Und mit erhöhter Stimme wünschte er nach dem Gebüsch hin: „Gute Nacht, Schmidt, wohl bekomm' Ihnen der Abend!"

„Hol' Sie der Teufel!" zischte es zurück.

„Bitten Sie ihn persönlich darum, Schmidt! Felicissima notte, Madonna adorata!"

„Herr! schimpfen Sie nicht, sonst sag' ich: ditto!" schrie der Alte außer sich, da er den italienischen Abendgruß des jungen Mannes an Ada für eine Beleidigung hielt, die seinem grauen Haupt widerfahren.

Lachend warf Madonna's Adorant ihr eine Kußhand zu, ergriff die Laterne und rief: „Haben Sie je eine discretere Laterne gesehen?. Aber es kostet ihr viel Ueberwindung, discret zu sein, und sie erwartet deshalb morgen eine anständige Belohnung." Ada erwiderte nichts mehr. Sie sah ihn kräftigen Fußes in die Tiefe des Philosophengangs eilen, an dessen Ende er stehen blieb, den Blender öffnete und rückwärts gegen sie richtete. Rasch trat sie in den Schatten, wo sie sofort von zwei Seiten angegriffen ward.

(Fortsetzung folgt.)

Im Hochgebirg.

Von J. G. Fischer.

Lösung suchend dem Räthsel meines Volkes,
Dem ich bangend entfloh, betrat ich keine
Welt, du Heimath der Berge. Wie Verheißung
Winkte dein Bild mir zu.

Und du lagest vor mir, erhab'ne Zuflucht,
Gleich als könnt' ich mit Händen dich ergreifen;
Doch je näher ich kam, je stolzer bot sich
Deine Unendlichkeit.

Aber ohne Ermüden zog ich aufwärts,
Nur geleitet vom Bach, dem wilden Knaben,
Bis auch er mich verließ und nun die Felswand
Tödtlich mich angeftarrt.

Schon versiegten des letzten Grünes Reste,
Und von Frühling und Sommer schied ich; — aber
Unberührbar wie einer Göttin Schulter
Leuchtet das Schneegefild.

Wann wirst endlich auch du, im Thale wandelnd,
Ein lebendiger Strom dich freu'n? — zum Vorbild
Meinem Volke, dem hoch wie deine Gipfel
Seine Gedanken steh'n!

Also rief ich hinauf, und hoch verschwebend
Gab ein Echo die Antwort: „Niemals! Niemals!"
Wie vom Todtengemach es hallet, wenn man
Einen Verstorb'nen ruft.

Da — wie Donner durchbricht's die Höh'n — ein
Schneewall
Stürzt, und rasselnde Felsen wie zerbroch'ne
Ketten stürzen ihm jubelnd nach; doch lauter
Jauchz' ich den Bergen zu:

Zieht mein Enkel den Weg einst, dann, ihr Felsen,
Jubelt wieder, wenn Deutschland seiner Stärke
Froh ward; — oder degradt ein Volk, das keines
Besseren Looses werth!

Zur Geschichte des Bieres. In dem großen Schatze der k. k. österreichischen Hofbibliothek hat sich ein im Jahre 1397 geschriebenes Buch von Dr. Gunkram unter dem merkwürdigen Titel: „Von der göttlichen edlen Gabe der philosophischen hochtheuren und wunderbaren Kunst, Bier zu machen," vorgefunden.

Digitized by Google

Bei der Seltenheit ausführlicher Notizen über archäologisch-ökonomische Technologie dürfte es nicht ohne Interesse sein, aus dem genannten Werke einige Aufschlüsse über das Bier der Alten mitzutheilen. Nach dem Verfasser ist das Bier bereits über 2000 Jahre bekannt; Archilochus (720 v. Chr.) nennt es Vinum hordaceum, Gerstenwein. Plinius (100 n. Chr.) spricht von Bier und sagt in einem Capitel über „Fuß-Linlugenden“: „Die Menschheit soll nicht mit diesem abscheulichen Getränke verderben, gebet nur ein Bischen Schwefel hinein und das Höllengebräu ist fertig.“ Aus diesem Ausspruch geht hervor, daß auch die Alten es verstanden haben, schlechtes Bier zu brauen. Ob das aus Gerstensaft mit Salz und Safran bereitete Getränke, wie es nach griechischen Schriftstellern in Aegypten, nach dem Talmud auch in Medien im Gebrauche stand, unserem heutigen Begriffe von Bier entspracht, muß unentschieden bleiben. Es dauerte sehr lange, bis man die Bierbrauerei zu einem eigenthümlichen Gewerbe erhob; erst im 14. Jahrhunderte bildeten sich Zünfte dieses Fachs, wobei aber auch gleichzeitig Gesetze erschienen, welche die Biererzeugung unter strenge Controle stellten. Eine solche Bierbrauerei von bedeutender Ausdehnung wurde in Zittau errichtet, wo man in einem Kessel von Kupfer eine größere Anzahl Eimer auf einmal braute. Dieß geschah im Winter des Jahres 1390. In demselben Jahre erschien eine Rathsverordnung, welche unter Anderem sagt: „Die Gerichtsobrigkeit soll ein wachsames Auge auf die Biersieder und Wirthsleute haben, so das Bier verschlechtern und die Menschheit verderben. Biertrunk ist ein Labsal für Ritter und tugendliche Mannen, so christendlich denken und handeln, darumb sollen unchristendlich Hantirer, die jämmerliche Kerle sind und mit bösartige Krankheiten behaftet und teyerische Gedanken umgehen, sind vom Bierkessel auszustoßen. Comödianten und wohlberedte Poeten dürfen fürder allerhand Gesang und Lobpreiß diesem Labsal öffentlich spenden.“ Daß schon zu jener Zeit die Obrigkeiten das Brauwesen streng überwachten, geht aus Folgendem hervor: Der Prager Rath erließ im Jahre 1396 eine Verordnung, in welcher die Einfuhr von Zittauer und Schweidnitzer Bier in so lange gestattet wird, bis die Prager Brauherren ein eben so gutes und gesundes Bier erzeugen werden. Indem die Verbreitung dieses Getränkes immer mehr zunahm, so beschloß man auch, daß selbes gut und unverfälscht abgegeben werde, wozu zu eigene Bierprüfen veranlaßt wurden, unter welchen die früher auch in München üblichen, die bekannte Lederhosenprobe, erwähnt wird. Damals waren an 200 Gattungen Bier bekannt. Diese ungeheure Anzahl rührt daher, daß jedes Bier nach seinem Brauorte genannt wurde. Vor ungefähr 300 Jahren, nachdem in Wien mehrere Brauereien entstanden waren, ließ man solche Benennungen weg und benannte die Biersorte nach der Farbe oder nach der Jahreszeit, in welcher sie gebraut wurde. Da Wien zu jener Zeit viel Wein hatte, so verbreitete sich das Bier sehr langsam; nur die wohlhabenderen Classen der Bevölkerung bedienten sich mouffirender Biere, die erst im 17. Jahrhundert allgemein Eingang fanden. Die erste Bierstube für Stehgäste etablirte sich daselbst um das Jahr 1520. (B. Z.)

In einer zu Dublin erscheinenden medizinischen Zeitschrift veröffentlicht ein englischer Arzt das Ergebniß seiner langjährigen Beobachtungen über das menschliche Herz. Das Gewicht desselben beträgt hiernach durchschnittlich beim Manne 9 Unzen, beim Weibe nur 8 Unzen. Hierzu fügt der Erforscher des Menschenherzens nach der Wagschale noch die Bemerkung bei, es sei eine entschiedene Thatsache, daß das männliche Herz, je älter es werde, mehr und mehr an Schwere zunehme, während das weibliche Herz vom 30. Lebensjahre ab allmählig um ein Geringes leichter werde.

(Herzliche Redensarten.) Ein eifriger Reiter sagt, daß ihm das Herz im Leibe *lache*, wenn er ein schönes Pferd sieht; ein Hasse nder, daß sich das Herz *umwende*, wenn er seinen Feind erblickt; ein Mitleidiger, daß ihm das Herz *breche*; ein Furchtsamer, daß es ihm *beklemmt* sei; ein Neidischer, daß es ihm *blute*, wenn es Diesem oder Jenem wohl geht; ein Vergnügter, daß es ihm *groß* werde, daß es ihm *zapple*; ein Zorniger, daß es ihm *bebe*; ein Erschrockener, daß es ihm wäre, als würde ihm das Herz *abgestoßen*; ein Banger, als ob es ihm *niedersänke*; ein Fröhlicher, als ob es ihm *hüpfe*; ein Trauriger, als ob es ihm *zerspringen* wollte; ein Zärtlicher, als ob es ihm *zerschmelze*. Von einem Unempfindlichen sagte man, daß sein Herz *hart* sei; von einem Hartherzigen, daß er *kein* Herz habe; von einem Liebenden, daß er sein Herz *verschenkt*, und von einem Verliebten, daß er sein Herz *verloren* habe. Alle Menschen sprechen von ihren Herzen und die wenigsten haben eines.

Eine Thronrede Friedrichs des Großen. Als Friedrich der Zweite, bekannter unter dem Namen Friedrich der Große, den Preußenthron bestieg, da sprach er vom Throne herab die ewig denkwürdigen Worte: „Meine Unterthanen würden frei denken, wenn sie dürften. Sie würden Shaftesbury's, Loke's, Montesquieu's und Voltaire's unter sich haben, wenn sie es ungestraft sein könnten. Sie sollen existiren dürfen und nicht denken? Ich wünsche mir nichts mehr, als ein edles, kühnes, freidenkendes Volk zu beherrschen, ein Volk, das Macht und Freiheit hat, zu denken und zu handeln, zu schreiben und zu sprechen, zu singen und zu sterben. Mögen sie auch zuweilen die ihnen gegebene Freiheit mißbrauchen! Ich bin dann desto sicherer vor dem niedrigen Gewürme der Schmeichler und lerne die göttliche Kunst zu verzeihen. Wer diese nicht besitzt, ist des Thrones unwürdig. Aberglauben, geistiger Despotismus und Unduldsamkeit hindern die Entwicklung der Talente; Freiheit zu denken, erhebt Geist und Gemüth. Auch über meine Unterthanen soll die Morgenröthe der Philosophie aufgehen. Herrschsüchtige Priester sollen ihre Freiheit nicht einschränken. *Keine* Religion soll *herrschen*! Gleiche Freiheit aller Dogmen! Alle würden die Ausklärung als ihren gemeinschaftlichen Feind verfolgen und die Dummheit unter dem Namen der Frömmigkeit als Ideal aufstellen.“

Der gebildetste Mensch ist derjenige, welcher in der Schule des Lebens die meiste Gelegenheit gefunden hat, sich selbst zu überwinden.

Wer sich beklagt, daß er vom Schicksal wie ein Spielball sei herumgeworfen worden, der gesteht zugleich ein, daß er sehr leicht sei.

Bühelen.

Dreisilbige Charade.

1. 2.

Hoch steht der König, rings umgeben
Von den Getreuen, die sein Leben
Beschützen sollten, doch ihr Blut
Niemals ihm opfern, noch ihr Gut.
Vielmehr erschlägt ihr eigenes Stürzen
Gar oft den Herrn. —

3.

Gewinnend macht mich Jeder gern.
Auch kann ich manches Ding verkürzen.
Am Leibe mach' ich Dir meist Schmerzen,
Obschon, wenn kaiserlich mein Stand,
Ich auch ein Leben kann erretten.

1. 2. 3.

Mein Ganzes, möcht' ich sicher wetten!
Liegt, wenn auch gar nicht unbekannt,
Den Meisten nicht zu sehr am Herzen.
Und dennoch bin ich tief gedacht
Am Himmel selbst zu Ehren gebracht.

Auflösung der Charade in Nr. 16:
„Dienstpflicht.“

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 18. Sonntag, den 6. Mai. 1866.

Zum 1. Mai.

(Aus dem Augsb. Anzeigeblatt.)

Das ist ein Jubel in aller Welt,
Wenn der Mai seinen fröhlichen Einzug hält;
Es jubeln die Vögel im grünen Wald,
Und aus der Sänger Kehlen erschallt
Frohlocken und Maienjauchzen.

Ja, ja, es ist eine köstliche Zeit,
Wenn rings die Natur wieder grünt und mait,
Wenn die Amsel im dunkeln schattigen Hag
Und der Finken lustiger heller Schlag
Dem Trillern der Lerche begegnet.

Da hebt sich die Brust und dehnt sich weit,
Da wird vergessen manch' tiefes Leid;
Ein heller sonniger Augenblick
Kehrt ein im Herzen und läßt zurück
Mailust und muthiges Hoffen.

Wenn der Kukuk ruft, wenn die Knospe springt,
In Feld und Wald wieder Frühling winkt;
Wenn die Blüthen duften und klingt die Schalmei,
Da fühlt sich das Herz so wohl und frei,
Als wär' ihm nie Leiden begegnet.

Du aber, mein herrliches Vaterland,
Umschlungen vom deutschen dreifarb'nen Band,
Dir blühet noch nicht der rechte Mai,
Noch bist du geknechtet, statt stolz und frei
Dein Banner schwingen zu können.

Doch freue dich mit, hab' guten Muth,
Noch rollt in den Adern uns deutsches Blut,
Und die starre Kruste der Knechtschaft bricht,
Auch dir blüht der Mai und der Freiheit Licht,
Wenn auch nach Kämpfen und Mühen.

Und wenn es errungen, das Ziel erreicht,
Wenn Süden und Norden die Hand sich reicht,
Wenn deutsches Recht und die deutsche Art
Sich einig um's flatternde Banner schaart,
Ein einiges Volk von Brüdern, —

Dann wollen wir jubeln mit hellem Laut,
Daß es den Schurken im Herzen graut;
Dann schall' es: „Willkommen du deutscher Mai,
„Gott grüß' dich mein Vaterland groß und frei,
„Gott segne und schütze dich immer!"

Y 1.

Humoreske von Cäsar Parvus.

(Aus dem „Sonntags-Blatt für Jedermann aus dem Volke.")

(Fortsetzung.)

„Das sag' ich haarklein Deinem Vater, Ada!" drohte es von der einen Seite. „Wenn ich diesen infamen Schweden allein treffe!" von der andern — „Du hast aller Mädchensitte Hohn gesprochen, schämst Du Dich nicht", grollte es von drüben. „Ja, schämen Sie sich! Dieses passirt mir im Leben nicht wieder!" von hüben. Ada hörte weder das Eine, noch das Andere. Scheinbar gedankenlos starrte sie dem verschwundenen Lichtschimmer nach, aber sie war nie gedankenvoller gewesen. Claudine und Schmidt mußten sie bei den Händen ergreifen und fortziehen, der Chaussee zu. Stumm folgte sie. Da tauchte der Laternenschein in der Ferne zwischen den Bäumen noch einmal auf, und durch die laue Luft schallte der Refrain des Liedes: „Gute Nacht, Du mein herziges Kind!"

„Herr meines Lebens", sagte in dem Moment ein Mann, der mit einem Begleiter an Schmidt und den Damen vorüberstrich, „was ist das für ein schauderhafter Tenor!" Ada lächelte still vor sich hin. Sie dachte, es kommt Alles darauf an, mit was für Ohren man hört! Ihr klang der schauderhafte Tenor schöner, als die Stimme des vollendetsten Opernsängers, den sie kannte, und der kurze Augenblick, in welchem Y 1 die Laterne von der Erde aufgehoben und das Streiflicht sein Gesicht getroffen, der Augenblick hatte genügt, die Züge des jungen Mannes für die Ewigkeit in Ada's Gedächtniß zu prägen. Claudine und Schmidt hatten sie in die Mitte genommen und gossen die Schalen ihres Zorns reichlich über das Haupt der Armen aus, deren andauerndes Schweigen sie als Erwachen des Gewissens auslegten. Wie täuschten sie sich! Die Strafpredigten gingen spurlos an ihr vorüber. Sie achtete so wenig darauf, wie auf das konsequente Knarren der Stiefel Schmidt's in dem Kiesfande der Chaussee. Das unüberlegte Spiel, welches Ada mit Y 1 unternommen, hatte zu einem Ausgang geführt, den sie nicht für möglich gehalten. Und ebenso machte der Laternenträger auf seinem Marsch nach Hause die bedenkliche Wahrnehmung, sein Herz sei schwerer, als sein Portemonnaie.

„Auch wenn er scherzt, führt Amor ernste Waffen!" sagt

Digitized by Google

Perlit in dem spanischen Lustspiel „Donna Diana.“ Menschen von entzündlicher Einbildungskraft werden durch Umstände, die den Kreis der Alltäglichkeit und Gewöhnlichkeit überschreiten, leicht dahin gebracht, sich für Dinge und Personen zu enthusiasmiren, die, wenn sie ihnen auf ebenem Wege und bei nüchterner Beleuchtung entgegengetreten wären, geringe oder gar keine Wirkung auf ihr Gemüth geübt hätten. Es bleibt etwas Wunderbares um erste Eindrücke! Sie gleichen dem Samenstaub, der von Windeswellen fortgetragen und irgendwo niedergesenkt wird, wo einen Lenz später Jeder erstaunt fragt: „Wie kommt die Blume hierher?“ Mancher steht am Morgen unbefangen, ahnungslos auf, verbringt den Tag wie tausend andere, und am Abend bewirkt ein Blick, ein Ton, daß die Welt sich dergestalt vor dem Auge verwandelt, als hättest Du sie bis dahin gar nicht gekannt, als wüstest Du jetzt erst, was Du in ihr wirst und sollst. Dein Leben ist in eine neue Bahn gerückt; Pläne und Entwürfe, die Du vielleicht Jahre lang genährt und verfolgt, sind zerfallen, reizen Dich nicht mehr. Ein einziger Gedanke beschäftigt Dich fortan Tag und Nacht — Dein Schicksal ist entschieden!

III.

Im Frühstückszimmer stand der Kaffee aufgetragen, allein Niemand berührte ihn. Der Bergrath Mitte segte durch die Stube, daß der Schlafrock wie der Hak eines Beduinen gebauscht hinter ihm herschwebte; Claudine und Ada, Beide im Negligé, waren ebenfalls in Bewegung; nur der alte Schmidt stand eichenfest, wenn auch weniger gerade an der Thürschwelle.

„Erklärt mir nur, worin das Ungeheuerliche und Entsetzliche liegt!“ sagte Ada mit zitternder Stimme. Der Vater hemmte seine Hast und trat heftig auf die Diele:

„Treibe mich nicht zum Aeußersten, rath' ich Dir! Daß Du den Abenteurer-Streich unternommen hast, ist unverzeihlich; daß Du aber auch jetzt noch die Thorheit vertheidigst, dafür sind' ich keine Worte.“

„Ich auch nicht!“ bestärkte Claudine. Ada wandte sich gegen sie:

„Claudine, soll ich Dir die Wahrheit sagen? Du beneidest mir das Erlebniß nur.“

„Ich Dich beneiden, wo ich entrüstet bin?“ repliicirte die blonde Cousine.

„Entrüstet, ja, über Dich selbst!“ betonte die Andere scharf. „Du ärgerst Dich, daß Du bei Schmidt hinter dem Busch geblieben. Vielleicht hätte der junge Mann Deine Stimme noch süßer gefunden, als meine.“

„Daß Ada den Nagel auf den Kopf getroffen, bewies Claudine durch die Heftigkeit, mit der sie jetzt losfuhr: „Welche Verdächtigung! Onkel, kannst Du mir die Schmach anthun lassen? Hab' ich Dir nicht Alles treuig gebeichtet?“ Bei der letzten Frage hatte sie die Schleusen ihrer Thränendrüsen aufgezogen und bemühte sich, krampfhaft zu schluchzen.

„Du brauchtest mich“, entgegnete Ada milder, „nicht beim Papa anzuschwärzen. Auf die Art, wie man eine Sache vorstellt, kommt es an, welchen Eindruck sie macht. Hättest Du und Schmidt mir Zeit gegönnt, selber dem Papa den Hergang zu erzählen, er würde nicht so aufgebracht sein.“

Als Schmidt's Name genannt wurde, zuckte der Alte sichtlich zusammen. Jetzt, da Ada innehielt, setzte er sich in Positur: „Hören Sie einmal, Fräulein —“

Weiter kam er nicht; denn die Angeredete schleuderte ihm entgegen: „Sie sind ja an der ganzen Affaire Schuld, Schmidt!“

„Potz Wetter!“ rief er mit einer Bewegung, als hätte ein Elektrisir-Apparat auf ihn gewirkt.

„Allerdings sind Sie das!“ unterstützte der Bergrath sein Fleisch und Blut. „Sie haben unverantwortlich gehandelt! Wie konnten Sie den albernen Kindern Vorschub leisten?“

Claudine, die auf einen Stuhl gesunken war, sprang auf: „Ich bin auch albern, Onkel?“

„Ihr alle Drei!“ lautete das harte summarische Urtheil des Familienoberhauptes.

„O, das ist nun der Dank für meine Aufrichtigkeit!“ weinte Claudine von Neuem und ließ sich auf das Polster zurückfallen. Onkel Mitte nahm davon keine Notiz, ging vielmehr wieder in seinen Geschwindschritt über und knirschte: „Könnt' ich den ärgerlichen Vorfall ungeschehen machen, ein paar Tausend Thaler wollt' ich verlieren.“

„Herr Bergrath“, begann Schmidt, der sich unterdessen von seinem Schreck erholt hatte, „Sie und das Fräulein Tochter haben mir da Dinge gesagt, die man sich als Mensch von Gefühl nicht gefallen lassen kann. In alten Tagen verträgt man dieses nicht mehr.“

„Warum werden Sie noch in Ihren alten Tagen ein Narr?“ polterte Mitte.

„Bin ich ein Narr, so paß' ich nicht mehr zu Ihnen, Herr Bergrath!“

„Es soll mir recht sein, wenn wir uns trennen!“

„Halt, lieber Vater, trat Ada dazwischen, und all' ihre Herzensgüte brach hervor. „Nimm das Wort zurück! Eh' unser alter treuer Schmidt uns verläßt, will ich mich der bittersten Strafe unterwerfen, will eingestehen — wenn Du's gerne hörst — daß ich die schwerste Thorheit begangen; ich will sogar den Mann nie wieder sehen, der mir in einer Stunde theurer geworden, als Alle, die ich bisher gekannt, in Monaten und Jahren. Nur mein alter Schmidt darf nicht von uns!“ Ihr Gefühl übermannte sie dergestalt, daß sie beide Arme um den Hals des grauen Dieners schlang, den diese unerwartete Hingebung ganz betreten machte. Der Bergrath stand wie eine Granitsäule dem ungleichen Paar gegenüber.

„Was hab' ich gehört?“ loderte er jetzt auf. „Der Mensch, vor dem Du Deinen und meinen Ruf bloßgestellt, ist Dir theuer geworden!“

„Ja, Väterchen!“ nickte Ada beherzt, den Lockenkopf über die Achsel drehend und immer noch den alten Schmidt festhaltend. „Nein, das übersteigt Alles!“ rief Claudine und raffte sich vom Sessel empor. Sie schien es nicht ertragen zu können, daß man sie sammt ihren Zähren unberücksichtigt ließ, und drängte sich dehhalb gewaltsam wieder in die Scene

Ada entgegnete der Erhitzten fest: „Wenn ich Dein empfindliches Ohr beleidige, Claudine, so geh auf Dein Zimmer.“

„Das hätt' ich auch ohne Deine delikate Aufforderung gethan!“ daspelte Jene gereizt heraus.

„Du bleibst, Claudine!“ gebot der Onkel.

„Aber der alte Schmidt kann wohl gehen, Herr Bergrath!“ fragte der gekränkte Diener, der inzwischen der Accolade Ada's entledigt worden.

„Sie bleiben auch!“ befahl der Hausherr. „Ada soll, wenn sie es wagt, ihr Geständniß wiederholen! Ich glaube zu ihrer Ehre noch, daß es nur ein neuer unsinniger Scherz war.“

Die Tochter legte die Hand auf die Brust und sprach mit dem Ausdruck aufrichtigster Pietät: „Ich benge mich Deinem Zorn, mein geliebter Vater; verhänge über mich, was Du magst; aber ich habe Dir die Wahrheit gesagt — der Mann ist mir nicht gleichgültig geblieben.“

„Ich verliere den Verstand!“ bebte es in halberstickten Tönen von den Lippen des Bergraths.

„Mein Vater besitzt zuviel, um ihn zu verlieren“, bemerkte Ada fein und schloß unmittelbar an: „Du hast mir befohlen, Dir mein Herz zu öffnen. Und hättest Du's nicht, ich würde freimüthig reden.“ Mit wachsender Zuversicht fuhr sie fort, während die innere Erregung einen rosigen Hauch auf ihre Wangen lockte: „Warum soll Alles in der Welt so nüchtern und prosaisch hergehen? Warum schütteln die Menschen den Kopf über jede Ausnahme von der alltäglichen Regel? Weil sie selber nicht aus der Regel heraustreten dürfen, ohne sich zu schaden! Sie sind und gelten nur Etwas, wenn sie Tag aus Tag ein genau nach der Schablone leben, die auch der Herr Nachbar im Auge hat. All ihr Thun hat den Hintergedanken; was werden die Leute dazu sagen?“

„Und das ist durchaus verständig; denn wer wagt, das Urtheil der Welt zu verachten?“ entgegnete der Vater, aber seine Worte klangen nicht mehr zornig und herb, sondern eher sanft und traurig. Die Sicherheit, das Selbstvertrauen, welche Ada's Wesen entfaltete, hatte dem Bergrath doch imponirt und gab ihm die Besonnenheit zurück.

„Das Urtheil der Welt“, versetzte die Tochter ernst, „hat

Digitized by Google

seine Gerechtigkeit in der Verfolgung gerade der größten Menschen bewiesen."

„Das hat sie gestern Abend von dem jungen Mann aufgeschnappt!" Mit dieser beißenden Randglosse mischte Claudine sich in die Verhandlung. Ada, ohne sie eines Blickes zu würdigen, sagte darauf:

„Und wär' es so? Das Schönste, was uns Jemand geben kann, sind richtige und gute Gedanken, die eben den Meisten fehlen; darum müssen sie so viel Gewicht auf fremdes Urtheil legen. Sie tragen keinen Leitstern in der eignen Brust. Wer sich fest fühlt in sich selber, der darf sich Manches erlauben, was Andere sich versagen müssen; denn er weiß, daß er die Grenze nicht überschreitet."

„Du hast sie aber überschritten", sprach der Vater, „hast gethan, was sich nie wieder gut machen läßt, Du hast Dich unweiblich betragen."

„Nein, Papa!"

„Ja, Onkel!" bestärkte Claudine dessen Meinung.

„Es ist unedel, Claudine, meine Rechtfertigung abschneiden zu wollen", warf Ada der Cousine vor, indeß der Bergrath nahm die Nichte in Schutz:

„Claudine fühlt, es gibt keine Rechtfertigung für Dich. Sie empfindet mädchenhaft zart, ist eine zurückhaltende Natur —"

„Zurückhaltung ist ein anderer Ausdruck für Verstecktheit," wagte Ada zu unterbrechen.

„Dein Vater kennt mich!" sagte Claudine mit geringschätzender Geberde gegen die Feindin. Da flammte diese auf:

„Claudine hätte nichts sehnlicher gewünscht, als es wäre für sie ein Anderer dagewesen, während der Doktor mit mir sprach!" Die so Verdächtigte zog die Oberlippe kraus:

„Ich kann Dir nur mit stiller Verachtung antworten!"

„Wie heißt der Bursche?" rief der Bergrath, dem bei der Erwähnung des Doktors das Blut von Neuem in die Stirn geschossen war.

„Das weiß ich so wenig, wie er meinen Namen kennt", erwiderte die Gefragte.

„Glaub's nicht Onkel!" schürte Fräulein Nichte das Feuer, „sie unterhielten sich häufig ganz leise."

„Der Vater wird mir glauben!" betonte Ada, doch sie irrte sich; denn Jener erklärte:

„Ich glaube Claudinen; denn hat er Dir seinen Stand offenbart, dann ohne Zweifel auch den Namen."

„Verzeih', Papa, seinen Stand vermuth' ich nur aus seinem Inserat. Seiner Bildung nach müßte er wenigstens Professor sein."

„Bildung ist Brod, steht als Motto vor der Groschen-Ausgabe der deutschen Classiker," fiel Schmidt an der Schwelle ein. Der Bergrath gab ihm einen vernichtenden Blick: „Was schwatzen Sie dazwischen?"

„Ich wollte nur bemerken," entschuldigte der Alte seine Kühnheit, „daß demohnerachtet mancher Gebildete nichts zu beißen und zu brechen hat, und dieses könnte hier auch der Fall sein."

„Richtig, Schmidt!" gab der Bergrath seine Befriedigung zu erkennen, „wahrscheinlich ein verkommener Gelehrter, der sich durch eine reiche Partie aufhelfen möchte!"

„Ich hab' ihm nicht verrathen, daß ich reich bin", sagte Ada.

„Du bist's auch nicht", entschied der Vater, sich wieder in Grimm redend, „ich kann dich auf ein Pflichttheil herabsetzen und von meinem übrigen Gelde Legate stiften."

„O Papa, wie glücklich wär' ich, wenn ich um diesen Preis die Liebe jenes Mannes für's Leben gewänne!"

„Ada!" brauste Witte. Das muthige Mädchen lächelte ihn an:

„Gesetzt, bester Vater, wir hätten uns auf einem Ball gefunden, er hätte in weißer Cravatte und weißen Handschuhen mit mir getanzt —"

„Das wäre etwas Anderes."

„Gewiß, Papa; wir hätten dann auch wahrscheinlich eine andere Unterhaltung geführt, zum Beispiel: „Finden Sie es nicht recht heiß im Saal, mein Fräulein?" — „Ich bad' es sieder warm, als kalt, mein Herr!" — „Sind Sie in der ersten Vorstellung des neuen Stücks gewesen, mein Fräulein?" — „Papa wartet immer erst die Kritiken ab, weil er keinem neuen Stücke traut." — Und in diesem Styl wär's bis zum Ende des Tanzes fortgegangen, und ich hätte Gott gedankt, den Mann wieder loszuwerden. Gestern dagegen war ich nicht froh, Papa, als er ging. Mit Neckerei und Spott war ich vor ihn getreten. Er gab mir Stich um Stich zurück, aber gutmüthig, wodurch er mir seine Ueberlegenheit zeigte. Zugleich verwies er mir mit freundlichem Ernst den Betrug, den ich der alten Dame gespielt. Schön ist er nicht, Bäterchen, aber klug und gut, und, was das Beste an ihm ist, er hat Charakter."

Der Bergrath verschränkte die Arme über der Brust: „So! Du hast ihn ja ungeheuer gründlich studirt."

„Ja, das bab' ich, Papa, weil sein Wesen mich sofort fesselte. Es ist nicht bei jedem Menschen nöthig, daß man einen Scheffel Salz mit ihm ißt, bevor man ihn wirklich kennt. Vielmehr glaub' ich: Die sind nicht viel werth, die wir erst lange beobachten müssen, um in ihre Eigenthümlichkeit einzudringen. Sie tragen Masken; das ist immer widerlich; er aber trug keine Maske, er ist ein Mann, wie die Mutter sterbend ihn mir empfohl."

„Erwähne jetzt der Mutter nicht!" sagte Witte, und eine Falte senkte sich zwischen seine Brauen. Trotzdem klang seine Stimme weicher als zuvor, und die Augen suchten den Boden

„Warum nicht, lieber Vater?" fragte Ada entschlossen. „War mir's doch gestern, als stände sie neben mir, ihm gegenüber, und flüsterte mir zu: „Das ist der Rechte!"

Der Bergrath that unruhig ein paar Schritte und versetzte, ohne die Tochter anzusehen: „Du hast stets Neigung zu Phantasterein gezeigt, und ich bin schwach gewesen, ich mußte sie gewaltsamer unterdrücken, als ich gethan."

(Fortsetzung folgt.)

Der Sternschnuppen.

(Eingesandt.)

War es Blitz? fiel vom Gewölbe
Des Himmels dort ein Stern herab?
Ein leichter Streif zieht durch dasselbe;
Was ist's, das dazu Ursach gab?

Es war kein Blitz; es war das Leuchten
Von irgend einem Meteor,
Aus dem die fernsten Kreise scheuchten
Von unsrer Luft das Licht hervor.

Es kehrt in Mengen jährlich wieder;
Doch kennt man noch nicht ihre Zahl,
Noch welches Weltenkreises Glieder
Sie sind, noch wem er gilt, ihr Strahl.

Des Volkes Glaub' kann's leicht begreifen,
Woher die Ursach kommen muß:
Er sagt dir, jene lichten Streifen
Sind eines Sternes Ueberfluß.

Und hängt daran noch manche Deutung,
Die nimmer ihren schönen Sinn
Verliert, wenn unter weiser Leitung
Der falsche Glaube fällt dahin,

So kann auch mir es Niemand wehren,
Wenn ich bei jenem Leuchten dort
Dein denk', mein Lieb, und glaub' zu hören
Dein Grüßen aus dem fernen Ort.

G. Frohmüller.

(Ursprung der Pferderennen.) Die Wiege der Pferdewettrennen ist England, von wo sie sich über die ganze civilisirte Welt bald verbreiteten. Vor einigen hundert Jahren zogen die neu entdeckten vorzüglichen Quellen zwischen Epsom und

Digitized by Google

Abtrend große Schaaren von Besuchern herbei; ihr Ruf, ihre Wirksamkeit waren so verlockend, daß der Besitzer denk Park, in welchem sie lagen, schließen und ein besonderes Hotel für die Brunnengäste bauen lassen mußte. Bald vermehrten sich die Clubs, die Ballsäle, die Concerthallen, die Spielsalons, und bald fing man an, Pferderennen einzurichten, und zwar alle Montage und mit großer Feierlichkeit. Die Größe des Pferdes ward gemessen, sein Gewicht genau bestimmt, und der Preis des Siegers war eine kleine silberne Glocke. Jetzt sind es 5000 Pfund und mehr, ohne die Wetten. Das erste englische Wettrennen wurde im Jahre 1604, unter der Regierung Jakobs I., dessen einer Grom, Namens John Teylon, gewettet hatte, in fünf Tagen von London nach York zu reiten, und seine Wette gewann. Heinrich VIII. ging mit großer Gewaltsamkeit vor; unter seiner Regierung durfte keine Stute zur Zucht verwendet werden, die nicht vierzehn Faust hoch war, und alle Hengste, die kleiner waren, wurden getödtet. Heinrich VIII. „ermuthigte" auf seine Weise, und eine k. Ordonnanz bestimmte, daß die Ställe der Herzoge des Reiches mindestens sieben junge Pferde von besonderer Höhe und vollkommener Dressur enthalten sollten. Der Handelsherr, der im Geschäft 1000 Pfd. gewann, und dessen Frau eine Haube von französischem Sammt trug, mußte wenigstens ein Pferd besitzen, und zwar bei Strafe von 100 Pfd.; es war dies eben eine galante Manier, geizige Ehemänner zu zwingen, ihren Frauen Equipage zu gewähren. und sicherlich wird die Damenwelt von jetzt an Heinrich VIII. mit günstigeren Augen ansehen.

Der bekannte Refrain „Stiefel muß sterben" ist so alt wie Luther und hat wahrscheinlich einen lustigen Wittenberger Studio zum Verfasser. Es lebte nämlich damals ein Magister Stiefel, ein tüchtiger Rechner, der aber Prediger in Holzdorf und Lochau bei Wittenberg war. Eines Tages kommt er zu Luther und erklärt ihm, daß seinen Berechnungen zufolge der Untergang der Welt nahe sei; es war im Jahre 1533. Er bestimmt den Tag, an welchem früh um 8 Uhr der Herr auf Wettern erscheinen und die Welt aufösen werde. Vergeblich sucht Luther ihm aus der Bibel zu beweisen, daß der Herr das nicht thun werde, Stiefel läßt sich nichts beweisen und geht ingrimmig fort, indem er noch ausruft, er selber sei der siebente Engel, bestimmt, eine der Posaunen zu blasen. Natürlich verging der Tag ohne Weltuntergang, und die Bauern, welche im Glauben an ihren Seelenhirten Alles verschmauft hatten, brachten ihn gebunden nach Wittenberg und forderten seine Bestrafung. Da klang denn das Lied, das der Bruder Studio gleich nach dem Besuch bei Luther erdacht, doppelt toll in Kneipen und Straßen. Der arme Magister wurde später nach Haberstrom bei Königsberg in Preußen versetzt und starb auch allda. — Aus derselben Zeit — 1588 — können wir noch einen solchen Propheten anführen, der sogar Propst in Berlin gewesen und folgendes Buch herausgegeben: „Wunder newe Zeitung, die uns ein Häring aus dem Meer bracht, allen Menschen zur Warnung und Besserung beschrieben durch Jacobum Colerum, der heiligen Schrift Doctorn und „Propst zu Berlin. Gedruckt zu Berlin im grauen Kloster durch „Nicolaum Bolzen." Auf dem Titelbilde ist der Wunderhäring zu sehen, er hat die Buchstaben auf dem Leibe, aus denen der Herr Propst den Untergang der Welt verkündigt hat. Trotz Häring und Rechenexempel leben wir noch heute, wenn auch „mühselig und beladen", und singen zuweilen: „Stiefel muß sterben!"

Eine ortspolizeiliche Vorschrift aus der „guten alten Zeit."

Fürhalt den Bierwürthen geschehen.

Ob wolen Herren Burgermaister und ein Ehrs. Rath dieser Stat meine geliebtende gnädigste Herren jüngster Ursach heten, weil wider derselben ernstliche gebot und Verbot, so bey etlich Jaren allhier offtermal in der Kürch und uff dem Rathhaus geschehen, die Bierwürt denen Burgern und Irem Gesind in der Wochen Bier und gekochte speisen zu Iren und Irer Weib und Kind Verderben auftragen lassen, gegen Inen ain solche straff furzenemen, daß sich andere gehorsame Burgern darob zu spiegeln hetten, jedoch will ain E. Rath was bishero fürgang, dißmal geschehn sein lassen, künnden aber Irer Wilchten halber nit umbgehen, hinfürder bei Irer anbefohlenen Burgerschaft ainen merern schuldigen respect und gehorsam, weder bei etlichen bißhero verspirt worden, zu Pflanzen und zu erhalten und von ettlich wenig Nutzes wegen nit so viel 100 Burger in merers Verderben rinnen zu lassen, und wollen derowegen hiemit alle Bierwürt Ernstlich und einmal für alle mal, bis ain E. Rath was anders dessmegen statuiren wirdet, gebotten und verboten haben, weder durch sich selbsten noch Ire Weiber, Kinder und Gesind einigen Burgern, er sei wer er wöll, noch deren Weibern, Kindern, Gsellen, Knappen und gebronte Ehehalten, in der Wochen, es geschehe gleich under was schein es immer geschehen könnte und mochte, wenn auch gleich ain oder mer von fremdden in ein Bierhaus gefuert und zu Gast gehalten wurden, dennoch in der Wochen einig Bier mit auftragen noch zu Essen geben solle.

Aber an Sonn und Feuertag Nachmittag biß ungefer Abents umb sechs Uhr mögen die Bierwürt denen Burgern und Iren Sönen, Knechten und Ehehalten noch Irem Begeren Bier geben und sy setzen, doch darneben weiter nichts als Brot, Kes und Obs, und gar nichts gekochtes auftragen, bei straff vier Thaler, so offt der Bierwürt oder die seinigen ainichen Burgern oder dessen Weib, Kindern, Ehehalten rc. in der Wochen setzen, oder Sonn und Feuertagen ainiche gekochte Speiß auftragen. Es mochte sich auch der ain oder ander Bierwürt oder Bierwürtin alsdann ungehorsam verhalten ain E. Rath verursacht, demselben sein Braustatt gar abbrechen zu lassen (!!) oder ain ander straff an Laid oder guet gegen Inne furzenemmen darnach wissen sich die Bierwürt sambt und sonders gänzlich und entlich zu richten.

Decretum in senatu d. d. 22. January A 1619.

Ein Ausspruch Friedrich Wilhelm's III. Als nach den Schlachten bei Marengo und Hohenlinden im Jahre 1802 die deutschen Angelegenheiten regnirt wurden, machte man Friedrich Wilhelm III. aufmerksam auf die großen Vortheile, die er erhalten könnte, wenn er in Paris eine halbe Million Thaler, wie man es nannte, „springen lassen" wollte. Der König erwiderte: „Zugegeben, daß dem wirklich so sei — was soll aus der Welt werden, wenn die Großmächte von Europa um Land und Leute schachern! Der König stand mit dieser Auffassung damals allein; er hatte aber doch unzweifelhaft Recht, und jetzt, sechzig Jahre später, urtheilen alle Völker Europa's eben so wie er.

Jeder Irrthum hat seine Schule, sein Auditorium; Keiner aber kann so übertüncht werden, als die Idee vom Kriege. Wahrlich! ein übertünchtes Grab!

Hippel.

Charade.

Wenn sich zwei Sylben zu einander finden,
Zu einem Zweck harmonisch sich verbinden,
Soll sich die Zweite auf die Erste stützen,
Der Ersten Kraft, der Zweiten Zartheit schützen.
Doch wenn die Zweite die Natur verachtet
Und uns als Ganzes zu gefallen trachtet,
Wird nimmer sie des Strebens Ziel erreichen,
Statt kräftig schwach, statt zart nur frech sich zeigen.

Auflösung der Charade in Nr. 17:
„Kegelschnitt."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 19. Sonntag, den 13. Mai. 1866.

Wohl gibt es Fürsten,
Die nach Wahrheit dürsten,
Doch wen'gen ward' ein so gesunder Magen,
Sie zu vertragen.

Bodenstedt.

Y 1.

Humoreske von Cäsar Parvus.

(Aus dem „Sonntags-Blatt für Jedermann aus dem Volke.")

(Fortsetzung.)

„Lieber Vater", antwortete das Mädchen mit einer Art Magisterton, „unsre schlechten wie unsre guten Eigenschaften kommen doch alle zum Durchbruch, wie Ihr Eltern uns auch erzieht."

„Du bist ein äußerst naseweises Ding!" tadelte Witte, dessen Stimmung sich wieder dem Gefrierpunkt näherte.

„Ich war's auch gestern", gab Ada seufzend zu; „manche meiner Antworten hat ihm sicherlich recht mißfallen."

„Das sollte mir lieb sein!" rief der Bergrath hastig.

„Doch ließ er's nicht merken!" sagte Ada, schalkhaft aufblickend.

„Schade!" bedauerte der Vater.

„Oder er drückte doch nur einen ganz sanften Stachel in seine Erwiderung", fuhr sie listig fort.

„Ich wollte, er wäre vernichtend scharf gewesen!" grollte Papa.

Nicht doch, Väterchen! Gerade die Milde seines Tadels wirkte viel tiefer auf mich. Ich fürchte nur, das ist ihm entgangen."

Der Schlußsatz reizte das väterliche Gemüth mehr, als gut war. „Was fürchtest Du?" donnerte der Bergrath los. „Denkst Du etwa daran, den Menschen wiederzusehen? Bist Du frech genug und willst Dich ihm an den Kopf werfen?"

Ada zögerte eine Sekunde; dann sprach sie mit der Seelenstärke eines Kriegers, der auf dem Sandhaufen kniet und selbst Feuer kommandirt: „Ich habe mein Wort gegeben, ihm heut zu begegnen."

Das war mehr, als der Vater geahnt, mehr als er ertragen konnte. „Ada!" schrie er auf, und seine Hände ballten sich wie im Krampfe.

„Kommen Sie nicht außer Fassung, Herr Bergrath!" legte sich Schmidt par distance in's Mittel.

„Schweigen Sie! Was steh'n Sie da? Hinaus!"

„Sie haben mir ausdrücklich befohlen, hier zu bleiben."

„So befehl' ich jetzt, daß Sie gehen!"

„Herr Bergrath, dieses kann ich nicht."

„Schmidt? Wenn ich mich vergesse —" und der Herr trat auf den Diener zu.

„Vergessen Sie sich, Herr Bergrath!" sagte der unerschütterliche Alte. „Sie brauchen einen Blitzableiter, brauchen Sie den alten Schmidt dazu; denn das Fräulein Tochter hat ja gesagt, daß ich an der ganzen Geschichte Schuld bin." Der graue Schlaukopf rächte sich durch diesen Seitenhieb an dem Mädchen, das er mit eigner Gefahr im entscheidenden Augenblicke beschützte, trotzdem Ada ihm wehgethan. Er hatte erreicht, was er erreichen wollte: Witte's Zorn war abgelenkt und gebrochen. Das ging aus dem Befehl hervor, den er jetzt an die Tochter richtete:

„Du wirst acht Tage die Schwelle nicht verlassen, Ada!"

„Stubenarrest nützt nichts, Herr Bergrath!" ließ Schmidt sich vernehmen.

„Sind Sie schon wieder da? Er wird nützen und soll nützen!"

„Höre mich zu Ende, lieber Vater!" bat Ada sanft.

„Wir beben alle Glieder vor Unwillen und Ingrimm", stieß Witte heraus, „was hast Du noch zu sagen?"

„Ich habe mein Versprechen an eine Unmöglichkeit geknüpft, Papa; das wird Dich beruhigen. Er hat keinen meiner Züge gesehen; denn ich blieb während der ganzen Unterredung dichtverschleiert. Nun hab' ich ihm zugesagt, heut in der Dämmerung mit Claudinen die Platanen-Allee zu besuchen. Wenn er mich auf dem Menschengewühl herausfindet, was undenkbar ist, dann — und nur dann soll unsere Bekanntschaft sich fortsetzen."

Der Bergrath schlug sich in die Hände: „Gut, daß ich dies erfahre! Du wirst das Haus hüten, ich aber werde in die Allee gehen. Schmidt soll mir folgen, um den Menschen zu rekognosziren. Dann will ich ein paar Worte mit dem Menschen reden, wie sich's gebührt."

Das war Wasser auf Claudinen's Mühle. Cousinchen hatte sich ungewöhnlich lange inaktiv verhalten, nun griff sie mit Zungenfertigkeit ein: „Recht, lieber Onkel, ganz recht! Ich würde so wie so mich nicht zu Ada's Begleiterin bergeben."

„Ich könnte auch ohne Dich fertig werden," erklärte Ada, ihr zugewendet, langsam, „doch da Papa selbst ihn aufsuchen will, ist es noch —" sie verbesserte sich schnell: „ist es meine Pflicht, mich zu fügen."

„Sehr weise gesprochen," stimmte der Vater mit erzwungenem Lachen bei, „sehr weise gesprochen, da ich sonst Deinen Trotz durch andere Mittel brechen würde. Jetzt und für den ganzen Tag keine Sylbe mehr von der häßlichen Angelegenheit! Ich will beim Mittagessen nicht daran erinnert sein. So bald es dunkel wird, Schmidt, holen Sie mich aus meinem Bureau ab! Verstanden?"

„Schön, Herr Bergrath!"

Digitized by Google

„Geht an Euere häuslichen Geschäfte!“ instruirte Mitte die Mädchen und schritt der Thüre zu.

„Du hast noch keinen Kaffee getrunken, Väterchen!“ erinnerte Ada.

„Ich will auch nicht. Vorwärts Schmidt, ich habe Aufträge für Sie!“

„Schön, Herr Bergrath!“ Herr und Diener verließen Fuß an Fuß das Gemach, die beiden feindlichen Cousinen standen Stirn an Stirn sich ohne Zeugen gegenüber. Claudine rüstete sich im Stillen auf eine Attaque von Seiten Ada's. Diese jedoch, klüger und seiner fühlend, als die Blondine, vermied es, den Streit wieder aufzunehmen, und fragte sanft, als wäre nichts vorgefallen: „Beliebt Dir's, zu frühstücken, Claudine?“

Die Anrede erzielte keine Ausgleichung; im Gegentheil ward Claudine durch das Entgegenkommen Ada's noch mehr verbittert, weil sie es nicht erwartet hatte und vielleicht für eine Finte hielt.

Sie fällte daher das Bajonnett und erwiderte wegwerfend: „In Deiner Gesellschaft um keinen Preis!“

„Wie Du denkst“, sagte Ada mit Gleichmuth, „Katharine mag Dir den Kaffee hinaufbringen. Also ist's wahr“, fuhr sie, ablenkend, fast melancholisch fort, „was man uns nachsagt, daß wir Mädchen einander Alles verzeihen, nur nicht die Liebe eines Mannes, wenn dieser uns selbst auch nicht interessirt?“

Claudine schlug die Hände zusammen: „Welch himmelschreiende Eitelkeit, Dich von ihm schon geliebt zu glauben!“

„O, da wurzelt eben meine Sorge,“ seufzte die Brünette, „daß ich's nicht glaube! Je stärker das eigene Herz empfindet, um so furchtsamer zweifelt es an der vollen Erwiderung seines Gefühls.“

„Eingebildete Närrin Du!“ schalt die Andere.

„Versöhne Dich lieber mit mir, statt zu schmälen“, bat Ada, „ich leide wahrlich schon genug!“ Die Aufforderung klang so ehrlich, daß Claudine an den guten Willen Ada's glauben mußte, und plötzlich trat ein Umschlag in ihrer Stimmung ein. Sie dachte ihrer langen Freundschaft, die nie zuvor getrübt worden, und fühlte Beschämung über ihr Benehmen. Das war an dem Ton zu spüren, in dem sie nach einer kleinen Pause begann:

„Bist Du wirklich so von ihm eingenommen?“

Ada drückte die Stirn in die Hände: „O, hätt' ich nie ein Heirathsgesuch gelesen! Ich fürchte, es ist ein Brand entstanden, den kein Wasser mehr löscht.“

„Dann steh' ich Dir bei!“ rief Claudine lebhaft.

„Claudine! Meine liebe, süße Claudine! Meine einzige Freundin!“ Und die Mädchen lagen sich in den Armen. Jean Paul's Wort, daß die Menschen nach einer Versöhnung sich doppelt lieb haben, erfüllte sich hier. Claudine ward auf einmal die Hingebung, Großmuth und Aufopferung selbst. „Mir hat Dein Vater nicht verboten, auszugehen“, flüsterte sie; „ich schleich' ihm heute Abend nach in die Allee, und wenn er unsern unbekannten Bekannten gesprochen hat, dann komm' ich an die Reihe.“

„Das wolltest Du für mich wagen?“ fragte Ada überglücklich.

„Wir müssen wissen“, antwortete Jene indirekt, „ob er Dich liebt! Muß mich nur machen!“

Ada schloß sie von Neuem in die Arme: „Mein Engel Du! Eigentlich bin ich sehr vergnügt, daß Papa ihn aufsuchen wird. Der kluge Vater vergißt nämlich total, wie leicht er's ihm dadurch macht, unsere Spur zu finden.“

„Ich will's ihm noch leichter machen“, betheuerte Claudine, „aber, Ada, vorausgesetzt, daß er Dich liebt, glühend, leidenschaftlich liebt!“

„Ach, wenn ihm mein Gesicht nur gefallen wird!“ stöhnte der lockige Schwarzkopf.

„Das muß es!“ sagte die Freundin energisch.

„Er kennt es ja noch nicht“, wandte Ada gebrückt ein.

„Du beriefst Dich neulich auf die Türken“, entgegnete Claudine geschwind; „er muß Dich ohne Gesicht lieben, oder gar nicht. Morgen um diese Zeit sind wir klüger.“

„Ob der Papa morgen wieder den Kaffee nicht anrühren wird?“ fragte Ada abbrechend und setzte mit kindlicher Gutmüthigkeit hinzu: „Ich will ihm doch seine Tasse in's Bureau tragen.“ Gesagt, gethan. Sie nahm die weitbauchige Hausvatertasse, schenkte aus der Fayence-Kanne ein und setzte die zierlichen Füßchen gegen die Schwelle in Bewegung. Liebevoll kam Claudine ihr zuvor:

„Wart', wart', ich öffne Dir die Thüren, Schatz, damit Du nicht fällst!“ Hurtig war sie bei der Hand, Ada dankte ihr durch freundliches Zunicken — Eintrachts- und Hoffnungsglück in den jungen Herzen, suchten sie den guten Bergrath auf, der nicht ahnte, welches Complott sie gegen ihn geschmiedet.

IV.

Aus Morgen und Mittag war Abend geworden. Die Sonne besah sich nur noch aus den höchsten Wipfeln die Platanen-Allee und das Völklein, das darin auf- und niederschwirrte. Selten zeigte sich eine Person, die mit dem Schritt von Geschäftsleuten des Weges kam; die meisten, sowohl Damen als Herren, schienderten in behaglicher Lässigkeit daher und dahin. Unter den lustwandelnden bewegte sich auch ein junger Mann, der in Tracht und Wesen etwas Studentisches, Burschikoses hatte, obwohl die markirten Gesichtszüge verriethen, daß die glückliche Periode des akademischen Bürgerthums schon geraume Zeit hinter ihm lag. Während die übrige Menschheit auf der Promenade wenigstens paarweis, wie das Gethier in Noah's Arche, erschien, ging Jener mutterseelen allein, aber man konnte bemerken, daß er sich nicht recht wohl dabei befand; denn er nahm bald den Hut in die Hand und fuhr sich mit der andern durch's Haar, als wär' ihm zu heiß, bald stülpte er den Filz wieder auf, und kehrte das Gesicht links, rechts, rückwärts — ohne zu finden, was er suchte.

Da begann ein Leierkasten in einiger Entfernung die Melodie des Volksliedes: „Nun gang' i an's Brünnele“. Der einsame Wandrer fiel leise summend ein: „Nun lass' i die Aeugelein umb und umb gehn, da seh' i meinen herzauszigen Schatz —“

Hier hielt er inne und fuhr sprechend fort: „Leider seh' ich nirgend und werde mich wohl nächstens in die Gedächtse schlagen können mit dem Vers: „Behüt' Di Gott, mein herzauszige Schatz, seh' Di nimmermehr!“ Er blieb stehen, lehnte sich an einen Platanenstamm und ließ den Kopf auf die Brust sinken. Nachzend murmelte er weiter: „Altes, gedientes Herz, wie konntest du auch so schnell Feuer fangen! Es war ein Kobold von der Insel Avalon, der dir eine Nase gedreht und nun unsichtbar auf einem dieser Bäume sitzt, sichernd wie der Wind über deine Leichtgläubigkeit.“ Er schlug den Blick empor, ob er den Kobold nicht entdeckte, und redete den Unsichtbaren mit wehmüthigem Humor an: „Bist Du anwesend, lustiger Geist, dem es unsterbliches Vergnügen gewährt, Doktoren der Philosophie mit Midasohren zu beschenken, so ersuch' ich Dich hochachtungsvoll ergebenst: erstatte mir mein Bischen Verstand zurück! Ich möchte nicht gern für ewige Zeiten närrisch bleiben!“

Zufällig wandte er den Blick nach links und fuhr an allen Gliedern zusammen: „Himmel! Zeus, sende Deinen Blitz, halte mir den Drachen Typhoeus vom Leibe! Augen rechts!“ Er guckte scheinbar gleichgültig nach der andern Seite.

Eine Dame ging dicht hinter ihm vorbei. Als er ihren Schritt nicht mehr vernahm, wagte er's, ihr nachzublicken, und athmete auf: „Die Tracht täuschte mich; es war nicht Adelaide, wie ich befürchtete. Mir ist, als wäre ein schweres Gewitter über meinem Haupte hingezogen und ich sähe meinen lustigen Geist einen Regenbogen ausspannen und herabwinken mit der schlanken Hand, die gestern meine Rose nahm! Warum ließ ich die Gelegenheit unbenutzt und biß ihr nicht den kleinen Finger ab?“

Indem er dieß vor sich hinsprach, gingen mehrere Reihen von Damen hinter einander an seinem Standort vorüber. Er musterte ihre Hände und schüttelte den Kopf: „Hände erblick' ich dutzendweis, aber alle gleichen sie mehr den biederen Fäusten gediegener Zunftmeisterfrauen des vierzehnten Jahrhunderts, als den Sammetpfötchen meiner Fee.“

Während dieser Kritik, der ein erstarrendes Hinbrüten folgte, erschien der Bergrath in der Allee, links von ihm, einen Schritt zurück, sein Sekundant Schmidt.

„Dieses ist er, Herr Bergrath,“ knurrte der Alte, auf den am Baum Lehnenden deutend.

„Jenen Sie sich auch nicht, Schmidt?“ fragte Mitte, um ganz sicher zu gehen.

Digitized by Google

„Wann wäre dieses dem alten Schmidt passirt?“ antwortete jener mit einem Anflug verletzten Selbstgefühls.

„So entfernen Sie sich!“ gebot der Bergrath und blies einen stärkeren Ring auf der Manilla, die er rauchte.

„Soll ich nicht lieber in der Nähe herumflanfiren?“ gab Schmidt seinem Brodherrn zu bedenken.

„Ich wünsche, daß Sie mich allein lassen!“ entschied dieser kurz.

„Wenn er aber grob wird, Herr Bergrath?“

„Werd' ich ihm nichts schuldig bleiben.“

„Schön, Herr Bergrath, sonst wollte ich's ihm besorgen.“

„Gehen Sie endlich, Schmidt!“

„Schön!“ — Die breiten Stiefel trugen den grauen Diener knarrend davon. Witte nahm seine Cigarre zwischen die Finger, trat langsam auf den einsamen jungen Mann zu und sagte höflich: „Sie erlauben mir wohl ein wenig Feuer, mein Herr?“

„Bedaure“, versetzte der Angeredete, „Sie sehen, ich rauche nicht.“

„Ueberhaupt nicht?“

Jetzt erst sah jener befremdet auf und erwiderte scharf: „Selten!“ Er glaubte, den Feuersucher dadurch los zu werden, allein der Bergrath blieb stehen, zog ein gesticktes Etui aus der Brusttasche und präsentirte es: „Darf ich mir erlauben, Ihnen eine Cigarre anzubieten?“

Hätte der Andere geahnt, wer das Etui gestickt, er würde schwerlich einen so grimmigen Blick darauf geschleudert haben, wie er that. Mit einem barschen „ich danke!“ wies er die Offerte ab, und seine Augen sprachen den Zusatz aus, den seine Zunge verschwieg: „Was will der zudringliche alte Narr von dir?“

Witte ließ sich durch die energische Ablehnung nicht zurückschrecken, vielmehr hielt er an seiner höflichen Einleitung fest und begann von Neuem: „Um Vergebung, fassen Sie meine Dreistigkeit nicht falsch auf! Ich bin kein Tabakshändler, der Reklame machen will für sein Geschäft —“

Länger zügelte der Zudörer seine Ungeduld nicht. Er griff an den Hut und verneigte sich leicht: „Die Reklame ist heutzutage selbst ein Geschäft geworden. Guten Abend!“ Er kehrte sich um und wollte rechts abschwenken.

„Sie gehen dort hinunter? Ich auch!“ sagte der Bergrath schnell.

„Das fehlte mir!“ knirschte der Andere heimlich, „ich muß mir den lästigen Kerl vom Halse schaffen.“ Er wendete sich auf dem Absatz, lüftete noch einmal den Hut und sprach sehr ernst, wobei er dem Unbekannten überfloß, die Ironie herauszuhören: „Ihre Begleitung würde mir ein entschiedener Hochgenuß sein, nur muß ich Sie leider vor der meinigen warnen. Ich bin bisweilen so zerstreut, daß ich die Hände statt in meine eigenen Taschen, in die meiner Nachbarn gleiten lasse. Eine Physiognomie suchte mir dies neulich auch dem hohen Grade von Erwerbssinn zu erklären, den er an meinem Schädel entdeckt haben wollte. Also nehmen Sie sich vor mir in Acht, mein Herr!“

Wider Vermuthen entgegnete der Gewarnte überaus freundlich: „Erstreckt sich dieser seltsame Erwerbssinn vielleicht auch auf die Töchter Ihrer Nebenmenschen?“

Der junge Mann stutzte. „Was will er damit sagen?“ überlegte er bei sich, faßte sich indeß kurz und gab keck zurück: „Sobald sie schön sind, allerdings!“

Der Bergrath hob den Zeigefinger: „Ihr Leichtsinn könnte einmal üble Folgen nach sich ziehen, junger Mann! Ja, sehen sie mich nur groß an! Wissen Sie, weßhalb ich mich ihnen genähert? Ich glaubte in Ihnen den Tollkopf wieder zu erkennen, der gestern Abend im Philosophengang eine Zusammenkunft mit einer gewissen Dame —“

„Mann Gottes, wer sind Sie?“ fiel ihm jener hastig in die Rede und ergriff ihn beim Arm.

„Der Name thut nichts zur Sache!“ lächelte Witte.

In diesem Augenblick wollte es sein Unstern, daß hinter seinem Rücken ein feingekleideter Spaziergänger vorüberschritt und grüßte: „Guten Abend Herr Bergrath!“

„Guten Abend!“ erwiderte dieser ungehalten, ohne sich umzudrehen, wie es die Schicklichkeit erfordert hätte. Der junge Mann aber, mit dem er's zu thun hatte, nahm den Moment wahr, eilte dem Fremden nach und bat leise: „Entschuldigen Sie und helfen Sie mir, Verehrtester! Wie heißt der Herr, mit dem ich spreche?“

„Das wissen Sie nicht?“

„Ich bin ihm unlängst vorgestellt worden“, erfand der Lügner, „habe aber seinen Namen vergessen und befinde mich nun in der peinlichsten Verlegenheit.“

„Ah, das begreift sich. Es ist der Bergrath Witte.“

(Fortsetzung folgt.)

Natur und Evangelium.

(Eingesandt.)

Wenn die Nächte sind so lang,
Kommt die Nacht, dem Herrn geweiht,
Thut ein himmlischer Gesang
Kund die gnadenvollste Zeit.

Wenn der rauhe Nord verweht,
Und der Kreuzestag vorbei,
Bringt man dem, der aufersteht,
Eine Jubelmelodei.

Wenn die Saaten grünen sind,
Und die Soon' sich hoch erhebt,
Schaut man wie im Himmelswind
Jesus auf zum Himmel schwebt.

Wenn's am reichsten klingt und rauscht,
Gleich dem Himmel wird die Erd',
Hört ein jeder, der da lauscht,
Wie der Geist herniederfährt.

Evangelium, Natur
Sind in einem heil'gen Bund,
Und der Ton der Weltenuhr
Zeugt für's Wort mit lautem Mund.

Wenn der Herr sein Wort spricht,
Das die Kreatur befreit,
Opfert sie ein Lobgedicht,
Ganz vom Geiste ihm geweiht.

S.

H. **Herrlieben**, Anfangs Mai. Witterungsverhältnisse Europa's im Monat April 1866.

Witterungscharakter. Trocken, ziemlich heiter, häufig wechselnd, mäßig warm.

Luftmeer. Im Gegensatz zum April v. Js. sehr bewegt, 14 Luftwellen zogen über Europa, wovon 10 einen Strömungswechsel zur Folge hatten. Dieselben anfangs tiefgehend erreichten am 15. bei uns ihren höchsten Punkt mit einem Druck von 10,4 ‴ über dem Mittel und gingen erst an den 3 letzten Tagen des Monats wieder tiefer herab. Doch war die Höhe der über uns befindlichen Luftsäule nur so wenig vom Mittel entfernt, daß der entsprechende Druck dahier nur um Bruchtheile eines Millimeters vom Durchschnitt differirte. Die Hauptluftströmungen waren in steter Abwechslung begriffen, der Passat trat rauher und heftiger auf, als gewöhnlich und behielt fünfmal über dem Aequatorial-Luftstrom die Oberhand.

Elektrische und magnetische Erscheinungen. Eine Reihe von Gewittern begann am 3. in Lissabon und Livorno, am 4. dahier, am 6. wieder in Lissabon, am 7. in München, am 8. in Thüringen und namentlich in Paris, am 9. in Hannover, am 10. in Ungarn; eine weitere Reihe war am 18. in München, am 19. in Krakau, am 21. dahier, am 22. in Bludenz und Lesina. Von Nordlichtern wurde nur am 7. eines in Schweden beobachtet. Das Wetterleuchten der Gewitter in München und Paris bot dahier ein prachtvolles Schauspiel, überhaupt gelange ich immer mehr zu der Ueberzeugung, daß jedes Wetterleuchten von einem entfernten Gewitter herrührt. Am 8. Abends

Digitized by Google

9¼ Uhr wurde in vielen Gegenden (auch dahier) eine prachtvolle Feuerkugel gesehen.

Bewölkung. Dieselbe war im Allgemeinen ziemlich gering. Ihr Durchschnitt betrug in hiesiger Gegend, im südlichen Spanien, sowie auf den Inseln des mittelländischen Meeres bloß ein Viertheil des Horizontes. Dreiviertheile finden sich nur in Lappland, Norwegen und Polen, alle übrigen Länder hatten nahezu die Hälfte.

Ozon. Dasselbe verhielt ziemlich genau, wie es die 9jährigen Beobachtungen von Dr. Prestel in Emden für den April ergeben, und war bei Nacht um 0,14 Kärker, als bei Tag. Bei sehr heftiger Aequatorialströmung, besonders wenn sie eine entgegenkommende Polarströmung zu überwinden hat, wie dahier am 1., in Wien am 2., fand fast immer volle Sättigung der Luft statt.

Temperatur. Fast für ganz Europa etwas wärmer, als im Durchschnitt, doch blieb sie in Frankreich, England und im westlichen Deutschland ziemlich gegen die abnorm warme des vorjährigen April zurück. Kälter als im Vorjahre war es, u. zwar um circa 3° im nördlichen Frankreich, Irland und im westlichen Deutschland, um 2° in Schottland und England, um 1° im nördlichen und mittleren Spanien. Nahezu gleich war der April mit dem vorjährigen in Portugal, im südlichen Spanien, in Belgien, der Schweiz, im mittleren Italien und in Lappland. Wärmer als voriges Jahr war er um 1° im südlichen Frankreich, in Holland, im östlichen Deutschland, im südlichen Italien, im nördlichen Rußland, in Schweden und Norwegen, um 3° im inneren und südlichen Rußland. Das Temperaturmaximum schritt, wie in der Regel von Westen nach Osten, war am 27. in Paris, am 28. dahier und in Leipzig, am 29. in Wien und am 30. in Odessa.

Die Mitteltemperaturen an den Hauptstationen Europa's um 7 Uhr Morgens sammt Extremen im Vergleich zum Vorjahre waren der Reihe nach:

Station:	1866	1865	Differenz:	Extreme: 1866	1865
Alikante	17,9	17,9	0,0	9,0 u. 22,4	12,8 u. 26,4
Palma	17,9	17,9	0,0	12,3 „ 21,6	12,9 „ 22,0
Palermo	15,9	15,2	0,7	7,0 „ 24,8	6,3 „ 25,3
Lesina	14,8	14,1	0,7	7,5 „ 17,5	6,0 „ 20,1
Bilbao	14,6	15,9	—1,3	6,5 „ 22,0	8,5 „ 24,8
Lissabon	14,0	13,9	0,1	9,1 „ 20,5	10,4 „ 16,7
Marseille	13,8	13,2	0,6	9,0 „ 17,8	2,0 „ 19,5
Triest	12,5	12,0	0,5	8,1 „ 19,5	8,0 „ 19,1
Rom	11,3	11,1	0,2	4,5 „ 14,6	4,0 „ 16,0
London	10,1	11,6	—1,6	4,4 „ 16,6	2,3 „ 19,0
Brüssel	10,1	10,5	—0,4	5,0 „ 18,5	3,2 „ 17,5
Paris	9,4	12,4	—3,0	3,8 „ 16,4	3,6 „ 17,4
Madrid	9,2	10,5	—1,3	0,3 „ 15,3	2,9 „ 14,6
Wien	8,8	8,1	0,7	2,7 „ 20,0	—0,2 „ 18,1
Odessa	8,5	4,9	3,6	3,6 „ 12,5	0,3 „ 11,0
Valentia	8,1	11,1	—3,0	5,0 „ 13,8	3,3 „ 15,6
Amsterdam	8,1	7,4	1,0	4,6 „ 14,1	1,2 „ 12,9
Herrieden	7,3	10,0	—2,7	2,5 „ 14,2	—0,4 „ 16,6
Bern	6,6	6,7	—0,1	—0,4 „ 11,6	—3,6 „ 13,8
Nairn [Schottland]	6,4	8,6	—2,2	—0,6 „ 11,1	4,4 „ 16,0
Moskau	4,5	1,3	3,2	—0,5 „ 9,3	—10,7 „ 9,4
Studesnäs	4,4	3,7	0,7	—3,1 „ 9,0	1,3 „ 9,3
Stockholm	1,9	0,8	1,1	—4,2 „ 10,0	—7,1 „ 10,0
Petersburg	1,7	0,4	1,3	—3,8 „ 6,5	5,9 „ 13,0
Haparanda	—3,1	—3,5	0,4	—9,8 „ 2,0	—8,8 „ 3,2

Absolute Extreme:

Paris: 2,4 am 5. und 24,5 am 27.
Wien: 1,0 „ 28. „ 26,4 „ 29.
Herrieden: —1,2 „ 5. „ 24,9 „ 28.

Niederschlagshöhe:

Paris: 69,1 mm an 11 Tagen,
Wien: 18,9 mm „ 9 „
Herrieden: 44,3 mm „ 13 „

Grundwasser:

Am 1.: 4" 1‴ über, am 15.: 3" 5‴ unter dem Monats-Mittel.

Ozon:

Keine Spur: am 6., 16. und 28. Morgens.
Volle Sättigung: am 2., 18., 21., 22., 23. und 29. Vormittags; am 2. und 15. Nachmittags.
Mittel: bei Nacht 64%, bei Tag 51%, überhaupt 58%.

Die moderne Haartracht der Damen wird von einer Pariserin selbst in einem von dorther geschriebenen Briefe in folgender Weise beschrochen. Sie sagt: „Der Kopf einer Frau nach der Mode ist ein wahres Museum geworden; man sieht da bald goldene Spangen, bald Edelsteine, bald Schmetterlinge oder Goldstücke oder Guirlanden, die unter dem Kinn enden, oft auch Alles auf einmal. Auf der Stirn einer eleganten Dame kräuseln sich unzählbare kleine Locken, die natürlich auf einem anderen Kopfe gewachsen sind; im Nacken hängt ein gewaltiger Chignon, der, statt wie noch vor 2 bis 3 Monaten, züchtig von den Maschen eines Netzes zusammengehalten zu werden, jetzt einen wilden, ungeordneten, pittoresken Anblick gewährt; und zwischen diesen beiden äußersten Enden der „Schöpfung" eines Coiffeurs bringt man etwas an, das weder rund, noch drei- oder viereckig und das man übereingekommen ist, mit dem Namen Hut zu belegen. Einer der bedeutendsten französischen Handelsartikel ist der Import der blonden Haare, die man aus Deutschland bezieht (die rothen Perrücken sind nicht mehr Mode), und die Coiffeurs haben eine solche Wichtigkeit erlangt, daß sie sich wie Staatsminister geberden. Sie geben „Audienzen" und „empfangen Bittstellerinnen", wenn diese sich einer solchen Ehre dadurch würdig gemacht, daß sie sich auf der Liste für einen bestimmten Tag und eine bestimmte Stunde haben aufschreiben lassen. Beim „Empfang" fragt der Coiffeur die Dame nicht, wie sie coiffirt zu sein wünscht, sondern mit der Bestimmtheit eines großen Generals theilt er ihr seinen Willen mit und bestimmt für sie eine besondere Art von Coiffure. Diese Entscheidung ist unwiderruflich. Haarbürste und Kamm für den Privatgebrauch liegen jetzt verlassen und vergessen in irgend einer Ecke im Schlafgemach; eine Frau nach der Mode würde sofort ihren Ruf verlieren, wenn sie mit eigener, ungeschickter Hand das dichte und verworrene Gestrüpp zu entwirren versuchen würde — das nicht auf ihrem Kopfe wächst!"

Daß es „Oelquellen gibt, aus denen man das Lampenöl nur zu heraußuschöpfen braucht, weiß jedes Kind, und Niemand wundert sich mehr darüber, als wäre es von jeher so gewesen. Daß es aber auch Dintenquellen gibt, Quellen, aus denen eine schöne glänzend schwarze Schreibedinte sprudelt, das ist jedenfalls neu und noch nicht dagewesen. In Californien wollen sie eine entdeckt haben. Jetzt fehlt nur noch, daß sie einen Wald entdecken, wo man die Stahlfedern und das Papier von den Bäumen schütteln kann, und dann des Himmels Gnade der unglücklichen Menschheit, die lesen muß, was dann Alles zusammengeschrieben und zusammengeschmiert wird. 'S geht jetzt schon fast über die Möglichkeit hinaus.

In einer Trödelbude zu Paris fand neulich Jemand unter den alten Sachen eines der Vorlegeschlösser, welche der unglückliche Ludwig XVI. kunstreich zu schmieden verstand. Es trug die Inschrift: Ludovicus XVI. me fecit. Der Käufer, der 4 Francs dafür gegeben hatte, verkaufte Tags darauf das Schloß an einen vornehmen Herrn für 2400 Fr. und brachte dem Trödler zu dessen großen Erstaunen die Hälfte des Gewinns.

Vierstylbige Charade.

Vier Sylben begreifen mein Ganzes in sich,
Der Wille der ersten zwei erschaffet Dich,
Die letzten zwei helfen ernähren Dich,
Die vier vereinigt verschlingen Dich.

Auflösung der Charade in Nr. 18:
„Mannweib."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 20. Sonntag, den 20. Mai. 1866.

Zur zwölften Stunde.

(Aus dem Sammler.)

Inter arma silent Musae.

Ja wohl, die Lieder werden schweigen,
Wenn laut der Waffenlärm erklingt,
Und wenn die Eisenbraut den Reigen
...ch das zerrett'ne Deutschland schlingt.

Hast ihr im Frevelmuth vergessen,
Was auf dem Spiele für euch steht,
Und welches Elend unermessen
Einher mit diesem Kampfe geht?

Beim wilden Schein der Feuerkränze
Durchzieht verwüstend er die Gau'n,
Doch wo für seinen Zug die Grenze,
Das werdet ihr mit Schrecken schau'n.

Doch eh' die Würfel sind gefallen,
Eh' sich erschloß das Janusthor,
Tritt aus des Friedens Tempelhallen
Die Muse noch einmal hervor.

Ist nur erst Bruderblut geflossen,
Dann hat das Schicksal seinen Lauf,
Dann kommen sie, die Wachtgenossen,
Die Rachegeister, schnell herauf.

Und bei des Erbfeinds Siegesfeier
Legt dann mit schwerem Muttersluch
Germania ihren Königsschleier
Auf Deutschlands Sarg als Leichentuch. —

Sie schaut sich in den weiten Kreisen
Des Vaterlandes trauernd um,
Sie hört die Mähr' von Blut und Eisen
Und fragt in herbem Schmerz: warum?

Dann schüttelt seine Schlachtenmähne,
Zum Sprung bereit, das Raubthier Noth,
Und heutegierig wetzt die Zähne
Der Höllenhund, der schwarze Tod.

Doch schweig', du düst're Todeskunde,
Noch lebt der alte deutsche Geist,
Der auch im Drang der zwölften Stunde
Uns Trost und Rettung noch verheißt.

Das erste Volk, das Volk der Denker,
Der Frauen wunderhold und rein,
Soll dieses Volk sein eig'ner Henker,
Sein eig'ner Todtengräber sein?

Und das Gespenst, das, kaum entwichen,
Im off'nen Abgrund lauernd ruht,
Entsetzlich kommt es hergeschlichen,
Es steigt herauf mit Fleisch und Blut.

Das Pfingstfest naht, das Fest der Freude,
Da bring' uns, deutscher Geist, das Glück,
Und mit der Erde Frühlingskleide
Den Herzensfrühling auch zurück.

Ihr, die ihr einen Brand entzündet,
Der euer eig'nes Haus verzehrt,
Die ihr dem Fremdling euch verbindet,
Der uns're Grenzen längst begehrt;

Schon rufen seine dunkeln Boten
Sich flüsternd zu den ersten Gruß,
Und aus den Schaaren der Heloten
Ersteht auch bald ein Spartakus.

Ruf' Du mit tausend Flammenzungen
Dem Friedensstörer in's Gesicht:
Das sind're Werk ist Dir gelungen,
Bis hieher — aber weiter nicht!

L. Wohlmuth.

V 1.

Humoreske von Cäsar Parvus.

(Aus dem „Sonntags-Blatt für Jedermann aus dem Volke.")

(Fortsetzung.)

„Sehr verbunden!" Die Beiden grüßten einander und der Belehrte kam zu Witte zurück, der in den Bart brummte: „Wie mangenehm!" und laut hinzusetzte: „Wie heißt der Herr doch gleich?"

Der junge Mann zuckte die Achseln: „Wenn Sie es nicht wissen, ich noch weniger."

„Da Sie ihn angeredet, müssen Sie ihn doch kennen?" prach Witte seinen Zweifel aus. Der Andere griff wieder zur Lüge:

„Wir sind uns unlängst vorgestellt worden, aber sein Name st mir entfallen. Ich fragte ihn nur nach einem unserer gemeinschaftlichen Bekannten."

„So, so!" meinte Witte zufriedengestellt. „Was ich Ihnen agen wollte, mein Herr Doktor —"

„Verzeihung, daß ich Sie unterbreche, mein Herr Berg-rath! Es wäre mir interessant, zu hören, durch wen Sie meinen Titel erfahren."

Witte schmunzelte listig: „Durch die Dame aus dem Philosophengang, die Sie zu Ihrem Glück heut nicht hier treffen werden."

Der Doktor trat einen Schritt zurück: „Zu meinem Glück?"

„Ja, junger Mann! Sie wären bei einem Haar das Opfer einer gefährlichen Sirene geworden. Man hat die Person jedoch unschädlich gemacht. Sie ist bereits in Haft."

Der Doktor fuhr mit der Hand nach dem Kopf. Wäre ein Blitz neben ihm niedergefahren, er hätte nicht betroffener stehen können. „Sie setzen mich in das höchste Erstaunen! zitterte es endlich tonlos von seiner Zunge.

„Sehr erklärlich!" pflichtete der Bergrath bei, „ich an ihrer Stelle würde nicht minder perplex sein."

„Doch woher haben Sie das?" begehrte der aus den Wolken Gefallene zu wissen.

Witte suchte durch ein diplomatisches Lächeln den Effekt seiner Antwort zu verstärken: „Ich darf nicht aus der Schule schwatzen. Nur soviel will ich Ihnen mittheilen, daß Ihre Unterredung mit der rothen Rose mehr Ohren- und Augenzeugen gehabt, als Sie ahnen."

Digitized by Google

„Unbegreiflich!“ rief der Doktor, dem fast die Knie schlotterten. Der Bergrath fuhr fort:

„Sie sollten heut vollständig in die Schlinge gelockt und ausgebeutet werden. Doch unsere Polizei ist meisterhaft!“ schloß er mit pfiffigem Blinzeln.

Der junge Mann starrte zur Erde. Nach einigen Sekunden hob er den Kopf: „Steht die Sache so, dann will ich der Polizei morgen selbst noch einige Aufschlüsse geben, die vielleicht von Wichtigkeit sein können.“

„Mitte legte ihm wohlwollend die Hand auf die Schulter: „Das möcht' ich widerrathen, lieber Doktor! Sie brächten dadurch möglicherweise Ihren Namen mit dem jener Person zusammen in die Oeffentlichkeit; denn ohne Zweifel wird die Gerichtszeitung in Kurzem die Geschichte der heillosen Betrügerin publiciren.“

Der Doktor ergriff Mitte's Hand: „Sie haben Recht, Herr Bergrath, und verpflichten mich immer mehr zu Dank!“

„Vielleicht,“ warf dieser auf, erhalten Sie auch vom Chef der Polizei eine Vorladung; man kann nicht wissen.“

„In dem Fall,“ erklärte der junge Mann bestimmt, „werde ich gern ein Geschöpf entlarven helfen, das ohne Zweifel schon viel Elend gestiftet hat. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie tief ich die Wohlthat fühle, die Sie mir durch Ihre Enthüllung erwiesen; denn aufrichtig gestanden, die Schlange hatte mich mit ihrer bezaubernden Stimme und Geistesgegenwandtheit dergestalt für sich eingenommen, daß sie bis zu dieser Stunde mein einziger Gedanke war. Ich hätte Herz und Leben für sie hingegeben!“

„Sie mögen in Zukunft vorsichtiger sein“, ermahnte der edle Gönner; doch es wird finster, ich muß nach Hause.“

„Jetzt bitte ich, Sie begleiten zu dürfen!“ sagte der Doktor mit Wärme.

„Ei, ei,“ und der Bergrath hob wieder den Finger, „Sie haben mich vor Ihnen gewarnt, Herr Doktor —“

„O, vergessen Sie das!“ fiel dieser fast heftig ein. „Es war nur eine Aufklucht, um einen anscheinend unbequemen Gesellschafter zu entfernen. Uebrigens dränge ich mich Ihnen nicht auf. Nur Eins gestatten Sie mir bei unserm Scheiden!“

„Und was?“

„Da Sie wissen, wer ich bin, bedürfen Sie meiner Karte nicht. Kann ich Ihnen einmal einen Dienst leisten, so stehe ich mit Freuden zur Verfügung.“

„Es kann sich wohl finden,“ versetzte Mitte, mit Absicht die Hoffnung durchschimmern lassend; „die Menschen wissen nie, wie sie einander brauchen können. Ich empfehle mich Ihnen, mein Herr Doktor!“

„Ihre Hand, würdiger Herr!“ bat dieser aus aufrichtigem Dankgefühl, „ich bleibe Ihr Schuldner.“ Betrüger und Betrogener schüttelten sich die Rechte, daß es eine Lust war; dann bog der Bergrath links ab; der Doktor aber blieb nachdenklich stehen und ging im Geiste noch einmal Alles durch, was ihm sein Wohlthäter offenbart hatte.

Mitte, als er entfernt genug war, daß ihn des Hintergangenen Auge nicht mehr zu erreichen vermochte, rieb sich innig vergnügt die Hände und vergaß, daß Eigenlob keinen guten Geruch hat; denn er pries die Pfiffigkeit, mit der er zu Werke gegangen, in halblautem Monolog: „Das war äußerst schlau eingefädelt. Er ist kuriert, Ada wird's auch werden, wenn ich ihr morgen mit gleicher Virtuosität Etwas weißmache. Er ist, bei Licht besehen, gar kein übler Gesell, aber sie muß ihn trotzdem hassen und verabscheuen lernen. Ich werde ihn ihr so abmalen, daß sie glaubt, jeder Hund schäme sich, ein Stück Brod von ihm zu nehmen.“ Und selbstzufrieden lachend, schritt er dem Stadtthore zu.

Der Doktor stand noch immer wie gebannt auf der Stelle, wo ihm Aufklärung über die rothe Rose geworden. Der Gedanke, das Mädchen für eine abgefeimte Circe halten zu müssen, that ihm tief weh. „Wer hätte das geglaubt!“ seufzte er auf. „Wie die Natur doch oft ihre herrlichsten Gaben verschleudert! — Und dennoch kann ich von Glück sagen, daß dieser liebenswürdige Mann mir die Binde von den Augen gelöst. Ich hätte mich sonst Gott weiß wie lange mit Phantasieen und Grübeleien, mit Sehnsucht und Hoffnung gemartert. — Bei alledem muß ich schließlich wie Othello klagen: O, Jago, es ist doch Schade!“

Da streifte ein leichter Fächerschlag seine Schulter. Er sah sich um. Eine verschleierte Dame, deren Wuchs Jugend verrieth, stand vor ihm und lispelte etwas befangen: „Herr Doktor!“

„Servitore!“ entgegnete er, noch halb abwesend.

„Sie kennen mich nicht.“

Er suchte den Schleier zu durchdringen. Vergebens. Die Annäherung der Dame war mindestens so auffallend, wie die des Bergraths gewesen war. Der junge Mann schöpfte Verdacht, unterdrückte ihn aber für's Erste noch und machte eine Verbeugung: „Nein, ich habe nicht die Ehre, aber mich scheint die ganze Promenade zu kennen.“

„Der Herr“, forschte die Lispelstimme, „der vor einem Weilchen von Ihnen ging, hat sich in Freundschaft von Ihnen getrennt?“

„Vorsicht!“ raunte eine innere Stimme dem Doktor zu. Er antwortete deßhalb ausweichend: „Ich hatte Ursache, ihm aufs Wärmste die Hand zu drücken.“

„O, dann ist Alles gut!“ klang es muthiger unter dem Schleier hervor. Sie haben also sein Vertrauen gewonnen?“

„Ich weiß nicht, was soll das bedeuten!“ murmelte er seitwärts und gab dann laut zu: „Er hat mir sein Vertrauen in edelster Weise entgegen getragen. Aber wenn ich fragen darf, wie komm' ich zu Ihrer so ungemein gütigen Theilnahme?“

„Sie folgt Ihnen seit gestern“, sagte die Dame herzhaft.

Er prallte zurück. „Gehören Sie etwa auch zu den Zeugen meines Rendezvous?“

„Freilich! Ich bin ja die Cousine —“

„Mit der die — die rothe Rose mir hier begegnen wollte?“

„Versteht sich, Herr Doktor!“

„Ah, das ist nicht übel!“

„Was meinen Sie?“ fragte Claudine stockend.

„Und wo ist denn Ihre Genossin, mein Fräulein oder Madame oder —“

„Fräulein, wenn ich bitten darf, Herr Doktor!“

„Ganz nach Belieben! Ist Ihre Cousine auch noch Fräulein?“

„Ja natürlich!“

„Es gibt auch viel Unnatürliches in der Natur, meine Beste, namentlich in der Menschennatur und literum in der weiblichen!“

„Ich verstehe Sie nicht im Mindesten, mein Herr!“

„Ich aber“, loderte er zornig auf, „verstehe Sie nur allzugut, Mademoiselle! Sie wollen das ehrenvolle Gewerbe Ihres andern Ichs fortsetzen. Lassen Sie sich gesagt sein, daß ich gewarnt bin, und ersparen Sie sich jedes weitere Ausstrecken Ihrer Polypen-Fangarme nach mir! Ich rathe Ihnen: verlassen Sie mich schleunigst, oder ich muß Maßregeln gegen Sie ergreifen, die —“

„Um Himmelswillen!“ schrie Claudine, am ganzen Körper vor Bestürzung fliegend, auf.

„Still! Erheben Sie keinen Lärm!“ gebot der Doktor fest. „Sie sollen mit dem bloßen Schreck davonkommen. Werden Sie unsichtbar, Mademoiselle. Ich wünsche Ihre Gesellschaft keine Sekunde länger.“

Das grängstigte Mädchen schluzzte vorbar, schlug die Hände sammt dem Schleier vor's Gesicht und wankte; die Füße versagten ihr den Dienst. Ihr harter Gegner ließ sich nicht erschüttern. Erbarmungslos begann er von Neuem: „Ich wiederhole Ihnen, beben Sie sich ohne Zaudern weg, ich kenne Sie und Ihre Cousine! Fort, Sie — Person!“

„Person? Ich eine Person? rief Claudine, bei dieser Beleidigung alle Kräfte zusammenraffend, und stürzte mehr, als sie ging, die Alles hinunter auf das Thor zu, wo sie sich in einen Fiaker warf, der sie nach Hause brachte, noch ehe der langsam schleudernde Schmidt es erreicht hatte.

„Ist mir schon solche Frechheit vorgekommen?“ sagte der Zurückbleibende, innerlich schaudernd. „Ob ich sie verfolge und sehe, in welcher Höhle sie sich birgt? — Nein, mag sie laufen!“ Langsam ging er ihr nach und reflektirte unter verdoppeltem Herzschlag: „Was wäre heute aus mir geworden ohne den wackern Bergrath! Die abscheuliche Kreatur hätte mich in irgend welche Mördergrube gelockt, und ich wäre wahrhaftig in die Hölle fel-

Digitized by Google

der gegangen, um Die zu sehen, der seit gestern mein ganzes Denken und Fühlen gehörte. — Wie gut, daß ich mich nach dem Namen des Bergraths erkundigt! Der Mann ist unstreitig mein Lebensretter geworden. Wir stoßen oft die von uns, die es am redlichsten mit uns meinen, und leiden dann schmeichelnden Betrug willig das Ohr!"

Die Leute, die dem so mit sich selbst Redenden begegneten, sahen einander an und sagten lachend: „Mit Dem ist's nicht richtig!" Aber nicht blos Verrückte sprechen laut vor sich hin, sondern gerade Menschen von der höchsten Zurechnungsfähigkeit verfallen mitunter in denselben Fehler; sie scheinen geistesabwesend, wenn ihr Geist eben am lebhaftesten arbeitet. Man könnte sie weit eher körperabwesend nennen; denn sie kümmern sich um die Funktionen ihrer Glieder nicht, sie hängen im wahren Sinne des Wortes nur ihren Gedanken nach.

Mechanisch durchwandelte der Fuß des Doktors einen Theil der Stadt und schlug die Richtung nach dem Gasthause ein, wo der junge Mann die Abendstunden zuzubringen pflegte, wenn des Tages Last und Mühe hinter ihm lag. Gleich bei Eintritt forderte er den Wohnungs-Anzeiger und schlug den Buchstaben W auf. Da standen mehrere Dutzend Witte's verzeichnet; endlich fand er den Bergrath heraus. Es drängte ihn, dem braven Mann am nächsten Tage seinen Dank auszusprechen dafür, daß er ihn nicht blos von der Verhaftung der Sirene unterrichtet, sondern, ohne es zu ahnen, auch vor den Fallstricken der andern Dirne geschützt. Mündlich ließ sich mehr sagen, als schriftlich. „Ich werde ihm morgen Vormittag meinen Besuch machen," war sein Entschluß.

V.

Das Bureauzimmer des Bergraths stand durch eine Seitenthür mit den Wohngemächern in Verbindung; die Hauptthür aber führte auf den Flur hinaus, so daß alle Personen, welche den Hausherrn in Geschäftsangelegenheiten zu sprechen hatten, direkt von der Treppe zu ihm gelangten, ohne die übrigen Familienglieder zu stören.

Witte saß auf dem Lederpferde vor seinem Arbeitspult, die Feder in der Rechten, aufgeschlagene Akten in der Linken. Neben ihm stand Schmidt.

„Nun?" fragte er, in den Akten blätternd, „haben Sie's herausgebracht, Schmidt?"

„Nein, Herr Bergrath!"

„Sie sind aber auch zu gar nichts mehr zu brauchen!" herrschte dieser den alten Diener an und stieß die Feder tief in's Dintenfaß. Ohne eine Miene zu verziehen, entgegnete der Mann mit dem krummen Rücken:

„Vielleicht sagt man dieses ebenfalls einmal von Ihnen, wenn Sie in meine Jahre kommen."

„Was erlauben Sie sich?" fuhr Witte zornig auf und warf die Akten aufs Pult, daß der Staub in die Höhe wirbelte.

„Ich meine nur so," versetzte der Alte ruhig. „Aber Sie werden dann wenigstens mit Anstand pensionirt und bekommen für lanajährige treue Dienste einen Orden."

Der Bergrath besaß zu viel Gemüth, um ein Unrecht, das er gethan, nicht einzugestehen. „Ich bin zu weit gegangen," sagte er friedfertig, „es thut mir leid, Schmidt!"

„Dann ist's vergessen, Herr Bergrath!"

Witte mußte im Stillen über die biedere Haut lächeln und nahm den Ton eines gleichstehenden Freundes an, der dem Untergebenen in allen Fällen unendlich wohlthut: „Denken Sie sich in meine Lage, Schmidt, und Sie werden mir etwas zu Gute halten."

„Thu' ich auch, Herr Bergrath," erklärte der Beleidigte mit einer gewissen Würde und Ueberlegenheit, „thu' ich auch, sonst wär' ich schon längst nicht mehr bei Ihnen."

Der Vorgesetzte ging nicht weiter auf die Bemerkung ein, sondern sagte zutraulich: „Gegen Sie sich auf die Lauer, die Mädchen werden gegen Sie eher den Mund öffnen, als gegen mich. Ich muß wissen, woher der Weinkrampf gestern Abend bei Claudinen rührte. Daß er im Zusammenhang mit dem fatalen Rendezvous steht, ist offenbar; denn sonst hätte mich Ada nicht, ehe ich noch ein Mährchen über den Doktor zu erfinden brauchte, für Alles um Verzeihung gebeten und mir heilig betheuert, sie wolle nie mehr an den brutalen Menschen denken. Es hat sich etwas hinter meinem Rücken zugetragen, aber was? Das bleibt mir unerklärlich, und Ada behauptet, sie könne es nicht sagen. Wenden Sie jedes Mittel an, Schmidt, um auf den Grund zu kommen! Der Mensch kann doch nicht à la Bosco zwei Gestalten annehmen und gestern hier gewesen sein, während ich unter den Platanen mit ihm sprach?"

„Er weiß ja unsere Wohnung gar nicht," meinte Schmidt, „und doch war Fräulein Claudine schon in dem aufgelösten Zustande, als ich vor Ihnen nach Hause kam, Herr Bergrath! Räthselhaft ist und bleibt die Geschichte."

„Nein, bleiben soll sie's nicht!" entschied Witte. „Alles geht natürlich zu, folglich auch das. Versuchen Sie Ihr Heil noch einmal, Schmidt! Vorwärts!"

„Ist eine schwere Commission, Herr Bergrath! sprach der Diener gewichtig, schüttelte das graue Haupt und schleppte seine knarrenden Stiefel, deren Spitzen sich beim Gehen nach innen statt nach außen kehrten, durch die Seitenthür hinaus.

Vater Witte strich sich mehrere Male die Stirn und biß die Zähne zusammen: „Welche Kette von Unannehmlichkeiten eine einzige Unbesonnenheit zur Folge haben kann! Doch will ich zufrieden sein, wenn keine neue mehr zum Vorschein kommt und die Sache ihr Ende erreicht hat." Dabei griff er wieder zu Feder und Akten, hatte aber noch nicht den ersten Strich gethan, als an die Hauptthür geklopft ward. „Herein!" rief er, sich auf dem Lederroß seitwärts wendend.

„Hochverehrter Herr Bergrath —" empfing ihn Witte, vom Sessel aufspringend.

„In des Dreieinfels Namen —" empfing ihn Witte, vom Sessel aufspringend.

(Fortsetzung folgt.)

Ein europäischer Kongreß. Der jetzige Kaiser der Franzosen ist nicht der erste, der einen allgemeinen europäischen Kongreß vorgeschlagen hat: schon Friedrich der Große trug sich mit diesem Gedanken, aber nicht etwa, um politische Streitigkeiten auf diplomatischem Wege beseitigen zu lassen, sondern — um das Duell abzuschaffen, also nicht den Krieg der Staaten, sondern der einzelnen Individuen unter einander. Er schreibt hierüber Folgendes: „Ein falsch verstandenes, aber allgemein angenommenes Point d'honneur trotzt der Macht der Fürsten, und sie können die Gesetze gegen das Duell, selbst wo dieselben bestehen, nur durch eine Art von Grausamkeit in Kraft erhalten. Jeder, der das Unglück hat, von einem brutalen Menschen beleidigt zu werden, gilt in der ganzen Welt für feigherzig, wenn er nicht seinen Schimpf rächt und den Urheber desselben tödtet. Begegnet einem Manne vom Stande so etwas, so hält man ihn seines Adels für unwerth. Ist er gar Militär und endet die Angelegenheit nicht auf dem Wege des Duells, so nöthigt man ihn, aus dem Offizier-Corps, zu dem er gehört, auszutreten, und er findet dann in Europa nirgend wieder Dienste. Was soll nun ein Mann thun, der sich in so kritischer Situation befindet? Soll er sich durch den Gehorsam gegen die Gesetze selbst entehren? Oder soll er nicht lieber Leben und Glück wagen, um wenigstens den ehrlichen Namen zu retten? Die noch immer aufzulösende Schwierigkeit liegt darin, ein Mittel ausfindig zu machen, die Ehre eines Beleidigten zu erhalten und dem Gesetz dabei doch Kraft zu verschaffen. Wenn nicht alle europäischen Fürsten einen Congreß veranstalten und dahin übereinkommen, diejenigen, die trotz des Verbots sich in solchen Zweikämpfen zu ermorden suchen, mit Schande zu belegen, wenn sie sich nicht zusammenthun, dieser Art von Mördern jede Freistätte zu verweigern, und die, welche ihresgleichen wörtlich, schriftlich oder thätlich beleidigen, strenge zu bestrafen, so werden die Duelle kein Ende nehmen. Man beschuldige mich hier nicht, daß ich den Träumereien des Abbé de St. Pierre folge. Ich sehe nichts Unmögliches darin, daß Privatpersonen ihre Ehrensachen der richterlichen Entscheidung ebenso unterwerfen, wie ihre Vermögensstreitigkeiten. Und weßhalb sollten die Fürsten nicht einen Kongreß zum Besten der Menschheit veranstalten, da sie so viele unfruchtbare Kongresse über unbedeutendere Dinge abhal-

Digitized by Google

ten lassen?“ — Sicherlich war die Absicht Friedrichs wohlgemeint, und auch diese bezeugen, wie hoch sich derselbe über die brutalen Vorurtheile seiner Zeit und namentlich seines Adels erhob: aber er unterschätzte die Macht dieses Vorurtheils, welches noch jetzt nicht ganz gebrochen ist. Gesetze, selbst die trefflichsten, vermögen ihm gegenüber wenig; nur die durch Bildung aufgeklärte öffentliche Meinung hat die Kraft, dieß letzte Ueberbleibsel mittelalterlicher Rohheit zu beseitigen und der Vernunft den Sieg zu verschaffen.

Die wahren Wohlthäter der Menschheit.

Unter diesem Titel bringt die „N. Z.“ ein Gedicht, welches die Lebensgeschichte eines Mannes erzählt, der jener Wohlthäter segensreiches Wirken an sich selbst erfahren. Seine arme Mutter war starb bei seiner Geburt, denn damals existirte noch nicht Bielschowsky's „kräftiges Frauenkräftigungsmittel“; ihn selbst aber, einen schwächlichen Knaben, erhielt nur „Auerbach's Malzpulver.“ Daß er das Zahnen überstand, verdankt er nur einem „Gehrigschen Halsband“; das rauhe Klima machte ihm „Mayer's Brust-Syrup“ unschädlich. So wurde er Jüngling, poetisch sogar, und rein an Körper und Geist — durch „Petsch's Apfelwein.“ Die Zeiten wurden ernst, doch rettete ihm den Humor und bewahrte ihn vor Hypochondrie nur „Daudig!“ Daß er aber nicht verhungerte und die lange Zeit, bis er Assessor wurde, überstehen konnte, ist das Verdienst von „Jakobs's Königstrank.“ Und war er nun einmal zu ausgelassen, überließ er sich zu sehr dem Gott Bacchus, so trank er stillvergnügt ein Gläschen „Boonecamp of Magbitter.“ Er ist alt geworden, und doch genießt er noch der vollen Jugendkraft, denn ihn erhält der „Hoff'sche Malzextrakt.“ Gegen einen Kahlkopf schützt ihn „Kreller's Haarbalsam“, und gegen blöde Augen, die sonst unfehlbaren Folgen des hohen Alters, gebraucht er mit Erfolg „Dr. Romershausen's Augenessenz.“ Das Gedicht schließt:

Und will's zuletzt dann nicht mehr gehen.
Wünsch' ich mein Sterbestündlein bet,
Und will ich von der Welt nichts sehen
Und nichts von ihrem Treiben mehr, —
Will ich durchaus den Himmel erben,
Und seh' mich fast gestorben schon,
Dann nehm' ich, um recht schnell zu sterben,
Noch Pillen ein von Morrison.

Schlachtgebet. Vor der berühmten Schlacht bei Murten zwischen den Schweizern und Karl dem Kühnen von Burgund (1476) knieten die Alpensöhne zum Gebet nieder und ihr Anführer sprach: „Lieber Gott, haben wir Recht, so steh uns bei; haben unsre Feinde Recht, so steh ihnen bei; haben wir aber alle Beide Recht, so steh einmal zu, wie wir uns schlagen werden!“ — Und die Schweizer schlugen sich so, daß ihr Sieg bei Murten bis heute eine ihrer glänzendsten National-Erinnerungen geblieben ist. (Uebrigens wird das nämliche Gebet von der Fama auch dem alten Dessauer in den Mund gelegt.)

Einige Jahre vor dem Ausbruch der französischen Revolution antwortete ein junger französischer Historiker, den Mirabeau gefragt hatte, warum er sich nicht, statt mit den Thatsachen der Vergangenheit, mit den Fragen der Gegenwart oder der Zukunft beschäftige: „Von der Zukunft weiß ich nichts, was ich sagen könnte; von der Gegenwart darf ich nicht sagen, was ich weiß, und darum bleibt nur die Vergangenheit zur Besprechung.“ Mirabeau erwiderte: „Sie haben Recht; belehren Sie das Volk über seine Vergangenheit, und es wird bald von selbst wissen, was es über die Gegenwart zu denken und in Zukunft zu thun haben wird.“

Zufallsspiel. Wohl ein seltsames Spiel des Zufalls ist es, daß in dem nämlichen Jahr (1769), in welchem Napoleon Bonaparte das Licht der Welt erblickte, auch zwei seiner hartnäckigsten Gegner geboren wurden: Sir Arthur Wellesley, Herzog von Wellington, der ihn unermüdlich mit dem Schwerte, und Ernst Moritz Arndt, der ihn nicht minder unermüdlich mit der Feder bekämpfte. Auch noch ein zweiter gewaltiger Herrscher, wenn auch nur in dem friedlichen Gebiete der Wissenschaft, erblickte in diesem Jahre das Licht der Welt, welcher er durch neun Dezennien als ein strahlendes Gestirn zu leuchten bestimmt war: Alexander von Humboldt. Die Zahl 9 spielt überhaupt bei den Geburtsjahren der größten Männer des achtzehnten Jahrhunderts eine wichtige Rolle: 1729 wurde Lessing, 1749 Göthe, 1759 Schiller geboren.

Amerikanische Frauen. Man meldet aus New-York, 13. April: Am 10. Mai ds. Js. wird hier eine Frauenrechts-Konvention für den ganzen Umfang der Vereinigten Staaten abgehalten werden. In dem betreffenden Aufruf heißt es, „daß durch das Verleihen des Stimmrechts an einige Millionen Farbiger die republikanische Idee ihrer Entwicklung um keinen Schritt näher gerückt sein werde, so lange dieß schätzbare Privilegium den Bürgern weiblichen Geschlechts vorenthalten bleibe, und solle die Republik eine Wahrheit werden, so müsse aus der Bluttaufe dieser zweiten Revolution das Weib in erneuerter Kraft und Würde hervorgehen, bekleidet mit allen den Rechten, Privilegien und Immunitäten, welche dasselbe zur Erfüllung seiner höchsten Pflichten gegen die Menschheit, das Vaterland, die Familie und sich selbst am besten befähigen.“ Ob die Frauen sich wirklich dafür entscheiden werden, aus der stillen glücklichen Häuslichkeit auf das stürmische, gefahrvolle Meer der Politik geworfen zu werden, ist noch zu bezweifeln, und grausam wäre es, sie wider ihren Willen politisch selig machen zu wollen.

Uniformirte Frauen. Die Frauen, welche in Finnland bei den Telegraphen verwendet werden, haben eine Uniform erhalten, bestehend in einer Kamisole aus schwarzem Tuche mit Sammtkragen und Aufschlägen, gelben Passepoils, vergoldeten Knöpfen und einem Ledergürtel mit Schnalle, auf welcher sich zwei Blitzstrahlen kreuzen. Nur der Obertheil der Telegraphistin steckt in der Uniform, der untere Theil hat Rockfreiheit, sie kann nach Umständen einen weiten oder engen Rock, nach Belieben eine Crinoline oder keine tragen.

Selbsterkenntniß.

Wie viel du über dich magst sinnen,
Dein Herz verschließt sich dir mit tausend Riegeln;
Willst du Gewißheit über dich gewinnen,
So laß dein Ich in freier That sich spiegeln.

Rechnungsräthsel.

Um's Rechnen ist's ein eignes Ding,
Der schätzt es hoch, der acht's gering;
Drum soll für Jenen nur allein
Ein Beispiel hier gegeben sein:
„Zählt ich an Jahren 4mal mehr, (5mal so viel)
Dann wäre ich so alt, — nun hör' —
Als meines Vaters Vater war
Mit seinem weißen Silberhaar.
Mein Großpapa, bejahret schon,
War doppelt älter als sein Sohn,
Und als die Mutter mich gebar,
War alt mein Vater 30 Jahr.
Nun sage, lieber Leser mein,
Wie hoch wird wohl mein Alter sein?“

Auflösung der vierfylbigen Charade in Nr. 19: „Gottesacker.“

Verantwortlicher Redakteur: J. E. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 21. Sonntag, den 27. Mai. 1866.

Recht und Freiheit immer fort.

Recht und Freiheit, sie nur retten,
Unser deutsches Vaterland;
Recht und Freiheit sind die Ketten
Für das deutsche Einheitsband.
Recht und Freiheit immer fort
Unser erst und letztes Wort!

Ist das Allen klar geworden,
Wird ein großes Werk vollbracht;
Frei und eins ist Süd und Norden
Und das Volk die größte Macht.
Recht und Freiheit immer fort
Unser erst und letztes Wort!

Dann ist nichts zu lieb, zu theuer,
Gilt's der Freiheit, gilt's dem Recht,
Mit der Liebe heil'gem Feuer
Zieh'n wir willig in's Gefecht.
Recht und Freiheit immer fort
Deutschlands Ehr' und Deutschlands Hort!

Hoffmann v. Fallersleben.

Y 1.

Humoreske von Cäsar Parvus.

(Aus dem „Sonntags-Blatt für Jedermann aus dem Volke.")

(Fortsetzung.)

„Werden Sie nicht ungehalten, edler Mann!" begütigte der Doktor; denn er war es, der sich mit vorgestreckter Rechten dem entsetzten Bergrath näherte. „Ich höre nicht lange," setzte er seine captatio benevolentiae fort, „ich folge nur dem Drang meines Herzens —"

Ungestüm schnitt ihm Witte das Wort ab: „Der Drang Ihres Herzens ist mir völlig Nebensache. Wer sind Sie? Was wollen Sie?"

„Wer ich bin?" fragte der junge Mann, erstaunt zurücktretend.

„Ja, ja, ich kenne Sie nicht!"

„Ich kenne Sie auch nicht wieder, den Mann, der mir gestern so zuvorkommend großmüthig die Augen über eine Gefahr geöffnet, in der ich schwebte —"

Wieder ließ ihn der Bergrath, dem die Finger zitterten, nicht ausreden. „Wie haben Sie meine Wohnung, meinen Namen ausspionirt, Herr?"

„Mir ist nie Jemand vorgekommen," entgegnete der Doktor fest, „der so brüsk jeden Dank für eine Wohlthat zurückweist. Dies heißt: die Wohlthat aufheben."

„Ich habe Ihnen keine Wohlthat erzeigt!" deprecirte Witte barsch.

„Eine größere, als Sie glauben," widersprach der andere fein; „denn ohne Ihre Warnung wär' ich unmittelbar nach unsrer Trennung in das Garn der Cousine jener verhafteten Betrügerin gegangen."

Der Bergrath, der bis dahin Nichts hatte hören wollen spitzte plötzlich das Ohr: „Was sagen Sie da von Cousine?"

Der Doktor verneigte sich flüchtig: „Um Ihnen diese Mittheilung zu machen, hab' ich den Besuch gewagt!"

„Was ist's mit der Cousine? Reden Sie!" rief Witte diktatorisch, und Jener antwortete artig:

„Ich werde Ihrer Aufforderung Folge leisten, sobald Sie die Güte haben, Ihren gestrigen Ton anzunehmen. Ihre gereizte Stimmung befremdet mich in einem Grade —"

Er kam nicht weiter; denn den Bergrath riß die Alteration über den unerwünschten Besuch fort: „Ich erlasse Ihrem Thermometer die Gradmessung meiner Stimmung und wünsche Aufschluß, welche Bewandtniß es mit der Cousine hat."

Der junge Mann warf stolz den Kopf in den Nacken: „Herr Bergrath, ich erkläre Ihnen noch einmal, ich bin diesen Umgangston nicht gewohnt. Es thut mir außerordentlich leid, Sie belästigt zu haben. Adieu!"

Er wollte zur Thür; Witte vertrat ihm den Weg und hielt ihn am Arm fest: „Mensch, Sie machen mich rasend!"

Kaltblütig erwiderte der Doktor: „Um Vergebung, Sie scheinen es bereits zu sein."

Keuchend ließ der Erregte die Hand sinken: „Ich will mich fassen. Nehmen Sie Platz!" Aber die Fassung lag ihm so fern, daß er den Stuhl, den er seinem Gast anbieten wollte, mit der fürchterlichsten Heftigkeit hinschob. Nur eine rasche Seitenbewegung rettete den jungen Mann vor unangenehmer Kollision seiner eigenen und der Holzbeine.

Da öffnete sich die Seitenthür und auf der Schwelle erschien Schmidt mit der Botschaft: „Herr Berg —" das Uebrige blieb ihm in der Kehle stecken, er stand wie angewurzelt und glotzte dem Doktor in's Gesicht. Dieser spürte ebenfalls einen merkwürdigen Eindruck von der Erscheinung des alten Mannes und

Digitized by Google

maß sie von Kopf zu Fuß. Dann trat er rasch auf den zur Salzsäule Erstarrten zu:

„Sprechen Sie noch einmal, Mann, bleiben Sie nicht am Berg stehen!“

„Was wünschen Sie?“ fragte Schmidt mit vibrirender Fistelstimme.

Den Doktor überkam ein unendlicher Humor. Alle seine Züge belebten sich, die Augen leuchteten, und er rief: Besonderes Kennzeichen — krummer Rücken! Das ist genau so gravirend wie der plötzliche Stimmwechsel.“

Witte stand auf Kohlen daneben. „Hörten Sie nicht, daß ich Besuch habe?“ wies er den Eindringling zurecht und zeigte nach dem Ausgang. Schmidt machte Kehrt.

„Schmidt!“ rief der Doktor. Schmidt machte wieder Kehrt.

„Hinaus! tobte der Bergrath.

„Er ist's, er ist's!“ jubelte der Doktor, sich vergessend, besann sich aber rasch und ging mit feinem Lächeln auf Witte zu: „Herr Bergrath, dieser Intermezzo ändert unsere Situation wesentlich. Es gehört kein übermenschlicher Scharfsinn meinerseits dazu, die Dinge zu kombiniren und sowohl die Ursache Ihres gestrigen Wohlwollens wie Ihres heutigen Zornes zu ergründen.“

Der Bergrath sank vernichtet in einen Stuhl, preßte das Gesicht in die Hände, und stöhnend entrang sich's ihm: „Ich bin ein geschlagener Mann!“ Gleich darauf fuhr er wild empor: „Ich fluche den Tag —“

„Welche Sprache! Und weßhalb? hemmte der Doktor den Ausbruch.

Bebend sagte Jener: „Setzen Sie sich, mein Herr, ich bitte! Es soll klar werden zwischen uns!“

„Es bedarf keiner Aufklärung weiter,“ entgegnete der junge Mann schonend, indem er sich niederließ.

„Doch, doch!“ schrie Witte.

„Ich versichre: nein!“

„Schonen Sie mir das Wort,“ sprach der Bergrath, sich zur Ruhe zwingend, „der Ruf meines Hauses steht auf dem Spiel!“ Er äußerte niedergeschlagenen Auges diese Befürchtung, die der Doktor sofort durch die Frage zu widerlegen suchte:

„Haben Sie die Fähigkeit, unehrenhaft zu handeln, an mir entdeckt?“

„Nein.“

„Wovor zittern Sie also?“

Beklommen gab Witte die Auskunft: „Der gute Name der Meinen hängt an Ihrer Verschwiegenheit, das heißt an einem Haar. Lassen Sie mich aussprechen!“ fügte er bittend hinzu, da sein Zuhörer durch eine Geste andeutete, er wolle die Behauptung nicht zugeben. „Gesetzt auch, ich traue Ihrem Willen, zu schweigen, so werd' ich doch beständig in der Furcht leben, daß eine Stunde in lustiger Gesellschaft, wo junge Männer sich gern mit Abenteuern brüsten, Ihren Vorsatz erschüttert, Ihre Zunge löst und das Geheimniß preisgiebt. Die Schmach erträg' ich nicht, überlebe' ich nicht.“

„Welche Gedanken!“ warf der Doktor befänftigend ein. Witte fuhr fort: „Sie würden sich von denselben Gedanken gemartert fühlen, wären Sie Vater einer erwachsenen Tochter.“ Er hielt wie erschöpft inne. Der Andere legte leise die Hand auf seinen Arm und sprach:

„Ich würd' es nicht, säßen Sie als jüngerer Mann mir gegenüber, wie ich Ihnen. Und was die lustige Gesellschaft betrifft, die Ihnen Grauen erregt, so kann ich dies Phantom leicht verscheuchen. Ich bin weder Renommist, noch verkehre ich mit Leuten solchen Schlags; denn ich halte jeden Mann, der mit der Gunst einer Dame prahlt, für einen Schurken, und selbst die Weinlaune entschuldigt ihn in meinen Augen nicht. Ueberdies lebe ich ziemlich abgeschlossen; ich ziehe den stillen Umgang mit geistvollen Todten dem lauten Geschwätz mit langweiligen Lebendigen vor. Die Gesellschaftsmenschen sind aber sammt und sonders langweilig, entweder von Hause aus, da sie nur von unbedeutenden Gegenständen zu plappern wissen, oder Sie werden nach Kurzem fade, wenn der Cyclus von Geschichten, auf den sie von Haus zu Haus reisen, erschöpft ist und anzuregen, aufzunehmen, zu entwickeln und so die Unterhaltung für alle Theilnehmer fruchtbar zu machen. Nur unter solchen Menschen ist mir wohl; die Uebrigen betrachte ich, wie Schafe und Rinder auf Landschaftsbildern, als bloße Staffage des Weltgemäldes.

Der Bergrath hatte im Laufe dieser Auseinandersetzung mehr und mehr Vertrauen zu dem jungen Mann gewonnen. Er nickte sogar ein paarmal beifällig und erwiderte nun mit viel sichererem Accent: „Ich theile Ihre Ansicht vollkommen; doch wenn sie mich auch von einer Furcht befreit, bleibt doch eine andere Besorgniß in mir zurück.“

„Und welche? Sprechen Sie sich rückhaltlos aus! ermuthigte der Doktor ihn, so gab er in der That ganz gesammelt anhob:

„Der Ruf eines Weibes ist zarter, als Spinngewebe. Die Zungen der Klatschschwestern zieht kein Verständiger in Betracht, desto mehr aber die Meinung urtheilsfähiger Männer; denn jede Frau und jedes Mädchen steht so hoch oder so niedrig, wie die Achtung der Männer sie stellt. Einen andern Rang nimmt sie nicht ein, und wenn sie Fürstin wäre! Nach Allem, was meine Tochter in den letzten Tagen gethan, müssen Sie, Herr Doktor, eine Vorstellung von ihr gefaßt haben —“

„Die durchaus günstig ist!“ vollendete der junge Mann den Nachsatz.

„Nein“, entgegnete Witte, „Sie müssen mein Kind verachten, müssen eine Dreistigkeit in ihr voraussetzen, die uns an jedem Weibe beleidigt. Frauen stoßen nur durch Zartheit Respekt ein. Ich bin auf's Tiefste über Ada's Betragen entrüstet, ich begreife nicht, wie sie es hat wagen können. Wenn ich Ihnen nun sage — — o Gott, wie schwer werden mir die Worte!“

„Darf ich sie Ihnen abnehmen?“ sagte der Doktor freundlich. „Sie wollen mir erklären, daß Ihre Tochter nur einen Streich jugendlichen Uebermuths ausgeführt, ohne die Nachwirkung zu erwägen, daß sie trotzdem nicht zu den unweiblichen Naturen zählt —“

„Ja, das wollt' ich sagen!“ fiel Witte aufathmend ein. „Doch Sie können mir unmöglich glauben,“ schloß er düster an.

„Wie leicht ich Ihnen glaube,“ beruhigte der Andre, „muß Ihnen daraus hervorgehen, daß ich Sie errathen.“

Witte ließ den Kopf sinken: „Ihre Höflichkeit beschwichtigt meinen Argwohn nicht. Im Stillen werden Sie denken: der Vater spricht aus ihm,“ und Ihre Meinung über mein Kind bleibt nachtheilig, zumal nun gar noch Ada's Cousine, die in meinem Hause lebt, sich in den widerwärtigen Handel gemischt.“ Er schwieg, und der Doktor überlegte einige Sekunden bei sich, was zu thun. Dann versetzte er entschlossen:

„Herr Bergrath, es gibt ein höchst einfaches Mittel, Ihre Sorgen zu bannen.“ Witte sah ihn bald mit Hoffnung, bald mit Mißtrauen an. „Stellen Sie mich den Damen vor, so wird eine Spanne Zeit genügen, das falsche Urtheil, von dem Sie mich trotz meines Protestes befangen glauben, zu berichtigen. Ich werde das wirkliche Wesen der jungen Mädchen kennen lernen, und sobald ich durch Sie selbst, Herr Bergrath, bei den Ihrigen eingeführt bin, ist alles Anstößige aus den vergangenen Tagen getilgt.“

Witte erhob sich vom Stuhl: „Ihre Hand, mein werther Herr Doktor! Ihr Taktgefühl hebt die größte Last von meinem Herzen. Ich durfte den Vorschlag nicht thun. Verweilen Sie gütigst eine Minute in diesem Zimmer und gestatten Sie, daß ich Ihnen die Mädchen hier entgegenführe! Wollte ich Sie auffordern, mich zu den Kindern zu begleiten; so würde Ihr plötzliches Erscheinen die Unvorbereiteten arg bestürzen —“

„Falls nicht etwa,“ warf der Doktor als Vermuthung auf, „mein ehrenwerther Freund Schmidt schon die Hiobspost meiner Anwesenheit den Damen überbracht hat.“

„Um so mehr Worte könnte ich mir sparen,“ sagte der Bergrath, die Hand auf der Klinke. Die Thür schloß sich, Y 1 blieb allein. Ueber sein Gesicht flog ein Glanz, der die unregelmäßigen aber geistvollen Züge fast schön erscheinen ließ. Liebe und Glück idealisirten das häßlichste Antlitz; hier wirken beide zusammen. Hochklopfenden Herzens durchmaß der Erwartungsvolle das Zimmer und verfiel wieder, ohne es zu merken in lautes Selbstgespräch:

„Als Kind wurde ich sehr ärgerlich und weinte, wenn ein erwachsener Lümmel mir sagte, die Mädchen wären nicht wahr.

Digitized by Google

es gäbe kein Pfefferkuchenhäuschen im Walde und keine Mauer von Hirsebrei um's Schlaraffenland. Hatte ich nicht Recht, gegen den ungläubigen Tölpel zu ergrimmen? Es ist schlechterdings Alles möglich in Deutschland!"

Die Minuten wurden dem Harrenden unbeschreiblich lang. Er sah einmal über's andere nach der Uhr, bis endlich, endlich die Seitenthür sich aufthat und der Bergrath wieder sichtbar ward. Hinter ihm schimmerten zwei Frauengewänder über Fußspitzen, welche zögerten, die Schwelle zu überschreiten, bis ihr Führer sie wiederholt zum Eintritt aufforderte.

Die beiden Mädchen standen vor Y 1, aber Keine wagte den Blick aufzuschlagen. „Herr Doktor —" will Witte vorstellen, aber der junge Mann überhebt ihn des Geschäfts durch die rasche Bitte:

„Verzeihung, Herr Bergrath, gönnen Sie mir die Freude, mein Gelübde zu lösen!" Mit gewandter Bewegung steht er vor den Damen, faßt Ada's zuckende Hand, die sich seiner Kraft nicht zu entwinden vermag, und zieht sie an seine Lippen: Dies ist die Hand, deren schlanke Form den anmuthvollen Schwung der Federzüge verräth, die in mein Herz geschrieben bleiben, bis es zu athmen aufhört!"

Aus der Wimper des Mädchens rieselte eine Thräne über die bleiche Wange. Er sieht nicht mehr den Vater, nicht die Cousine neben Ada, sie allein ist für ihn im Zimmer, auf der Welt, und tieferregt ergreift er ihre Hand auf's Neue: „Weinen Sie! Es ist das erste Mal, daß schöne Augen sich meinetwillen trübe umfloren, seit jenen Tagen, da meine todte Mutter noch über die durchtriebenen Streiche ihres wilden Buben weinte. O, könnt' ich sie heut noch einmal weinen sehen, noch eine einzige lebenswarme Thräne, ich wollte zehnfach ungezogener sein, als in den schlimmsten Zeiten meiner Jugend!"

Der schmerzliche Humor, der seine letzten Worte durchbebte, rührte Die, der sie galten, zu solcher Theilnahme, daß ihr Auge sich vom Boden hob und dem seinen begegnete doch nun auch nicht mehr von ihm ließ, sondern sich tief, tief hineinsenkte, als zöge der eine Blick ihre ganze Seele nach und sie gebe Auge und Seele, Leben und Alles von Stunde an dem Manne hin, der dieselben heiligen Seelenschauer fühlte, wie sie, und plötzlich überwältigt Ada's beide Hände an seine Brust drückte und leise sprach: „Du bist mein bis zum Tode!"

„Herr, sind Sie bei Sinnen?" fiel Witte gleich einem „Reif in der Frühlingsnacht" dazwischen. „Sie heuchelten den Mann von Ehre —"

„Ich heuchle nie, ich bin ein Mann von Ehre", entgegnete der Doktor, sich rasch aus dem Wundertraum, den zwei Augen erschaffen, in die Wirklichkeit zurückfindend. „Meine Seele ist zur Stunde ernstgestimmt wie eine Orgel und spielt Psalmenmelodieen, aber in meinem Kopfe schwirren tausend Nachtigallen und schmettern so lustig, daß ich mich nicht zu retten weiß vor dem Jubel hier drinnen und faseln könnte wie ein halber Narr."

„Legen Sie dreist funfzig Prozent zu!" rief Witte.

„Mit Vergnügen," antwortete Jener fein, „da ich höre, daß Sie Anlage zum Humoristen haben. Und so geben Sie denn dem ganzen Narren die Hand Ihrer Tochter, um die er Sie jetzt bittet!"

„Herr, dort ist die Thür!" schrie empört der Bergrath."

„O, ich bitte!" sagte der Doktor sehr entschieden. „Lassen Sie uns als gebildete Menschen verhandeln, nicht wie — ich meide den Vergleich, Herr Bergrath!"

Diese Art, aufzutreten, imponirte dem echaufirten Witte denn doch. Er steckte einen Pflock zurück — wie der Volksmund sagt — und erklärte: „Sie haben nicht das Mindeste von mir zu fordern, mein Herr, und Ihre Bitten weise ich rundweg ab; denn ich weiß weder, wer, noch was Sie sind."

„Ich bin Schriftsteller. Mein Name ist Kurt Georgi," entgegnete der Doktor mit bescheidener Festigkeit.

„Mir völlig unbekannt!" sagt Witte in gleichgültigem Ton, der nahe an Geringschätzung streifte.

„Mir nicht, Väterchen!" erlaubte sich Ada zu äußern.

„Mir auch nicht, lieber Onkel!" gab Claudine dazu.

Fräulein Cousine sammelt feurige Kohlen auf mein Haupt!" rief Kurt vergnügt.

„Was schreiben Sie?" fragte der Bergrath in Unteroffiziers-Manier.

Georgi antwortete mit sicherer Stimme, aber ohne jede Anmaßung: „Ich bin Aegyptologe."

„Ref't Ihr etwa auch Aegyptisches?" wandte Witte sich an Tochter und Nichte.

„Doktor Georgi's Schriften werden in der Literatur-Zeitung immer sehr lobend besprochen," gab Claudine zur Antwort.

Der Bergrath runzelte die Stirn und sagte verdrießlich: „Das beweist gar nichts. Es giebt Herren, welche die Kritiken über sich selbst schreiben. Ich verspüre Ihre Leistungen nicht zu würdigen mein Herr Doktor!"

„Das kann ich auch nicht beanspruchen," erwiderte Kurt mit verdecktem Sarkasmus, „doch meine Fachgenossen werden Ihnen bereitwillig Auskunft ertheilen, und wenn ich Ihnen meine Papiere zur Durchsicht vorlegen darf —"

Witte zwang ihn durch eine ablehnende Geberde, zu schweigen, und versetzte hastig: „Ich danke, mir fehlt jede Muße dazu; hätt' ich sie aber auch, ich würde dennoch die Ueberzeugung behalten, daß Sie ein abgefeimter Spekulant sind, der einem Mädchen, das er kaum gesehen, freche Redensarten von Liebe macht, weil er unter der Hand erfahren, daß der Vater Vermögen besitzt. Das Lebensglück meines Kindes soll durch keinen gewissenlosen Gauner zerstört werden."

(Schluß folgt.)

Auf den Wein.

(Eingesandt.)

Vom 24. auf den 25. April 1854 hatten die vielversprechenden Weinstöcke durch den Frost ausnehmend gelitten.

Wie stand der Weinstock da so hoffnungsreich!
Wie quoll in ihm der Muth sich zu erschließen!
Wie schien er bald ein Stück von Himmelreich
Ha! einmal wieder in das Herz zu gießen!
Schon manches Jahr sah er von seiner Höh'
Herab so fröglich in das Thal der Klagen!
Es sah der Mensch ihn als ein neues Weh
Nicht Lebensfaft, nur herbes Naß ihn tragen.

Ein froher Traum kam mit dem milden West
Herangeweht zu allen Rebenschossen;
Sie sahen schon des Herbstes Jubelfest,
Sie hörten Flintenknall und Sang und Possen;
Sie sahen schon die kranke Menschenbrust
Geheilt durch Ihrer Tropfen heil'ges Wunder;
Sie senkten in die arme Menschendrust
Schon ihre reichen Perlen tief hinunter.

Ein froher Traum kam mit dem milden West
Herangeweht zu allen Menschenherzen.
Der Wein ward in der Kelter schon gepreßt
Bei heitern Liedern und bei muntern Scherzen.
Wer erst noch sinnend saß beim Wasserglas,
Holt' Gold für Rebengold aus tiefen Taschen;
Wer erst noch nach der Uhr die Zeit sich maß,
Ließ sie sich schwinden nach der Zahl der Flaschen.

Auch ich berauschte mich im Geiste schon
Mit jungem Moste, der sich brausend regt.
Dann sprach ich: Wären viele Jahr' entflob'n,
Und hätten längst sie mich in's Grab gelegt,
So würd', ihr Enkel! euch noch dieser Wein
Zu Lust ermuntern und zu tollen Späßen.
Ich würde wohl bei euch vergessen sein;
Doch erst laßt mich beim Wein mich selbst vergessen!

Digitized by Google

Da stürmt heran der wilde Boreas,
Der Kelter Hoffnung muß im Keime sterben.
Es fällt im Geist mir aus der Hand das Glas;
Zu meinen Füßen seh' ich es in Scherben.
Vergessen wollt' ich mich beim neuen Wein;
Jetzt seh' ich meine Leiden all' erscheinen.
Eilt nicht zum Leben so, ihr Enkelein!
Der Weinstock trauert, und wir müssen weinen.

C. W. S.

Der Kalender Schillers.

Die Tochter Schiller's, Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, hat „Schiller's Kalender vom 18. Juli 1795 bis 1805" (Stuttgart, Cotta, 1865) herausgegeben, jedenfalls eins der naivsten Erzeugnisse der Schiller'schen Feder, welches mit der anheimelnden Sprache der Thatsachen uns in die große und kleine Welt unsers ersten Dramatikers einführt. Zu jener, zur Welt seiner unsterblichen literarischen Thätigkeit, finden wir die interessantesten Glossen in den Anmerkungen über die Data, wann er an seine großen Tragödien gegangen und wann er dieselben vollendet, sowie in der genauen Angabe der Correspondenz, der empfangenen und abgesendeten Briefe. Was aber die kleine häusliche Welt des Dichters betrifft, so fallen recht traulich Streiflichter auf seinen weimarischen Haushalt, der denn doch ein gewisses Behagen athmete, welches dem Sänger der Freude im Dorfhause von Gohlis seine lag. Ein großer Mann, der seiner Nation theuer ist, kann dadurch nicht verkleinert werden, daß wir seine Ausgaben und Einnahmen, seinen Vermögensbestand, seine Toilettengeheimnisse erfahren. Auch das Kleinste ist uns werth, was den Abglanz einer uns liebgewordenen Persönlichkeit trägt. Es gibt zwar für den Kammerdiener keinen Helden; doch dies gilt nur den Lebenden gegenüber. Nach der Verklärung durch den Tod wird auch das Unbedeutendste durch die Pietät geheiligt. Die beiden Hauptrubriken des Kalenders sind eigentlich der Correspondenz gewidmet, welcher nur kleine Noten aus dem Finanzbudget beigefügt sind, und welche später durch die Angabe des weimarischen Theaterrepertoir ergänzt wird. Göthe, Körner und Cotta stehen unter den Correspondenten Schillers in vorderster Reihe. Unter den übrigen finden wir Humboldt, Göschen, Unger, Kosegarten, Voigt, Iffland, Steigentesch, Schelling, Matthisson und andere Buchhändler, Schauspieler, Gelehrte und Dichter, abgesehen von der Familiencorrespondenz. Nach dieser Seite hin gibt der Kalender ein geeignetes Regulativ für die veröffentlichten Briefsammlungen zur Correctur etwaiger falscher Daten, eine Art synchronistischer Tabelle für den gesammten Briefwechsel Schillers.

Die häusliche Welt Schillers wird uns durch häufige Anführung von Einnahmen und Ausgaben, durch einige sogar für die Zukunft projicirte Jahresbudgets und durch mancherlei Register illustrirt. Leider fehlt es auch nicht an einigen Rezepten und an der Notiz, daß für einen Aderlaß durch den Barbier ein halber Thaler entrichtet worden. Das Jahresbudget Schillers wird durch den folgenden Etat, der mit der Genauigkeit eines Finanzministers entworfen ist, am besten erläutert,

Ich brauche

Wirthschaft	480
Zucker, Kaffee, Thee	60
Wein 6 Eimer à 24 Rthlr. . .	160
Holz, 16 Klafter	110
Lichter 125 Pf.	30
Lohn und Neujahr	100
Mama	76
Kinder Unterricht	36
Kleider in allem	175
Für mich und extra	70
facit	1300

Ich empfange

Fire Besoldung	570
Jährlich ein Stück	650
Interessen von 2000 Rthlr. . .	80
	1300

Mit erlaubter Neugierde werfen wir noch einen Blick in den Weinkeller und in den Kleiderschrank Schillers und finden, daß beide wohlbestellt und mit einem ganz behäbigen Inventar versehen sind.

Weinvorrath vom 30. Juni 1804

	Ganze	Bouteil.	halbe.
Malaga		61	
Bourgogne		25	
Champagne		22	
Weißer Portwein		10	
Muscaten		4	
Leißenwein		2	
Ruster		17	
Oedenburger		6	
Frankenwein		34	
Falerner			4
Rum		5	

am 7. Juli ein Eimer Burgunder von Ramann 39 Rthlr.
am 17. Juli ½ Eimer desgleichen.
am 29. September 1 Eimer dito.
1 Eimer Frankenwein von Riethammer.

Der Kleiderschrank und die Wäschkommode aber weisen folgende Nummern auf, bei denen Röcke, Hosen und Westen in stattlicher Vollständigkeit vertreten sind und bei denen auch die Degen, die seidenen Strümpfe und Schuhschnallen nicht fehlen: „33 bunte Schnupftücher, 37 Hemden, 8 ganze Halstücher, 4 halbe Halstücher, 8 Halsbinden, 8 steife Halsbinden, 14 weiße Schnupftücher, 22 Paar Strümpfe, 2 Paar weißseidene Strümpfe, 5 Paar buntseidene Strümpfe, 5 Paar wollene Strümpfe, 1 wollenes Kamisol, 2 Barchentwesten mit Aermeln, 3 Mützen, 2 Paar barchente Unterhosen, 2 Paar leinene Unterhosen, 1 Paar Multum Unterhosen, 1 Schlafrock, 1 Pudermantel, 3 Hüte, 3 Paar Stiefel, 4 Paar Schuhe, 1 Paar Halbstiefel, 2 Paar Sporen, 1 Paar Schuhschnallen, 2 Degen, 1 Muff, 1 Chapeau-bas Hut. 1 Paar Ueberschuh, 4 Paar Handschuhe, 10 Röcke, 3 Ueberröcke. 1 Pelz, 1 Mantel, 3 schwarzseidene Hosen, 1 Paar schwarze Tuchhosen, 2 Paar Manchesterne Hosen, 1 Paar grüne Hosen, 5 Paar Nanking Hosen, 2 Paar schwarze Zeughosen, 1 Paar lederne Hosen, 4 gestickte Westen, 1 noch nicht gemachte gestickte Weste, 2 schwarze Westen, 4 seidene Westen, 1 roth gestreifte Weste, 2 weiße Westen, 2 Winterwesten, 1 Sommerweste ohne Taschen."

Die Ausdauer und Pünktlichkeit, mit welcher Schiller zehn Jahre lang diesen häuslichen und Geschäftskalender ohne Unterbrechung durchführte, zeigt, wie weit der weimarische Hofrath die Sturm- und Drangepoche seiner Jugend hinter sich liegen hatte. Denn der Dichter der „Räuber" hätte zu dieser pünktlichen Abrechnung mit dem täglichen Leben nicht die nöthige Ruhe besessen, so leicht es ihm geworden wäre, das Inventar seiner Garderobe zu entwerfen. Das Werkchen ist ein schätzbarer Beitrag zur Schiller-Literatur, weil es bestimmte, häuslich statistische Daten bringt, und — facta loquuntur!

Räthsel.

Aus zarten Blumen wird das Erste zubereitet;
Von fernen Sternen her das Zweit' uns zugeleitet;
Das Ganze steht Ihr oft in schön geschmückten Zimmern,
Im Tempel und im Fürsten-Saale schimmern.

Auflösung des Rechnungsräthsels in Nr. 20:
„Zwölf Jahre"

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 22. Sonntag, den 3. Juni. 1866.

Wenn ein Leid dich schwer bedrängt,
Tritt entgegen ihm mit Waffen.
Wenn es dir den Nacken beengt,
Suche selbst dir Raum zu schaffen!

Sei nicht Amboß deinem Leid!
Stärket als dein Herzensjammer
Zeige dich zu jeder Zeit!
Nein, sei deines Leidens Hammer!

Wenn die Qual nicht heut' von dir
Ueberwunden und gebannt ist,
Wisse, daß du dann von ihr
Morgen dreifach übermannt bist.

Herr. Marggraff.

Y 1.

Humoreske von Cäsar Parvus.

(Aus dem „Sonntags-Blatt für Jedermann aus dem Volke.")

(Schluß.)

„Vater!" rief Ada mit loderndem Blick vorwurfsvoll. „Du schweigst!" klang es gebieterisch zurück.

„Aber ich habe zu sprechen," ergriff Kurt das Wort; „denn jetzt nimmt die Sache eine ernste Wendung! Sie ersinnen sich vielleicht meines gestrigen Geständnisses, daß die rothe Rose mein einziger Gedanke geblieben seit unserer ersten Begegnung. Sie hatte mir Geist und Herz eingenommen, was Wunder, daß nun heute auch mein Auge sich gefangen gab? Zufall und Schicksal, wer trennt ihre Grenzen? Ein ziellofer Scherz ward zum Verhängniß für uns Alle, und Alle haben wir unsern Vorwitz gebüßt, auch die arme, theilnehmende Cousine und — Sie selbst, Herr Bergrath!"

„Ich bitte, mir bei dem Vorwitz keine Beachtung zu schenken!" sagte Witte piquirt.

„Das ist leider unmöglich," entgegnete der Doktor gelassen, „Sie haben mich gesucht, nicht umgekehrt."

„Allerdings; jedoch keineswegs, um Sie anzuziehen!" stieß der Bergrath ingrimmig heraus.

„Sie sehen, Ihr Magnetismus ist stärker, als Ihr Wille!" scherzte Kurt mit starker Betonung des letzten Wortes.

„Schweigen Sie davon!" Witte fühlte sich beschämt durch die Erinnerung an seine Vorspiegelung, durch die er sein eigenes Kind kompromittirt. Der Aegyptologe verneigte sich leicht:

„Ich werde ledenfalls davor schweigen; denn ich bin sehr glücklich, daß mich falsche Dankbarkeit zu ihnen geführt."

„Gut, gut!" Damit suchte Witte fernere scharfe Accentirungen von sich abzuwenden. Kurt fuhr schnell fort:

„Wie können Sie mir also eine andere Absicht zur Last legen, und zwar die niedrigste, deren eine Seele fähig ist? Der Mann der Wissenschaft kauft sein Weib nicht auf dem Jahrmarkt; er kniet nicht vor goldenen Kälbern; Geld hat für ihn geringen Werth, sonst würde er andern Göttern dienen, als den ernsten Musen. Sein Capital ist sein Kopf, und mit den Zinsen, die dieser trägt, muß das Weib, das sich an ihn schließt, haushalten versuchen. Fühlst Du den Muth dazu, Mädchen?" kehrte er sich plötzlich gegen Ada, „sonst geb Dein Wort einem Gatten, der Deinen Fuß in goldne Schuhe kleidet!"

Und mit dem Ausdruck vollster Herzinnigkeit bot Ada ihm beide Hände: „Ich folge Dir!"

Der Bergrath verstummte vor Schreck. Mit ruhiger Entschlossenheit richtete Kurt das Auge auf ihn: „Sie haben jetzt nur zwei Kinder oder gar keins zu wählen, Herr Bergrath!"

Vor Witte's Ohren brauste und sauste es. Er griff an die Stirn, als befiele ihn Schwindel. Kurt ließ sich durch den Kampf, in dem er ihn erblickte nicht beirren, sondern umschlang die Geliebte und rief feurig: „Zwei Herzen, die entschlossen sind, wie wir, trennt Vaterzorn und Vaterfluch nicht wieder! Bleibt dieser Mann von thörichter Unerbittlichkeit befangen, dann gehst Du, wie Du bist mit mir aus seinem Hause. Vor Mangel werd' ich Dich zu schützen wissen!"

„Mein einzig Kind mir stehlen!" rang sich's aus Wittes Brust, und seine Widerstandskraft war gebrochen. Er sank ermattend in einen Stuhl und ächzte: „Mag das Schicksal es zum bessern Ende führen, als ich fürchte! Ich kann nichts mehr thun!"

Kurt streckte ihm die Hand hin: „Vertrauen Sie mir! Die Zukunft wird Sie belehren, daß mich nur die Flamme Gottes, die wir Liebe nennen, zu Ihrer Tochter zieht."

Der Bergrath stand auf und nahm die dargebotene Hand: „Ich trete das Höchste, was ich besitze, an Sie ab; gedenken Sie dessen stets!"

„Vater! Mein lieber, theurer Vater!" schluchzte Ada und umschlang stürmisch seinen Nacken. Witte küßte sie lange, lange, als nähme er ewigen Abschied von ihr. Dann drängte er sie sanft von sich und rief: „Schmidt!"

Der alte Diener mußte schon draußen an der Thür gestanden haben. Er schlug augenblicks auf die Klinke und kündigte sich mit mit einem „Hier hängt er!" an.

„Schmidt, wir verlieren unsere Ada!" eröffnete ihm der Bergrath mit halber Stimme.

Der Mann mit dem krummen Rücken glotzte umher und stotterte: „An das Pyslon?"

Ada ging lebhaft auf ihn zu, zog die treue Seele in den

Digitized by Google

Kreis der Ihrigen und sagte mit tiefer Wärme: „Nein, Ihr verliert mich nicht! Ich schließe Euch Alle jetzt noch tiefer in meine Liebe ein! Mein Vater — Du, Jugendfreundin — Sie, Hüter meiner Kindheit — ich liebe Euch tausendfältig gegen sonst! Ich sonst nicht, wen Glück verbärten kann. Gut macht es uns. Weil ich so glücklich bin, lieb' ich Euch Alle so unsäglich!"

„Mädchen!" rief Kurt begeistert und preßte sie an sich, „wärst Du häßlich wie Du reizend bist, mir wärest Du durch Dein Gemüth schön, Geliebte! Die Seele gibt dem Menschen seinen Werth; Geist ohne Seele schillert und blendet nur, wie Wintersonne, die nicht erwärmt. „Nichts Großes," fuhr er in leidenschaftlicher Gluth fort, „wird von Geiste allein ersonnen; die Seele ist die Mutter aller Werke, die uns veredeln, bilden und erfreuen! Und weißt Du, wer des Mannes Seele ist? Ein echtes Weib! Daher der ewige Zauber, den Frauen auf uns üben, und die Wonne, die unvergleichbar hohe Seligkeit, wenn die ahnungsvolle Sehnsucht, die den Jüngling, den Mann durch die Welt treibt, sich löst, wenn wir die langgesuchte Seele finden! Ich habe sie gefunden!" Er lehnte ihre Locken an seine Schulter in schweigender Umarmung schwuren sie einander ihre Herzen für's Leben zu.

„Ich werde sie wohl nie finden!" klagte es plötzlich in ihrer Nähe. Es war Claudine, die mit Beziehung auf Kurts letzte enthusiastische Worte ihr Tuch an die Augen drückte. Theilnehmend näherte sich ihr der alte Diener und tröstete:

„Sie sind ja selber Seele. Sehen wir einmal die neueste Zeitung nach, vielleicht werden Sie von Y 2 gesucht."

„Ach nein, lieber Schmidt!" seufzte sie, ihre Thränen trocknend. „Solch Glück wird mir nicht zu Theil!"

„Nun, nun," sagte der Alte, ihr gutmüthig auf die Schulter klopfend, „geben Sie die Hoffnung nicht auf, Fräulein Claudine — schlimmsten Falls steht Ihnen der alte Schmidt zur Disposition!"

Der komische Einfall des grauen Gesellen wandelte den Ernst, der sich über die Gemüthter gelagert, in Heiterkeit, und der Bergrath ließ noch an demselben Tage, nachdem er Kurts Wesen in stundenlanger Unterhaltung näher beobachtet, die Furcht schwinden, sein Kind könne durch den abenteuerlich hergewehten Bräutigam elend werden.

Aus ist's auch nicht geworden, vielmehr im Gegentheil so glücklich durch ihren Gatten, wie er durch sie. Von Jahr zu Jahr hat ihre Liebe eher zu-, als abgenommen, und so muß es in jeder rechten Ehe sein, daß Mann und Weib sich immer inniger immanander hineinleben, daß Jeder, dem Andern unentbehrlicher wird, Jeder den Andern immer tiefer verstehen lernt, bis zum gegenseitigen Errathen der Gedanken.

Aber wieviel Menschen führen eine rechte Ehe? Philemon und Baucis waren im Alterthum schon ein vereinzeltes Beispiel und werden in der modernen Welt auch nur sehr selten wieder angetroffen. Am allerseltensten möchte es geschehen, daß sie sich „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" durch die Vermittlung eines Y oder X zusammenfänden. Hier wird in den meisten Fällen sich herausstellen, daß das X für ein U gemacht worden, und wer auf Sand gebaut, wird sich nicht beklagen dürfen, wenn das Gebäude nach Kurzem ihm über dem Kopf zusammenstürzt.

Nachschrift.

Die Geschichte von Y 1 ist zu Ende. Daß sie nicht aus der Luft, sondern aus dem Leben gegriffen ist, wird kein Leser, der in einer großen Stadt zu Hause, bezweifeln. Den Bewohnern kleinerer Orte kann sie ebenfalls nicht unwahrscheinlich vorkommen, wenn sie einmal auf die häufigen Heirathsgesuche achten, welche von gewissen täglich erscheinenden Blättern in's Publikum gestreut werden. Es ist mit derartigen Aufforderungen zur Ehe in der That meist so ernst gemeint, daß sich z. B. in Berlin verschiedene spekulative Köpfe der Heirathsfrage bemächtigt und auf sie ihre Existenz gebaut haben. In welcher Art, das will Cäsar Parvus sich jetzt zum Abschied zu erzählen erlauben.

Er fand vor nicht langer Zeit in einem Organ der Presse, welches hauptsächlich von Anzeigen lebt, zwei junge Damen, „gebildet und guten Standes," förmlich ausgeboten. Das disponible Vermögen Beider war bis auf Heller und Pfenning angegeben und bedeutend genug, um als Lockspeise zu dienen. Der pp. Parvus fühlte nun zwar für seine Person kein Bedürfniß in den Köder zu beißen — denn einmal ist er geschworener Hagestolz, und zum Andern stimmt er in seinen Ansichten über Liebe u. s. w. mit dem Aegyptologen Kurt Georgi überein — aber eine Laune des Augenblicks reizte ihn, des Pudels Kern zu untersuchen, und er sandte kühnlich seine Adresse unter der gewünschten Chiffre ein.

Wenige Tage später erscheint der orangefarbene Postkragen bei ihm und liefert einen unfrankirten Stadtbrief aus. Parvus erlegt den gebührenden Silbergroschen, löst das Packsiegellack, der nicht dem bloßen Druck des Fingers, sondern erst der schneidigen Scheere weicht, und liest wörtlich und buchstäblich:

„Auf Ihr Gehtes (soll Geehrtes heißen) bitte (statt bitte) um Iren (der Ersparniß halber ohne h) baldigen Besuch."

Der Vornahme des Abends ist nur durch den Anfangsbuchstaben bezeichnet, läßt also zweifelhaft, ob ein Männlein oder Fräulein um den Besuch bittet. Die Handschrift ist ebenfalls so zweifelhaften Charakters, daß sie kein Geschlecht verräth. Familien- und Straßennamen nebst Hausnummer sind endlich entziffert, Parvus steckt das Billet zu sich und wandert dem Schicksal entgegen. Zween Treppen erglimmt er und steht vor einem grünen Blechschild, worauf in goldenen Lettern der Name des Correspondenten prangt, darüber aber: „Haupt-Engagements-Comptoir des In- und Auslandes."

Im ersten Moment stutzt Parvus und schaudert zurück wie Bileams Grauthier; dann drängt ihn die Neugier vorwärts. Er klingelt; ein Mann in mittleren Jahren mit dunklem Haar und Bart öffnet und ladet in gebrochenem Deutsch zum Eintritt. Parvus hört dem Dunkelfarbigen den Polen an, und es entspinnt sich folgendes Zwiegespräch:

Parvus: „Haben Sie mir diesen Brief geschrieben?" Er weist das corpus delicti vor.

Der Pole: „Sind Sie der Err selbst?"

Parvus: „Ich habe bisher immer geglaubt, ich selbst zu sein."

Der Pole: „Ich meine, ob Sie sein der Err, welcher wünscht zu eiraihen eine von die Damen."

Parvus: „Wenn ich sie nach meinem Geschmack finde, warum nicht? Haben Sie die Damen bei sich?"

Der Pole: „In Bild ja wol, können Sie sehen, welche sein wird nach Irre Gesmack." — Er zieht aus einem Schubfach seines Pults zwei Photographieen in Visitenkarten-Format. Parvus nimmt sie, dreht sie rasch um, aber — der Pole lächelt — die Rückseite ist fest zugeklebt mit einem Papierstreifen, damit die Firma des Photographen Geheimniß bleibt. „Aha!" sagte Parvus. „Ja, ja!" grinst der Polack, stellt ein Vergrößerungsglas vor seinen Gast und deutet ihm durch Geste an, er möge das Instrument zur detailliirteren Beäugelung der niedlichen Gestalten benutzen. Parvus thut's. „Wahrhaftig nicht übel!" bemerkt er; „diese Dame hier scheint blond, jene brünett zu sein. Hübsche Gesichter beide! Da wird die Wahl schwer."

Der Pole beeilt sich, sie zu erleichtern, indem er unterrichtet: „Die zwarze Dame ist alt sechsundzwanzig Jarr, die blonde neunzehn; diese at achtzehn Tausend Thaler, die zwarze Dame zwanzig."

„Die schwarze besitzt wohl mehr, weil sie älter ist?" wirft Parvus ein.

„O, Sie glauben nicht an die Reellität von mein Geschäft?" vertheidigt der Pole seine Ehre. „Ich abe gemacht dreibundert Partieen und kann Sie zeigen zweihundert Bildnisse von Damen und Erren, welche aben Vertrauen zu mir."

Parvus: „Verehrungswürdiger, das hab' ich auch und deshalb lassen Sie uns ganz ehrlich miteinander verfahren! Wie kommen demittelte und hübsche junge Damen dazu, durch Sie Männer zu suchen? He?"

Der Pole: „Die zwarze at eine serr alte Großmutter, welche will sehen ihr Kind versorgt, bevor sie sterbt. Und da sie lebt in eine kleine Stadt, wo das junge Mädchen nicht findet Gelegenheit sich zu vereiraihen mit ein gebildeter Mann —"

Digitized by Google

Parvus: „So, so, nun weiß ich Bescheid. Aber die jüngere Dame, die Blondine?“

Der Pole: „Ihr Vormund will, daß sie soll finden einen nobles Mann, welcher in der Kupstadt wohnt, da sie ist vom Lande. Derr Vatter war Gutsbesitzer. Ich abe gemacht schon die Partieen von irre drei ältere Schwestern.“

Parvus: „Sie kennen also die Familie genau?“

Der Pole: „Serr genau, mein Err!“

Parvus: „Nun gut; mich aber kennen Sie nicht im Mindesten. Wenn ich wirklich die Absicht äußerte, dies blonde Mädchen zu wählen, wie können Sie als ehrlicher Mann mich ihr empfehlen, was doch unbedingt nöthig wäre?“

Der Pole fletscht die langen weißen Zähne: „Glauben Sie nicht mein Err, daß ich thue das, wenn ich mir nicht abe vorher erkundigt nach Sie!“

Parvus: „Dies ist billig. Aber gesetzt auch, Sie erführen mehr Vortheilhaftes, als Nachtheiliges über mich, wer steht dafür, daß ich der jungen Dame gefalle? Dann ist Ihre Mühe verloren.“

Der Pole: „O, glauben Sie das nicht, mein Err! Sie müssen mir bezahlen, eh ich Sie bringe zusammen mit das Mädchen, fünfundzwanzig Thaler.“

Parvus: „Nur?“

Der mißverstehende Pole: „Und wenn ich abe gemacht die Partie, bezahlen Sie mir noch fünf Procent von das Vermögen.“

Parvus: „Voilà! Fünf Prozent! Nichts weiter, als die gewöhnlichen Jahreszinsen!“ Der Pole reicht ihm schweigend ein Blatt Papier. Es ist ein gedrucktes Schema mit Lücken, die durch Feder und Dinte auszufüllen bleiben. Die Verschreibung lautet:

„Ich .... verpflichte mich hierdurch, dem Herrn .... für die Vermittlung meiner Heirath von dem zugebrachten Vermögen meiner Frau, bestehend in .... Thalern, am Hochzeitstage, oder spätestens acht Tage nach der Hochzeit 5 Prozent baar zu zahlen von der Summe.... werden in Abrechnung gebracht 25 Thaler, welche Herr .... von mir für seine Bemühung am heutigen Tage vorausempfangen hat.“

Nachdem Parvus, in sich hinein lachend gelesen, sah er den Polen von unten herauf an und fragte: „Wenn ich dieß Blättlein unterschreibe, und die Dame, sobald sie mich kennen lernt, verschmäht mich, was dann? So sind meine fünfundzwanzig Thaler zum Fenster hinaus, respektive in Ihre Tasche gefallen, und wir fangen mit dem Bezahlen von vorn an?“

Der Pole, kopfschüttelnd: „O, Sie dürfen sich machen keine Sorge, mein Err, vor die fünfundzwanzig Thaller schaffe ich Sie eine Frau! Ist es nicht diese, so muß ich suchen eine andre, bis ich ab gefunden.“

Parvus: „Und wenn mich schließlich gar keine mag, mein Bester?“

Der Pole, grinsend: „Ich werde schon machen, wenn ich nur ab in Aenden Irre Photographie und Sie aben unterschrieben den Revers.“

Parvus: „Ich führe weder fünfundzwanzig Thaler noch mein Contersei bei mir; folglich werden wir heut schwerlich zum Abschluß des Handels kommen.“

Der Pole: „Wenn Ihnen liegt daran,' zu beschleunigen die Angelegenheit, so will ich nehmen Irre Uhr als Pfand!“

Laut auflachend schlug Parvus den Polen auf die Schulter und rief: „Reichen Sie mir Ihre biedre Rechte, Sie sind ein kreudraver Mann!“ — Der brave Mann guckte ihn etwas mißtrauisch an, ließ sich widerstandslos das fünfklingerige Glied schütteln, daß es in allen Gelenken knackte, und wollte soeben einen andern Vorschlag thun, als ihn Parvus jeder ferneren Mühe überhob, Hut und Stock ergriff und an der Thür sich noch einmal zurückwandte mit den Worten: „Es war mir interessant, einen Einblick in Ihr Geschäft zu erhalten. Ich wünsche Ihnen stets gute Waare und raschen Absatz. Sobald ich mich habe photographiren lassen, will ich zu letzterem beitragen helfen. Bis dahin leben Sie wohl!“

Parvus ist jedoch bis heut noch nicht dazu gekommen, sich dutzendweis anfertigen zu lassen.

Heerbannlied.

Gedicht von Herman Lingg.

Ernst ist mein Sinn und schlicht und recht,
Mein Bart ist gleich dem Flachse,
In Dün' und Wald blüht mein Geschlecht,
Daß übers Meer es wachse —
Ich bin der Sachse.

Mein Bart ist roth, der Berg mein Schloß,
Mir blüht des Liedes Gabe —
Die Sturmfahn' schwing' ich, Schwert und Roß
Sie geh'n mit mir zum Grabe —
Ich bin der Schwabe.

Mein Mark ist stark, ist Löwenmark
Kein and'rer Stamm ist freier —
Kommt her! Kein Teufel ist so stark
Noch schlägt ein Herz getreuer —
Ich bin der Bayer.

Ein blanker Stahl ist meine Brust,
Doch fröhlich mein Gedanke,
Am Reigen hab' ich meine Lust,
Und einem firnen Tranke —
Ich bin der Franke.

Nach Süd, Ost, West, Nord steh'n wir vier
Zum Schutz der deutschen Eiche,
Und rauscht Sankt Michaels Panier,
Sind unsre Schwerterstreiche
Ein Hort dem Reiche.

Die Feinde schicken wir nach Haus
Bedeckt mit Blut und Schrammen,
Und kommt die Hölle selbst zum Strauß,
Wir lachen ihrer Flammen —
Wir stehen zusammen.

(Aus dem Morgbl. der B. Z.)

Der Freitag ist im Glauben vieler Völker ein Unglückstag, und zwar nicht blos bei den Christen, welche den Charfreitag als Jesu Todestag haben. Die Muhamedaner glauben, daß ein Freitag für den Bestand ihrer Religion unheilbringend sein werde, und dieser Glaube erleichterte den Franzosen einst die Einnahme des starken Constantine, weil sie den Angriff am Freitag unternahmen. Constantine aber war das letzte Bollwerk, auf dem die Hoffnung der Stämme Algiers beruhte. In Spanien beginnt man nichts Wichtiges am Freitag, unternimmt keine Reise, Viele ziehen sogar kein neues Kleid Freitags an. Dickens erwähnt dieses Aberglaubens auch aus seiner Jugend, und Göthe sagt: „Für Voltaire war ein Freitag auch nicht der beste,“ freilich nicht der Tag, sondern der preußische Resident Freitag in Frankfurt a. M., der ihn auf Befehl Friedrichs II. vom Mauftrat requirirte, Heinrich IV. dagegen kannte keinen schönern Tag, als den Freitag, an dem er einst die Marquise von Vermeuil kennen gelernt. Papst Sixtus V. liebte den Freitag gleichfalls, weil er an diesem Tage zum Kardinal gewählt worden. Auch Franz I von Frankreich versuchte sein Glück gern an Freitagen.

Digitized by Google

Mozarts Requiem. Die letzte Arbeit des großen Meisters der Töne war seine Todtenmesse, das Requiem. Wohl selten ist ein Kunstwerk, eigenthümlicher entstanden, als dies. Wenige Monate vor seinem Heimgange saß der kranke Komponist trübsinnig im Lehnstuhl, als ein Wagen vor das Haus fuhr. Ein Fremder ließ sich melden, der Herrn Mozart zu sprechen wünsche, und trat mit den Worten ein: „Ich komme mit einem Antrag von einem sehr angesehenen Manne zu Ihnen."

„Von wem?" fragte Mozart den Fremden, dessen Aeußeres eine Standesperson verrieth.

„Er will nicht genannt sein," erklärte dieser.

„Nun, der Name thut auch nichts zur Sache; was steht ihm denn zu Diensten?"

„Eine Todtenmesse von Ihnen; er hat eine unvergeßliche Freundin verloren, an deren Sterbetag er alljährlich die Messe aufführen lassen will."

Den kranken Künstler durchzuckte es wie ein elektrischer Schlag. „Ich nehme den Auftrag an!" sagte er lebhaft.

„Führen Sie das Werk mit Liebe aus", versetzte der Fremde. „Sie arbeiten für einen Kenner."

„Um so besser!" nickte Mozart.

„Wie bald denken Sie damit fertig zu sein?" fuhr der Unbekannte fort.

„In vier Wochen."

„Und wie hoch schätzen Sie die Arbeit?"

„Hundert Dukaten."

„Sehr wohl," sagte Jener und zählte sie auf den Tisch, „in vier Wochen komme ich wieder." Er ging. Mozart stand eine Weile nachdenklich, dann lief er fast an seinen Schreibtisch, begann, als wäre ihm eine Inspiration geworden, zu schreiben, und schrieb so anhaltend, daß seine Frau fürchtete, die übermäßige Anstrengung könne seinen Tod herbeiführen. Doch trotz aller ihrer Bitten arbeitete der Meister fort und fort, oft bis spät in die Nacht. Einst, als sie von Neuem in ihn drang, sich zu schonen, wies er sie heftig zurück: „Ich fetz' es für mich selbst, dies Requiem, und muß eilen, damit es zu meinem Begräbniß fertig wird!"

Inzwischen waren die vier Wochen verflossen. Die Komposition hatte ihr Ende noch nicht erreicht, als der Fremde, sie abzuholen, erschien.

„Ich habe nicht Wort halten können!" rief Mozart ihm entgegen.

„Gut Ding will Weile haben," erwiderte der Andre, „wie lange glauben sie noch daran zu arbeiten?"

„Noch vier Wochen. Ihre Aufforderung hat sehr viel Interesse bei mir erregt, und so hab' ich mich weiter darin vertieft, als ich Anfangs vorhatte."

„In dem Fall reicht auch das Honorar nicht zu", meinte der Besteller, und zählte neue fünfzig Dukaten auf.

„Aber ich bitte Sie recht sehr," sagte Mozart, „machen Sie mir kein Geheimniß daraus: von wem kommt das?"

„Der Name thut ja nichts zur Sache, in vier Wochen komm' ich wieder!" Damit verschwand er. — Die Anfälle von Schwindel und Ohnmacht, die den Meister schon vor Beginn des Werks heimgesucht, stellten sich jetzt immer häufiger ein. Er arbeitete mit desto mehr Liebe; die Nähe des Todes goß eine Art himmlischer Weihe auf ihn. Eine Stunde vor seinem Hinscheiden durchblätterte er die abgeschlossene Partitur.

Der Unbekannte kam nicht wieder.

Den bis zur Stunde in mythisches Dunkel gehüllten Grund des plötzlichen Ergrauens der Haupthaare hat Privatdozent Dr. Leonhard Landois in Folge eines auf der Greifswald'schen Klinik vorgekommenen Falles durch mikroskopische Untersuchung dieser Haare aufgefunden. Bekanntermaßen hat Ludwig von Bayern (Raumer's Geschichte der Hohenstaufen), der in dem Wahne, sein Weib sei ihm untreu geworden, die vermeintlichen Mitwisser dieses Vergehens mit dem Schwerte niederstoßen, nachdem er von der Unschuld überzeugt wurde, vor Gram und innerem Seelenschmerze in einer Nacht grauen Haar bekommen. Bekannt sind die ähnlichen Mittheilungen von Thomas Morus und der unglücklichen Königin Frankreichs Marie Antoinette. Merkwürdig ist auch jene Erzählung von einem jungen Schweizer, der sich, um aus einem Bärenforste die Jungen auszunehmen, mit einem Säbel bewaffnet, mittelst eines Taues von einer überragenden Felswand, unter welcher der Horst sich befand, herunterlassen ließ. Unter ihm gähnte ein jäher Abgrund. Nachdem er die Jungen herausgenommen und er eben wieder heraufgezogen werden soll, stürzen die alten Vögel, auf das Geschrei der Jungen herbeigelockt, zum Kampfe auf ihn ein. Mit dem Säbel um sich hauend, bemerkt er plötzlich einen Ruck am Stricke, der ihn trägt. Er sieht hinauf und erblickt, daß er mit dem Säbel in den Strick gehauen, der nur noch mittelst einer dünnen unverletzten Stelle zusammenhängt. Namenlose Angst befällt ihn, jede Secunde konnte der Strick völlig zerreißen; — als er glücklich wiederum nach oben hinaufgezogen, ist sein Haar ergraut. — Der berühmte Arzt S. G. Vogel erzählt von sich selbst, daß ihm in seinem 30. Lebensjahre durch den Schmerz über den Verlust seiner geliebten Schwester in einer Nacht das Haupthaar gebleicht sei u. s. w. Nach Landois liegt der Grund dieser Erscheinung in der Entwicklung von Luft im Haarschafte bei gleichzeitig wohl erhaltenem Farbstoffe, und hat derselbe auf der 4. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Hannover die betreffenden mikroskopischen Präparate vorgelegt. Als Ursache dieser plötzlichen Erscheinung gibt Verfasser den Einfluß seitens des Nervensystems an. — (Weiterer Bestätigung und Erwirrung dieser Thatsache sieht man entgegen.)

Woher der König Gambrinus stammt, der hier und da mit einem prächtigen Seidel im Bilde die Bierstuben ziert, hat man noch nicht herausgebracht. Wir wollen versuchen, ihn in die Reihe der großen Heiligen einzuordnen. Er soll am Niederrhein zu Hause gewesen sein, und ebenda wohnte vor Zeiten das Volk der Gambrivier, wie auch das der Sigambrer, aus dem das Königsgeschlecht der Merovinger bei den Franken stammt. In beiden Namen ist „Gambr" wie im Namen des Königs Gambrin. Die alten Völker nannten sich gern nach ihren besonderen Waffen, wie die Sachsen nach ihrem geschärften Sachs, einem breiten Schwertmesser. So liegt vielleicht in jenem Namen das alte hambr oder härfec gambr, unser „Hammer", das nicht nur das Streitbeil bezeichnet, sondern auch den alten Heidengott mit dem Hammer, der im Christenthum zum Teufel geworden. Da aber die Stämme zu hartnäckig an ihm festhielten, so sah man sich genöthigt, ihn wenigstens zu einem christlichen Heiligen zu machen. Das ist aber der h. Martin. Mart nämlich heißt auch „Hammer." Er war aber nicht nur der Hauptheilige der Franken, sondern der Legende nach auch Schutzpatron der Trinker, die ihn anriefen, um bei ihrem Werk gesegnet zu werden — vielleicht mit einem gesunden Durst?

Räthsel.

Was ist es, das den Geist erhellt
Und schärfet seinen Blick,
Das manches Leben doch vergällt
Und trübet manch' Geschick?

Was ist es, das das arme Herz
Um seine Ruhe bringt,
Und seinen alten Reim, den Schmerz,
Ihm oft mit Macht aufzwingt?

Auf beiden Achseln Wasser trägt
Das ungestüme Ding,
Und wer es nicht darnieder schlägt,
Deß Hoffnung ist gering.

Auflösung des Räthsels in Nr. 21:
„Wachslicht."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlagsort Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 23. Sonntag, den 10. Juni 1866.

Rettung.

Und dieser Bund, fürwahr, er ist kein Traum,
Auf Erden schaffen wird er sich den Raum!
Er ist von allen Seiten her erharrt,
Er ist die Forderung der Gegenwart.
Denn krank im Innern eben ist die Zeit
An Blindheit und an Ungerechtigkeit.
Sie fühlt es wohl, daß sie aus ihrem Bann
Nur ein erhab'ner Wille führen kann.

Sie fühlt es wohl, sie würde wieder jung,
In Geist-Erleuchtung und Verständigung.
Sie weiß es, daß das Beste, was sie müßt,
Nur durch vereinte Kraft zu schaffen ist!
Sie wird den Führer-Bund willkommen heißen
Und ihn ertreut als ihren Retter preisen.

Melch. Meyr.

Der Tatzelwurm.*)

Eine Geschichte aus den Tyroler Bergen

von C. Lamprecht.

Es mögen nun schon 8 oder 9 Jahre her sein, als ich, das Ränzchen auf dem Rücken, den spitzen Gebirgsstock in der Hand, in den Tyroler Bergen umherstreifte, theils aus angeborenem Hange für die herrliche Gottesnatur, theils aber auch, um alte Sagen und Märchen zu sammeln, Sagen, die in Tyrol so großartig auftreten, wie die Schluchten und Gletscher des Landes.

So saß ich denn auch an einem kühlen Herbstabende in der traulichen Gaststube der Kaplanei zu H., nachdem ich den Tag über von Umhausen durch die wilde, von der reißenden Ache durchströmte Maurach über Berg und Thal nach der freundlichen grünen Thalfläche gewandert war, in der die schönen Dörfer Lengenfeld und Huben liegen.

Der Abend war frostig, der Bergwind blies kalt und schneidend von den Oetzthaler Fernern herab, und es saß sich ganz heimlich am runden Tisch neben dem leicht geheizten Ofen.

Außer dem Kaplan, einem freundlichen Mönche von Stamms, und meiner Wenigkeit befanden sich noch zwei Personen im Gemache.

Es waren dies der Förster eines benachbarten Ortes, ein wettergebräunter Jägersmann, dann eine gedrungene, ernste Bauerngestalt, wie ich später vom Kaplane erfuhr, in seiner Art ein Sonderling, welcher auf einem Hofe im Walde hauste, und deswegen der Einödbauer hieß.

Der feurige Tyroler hatte uns bald bekannt gemacht. Das Gespräch drehte sich um Sagen und abenteuerliche Geschichten, in welchem Punkte der Tyroler Fremden gegenüber sonst ungemein schweigsam ist, — und bald ging's an's Erzählen.

Das war nun Wasser auf meine Mühle.

Bequem in die warme Ecke gedrückt, das Glas im Bereiche meiner Hand, qualmte ich duftige Wolken in die Höhe, und lauschte mit gesteigerter Aufmerksamkeit den Worten des Einödbauern, welcher uns eine Geschichte mit solchem Ernste vortrug, daß ich keinen Augenblick zweifelte, er habe die Person selbst gesehen und gekannt. — Was nun der Einödbauer in seiner derben tyroler Mundart erzählte, will ich etwas verfeinert in folgenden Zeilen wiedergeben.

Im Dorfe Huben lebte vor mehreren Jahren ein junger Bauer, dessen Muth und Kühnheit allgemein anerkannt und bewundert war; denn der Fischersepp — so hieß er, weil sein Vater die Fischerei in der Ache gepachtet hatte — war ein Mensch nach Geist und dem Wege. Er hatte die Feldzüge in Italien als Soldat mitgemacht und sich dabei so ausgezeichnet, daß er mit mehreren Medaillen und im Genusse einer kleinen Pension in das Dorf zurückkehrte. Dabei war er ein hübscher, stattlicher Bursche, und wenn er Sonntags in's Wirthshaus ging den schwarzen Schnurrbart kühn in die Höhe gewichst, den breitkrämpigen Hut mit dem Reiherbusch schief auf's Ohr gedrückt, so schauten ihm alle Mädchen lüstern nach, und er hätte, wie man sagt mir die Hand ausstrecken dürfen, um an jedem Finger eine hübsche Dirne zu haben.

Wie es nun aber immer geht, so gefiel von all' den Mädchen, die es ihm so gar leicht machten, keine dem Sepp, sondern just die eine, welche ihn gar nicht anzuschauen schien, und das war die Walpern Vevi, die Tochter des armen Häuslers am Ende des Dorfes. Es war aber auch ein schönes Mädchen, die

*) Für diejenigen unserer Leser, welche mit der Sage vom Tatzelwurm nicht näher bekannt sein sollten, diene Folgendes zur Aufklärung: Der Tatzelwurm ist ein fabelhaftes, angeblich in den tiefsten Höhlen des bayerischen Hochgebirgs und der tyroler Alpen hausendes Ungethüm von der Gestalt und Größe eines Krocodils, mit menschlichem Angesicht, weithin leuchtenden feuerrothen Augen und langkralligen Bärenpranken an den vier Füßen (woher der Name). Gleich gefährlich für Mensch wie Vieh, und der Sage nach von so gräulichem Raubesern, daß sein Anblick allein die stärksten Männer in Ohnmacht versetzt, ist er das schrecklichste, was in der Phantasie des Aelplers existirt. Merkwürdig ist übrigens nur der Umstand, daß die Existenz dieses scheußlichen bloß mythischen Thieres von sonst sehr glaubwürdigen und ehrenwerthen Männern der dortigen Gegend, die den Wurm mit eigenen Augen gesehen haben wollen, nicht nur bestreitet, sondern sogar gerichtlich beschworen worden ist. Es scheint eben hier eine auf den Eigenthümlichkeiten der Gebirgsnatur und auf langen, von Jugend her gehegtem Aberglauben beruhende Sinnestäuschung vorzuliegen. Wie kurz dort dieser Aberglaube im Schwunge geht, mag man daraus ersehen, daß, wie mir uns noch wohl erinnern, an einer gewissen Stelle im Hochgebirg eine sogenannte Marterſäule dem erstaunten Wanderer zu wissen thut, daß allhier von einem besonders grimmigen Tatzelwurm nicht weniger als sechs Bauern auf einmal zerrissen und mit Haut und Haar aufgefressen wurden.

Digitized by Google

Vevi. Schwarze Haare und rosschwarze Augen, dabei ein frisches, rundes Gesicht wie Milch und Blut, und eine Figur, so saftig und appetitlich, daß man hätte hineinbeißen mögen.

Nun war aber die Vevi gerade so hochsahrenden Sinnes wie der Sepp, und hatte schon zu ihren Freundinnen gesagt, daß sie nun und nimmermehr einen armen Schlucker heirathen werde sondern daß der, welcher sie einmal bekomme, auch ordentlich dafür bezahlen müsse. —

Das waren nun gerade keine guten Aussichten für den Fischer-Sepp; denn mit Ausnahme seiner kleinen Pension hatte er vor dem Tode seiner Eltern nichts zu erwarten, und dann ehrn nur ein armseliges Häuschen, einen kleinen Acker und ein paar Netze.

Aber deßwegen gab er den Muth noch nicht auf; er machte vielmehr der schönen Vevi angelegentlichst den Hof, und ließ sich durch ihr hochmüthiges Nasenrümpfen nicht abschrecken.

Die Vevi aber, wie sie eine übermüthige Dirne war, hatte ihren Spaß daran, und beschloß, den Verliebten immer mehr auszuschinden, bis er nicht mehr wüßte, wohin und wo aus! Dann aber wollte sie ihm etwas aufgeben, vor dem er entweder zurückschrecken, oder, wenn er es ausführen würde, genug Geld und Gut bekäme, daß sie ihn dann freundlicher anschauen könnte.

Denn gegen den schönen Fischersepp hatte sie eigentlich nichts, nur gegen den armen Schlucker.

So verging ein halbes Jahr.

Der Sepp wurde immer magerer vor lauter Lieb', die Vevi immer übermüthiger. Da beschloß endlich der Fischer, einen entscheidenden Schritt zu thun. Als die Vevi einmal in der Mauach beim Grasen war, stand der Sepp plötzlich vor ihr, sein Gesicht war geröthet, sein Mund zusammengebissen.

„Grüß' Gott, Vevi!" sagte er.

„Grüß' Gott auch!" entgegnete die Dirne.

„Ich möchte Dich was fragen," begann der Sepp.

„Nur zu! Genir' Dich nicht!" lachte die Dirn', und sing wieder zu grasen an, wobei sie wie durch Zufall ihre schöne Arme zeigte und beim Bücken einen nicht minder schönen Fuß unter dem kurzen Rocke sehen ließ. „Nur zu, Sepp! Fragen ist erlaubt, und mit dem Antworten werden wir schon sehen!" Der Sepp verschlang das schöne Mädchen mit den Augen.

„Ist denn Dein Herz ganz von Stein!" murmelte er dann. „Siehst nicht, was mich schon seit einem Jahre drückt, und hast denn gar kein Heilmittel dagegen?"

Die Vevi warf ihm aus ihren schwarzen Augen einen eigenthümlichen Blick zu.

„Weiß nit, was Du meinst!" sagte sie dann ruhig.

„Vevi!" schrie er jetzt aufgeregt. „Wenn Du nicht aufhörst, Deinen Spaß mit mir zu treiben, so thu' ich mir bei Gott, — ein Leid an!"

Das Mädchen sah ihn wieder an; diesmal aber lag etwas Weiches, Versprechendes darin. Der Sepp verstand es, und ergriff hastig ihre Hand.

„Werd' mein Weib!" sprach er leise, und sie spürte das Zittern seiner kräftigen Hand.

Dabei schaute er sie so flehend, so liebevoll an, daß fast ihr stolzes Herz nachgeben wollte. Doch diese Regung dauerte nur einen Augenblick; dann warf sie ihren schönen Kopf trotzig zurück, zog ihre Hand an sich, und lachte.

Dem Sepp schnitt dieses Lachen in's Herz.

„Talk!" rief sie dann, nachdem sie gelacht hatte, daß ihr die Thränen in's Aug' traten. „Heirathen wär' schon recht. Von was aber leben?"

„Wir wollen arbeiten, Vevi!" sagte er, „und dann hab' ich ja meine Pension."

„Das ist Alles nichts! Ich will's halt' einmal gut haben! Wer mich kriegt der muß reich sein. Hörst Du, Sepp! reich, sehr reich!" Und dabei schaute sie ihn verführerisch an, daß der Fischer Leib und Seel dem Gottseibeiuns verschrieben hätte, wenn er nur einmal das reizende Weib hätte in seine Arme schließen dürfen.

So aber begnügte er sich, mit dem Fuße zu stampfen und den Kopf hängen zu lassen.

Vevi betrachtete ihn mit aufmerksamem Auge. Endlich wurde ihr Blick milde.

„Hast mich wohl recht gern, armer Bua!" flüsterte sie, und schaute ihn mitleidig an.

Der Sepp starrte verwundert auf sie.

„Ob ich Dich gern hab'! Vevi!" rief er dann. „Probier's, gib' mir 'was recht Schweres auf, und sieh', ob ich's nicht für Dich thu'!" —

Dahin hatte sie ihn haben wollen.

„Und wenn ich nun sagte," sprach sie leise, und trat ihm so nahe, daß er den Hauch ihres Mundes auf seiner Wange spürte, wenn ich nun sagte: „Sepp! ich hab' Dich schon lange lieb; aber ich mag nicht in die Armuth heirathen. Ich weiß ein Geheimniß, das dem Rühnen schweren Reichthum verspricht! Würdest Du das Wagniß, — denn es ist ein solches — unternehmen, mir zu Lieb?"

Dabei legte sie ihre Hand zutraulich auf seine Schulter.

Sepp zuckte unter der Berührung; es war ihm bei Vevis so hochathmenden Worten ganz schwindlig geworden, aber nur vor Freude. Endlich ermannte er sich.

„Für Dich!" schrie er jauchzend. Nichts auf der Welt ist mir zu schwer für Dich. Und Du liebst mich, Vevi!"

(Fortsetzung folgt.)

Erkenntniß.

Willst du, o Herz ein hehres Ziel erreichen,
Mußt du in eigner Angel schwebend ruhn;
Ein Thor versucht zu ging in fremden Schuh'n.
Nur mit sich selbst kann sich der Mann vergleichen!

Ein Thor, der aus des Nachbars Hahnenstreichen
Sich Trost nimmt für das eigne schwache Thun,
Der immer um sich späht und lauscht und nun
Sich seinen Werth bestimmt nach falschen Zeichen!

Thu' frei und offen, was du nicht kannst lassen,
Doch wandle streng auf selbstbeschränkten Wegen
Und lerne früh nur deine Fehler hassen!

Dann gehe mild den Anderen entgegen;
Kannst du dich selbst nur fest zusammenfassen,
So hängt an deine Schritte sich der Segen.

Gottfr. Keller.

Die Theorie des Glücks.

Ein naturwissenschaftlicher Vortrag von Dr. Theodor Pilzer lt.

(Aus der Köln. Zeitung.)

Wenn ich mir erlaube, Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, und Ihnen einen Vortrag zu halten über die Theorie des Glücks, so werden Sie verwundert fragen: Wie gehört ein solches Thema in das naturwissenschaftliche Fach? Aber der Gegenstand liegt der Naturwissenschaft näher, als es vielleicht den Anschein hat. Die Naturwissenschaft hat die Aufgabe, in allen wechselnden Erscheinungen die Gesetzmäßigkeit aufzusuchen und nachzuweisen; wenn ich es also unternehme, in dem, was die Menschen Glück nennen, eine gewisse Gesetzmäßigkeit aufzusuchen, so darf ich mein Thema ein naturwissenschaftliches nennen. Ich sehe Sie lächeln, und Sie werden denken: Eine Theorie des Glücks ist Unsinn. Um glücklich zu werden, dazu gehört ein Glück, d. h. die Gunst der Umstände, die Gunst des Zufalls. Wie kann man aber den Zufall in eine Theorie bringen? Wie kann man Regeln aufstellen wollen für das, was seiner innersten Natur nach regelwidrig und unberechenbar ist? Aber derselbe Zufall wirkt bekanntlich auf verschiedene Menschen in sehr verschie-

Digitized by Google

dene Weise — den Einen läßt er gleichgültig, der Andere preist ihn als einen Glücksfall, ein Dritter verwünscht ihn als ein Unglück.

Wenn z. B. wochenlang der Westwind weht, so wird das den meisten Menschen gleichgültig sein, wer aber nach Osten segelt, wird glücklich, wer dagegen nach Westen steuern will, wird unglücklich darüber sein. — Oder ein anderes Beispiel: In zwei Familien wird ein Kind geboren, in der einen ist es das erste, seit langen Jahren ersehnte, in der anderen Familie ist es der dreizehnte Sprößling. Sie werden zugeben, daß in beiden Fällen die Gefühle, mit denen der Neugeborene empfangen wird, nicht dieselben sind. Ob also ein Zufall ein glücklicher ist oder nicht, hängt in jedem einzelnen Falle von den Umständen und Verhältnissen des Betroffenen ab. Diese Verhältnisse näher festzustellen, soll nun aber eben die Aufgabe unserer Untersuchung sein.

Doch zuvor lassen Sie uns einmal sehen, auf welche Weise die Menschen zu verschiedenen Zeiten das Glück erstrebt haben.

Jeder Mensch ist ein Kind seiner Zeit, und dem Einzelnen wird es schwer, wenn nicht unmöglich, sich ganz unabhängig zu machen von den Neigungen, Vorurtheilen und Bestrebungen seiner Zeit. So finden wir z. B. im Mittelalter die ganze europäische Menschheit ergriffen von einer mystischen Richtung von einer gewaltigen Sehnsucht nach dem heiligen Grabe. Tausende und Tausende zogen mit den Kreuzfahrern nach dem gelobten Lande, und als das höchste Glück erschien es den Menschen, im Kampfe gegen die Ungläubigen Heimath, Familie und Leben zu opfern. Unserer positiven Zeit erscheint ein solcher Enthusiasmus kaum noch begreiflich. Heute strebt man nach anderen Zielen, heute ist es der Kultus des Mammon, welcher dominirt, der almighty dollar der allmächtige Thaler regiert jetzt die Welt, und die Amerikaner sind die Propheten dieser neuen Religion.

Der Geist des Yankeethums läßt sich nicht besser charakterisiren, als durch die bekannte Geschichte von dem alten Amerikaner, der seinen hoffnungsvollen Sohn mit den Worten in die Welt entließ: „Mein Sohn, mache Geld! — wo möglich auf ehrliche Weise, aber auf jeden Fall mache Geld!“ — Diese amerikanische Richtung nimmt immer mehr überhand, und wir Deutschen sind auf dem besten Wege ihr nachzufolgen. Allerdings, hinter den Yankee's sind wir immer noch weit zurück; der Deutsche sucht sich ein Vermögen zu erwerben, um es in Ruhe und Gemüthlichkeit zu verzehren, dem rechten Yankee aber ist das Geld nicht Mittel zum Zweck, sondern Mittel und Zweck; er betrachtet das Geld nur wie ein Mittel, um noch mehr Geld zu machen. Doch das gelbe Fieber der Goldsucht greift auch bei uns mehr und mehr um sich. „Sein Glück machen,“ heißt nichts Anderes, als „Geld verdienen, und immermehr gewöhnt man sich, das Glück eines Menschen nach der Höhe seines Vermögens zu berechnen.

Schon Gretchen klagt:

Am Golde hängt,
Nach Golde drängt
Doch Alles! ach, wir Armen!

Und in der That, das weibliche Geschlecht kommt am schlechtesten weg bei dieser Richtung, denn die Frauen sind zu passiven Rolle im Leben verdammt und müssen warten, bis man sie holt. Die Liebe wird mehr und mehr zu einem Mythus das Heirathen zu einem Geschäfte. „Er hat eine gute Partie gemacht“ heißt so viel wie „er hat sich eine reiche Frau gefischt;“ doch die sogenannten guten Partieen sind bekanntlich selten so beneidenswerth, wie sie scheinen.

Ich glaube, man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß die Welt nie so weit von ihrem Ziele, dem Glück entfernt gewesen ist, wie jetzt. Das Streben nach Gold, das Streben nach den materiellen Genüssen, welche das Geld gewähren kann, droht alle Gemüthlichkeit aus der Welt zu verscheuchen, und wilder denn je entbrennt der „Kampf ums Dasein.“ Von der stillen Bescheidenheit und glücklichen Zufriedenheit unserer Vorväter ist wenig übrig geblieben. Jeder ist unzufrieden, Jeder will weiter und oben hinaus, — Verdienst — Geld ist die Losung, Jeder ist mehr oder weniger Kaufmann und — Mancher auch käuflich geworden.

Doch wenden wir uns nun zu einigen hervorragenden Persönlichkeiten und lassen Sie uns sehen, worin sie das Glück des Lebens suchten.

Salomon, der Weise, spricht: „Wenn des Menschen Leben schön gewesen ist, so ist es voll Mühe und Arbeit gewesen!“ — gewiß ein sehr weises Wort, denn Arbeit ist die Würze des Genusses; aber der Ausspruch klingt sehr verdächtig in dem Munde eines Mannes, welcher Mühe und Arbeit nur dem Namen nach kannte; der das Leben nach allen Seiten hin ausgekostet hatte, der sich 700 Frauen hielt und endlich überdrüssig ausrief: „Alles ist eitel!“

Lessing hielt es für das höchste Glück, unablässig zu forschen. Er meint, wenn man ihm die Wahl ließe, alle Geheimnisse der Schöpfung geoffenbart zu sehen, oder ewig zu forschen, ohne jemals ans Ziel zu gelangen, so würde er das Letztere wählen. Aber was für ein Lessing galt, findet keine Anwendung auf Gevatter Schneider und Handschuhmacher.

Göthes Faust macht mit Hilfe des Teufels die extravagantesten Versuche, glücklich zu werden, aber vergeblich. Er findet das Leben fortwährend schal und langweilig, bis er, am Ende des zweiten Theiles anfängt, Oekonomie zu treiben. Da fühlt er sich beim Anblick auf die Ländereien, welche er urbar gemacht hat, zum erstenmal glücklich — und in Folge dessen holt ihn, der Verabredung gemäß, der Teufel.

Eben so verschieden, wie die Urtheile unserer großen Geister über das Glück sind, eben so gehen auch die Wege unserer Mitmenschen auseinander, auf welchen sie das Glück zu gewinnen suchen. Den Einen treibt seine Neigung zu den praktischen Aufgaben des Lebens, den Anderen zu wissenschaftlichen Studien; der Eine sucht Befriedigung im bunten Gewühl der Welt, der Andere auf seiner stillen Studierstube, der Eine strebt in die Ferne und wird zum vagabundirenden Wandervogel, der Andere klebt an der Scholle und wird zum soliden Hausbahn; der Eine sucht nach Titeln und Orden, der Andere nach dem Beifall des schönen Geschlechts; der Eine hat nur Interesse für die harmlose Kultur seiner Blumen, der Andere findet eine grausame Freude daran, Hasen und Hühner todt zu schießen.

Was den Einen glücklich macht, scheint dem Anderen langweilig.

„Eines ziemt sich nicht für Alle!“

Aber nicht nur sind bei verschiedenen Menschen die Neigungen verschieden, auch bei denselben Menschen sind sie verschieden zu verschiedenen Zeiten. Der Jüngling schwärmt für Liebe, der Mann sucht Ehre, der Greis liebt philosophische Betrachtung. Was uns in einer Lebensperiode glücklich macht, läßt uns in einer andern vollkommen gleichgiltig. Der Jüngling, welcher dem Monde sein Liebesleid klagt, wird eben so wenig disponirt sein, über abstrakte Begriffe zu philosophiren, wie er als resignirter Greis im Stande sein wird, sich in ein 18jähriges Gänschen zu verlieben, — in seine Korallenlippen, seinen wogenden Busen, und was sonst dazu gehört.

Diese Unbeständigkeit der menschlichen Neigungen ist übrigens nichts weniger als wunderbar und natürlich, denn wir sind Kinder der wechselnden Zeit, und jeder Augenblick wechselt die Beschaffenheit unseres Körpers. Nach Jahresfrist ist wenig mehr übrig geblieben von dem, was heute sich an uns bewegt und in uns arbeitet, und wenn sieben Jahre vergangen sind, so ist Alles an uns anders geworden, nicht nur Fleisch und Blut, nicht nur Haut und Haare, sondern auch jeder Knochen unseres harten Schädels und selbst der diamanthafte Ueberzug unserer Zähne. Wer darf sich da wundern, daß Unbeständigkeit das Erbtheil der Menschenkinder ist?

(Fortsetzung folgt)

Anecdote vom Herrn v. Rothschild in Paris.

Von dem Baron v. Rothschild ist schon viel erzählt worden, daß etwas Neues und zugleich Interessantes nicht so leicht zu finden war. Daher zunächst ein kleines Geschichtchen, si non è vero, è ben trovato; es soll aber wirklich wahr sein. Welcher

Digitized by Google

Sterbliche je bei dem großen Barone ein Galadiner mit gemacht hat, vergißt es in seinem Leben nicht, und sollte er hundert Jahre alt werden. Das Nachtisch-Service grenzt namentlich an's Fabelhafte. Dennoch sind die massiven goldenen und silbernen Tafelaufsätze nicht das Kostbarste an jenem Service, sondern einfach dreißig Dessertteller von Sevres-Porzellan, und auch durch eine sonderbare Verkettung von Umständen. Es sind nun bald fünfzehn Jahre her, als man dem Herrn v. Rothschild eines Morgens einen Mann meldet, der ihn sehnlich zu sprechen wünsche; und der Baron, sei es aus Neugier oder zufälliger guter Laune, läßt ihn auch vor sich kommen. — Der Mann sieht arm und alt aus, so alt und gebrechlich, als stände er schon mit einem Fuß im Grabe. Er zieht mit zitternder Hand aus seinem schmutzigen Rocke einen Porzellanteller hervor, und hält ihn dem hohen Herrn hin. Dieser, ein feiner Kenner, bewundert die Malerei und fragt nach dem Preise. „Herr Baron," antwortete der Alte und hustet dabei wie ein engbrüstiger, „Herr Baron, ich hab' deren dreißig, einer schöner als der andere und alle unversehrt; ein Erbstück von einem Urgroßvater, und in der ganzen Welt nicht mehr zu haben. Thun Sie ein gutes Werk, und nehmen Sie mir die Teller ab. Wie lange habe ich noch zu leben? Vielleicht sechs Monate, vielleicht ein Jahr. Geben Sie mir einen Schein von Ihrer Hand, daß ich mir an Ihrer Kasse monatlich hundert Franken auszahlen lassen kann, bis an mein selig Ende, und die dreißig Teller gehören Ihnen." Herr von Rothschild lächelte über den sonderbaren Handel, sieht sich darauf den dürftigen armen Teufel näher an, der vielleicht keine drei, vier Monate zu leben hat, und sagte großmüthig: „Bringen Sie mir Ihre dreißig Teller, und wenn Sie wirklich alle so schön sind, wie dieser da, so können Sie sich monatlich zweihundert Franken auszahlen lassen." Die dreißig Teller waren für einen liebhaber leicht tausend Franken werth, und schwerlich dürfte der Alte noch fünf Monate leben. Das Geschäft war mithin ein schlechtes und außerdem war der Baron um eine gute Handlung reicher. Aber der Alte ward zusehends jünger und gesünder, ein viertes Jahr und aus dem gebrechlichen Greis ist ein kräftiger Mann geworden! Als der Krösus diese wunderbare Metamorphose erfährt, läßt er ihn kommen, „Komödiant!" ruft er ihm zu, „Ihr habt mich hübsch angeführt! wenn das noch zehn Jahre geht, so kosten mich die Teller zwanzigtausend Franken!" — „Herr Baron," antwortete der Schalk, „Ihre großmüthige Unterstützung hat mich wieder gesund gemacht; und jetzt sollten Sie meinen Tod wünschen? Das können Sie vor Gott nicht verantworten." — „Ich werde den albernen Handel rückgängig machen!" — „Herr Baron, das fürchte ich nicht; es wäre das erste Mal, daß Sie Ihre Unterschrift nicht honorirten." Fünfzehn Jahre schon dauert nun der theure Spaß. „Die Teller ruiniren mich noch," hat Herr v. Rothschild seitdem manchmal gesagt; „daß man mir um Gotteswillen keinen zerbreche!" Es ist leicht möglich, daß der Tellerwann ihn noch überleben kann.

(Die Quittung in Versen.) Ein armer Dorfpfarrer erkrankte und wurde von einem Arzt aus der nahen Residenz behandelt, der nach sechs Besuchen 6 Ducaten Honorar forderte. Der Pfarrer ging, sobald er es vermochte, nach der Stadt und sprach dem Arzt in's Gewissen, indem er ihm offen gestand, daß von einer solchen Summe er und seine Familie zwei Monate hindurch leben müßten, so gering sei der Gehalt bei seinem Amt. Der Arzt wollte aber nicht von seiner Forderung lassen, wie oft auch der Pfarrer einsprach, seine Vorstellungen zu wiederholen; zuletzt wurde jener unhöflich. Darauf schickte ihm der Pfarrer folgende Zeile:

„Du machtest sechs Besuche meinem Leibe,
Und sechs Besuche macht' ich deinem Herzen;
Ich armer Pfarrer sprach dir von den Schmerzen
Des Mannes, dem nach wenigem Geschreibe
Du eine solche Zahlung auferlegt,
Daß er vor Schreck schon neue Krankheit hegt.
Du bliebest hart; doch für mein Rathen
Zum Heil empfang ich gleichfalls sechs Dukaten,
Und wir sind quitt, wird dir der Schein gebracht:
„Durch Gegenrechnung abgemacht."

Charade.

In meiner ersten Silbe — weh, wie ärmlich! —
Wird nur ein halber Dichter dir genannt;
Die zweite, wohl nicht weniger erbärmlich,
Benennt nur eine halbe Frau von Stand,
Die dritte, gleich den beiden ersten ärmlich,
Macht eine halbe Charis Dir bekannt:
Und dieses Kleeblatt von Erbärmlichkeiten
Vermag Dir eine Hölle zu bereiten.

Oft ist zwar einzeln jedes Blättchen löblich,
Wenn es ergänzt wird mit Geschick und Kunst;
Doch sage selbst, bewirbt sich nicht vergeblich
Ein halber Dichter um des Hörers Gunst?
Und eine halbe Frau von Stand — wie gröblich
Verletzt sie den Geschmack! — Welch leerer Dunst
Ist eine halbe Charis? Darum sinne,
Wie jedes wieder, was ihm fehlt, gewinne.

Doch soll sich das Geheimniß dir entsiegeln,
Wie jedem seine zweite Hälfte wird?
Verlangst Du aller Ganzheit auszuklügeln,
So müssen Dir — o werde nicht verwirrt! —
Drei Sprachen ihren Wörterschatz entriegeln:
Zollt jede Dir das Wort, das sich gebührt,
Dann ertönt zerspalte jedes einzeln wieder
Und schmelz' zusammen deren vord're Glieder.

Durchschritt'st Du niemals eines Hörsaals Pforte,
Hast Du auf seiner Hochschul' abgelegt,
Du findest doch die Dir noch dunkeln Worte,
Wenn Emsigkeit im Forschen Dich ergötzt:
Such' jedes auf in seinem Heimathorte,
Erst in Athen, Paris, in Rom zuletzt,
Dort kannst du leichter Jedem dieser Dreien
Die Form, den Ton, den es bedarf, verleihen.

Der Deutsche Dichter muß sich umgestalten
Zum griechischen, und aus der Frau von Stand
Muß eine Stockfranzösin sich entfalten;
Die Charis, stammt sie gleich aus Griechenland,
Muß ihren Ruf aus Latium erhalten,
Nun spalte diese drei mit sicherer Hand
Und eile, soll ein Ganzes Dich erfreuen,
Die vorder'n Hälften pünktlich anzureih'n.

Erfreuen? — Nein! Dir schleichen Gram und Schmerzen,
Hast du das Ganze, auf dem Fuße nach;
Du nennest jetzt mit sorgenschwerem Herzen
Musik und Tanz nur Possen, Tand und Schmach,
Und, statt wie sonst, zu trinken und zu scherzen,
Besenfzest Du der Zeiten Ungemach:
Du stehst im Sarg bereits mit Einem Fusse,
Mit beiden schon im höll'schen Schwefelflusse.

Auflösung des Räthsels in Nr. 22:
„Zweifel".

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 24. Sonntag, den 17. Juni. 1866.

Wer nicht gelitten, hat nur halb gelebt;
Wer nicht gefehlt, hat wohl auch nicht gestrebt;
Wer nie geweint, hat halb auch nur gelacht;
Wer nie gezweifelt, hat wohl kaum gedacht.

Jul. Burow.

Der Tatzelwurm.

Eine Geschichte aus den Tyroler Bergen

von C. Lamprecht.

(Fortsetzung.)

Sepp streckte seinen Arm nach Vevi aus; — doch sie trat lächelnd zurück.

„Wir sind noch nicht so weit!" sagte sie. „Höre und dann wollen wir sehen! Ich weiß vom alten Schäfers-Toni, der mehr von den Geheimnissen der Natur kennt, als wir, daß die Lämmer und Schafe, welche da unten in der Maurach seit längerer Zeit verunglücken, von keinem Wolfe getroffen werden. Der Tatzelwurm ist's, flüsterte sie, sich ängstlich umsehend.

„Der Tatzelwurm!" murmelte entsetzt der Sepp und schlug ein Kreuz.

Die Vevi lachte.

„Ja, wenn Du so sehr viel Angst hast vor dem Wurm," spottete sie, „dann brechen wir lieber ab!"

„Aber, was hat denn der Tatzelwurm mit unserer Heirath zu thun?" fragte ängstlich der Fischer.

„Höre!" rief die Dirne und sah ihn finster an; „wer den Tatzelwurm tödtet und ein Stück davon ißt, der sieht alle vorgenen Schätze und kann sie heben. Was aber das Heirathen betrifft, so heirathe ich nur den, der den Tatzelwurm tödtet. Nun weißt Du Alles!"

Dem Fischersepp murmelte der Kopf. Obwohl bis zur Vergenheit kühn, schauderte er doch vor dem Kampfe mit dem hischen Thiere zurück.

„Du zitterst!" hohnlachte Vevi. „Geh', Frigling! Aber age mich nie mehr mit Deinen Anträgen!" Und sie kehrte ihm zu Rücken.

Das konnte er nicht ertragen. Lieber vom Tatzelwurm zerssen werden, als, nachdem er gehört, daß sie ihn liebe, aus Mangel an Muth sie wieder verlieren.

„Vevi!" rief er mit gepreßter Stimme.

„Nun!" erwiderte kalt das Mädchen; „hast Du Dich anes besonnen?"

„Ich will Alles thun, was Du willst!"

„Du willst den Tatzelwurm bekämpfen!"

„Ja!"

„Bei Deiner Ehre?"

„Bei Allem, was mir heilig ist! Aber ich weiß nicht, wo zu finden ist!"

„Höre! Hier in der Maurach gibt es einen Paß, wo die Ache zwischen hohen Felsen durchbricht, und eine große Höhle bildet. In dieser Höhle haust der Tatzelwurm. Doch wo willst Du hin?

„Wohin? Ich will ihn aufsuchen, so lange es noch Tag ist!"

„Bleibe Sepp! Bei Tag ist der Wurm unsichtbar; nur Nachts kann ihn das Menschenaug erkennen!"

„Nachts!"

„Sei guten Muths, Sepp! Wir haben jetzt Vollmond und da ist es so hell wie bei Tag! Nicht wahr, Du hast Muth und wirst mir den Wurm tödten!"

Und mit diesen Worten drückte sie sich an ihn, und sah ihn mit ihren wunderbaren Augen an, daß der Sepp Alles, Gefahr und Tod, vergaß, um seinen Arm um ihre runde Hüfte zu legen und seinen Mund an den ihren zu drücken, und schier zu vergehen in Liebe und Lust.

Erst nach einer Stunde trennte er sich von ihr, nachdem sie ihm den Ort nochmals genau beschrieben, wo der Wurm versteckt liegen sollte, und als besonderes Kennzeichen ein Kreuz angeführt hatte, das der Höhle gegenüber auf einem großen Steinblock mitten in der Ache für einen dort Verunglückten aufgerichtet war. In der Exaltation seiner Liebe versprach Sepp Alles, ja er schwur, er wolle ewig verdammt sein, wenn er nicht schon die nächste Nacht mit dem gräßlichen Wurme kämpfe, falls er überhaupt sichtbar wäre.

Die Verführerin triumphirte, kein Vorwurf regte sich in ihrem Gewissen — sie war mit sich selbst zufrieden.

Es war eine finstere unheimliche Nacht, als der Fischersepp, seinen treuen Stutzen auf dem Rücken, drei Kugeln, in der Lugerskapelle während der heiligen Messe geweiht, im Ranzen, den Eingang der Maurach überschritt.

Der Mond konnte erst in einer halben Stunde über die Gletscher heraufkommen, und dann war es noch zweifelhaft, ob bei dem ziemlich von Wolken bedeckten Himmel sein Licht sich auch von großem Nutzen erweisen würde. Einstweilen pfiff ein kalter Herbstwind von den Bergen und brachte in den Bäumen jenes unbeschreibliche Geräusch hervor, welches selbst starke Nerven zur Nachtzeit in der Einsamkeit der Wälder unwillkürlich erbeben macht. Dazu brauste und tobte die in Folge der herbstlichen Regengüsse angeschwollene Ache, und löste in ihrer Wuth vom unterspülten Ufer Strauchwerk und Erdstücke hinweg.

Die Maurach ist ein ziemlich unheimlicher Paß, schon bei Tageszeit; bei Nacht aber nehmen die zu beiden Seiten steil emporsteigenden, tannenbewachsenen Wände, übertragt von den über sie ihre weißen Gipfel hervorstreckenden Schneeriesen und Gletschern einen geradezu unheimlichen Charakter an.

Digitized by Google

Der Fischersepp war, wie wir wissen, ein wegen seines oft bewährten Muthes gerühmter Bursche; aber das Abenteuer, auf welches er diese Nacht ausging, war ihm dennoch so schaurig vorgekommen, daß er nicht nur seine Büchse und Kugel weiden ließ, sondern selbst auch beichtete und communicirte, um für jeden Fall gerüstet zu sein. Er hatte, als er Huben verließ, gerechnet, die Maurach gerade mit Aufgang des Mondes zu erreichen; nun sah er, daß er sich gründlich verrechnet hatte. Zu ungeduldig und zu aufgeregt aber, um noch eine halbe Stunde zu warten, betrachtete er sich, und ging im Vertrauen auf dem ihm bekannten, stets neben der Ache fortlaufenden Weg weiter.

Doch bald fand er, daß er sich ein beschwerliches Unternehmen vorgestreckt habe.

Der ohnedies schlecht unterhaltene Fußweg war in Folge der Regengüsse fast unwegsam geworden; sein Fuß glitschte aus. Dazu schlugen ihm die nassen Zweige in's Gesicht, und mehr denn einmal fühlte er sich am Rücken festgehalten, so daß sich das Haar unter seinem Hute zu sträuben begann. Bei nährerer Betrachtung fand er dann, daß sein Büchsenriemen an irgend einem Baumast hängen geblieben war.

Muthig drang er dennoch vorwärts. Als ihm aber plötzlich eine Nachteule mit fast unerhörtem Flügelschlage vor dem Gesichte vorbeiflog, und er selbst einige Minuten später an eine Tanne rannte — da ging ihm die Geduld aus. Er beschloß, den Aufgang des Mondes abzuwarten, ehe er weiter in der Schlucht vorwärts schritte.

Zum Glück für ihn — denn im Stehen nahm sich das Rauschen der Bäume und des Flusses noch unangenehmer aus — dauerte es nicht lange, bis die kalte Scheibe des Mondes über den Spitzebergen heraufgestiegen, und den Engpaß mit seinen schwarzen Wäldern blaich erleuchtete. Noch eine Viertelstunde, welche der Fischersepp, dem vor innerer Aufregung trotz der kalten Herbstnacht der Schweiß auf der Stirne stand, fast laufend zurücklegte, und — die von Vevi bezeichnete Stelle war erreicht.

Der Fluß machte hier eine scharfe Krümmung; ein steiler, nur mit einigen Föhren bewachsener Felskegel, an dem sich die Wellen tosend theilten, ragte in der Mitte des Wassers empor.

Auf seinem Gipfel stand ein großes Kreuz. Die linke Seite des Flußbettes war von düstern Wäldern begrenzt, die terrassenförmig von der Höhe des Berges bis zum Ufer des Flusses abfielen. —

Auf der rechten Seite aber starrte ein vielfach zerrissener und zerklüfteter Bergrücken empor. Ungeahnt in der Mitte desselben, gerade dem Kreuze gegenüber, schien eine Höhle ins Innere der Wand zu führen. Das mußte die rechte Stelle sein. Beim klaren Scheine des Mondes recognoscirte Sepp die Gegend.

Vor dem unheimlichen Loche befand sich ein kleines Plateau, auf dem ein Mensch bequem sich ergehen konnte. Das war also der Kampfplatz. Wie aber da hinauf gelangen? Wohl war die Felswand zerklüftet, wohl ragten auch einzelne Fichten und Föhren aus den Ritzen, aber mit ihrer Hilfe allein hinaufzuklettern, war eine gefährliche Sache. Und wenn dann der schreckliche Tatzelwurm wirklich lauernd oben lag, um den Kletterer sogleich in die Tiefe zu stürzen, bevor er noch Zeit hatte, die geweihte Kugel abzuschießen!?

Der Fischersepp zitterte am ganzen Körper, seine Knie beugten sich unwillkürlich; er sank zu Boden. So mitten in der feindlichen Menschen freundlichen Nacht, allein in der verrufenen Wildniß, in der Nähe eines fabelhaften Ungeheuers, war es da ein Wunder, daß der sonst so kecke Gebirgssohn einsah, wie nichtig alle menschliche Macht sei, seinen Blick auf eine andere, dort über den Wolken richtete, und sich aus innerster Seele ihrem Schutze empfahl.

Das Gebet hatte ihn gestärkt; zudem hatte er geschworen, das Abenteuer zu bestehen, und somit mußte es gewagt sein. Mit einem schweren Seufzer schnallte Sepp die gewichtigen Steigeisen an, und begann dann aufwärts zu klimmen. Es war wahrlich keine leichte Sache. Mit jedem Schritte vorwärts schwebte er fast in Lebensgefahr; auf den Knien rutschend, mußte er, mit den Händen an Grasbüschen oder Baumwurzeln sich anklammernd, seinen Körper emporziehen. Mehr denn einmal verlor er mit einer Hand seinen Halt, und hatte es nur seiner Gewandtheit und Stärke zuzuschreiben, daß er nicht in den Abgrund stürzte. Dabei schlugen ihm die nassen Nadeln der Fichten ins Gesicht, Eulen und Fledermäuse, in ihrem Schlummer gestört, umflogen den kühnen Kletterer, Nattern und giftiges Gewürm züchten ihm entgegen.

Und drunten brauste die Ache, tief, tief unter ihm, und der kalte Schauerwind fuhr ihm schneidend von den Gletschern entgegen. Je höher Sepp stieg, desto gewaltiger wurde seine Aufregung. Endlich hatte er das Plateau erreicht.

Sein Kopf schwindelte. Er lehnte sich an einen Baumstamm, um seinem Herzen Zeit zu gönnen, sich zu beruhigen. Dabei fiel sein Blick gerade auf das vom Mondlicht grell beleuchtete Kreuz ihm gegenüber. Es war ihm, als riefe ihm eine Stimme zu: „Komm zu mir; ich will Dich schützen vor dem Bösen!“ Doch Sepp dachte an Vevi, an seinen Schwur.

(Fortsetzung folgt.)

Still und Laut.

Still sei Dein Wünschen, still Dein Klagen,
Still sei Dein Hoffen und Entsagen,
Still sei Dein Kämpfen und Dein Leiden,
Still sei Dein Prüfen und Entscheiden,
Still sei Dein Handeln und Dein Beten,
Still sei Dein Helfen und Erretten!

Laut sei Dein Tadel alles Schlechten,
Laut sei Dein Lob des Guten, Rechten,
Laut sollst Du für die Freiheit streiten,
Laut sollst Du Wahrheit, Licht verbreiten,
Laut sollst Du alles Edle rathen,
Laut zeugen von Dir Deine Thaten.

J. N. Heyrichs.

Die Theorie des Glücks.

Ein naturwissenschaftlicher Vortrag von Dr. Theodor Piderit.

(Aus der Köln. Zeitung.)

(Fortsetzung.)

So verschieden die wechselnden Neigungen und bleibenden Anlagen der Menschen sind, so verschieden sind auch die Wege, auf welchen sie das Glück zu erreichen suchen. Friedrich der Große hat einmal gesagt: „Jeder sucht nach seiner Façon selig zu werden“, und so sucht auch Jeder nach seiner Façon glücklich zu werden. Es haben deßhalb einige Philosophen die Behauptung aufgestellt, das Glück bestehe in der ungestörten und freien Entwicklung aller Anlagen und Kräfte eines Wesens. Dann wäre aber das Glück sehr ungleich auf dieser Welt vertheilt, dann wäre also derjenige der Glücklichere, welcher in Verhältnissen geboren wurde, wo der Ausbildung seiner Anlagen und der Befriedigung seiner Neigungen nichts im Wege stand, während dagegen derjenige der Unglücklichere wäre, welcher sich durch Schwierigkeiten und Hindernisse aller Art durchkämpfen mußte, um die Kräfte auszubilden und zur Geltung zu bringen, welche die Natur ihm verlieh. Wir finden nun aber gerade im Gegentheil, daß jeder strebende Mensch mehr Befriedigung empfindet, wenn er auf schwierigen, dornenvollen Pfaden zu seinem Ziele gelangt ist, als wenn er überall geebnete Wege fand. Müller und Schulze haben beide Talent zur Malerei; der eine wuchs im Reichthum auf, der andere in Armuth. Aber Müller ist deßhalb nicht der Glücklichere, weil sein Reichthum ihm gestattete, seiner Neigung für die Malerei auf jede mögliche Weise zu fröhnen, und Schulze ist deßhalb keineswegs der Unglücklichere, weil es ihm erst nach harten Kämpfen gelungen ist, sich der Malerei zu widmen.

Es scheint also in der That, daß das Glück etwas Unbestimmbares, etwas Unfaßbares ist; der Begriff des Glückes zergeht uns in den Händen wie eine schillernde Seifenblase, die wir zu greifen suchen. Das Glück ist also wohl eine Illusion, ein Traum? — Aber nein, tausend fröhliche Menschen rufen dem grübelnden Philosophen zu: „Wir sind glücklich!“ Mag das

Digitized by Google

Gefühl des Glücks, welches den Menschen zu Theil wird, noch so flüchtig sein, das Glück ist jedenfalls eine Thatsache, und jede Thatsache hat ihre Ursache, jede Thatsache muß sich erklären lassen.

Wir wollen nun den Versuch machen, unsere Frage auf das naturwissenschaftliche Gebiet zu ziehen, und sehen, ob es vielleicht mit Hilfe der Physiologie gelingt, eine ausreichende Definition des Glückes zu finden; ausreichend ist aber die Definition jedenfalls nur dann, wenn sie für alle Menschen und alle Verhältnisse paßt, denn des Glückes und Unglückes kann Jeder theilhaftig werden, das Kind wie der Greis, der Arme wie der Reiche, der Gebildete wie der Ungebildete.

Glücklich nennen wir einen Menschen, wenn er fröhlich ist, unglücklich, wenn er traurig ist.

Fröhlich und traurig kann aber der Mensch theils durch körperliche Ursachen werden, theils durch geistige.

Zunächst lassen Sie uns die körperlichen Ursachen des Genusses, der Freude, des Glückes ins Auge fassen; wir gelangen dadurch vielleicht zum Verständnisse der geistigen Ursachen des Glückes.

Es wird Ihnen bekannt sein, daß es im menschlichen Körper zweierlei Arten von Nerven gibt, die empfindenden und die bewegenden. Zu den Empfindungsnerven gehören die Nerven sämmtlicher Sinnesorgane, und wir sind durch sie in den Stand gesetzt, äußere Eindrücke in uns aufzunehmen; die Bewegungsnerven dagegen befähigen uns, die Stellung unseres Körpers und unserer Glieder zu verändern.

Dieser Doppelnatur unserer Körperkräfte entsprechend, sind auch unsere Geisteskräfte doppelter Art.

Das Gemüth ist das geistige Empfindungsvermögen und entspricht den Empfindungsnerven des Körpers. Der Verstand, die Denkkraft, ist das geistige Bewegungsvermögen und entspricht den Bewegungsnerven des Körpers.

Wir wollen nun zuerst untersuchen, unter welchen Bedingungen die körperlichen Empfindungen und Gefühle zu Genüssen werden, um dann zu sehen, ob unter ähnlichen Bedingungen auch die geistigen Empfindungen und Gefühle zu Genüssen werden. Später werden wir dann die Genüsse prüfen, welche wir den Bewegungsnerven und den Verstandeskräften verdanken.

Um zu verstehen, auf welche Weise wir durch die Empfindungsnerven zu Genüssen befähigt sind, lassen Sie uns beispielsweise den Geschmackssinn wählen. Der Geschmackssinn gewährt uns bekanntlich mancherlei Freuden, und eine gut besetzte Tafel ist ein keineswegs zu verachtender Genuß; aber offenbar hängt der Genuß nicht sowohl davon ab, ob man etwas Gutes ißt, sondern ob man mit gutem Appetite ißt. Der reiche Schlemmer, welcher gewohnt ist, jedes in ihm aufdämmernde Hungergefühl sofort mit den ausgesuchtesten Leckerbissen zu ersticken, hat keine Ahnung von der Wollust des Hungers, mit welcher ein Tagelöhner nach harter Arbeit sein Mittagsbrod verzehrt.

Augenscheinlich können wir uns die Befähigung zu Geschmacksgenüssen, wie überhaupt die Befähigung zu allen körperlichen Genüssen, nur verschaffen durch Entbehrung. Entbehrung ist die wesentliche Vorbedingung jedes körperlichen Genusses, denn der Genuß ist nichts Anderes als eine beendete Entbehrung, ein befriedigtes Bedürfniß, und die Genußfähigkeit wird um so mehr gesteigert und geschärft, je größer die vorangehende Entbehrung war.

Die Empfindungsfähigkeit der Sinnesnerven bewegt sich zwischen zwei Extremen; solche Extreme sind für den Gefühlssinn Kälte und Wärme, für den Geschmackssinn Süßigkeit und Bitterkeit, für den Geruchssinn Gestank und Wohlgeruch, und nach dem Gesetze der Kontrastwirkungen werden Sinnes-Eindrücke immer um so heftiger empfunden, je mehr sie mit den Eindrücken kontrastiren, welche ihnen vorhergingen. Die Wärme erscheint und um so stärker, je heftiger vorher die Kälte war, ein Gestank um so garstiger, je lieblicher vorher die Wohlgerüche waren.

Dieses Gesetz der Kontrastwirkungen, welches für die körperlichen Empfindungen des Menschen nicht bestritten werden kann, gilt auch für seine geistigen Empfindungen — für das Gemüthsleben.

Jede Freude erscheint uns um so größer, je größer vorher der Schmerz war; nur nach der höchsten Angst folgt die höchste Seligkeit, und wer niemals das Unglück kennen gelernt hat, der kennt auch nicht das Glück. Ein Beispiel möge diese Behauptung erläutern. Bekanntlich empfinden wir ein unangenehmes Gefühl von Kälte in den Fingern bei einer Temperatur von drei Grad Wärme. Stecken wir aber die Hand während einiger Minuten in Eiswasser, so werden wir dieselbe Temperatur als behaglich warm an den Fingern empfinden, welche uns kurz vorher kalt erschien. So geht es auch dem Menschenherzen. Mancher ist mit seinen Verhältnissen unzufrieden und hadert mit seinem Schicksale, wird aber sein Herz in das eisige Bad des Unglücks getaucht, und verliert er, was er besessen, so lernt er das Verlorene schätzen, und dieselben Verhältnisse, welche ihm früher unerträglich schienen, würden ihn nun glücklich machen, wenn sie wiederkehrten. Selbst die Gesundheit weiß nur der recht zu schätzen, der sie einmal verloren hat; das unaussprechlich glückliche Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit kennt nur der Genesende, und in diesem Gefühle findet er den Lohn der ausgestandenen Leiden — Bekanntlich lieben die Eltern vorzugsweise die Kinder, welche ihnen die meiste Sorge gemacht haben, und wer einmal ein geliebtes Kind dem Tode nahe gesehen und in bangen Nächten gebetet und verzweifelt hat, — mit welchem Jubel schließt er das gerettete Kind in seine Arme! Die Möglichkeit des Verlustes erhöht ihm das Glück des Besitzes.

Nach dem physiologischen Gesetze der Kontrastwirkungen wird nun aber der Mensch nicht allein durch den Schmerz empfänglicher gemacht für die Freude, sondern er wird auch, umgekehrt, durch die Freude empfänglicher für den Schmerz. Die Richtigkeit dieser Behauptung können wir häufig an Kindern beobachten; je fröhlicher und ausgelassener sie in ihren Spielen sind, desto leichter schlägt ihre frohe Stimmung in die traurige um, desto leichter folgen dem Lachen die Thränen, und mit Recht heißt es d'halb:

Vae tibi ridenti, quia mox post gaudia flebis!

Ein Mensch, dem immer Alles, wie man zu sagen pflegt nach der Mütze gegangen ist, der bittere Verluste und quälende Sorgen niemals kennen gelernt hat, wird jede kleine Entbehrung, jeden unbedeutenden Verlust wie ein schweres Unglück empfinden, er wird immer empfindlicher gegen jede kleine Störung seiner Launen und Liebhabereien, und am Ende so reizbar werden, daß eine Fliege an der Wand im Stande ist, ihn zu ärgern. Eben so wenig, wie ein Mensch es vermag, fortwährend süße Speise zu genießen, eben so wenig vermag er, fortwährend Freude und Glück zu genießen. Wer Süßigkeiten über Gebühr genießt, bei dem macht sich von selbst die Kontrastwirkung des Ekels geltend, wer Freude und Glück über Gebühr genießt, bei dem erscheint sehr bald die Kontrastwirkung des Ueberdrusses. Man wundert sich oft, daß steinreiche Engländer, denen das Leben nichts versagt hat, so häufig den Spleen bekommen und sich todtschießen, aber mit Unrecht, denn

Nichts ist schwerer zu ertragen,
Als eine Reih' von guten Tagen!

Es ist eine allgemein bekannte Erfahrung, daß Kinder um so launenhafter und mißvergnügter sind, je mehr sie von ihren thörichten Eltern verzogen werden. Ein Kind, das eine übermäßige Menge von Spielzeug geschenkt bekommt, verliert bald alle Freude daran, — es wird übersättigt. Dieses triviale Beispiel hat eine tiefe Bedeutung, denn wir sind alle großgewordene Kinder, und jedes Alter und jeder Stand hat seine besondere Art von Spielzeug; wer aber verwöhnt ist, wem das Schicksal eine zu reichliche Fülle von Spielzeug in den Schooß geworfen hat, der wird launenhaft und mißvergnügt wie die verwöhnten Kinder. Solche Glücksspiele werden gewöhnlich allgemein beneidet, und doch sollte man sie eigentlich bedauern, denn sie stehen dem Unglück näher als dem Glück. So paradox diese Behauptung auch klingen mag, so unzweifelhaft richtig ist sie doch. Wer Alles hat, der kann nur verlieren, wer aber nichts hat, der kann nur gewinnen. Wer nichts entbehrt, der hat nichts mehr zu wünschen, und wer nichts mehr wünscht, der hat damit auf jede Freude verzichtet.

Wir haben also bis jetzt gefunden, daß die Genußfähigkeit des Körpers wie des Geistes bedingt wird durch vorhergehende

Digitized by Google

Entdeckung. Dieses Gesetz gilt für alle Menschen, unter allen Verhältnissen, Niemand kann sich ihm entziehen; Jeder muß sich ihm unterwerfen.

Zu diesem Resultate sind wir gelangt, indem wir die Gesetze, welche für die Empfindungsnerven gültig sind, auf das Gemüthsleben angewendet haben. Lassen Sie uns nun untersuchen, ob die Gesetze, welche für die Bewegungsnerven gültig sind, auf die Verstandeskräfte angewendet werden können; lassen Sie uns sehen, ob die Verstandeskräfte unter ähnlichen Bedingungen eine Quelle des Genusses, der Freude, des Glückes werden, wie die Bewegungsnerven.

Jedermann weiß, daß körperliche Bewegung die erste Bedingung körperlicher Gesundheit ist, und daß der Genuß, welchen wir uns durch körperliche Bewegung und körperliche Anstrengung verschaffen können, hauptsächlich in dem darauffolgenden wohlthuenden Gefühle der Ermüdung besteht. Den Genuß körperlicher Ruhe können wir uns nur verschaffen durch körperliche Anstrengung. Ein Faulenzer, welcher während des ganzen Tages auf seinem Sopha sich dem dolce far niente hingegeben hat, wird Abend den Schlaf vergebens suchen, und wäre sein Bett auch noch so weich und so bequem. Der Handwerksbursche aber, der während des ganzen Tages marschirt hat, wird selbst auf hartem Stroh den erquickendsten Schlaf finden, um den ein König ihn beneiden könnte. (Schluß folgt.)

B. **Herrieden**, Anfangs Juni. Witterungs-Verhältnisse Europa's im Monat Mai 1866.

Witterungscharakter: Kühl und feucht in ganz Europa, mit Ausnahme vom mittleren und inneren Rußland, wo das Gegentheil statt fand.

Luftmeer. Dasselbe hatte zu Anfang des Monats sehr tiefgehende Wellen mit reichlichem Niederschlag für ganz Europa, der für Schweden, Norwegen und Lappland in ungeheuren Schneefällen bestand, wovon nur Rußland verschont wurde. Gegen die Mitte des Monats brachte ein hoher Luftberg mit heiterem Wetter die genannten Schneemassen zum Schmelzen, wodurch die Temperatur ungemein abgekühlt wurde. Als sich dieser Luftberg im Anfange des letzten Drittels des Mai auch auf unsere Gegend fortschlauzte, und zugleich der Passat fast ganz Europa mit großer Hartnäckigkeit beherrschte, wurde dadurch in höheren Lagen zum größten Nachtheil der zarteren Pflanzenorgane eine so tiefe Temperatur erzeugt, daß das Thermometer während der Nacht an vielen Orten auf mehrere Grade unter Null fiel, so z. B. in Mähren auf — 6,2°. Gegen Ende des Monats erschien von Westen her die so sehr ersehnte Aequatorialströmung, und brachte einen sehr raschen Temperaturwechsel von der Wärme zur Kälte.

Elektrische und magnetische Erscheinungen. Nordlichter wurden keine beobachtet. Gewitter fanden in unseren Breiten nur zu Anfang und Ende des Monats statt, und waren in der Mitte derselben auf die südlicheren Gegenden unseres Erdtheil's beschränkt. Ueber den hiesigen Zenith zog keines, nur am 4. (Gewitter in Stuttgart) und am 29. (desgl. in Augsburg) wurde Wetterleuchten beobachtet.

Bewölkung. Dieselbe betrug im Mittel fast in allen Gegenden Europa's nahezu die Hälfte des Horizonts, nur $^1/_4$ hatten das südliche Frankreich, Dalmatien und Rußland (Moskau nur 22 %) und Schweden, $^3/_4$ das nördliche Schweden und Oesterreich.

Ozon. Der Ozongehalt der Luft sollte im Mai nach den 9jährigen Beobachtungen von Professor Prestel in Emden bei Tag größer sein, als bei Nacht, allein es war gerade das Umgekehrte der Fall, und war derselbe bei Nacht um 15 % größer als bei Tag. Sollte dieser Vorgang mit der abnorm tiefen Temperatur zusammenhängen?

Temperatur. Dieselbe war mit Ausnahme vom inneren und nördlichen Rußland auf allen Stationen kälter als v. J., und zwar um circa 7° auf unserer fränkischen Terasse, 6° in Frankreich, 5° in Oesterreich und Belgien, 4° im nördlichen Spanien und der Schweiz, 3° in England, Holland, Italien u. Schweden, 2° in Schottland und Norwegen, 1° in Portugal, Irland und Lappland. Nahezu gleich war die Wärme mit der des vorjährigen Mai im mittleren und südlichen Spanien, und im südlichen Rußland. Wärmer als v. J. war es um circa 2° im nördlichen und 6° im mittleren und inneren Rußland.

Die Mitteltemperaturen an den Hauptstationen Europa's um 7 Uhr Morgens sammt Extremen im Vergleich zum Vorjahre waren der Reihe nach:

Station:	1866	1865	Differenz:	Extreme: 1866	1865
Alikante	21,6	22,0	—0,4	11,8 u. 27,8	13,3 u. 26,0
Palma	21,2	21,6	—0,4	16,8 „ 34,0	?
Palermo	18,5	20,0	—1,5	15,6 „ 29,9	16,2 „ 23,6
Bilbao	17,2	21,2	—4,0	9,8 „ 24,0	13,2 „ 30,0
Marseille	16,7	17,8	—0,9	12,6 „ 20,9	14,6 „ 21,3
Lesina	16,4	18,4	—2,0	11,4 „ 22,7	?
Lissadon	15,2	16,0	—0,8	11,5 „ 20,9	12,9 „ 27,0
Triest	14,7	16,0	—1,3	7,2 „ 19,2	?
Rom	14,7	17,7	—3,0	11,9 „ 18,0	11,8 „ 24,0
Odessa	13,6	13,7	—0,1	6,9 „ 18,0	4,2 „ 22,0
Madrid	13,0	13,4	—0,4	6,6 „ 21,3	7,4 „ 20,1
London	11,9	14,4	—2,5	4,2 „ 18,0	8,3 „ 21,4
Paris	10,8	15,0	—5,8	7,5 „ 15,1	9,8 „ 21,0
Valentia (Irland)	10,6	11,6	—1,0	4,4 „ 14,6	9,4 „ 15,6
Moskau	10,3	4,4	5,9	0,6 „ 16,6	—9,7 „ 15,3
Brüssel	10,3	15,0	—4,7	7,3 „ 14,2	5,4 „ 20,2
Amsterdam	10,2	13,0	—1,8	3,6 „ 15,4	1,3 „ 17,5
Wien	10,1	15,4	—5,3	4,5 „ 17,3	3,5 „ 24,0
Nairn (Schottland)	9,4	11,1	—1,7	3,3 „ 16,1	6,1 „ 17,8
Herrieden	9,1	16,7	—7,6	3,3 „ 16,6	7,9 „ 25,6
München	9,1	?	— ?	4,5 „ 16,0	?
Krakau	8,7	?	— ?	1,5 „ 23,0	?
Bern	8,0	12,1	—4,1	4,0 „ 12,2	4,9 „ 19,0
Sludesnäs (Norwegen)	8,0	9,9	—1,9	2,8 „ 12,5	5,0 „ 18,7
Petersburg	7,4	4,5	2,9	1,3 „ 16,6	—3,0 „ 15,0
Stockholm	6,4	9,9	—3,4	2,0 „ 12,1	1,5 „ 18,0
Happaranda	2,1	3,2	—1,1	—2 2 „ 5,5	—4,8 „ 9,5

Absolute Extreme:

Paris: 3,4 am 5. und 20,7 am 29.
Wien: 1,0 „ 23. „ 28,0 „ 31.
Herrieden: —4,0 „ 22. „ 23,1 „ 29.

Niederschlagshöhe:

Paris: 56,6 mm an 9 Tagen,
Wien: 35,9 mm „ 11 „
München: 63,6 mm „ 18 „
Herrieden: 53,3 mm „ 14 „

Grundwasser:

Am 1.: 2" 10‴ und am 15.: 5" 10‴ über dem Monats-Mittel

Ozon:

Keine Spur: am 3. und 11. Morgens, am 10. Nachm.
Volle Sättigung: am 2., 5., 12., 13., 14., 18., 21., 22., 25. und 26. Nachts, am Tage wurde sie nicht beobachtet.
Mittel: bei Nacht 7,8°/₀, bei Tag 63°/₀, überhaupt 70°/₀.

Palindrom.

Ein Kind der dreien wärmern Jahreszeiten
Erscheine ich in mancherlei Gestalt und Art;
Anfangs sehr zart und klein wie Leckerbissen,
Doch später groß, dann oft bald hohl und hart.

Des Stahles Schärfe muß ich schwer empfinden,
Nach allen Seiten hin gar sehr verletzt,
Und mich in meinem eignen Blute winden,
Eh' deine Eßlust sich an mir ergötzt.

Und umgekehrt bin ich von Holz und Eisen,
Durchsichtig, doch zum sichern Schutze ausersehn;
Wer zwischen mir und Schloß und Riegel weilet,
Der wird im Freien schwerlich sich ergehn.

Auflösung der Charade in Nr. 23:
(„Po-ët, Da-me, Grazie")
„Podagra."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 25. Sonntag, den 24. Juni. 1866.

Zur Todtenfeier am Johannistage.

Von Julius Hammer.

Heut' kommen stille Boten
Zu dir vom Morgenroth:
„Gedenk an deine Todten,
Gedenk an deinen Tod!"
Sie flüstern's deinem Herzen,
Sie sind dir nah gestellt,
Du fühlst mit süßem Schmerzen
Ein Weh'n aus jener Welt.

Gedenke, wie sie waren,
Wie jeder trug und litt,
Wie Bitt'res sie erfahren,
Vielleicht durch dich auch mit;
Wie ihrer Liebe Walten
Das Schwerst' auch überwand,
Wie Treue sie gehalten,
Ob du sie oft verkannt.

Dir blüht aus ihren Mühen,
Was hoffend du geträumt', —
O, laß' in dir erglühen
Den Dank, den du versäumt;
Durch thätig reines Streben
Bewähr' im Sonnenlicht
An denen, die noch leben,
Die heil'ge Lebenspflicht.

Bald ist der Tag verblichen,
Bald hat mit ihrem Bann
Die Nacht dich überschlichen,
Da Niemand wirken kann.
Daß sie dir sanft und leise
Die Augen schließen mag,
Sie rüstet auf der Reise,
Sei wach am hellen Tag!

Hör' auf die stillen Boten,
Fühl' ihres Odems Weh'n,
Laß' deine lieben Todten
Im Herzen auferstehn;
Sie sind dir nicht geschieden,
Geh'st du auf Gottes Pfad,
Sie segnen dich hienieden
Für jede gute That

Der Tatzelwurm.

Eine Geschichte aus den Tyroler Bergen

von C. Lamprecht.

(Fortsetzung und Schluß.)

Vorsichtig löste Sepp die Bedeckung von der Batterie seines Stutzens, überzeugte sich, daß das Zündhütchen gut saß, richtete die Patronen für die beiden andern Schüsse, daß er sie augenblicklich in den Lauf stoßen konnte, und näherte sich dann leise dem halb zwischen Tarbüschen versteckten Eingang der Höhle.

Als er ihm bis auf wenige Schritte nahe gekommen war, und im Begriffe stand, mit hochpochendem Herzen, Stoßseufzer murmelnd, die Stauden auseinander zu biegen, glaubte er, gedämpfte Laute im Innern des Schlundes zu vernehmen.

Er horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. Und wirklich, sein feines Gehör hatte ihn nicht getäuscht; zuverlässig drangen Laute aus der Behausung des Tatzelwurms. Dem Jäger schwindelte; das Gewehr in seiner Hand schwankte wie eine Weidenruthe. Aus welcher Kehle drangen diese Töne? Hirz es nicht Gott versuchen, jetzt, wo das Schreckliche fast gewiß war, noch weiter vorzudringen!? Und wieder ertönten die geheimnißvollen Laute.

Da raffte der Jäger all' seinen Muth zusammen; das Bild seiner Vevi im Herzen, den Namen Gottes auf der Lippe, ließ er sich auf die Knie nieder und schlüpfte mit schußfertigem Rohre durch die Büsche, welche den Eingang der Höhle verdunkelten.

Ein Blick auf die Scene vor ihm zeigte klar, daß er sich — wenn auch nicht dem Tatzelwurm gegenüber — doch in einer sehr schlimmen Lage befinde.

Ohngefähr in der Mitte einer großen Wölbung, zu welcher sich die Höhle im Innern des Berges erweiterte, lagen um ein verglimmendes Kohlenfeuer fünf wilde Gesellen, alle wohlbewaffnet mit Stutzen und Messern. Drei von ihnen hatten sich auf Decken ausgestreckt, und schienen im tiefen Schlafe zu liegen; die beiden andern saßen, im eifrigen Gespräch begriffen, mit dem Rücken gegen die Oeffnung, durch welche der Jäger eingedrungen war, da, und schienen sich das Langweilige der Wache durch häufiges Nippen an einer runden, strohumwundenen Flasche zu vertreiben. Große Bündel und hochgepackte Kraxen standen im Hintergrunde. Zweifelsohne war der Fischersepp in den Schlupfwinkel einer Schmugglerbande gerathen.

Allein trotz der im Falle einer Entdeckung für ihn sehr gefährlichen Lage fühlte sich der Jäger doch wie von einer Centnerlast befreit, seitdem er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er es nur mit irdischen Gegnern zu thun habe. Und obwohl er recht gut alle die verschiedenen schrecklichen Geschichten kannte, welche von der grausamen Rache der Basche an unglücklichen Jägern, welche sie für Späher hielten, handelten — kein furchtsamer Gedanke tauchte in seinem Herzen auf.

Im Gegentheile! Er beschloß, die Lage, in der er sich gegen seinen Willen befand, so viel als möglich zu benützen. Der Gedanke, vielleicht zum Werkzeug der Entdeckung und Gefangennahme einer berüchtigten Schmugglerbande erkoren zu sein, und sich so auf einmal zu jenem Wohlstand erhoben zu sehen, der

Digitized by Google

seiner Bevi so nothwendig zur Liebe schien, machte sein kühnes Herz erbeben.

Er beschloß, unter dem Schutze der Dunkelheit, welche in dem größten Theile der Höhle herrschte, so weit als möglich gegen das Feuer vorzudringen, um wo möglich über die Zahl der Schmuggler, und, was ihn am meisten interessirte, über die Beschaffenheit und Richtung des von den Paschern benützten Einganges in die Höhle in's Klare zu kommen. Denn daß die unverliegenden umfangreichen Päcke nicht auf dem Wege, welchen er selbst benützt hatte, in die Höhle gekommen waren, das bedurfte für den geübten Kletterer keines Beweises.

So kroch er denn, sich vorsichtig im Schatten haltend, weiter, bis ein ihm entgegenkommender Luftstrom, welcher an Stärke zunahm, je weiter er vordrang, ihm die Richtigkeit seiner Vermuthung bewies.

Leider mußte er bald von einer Fortsetzung seiner Forschungen abstehen, da er den hellen Kreis, welchen das Feuer um sich verbreitete, unmöglich ohne Gefahr der Entdeckung überschreiten konnte. Er wußte obnedem genug, um mit Bestimmtheit annehmen zu können, daß auf der Rückseite des Berges ein verhältnißmäßig bequemer Schleichweg in den Schlupfwinkel führen müsse.

So trat er denn vorsichtig den Rückweg an; leise sich weiter tappend, kroch er an den Wänden dahin. Schon war er nahe dem Ausgang, schon dankte er Gott für seine Rettung — da knackte ein dürrer Baumast unter seinem Knie. Ein Blick auf die zwei am Feuer sitzenden Schmuggler zeigte ihm, daß er entdeckt sei, daß nur schleunige Flucht aus der Höhle ihn zu retten vermöge.

Mit einem Satze war er durch die Büsche, und stand, die treue Büchse im Anschlag, auf dem Plateau. Einige Sekunden später stürmten die Schmuggler aus der Wölbung.

„Zurück!“ rief der unerschrockene Jäger mit fester Stimme. „Laßt mich meines Weges gehn und ich verspreche, euch nicht zu verrathen; im andern Falle aber werde ich gewiß meinen Leben theuer verkaufen!“

Doch die Schmuggler, auf ihre Ueberzahl pochend, wollten von nichts hören. — „Nieder mit dem Spione!“ schrieen sie. „Werft ihn hinab in die Klamm, dort mag er seine Anzeige machen!“

Und mit wilden Flüchen stürmten sie, ihre Messer schwingend, da sie, um den großen Lärm zu vermeiden, von dem Gebrauche ihrer Büchsen abstanden, auf den Fischersepp los.

„Nun denn, in Gottes Namen!“ murmelte dieser, und schoß auf die andringende Bande. Einer stürzte; Sepp's Kugel hatte ihm die Brust durchbohrt. Die andern aber ließen dem Fischersepp keine Zeit, frisch zu laden. Im Nu fühlte er sich von kräftigen Armen umschlungen und gegen den Rand des Abgrundes gedrängt.

Doch noch gab sich der unerschrockene Jäger nicht verloren, obwohl er bereits aus mehreren leichten Wunden blutete. Ein morscher Baumstamm, welcher seine dürren Aeste in die kalte Luft des Abgrundes ausstreckte, diente seinem Körper zum Stützpunkt.

Mit einer mächtigen Anstrengung entwand er sich noch einmal der wüthenden Umarmung seiner Feinde und schmetterte mit dem Kolben seiner Büchse unter dieselben. Wieder stürzte einer; doch in demselben Augenblick brach auch der morsche Baumstamm, welcher Sepp's Last nicht mehr zu tragen vermochte. Der Jäger strauchelte: die Paschen benützten den günstigen Moment und warfen sich mit vereinter Kraft auf den Wankenden. Sein Fuß glitte aus, ein Wehschrei, so herzzerreißend, daß zwei Geier, welche bisher in stumpfer Ruhe dem schrecklichen, ungleichen Kampfe zugesehen hatten, aus ihrer trägen Ruhe aufgescheucht, mit hastigem Flügelschlage den schüttenden Bergen zustrebten — und die reißenden Wogen der Ache schlugen über des Jägers Körper zusammen.

„Der hat seinen Theil!“ lachte der Eine der wilden Burschen, und schaute, über den schwindelnden Abgrund geneigt, in die Tiefe; „der wird nichts mehr erzählen!“

„Und wenn sie ihn nun vermissen, oder seinen Leichnam in der Ache finden?“ fragte Einer den Andern, ein wildes, wettergebräuntes Gesicht, und hob unter Beihilfe des Dritten den von Sepp's Kolben Niedergeschmetterten von dem Felsen empor, um ihn in die Höhle zu tragen.

„Dann hat ihn der Tatzelwurm zerrissen,“ erwiderte der Erste, „so gut er die Schafe gefressen hat, die wir zu unseren Provisionen brauchten. War halt damals ein verflucht pfiffiger Einfall mit dem Tatzelwurm! Der Schäfertoni schwört Stein und Bein auf ihn, und kein Mensch in Huben traut sich zu widersprechen.“

„Meinethalben! Doch das sag' ich Dir: Sobald der Schädel des welschen Hannes wieder so weit in Ordnung ist, daß er gehen kann — dann hält mich kein Teufel mehr hier! Und jetzt fort mit dem Todten!“

Einige Minuten später zeigte die kleine Felsplatte keine Spur mehr von dem auf ihr stattgehabten schrecklichen Kampfe. Drunten aber in der Maurach lag, wie durch ein Wunder gerettet, der arme Fischersepp. Das reißende Wildwasser hatte die Gewalt des gräßlichen Sturzes geschwächt und den Besinnungslosen auf eine Sandbank ans rechte Ufer geworfen.

Wohl war sein Körper zerschlagen, seine Besinnung geschwächt, wohl meinte er vor Schmerzen kein Glied rühren zu können. Doch die Frische des Wassers, die kalte Bergluft, vor Allem aber seine starke Natur, brachten ihn bald wieder in die Höhe. Mühsam schleppte er sich bis zum Eingang der Maurach; dort aber verließen ihn die Kräfte. Er sank wie todt auf einen Grasfleck nieder. So mochte er Stunden lang in tiefer Betäubung gelegen haben; denn als er erwachte, leuchteten schon die ersten Strahlen der Morgensonne durch die duftigen Schleier, welche sich am Fuße der Berge zusammenballten.

Neben ihm aber stand — die Bevi; sie war eifrig bemüht, sein Gesicht mit Wasser zu besprengen, und starrte ihn mitleidig an.

„Armer Bua!“ flüsterte sie fast zärtlich, als er die Augen aufschlug. „Wie ist's Dir ergangen?“

„Gott sei gedankt!“ seufzte er und ein freudiges Lächeln flog über sein blasses Gesicht, „daß ich Dich wieder hab'! Aber gelt, jetzt bleibst Du auch bei mir, und schickst mich nicht mehr fort. Ich will Dich ja halten als meinen einzigen Schatz, und verlang' von Dir nichts, als ein treues Herz — Gelt, Bevi, jetzt bist mir gut!“

„Also hast den Tatzelwurm erlegt!“ schrie freudig die Dirne. „Also werd' ich doch noch reich! O Du herziger Bua!“

Und sie flog auf ihn zu und wollte ihre Arme um seinen Hals schlingen; doch der Jäger hielt sie durch eine Geberde zurück.

„Und wenn ich ihn nun nicht erlegt habe?“ fragte er ängstlich und stockend, und sein Auge ruhte mit furchtbarer Spannung auf dem geliebten Mädchen.

„Aber Du hast ihn, Sepp! Nicht wahr?“ schrie die Dirne. Wer kann Dich auch sonst so zugerichtet haben?“

„Ich hab' den Tatzelwurm nicht gesehen!“ sagte traurig der Sepp. —

Es war, als hätte ein Blitzstrahl vor der Bevi in die Erde geschlagen; so mit einem Male aus ihrem Himmel gerissen, stand sie starr vor Schrecken. Dann legte sie die Hände auf ihren fieberndenen Kopf und — ging.

„Bevi! Bevi!“ jammerte der arme Bursch. „Hör' mich! Verlaß mich nicht hier in meinem Elende!“

Da wandte sich Bevi noch einmal um; ihr Auge blitzte.

„Und was willst, armer Tropf!“ hohnlachte sie; „meinst wohl, der Bevi sei an Dir was gelegen? Nein, da ist sie noch zu gut, um das Weib eines hungernden Häuslers zu werden. Und somit gehab' Dich wohl!“ Sie ging.

Dem Sepp aber liefen die dicken Thränen über die Backen; er meinte, das Herz müsse ihm zerspringen vor argem Weh.

Dann aber kam ihm ein schrecklicher Zorn. Er verfluchte zuerst die Bevi, dann aber auch sich, daß er der hartherzigen Dirne nur noch eine Thräne hatte nachweinen können. Sein Stolz war erwacht, und mit ihm die ruhige Ueberlegung.

Den nächsten Tag marschirte eine Truppe Grenzhüter und Forstleute durch die Maurach; an ihrer Spitze hinkte der Fischersepp mit verbundenem Kopfe einher. Die Leute sagten, die Soldaten wollten den Tatzelwurm fangen, und der Sepp zeige ihnen den Weg. Wen sie aber auf ihrer Rückkehr gefangen mitbrach-

Digitized by Google

ten, das waren die Ueberreste einer berüchtigten Pascherbande, welche die Höhle in der Maurach als ihren Schlupfwinkel benützt hatten.

Da in der Höhle bedeutende Vorräthe italienischer Seidenwaaren, Uhren und anderen werthvollen Dingen vorgefunden wurden, so nahm die Regierung keinen Anstand, dem Entdecker der Bande für seinen bei dieser Gelegenheit bewiesenen Muth eine große Belohnung zuzusprechen. Und das war niemand anders als dem Sepp. Er kaufte sich nun einen schönen Bauernhof, heirathete eine reiche Bauerntochter, und ist gegenwärtig einer der vermöglichsten Bauern im Ortsthal.

„Und die Brvi?" fragte ich, als ich sah, daß der Einödbauer Miene machte, aufzubrechen.

„Die Brvi!" sagte er. „Ja bei der hat es gehaißen: Hochmuth kommt vor dem Fall. Sie ist eine Jungfer geblieben, und wenn ihr Luß hadt, ihre Bekanntschaft zu machen, so kommt zu mir auf den Einödhof. Da ist sie Stallbirn!"

So prosaisch schloß die Geschichte des Einödbauern. Ich trank nach dem Aufbruch der Uebrigen meinen Rest Wein aus, und folgte dem freundlichen Caplane in das für mich bestimmte Gemach.

Der nächste Morgen fand mich schon früh auf dem Wege nach Heiligenkreuz in's schöne Fenderthal.

Die Theorie des Glücks.

Ein naturwissenschaftlicher Vortrag von Dr. Theodor Piderit.

(Aus der Köln. Zeitung.)

(Fortsetzung.)

Dasselbe gilt auch von geistigen Anstrengungen. Geistige Arbeit ist die erste Bedingung geistiger Gesundheit, und der Genuß, welchen wir und durch geistige Anstrengung verschaffen können, besteht hauptsächlich in dem darauf folgenden wohlthuenden Gefühle geistiger Ruhe. Je länger und je eifriger man nach einem geistigen Ziele gestrebt hat, desto mehr genießt man das Gefühl der Befriedigung und Ruhe, wenn man dieses Ziel erreicht hat. Dabei hängt der Grad der Freude nicht sowohl von dem Werth der Leistung ab, d. h. von dem zufälligen Werthe, welchen sie in den Augen der Menschen hat, als von dem Grade und von der Dauer der Anstrengung, welche man dabei aufgewendet hat. Ein gelehrter Arithmetiker z. B. wird sehr gleichgültig dabei bleiben, wenn er keine Gleichung vom ersten Grade gelöst hat, ein Tertianer aber, der dieselbe Aufgabe nicht ohne schweres Kopfbrechen fertig gebracht hat, wird mit einem Gefühle hoher Befriedigung auf das gewonnene Resultat blicken.

Auch Fertigkeiten und Geschicklichkeiten machen den Menschen um so mehr Freude, je mehr Fleiß und Mühe sie darauf verwendet haben, um sie zu erlernen. Göthe gibt uns hiervon ein Beispiel. Er war bekanntlich stolzer auf seine sehr mittelmäßigen Zeichnungen, als auf seine vortrefflichen Gedichte, aus dem einfachen Grunde, weil ihm das Dichten leicht, das Zeichnen aber schwer wurde.

Früher haben wir gesehen, daß jede Entbehrung einen Wunsch erzeugt, und daß jeder erfüllte Wunsch einen Genuß gewährt. Wir dürfen jetzt hinzufügen: Jeder Genuß, jede Freude wird wesentlich erhöht, wenn die Erfüllung des Wunsches durch eigene Anstrengung und Kraft erreicht wird. Beglückend ist z. B. der Augenblick, wenn ein Mann seine ersehnte Braut heimführt, aber zehnfach beglückter wird er sein, wenn er sich seine Braut errungen hat. Je größer die Schwierigkeiten waren, welche ihrem Besitze entgegenstanden, je hoffnungsloser der Kampf schien gegen Verhältnisse und Hindernisse aller Art, desto glückseliger wird er sich am Ziele fühlen. Freilich dauern solche Stimmungen gewöhnlich nicht sehr lange, denn Alles unter der Sonne ist unvollkommen und vergänglich, selbst das Glück der Liebe. Wie durch Anstrengung und Arbeit jeder Genuß gewürzt wird, das weiß Jeder, der einmal eine Fußreise gemacht hat. Die lebendigsten, wohlthuendsten und bleibendsten Erinnerungen verdanken wir immer den Tagen, wo wir durch Entbehrungen und körperliche Anstrengungen irgend einen Naturgenuß, irgend eine lohnende Aussicht erkämpft hatten. Das moderne Reisen mit Eisenbahnen ist weniger genußreich, als das Fußreisen, weil es weniger anstrengend ist. Uebrigens ist das Reisen, welches keinen andern Zweck hat, als sich an dem Schönen und Neuen zu erfreuen, welches andere Länder bieten, ein Vergnügen, welches Niemand lange aushalten kann. Auch die Reiselust will verdient sein durch Entbehrung. Wer während langer Zeit durch Berufsgeschäfte gebunden war, dem wird selbst ein kleiner Ausflug einen hohen Genuß gewähren, wer aber während langer Monate als Tourist die Welt durchstreift hat, der wird bald die Illusion verlieren, daß fortwährendes Reisen eine fortwährende Quelle von Genüssen sei. Ein dauernder Genuß ist nicht möglich ohne gleichzeitige Arbeit und Anstrengung. Wer deßhalb immer nur ohne Anstrengung das genießen will, was andere Menschen gedacht, geschrieben oder komponirt haben, der findet nicht Genuß, sondern Mißmuth, Ueberdruß und Langeweile; erst durch eigene geistige Arbeit erwirbt er die Berechtigung und die rechte Befähigung zu geistigem Genuß.

Wir sind also zu dem Ergebnisse gelangt, daß wir unsere Genüsse, unsere Freuden, unser Glück theils dem Körper verdanken, theils dem Geiste, und daß die Genußfähigkeit gesteigert wird durch Entbehrung und Anstrengung. Das Glück ist also nicht eine launenhafte, blinde Göttin, welche ihre Gaben ausstreut ohne Wahl über Gerechte und Ungerechte; das Glück vollzieht sich vielmehr nach bestimmten physiologischen Gesetzen, welche für Jedermann gültig sind, für jedes Alter und für alle Stände. Jeder ist seines Glückes Schmied. Jeder kann sich des Glückes theilhaftig machen durch Entbehrung und Arbeit, denn das Glück ist nicht ein zufälliges Geschenk, sondern eine nothwendige Belohnung, nicht ein psychologisches Räthsel, sondern eine physiologische Nothwendigkeit; das Glück vollzieht sich mit der unbeugsamen Strenge und Gerechtigkeit eines Naturgesetzes.

Darum soll Niemand im Unglück kurzsichtig verzagen, so lange er noch athmet das rosige Licht, denn in seinem Unglück liegt schon wieder der Keim zu neuem Glücke. Freude und Schmerz, Glück und Unglück folgen sich im Leben wie Tag und Nacht, und je dunkler die Nacht war, desto heller und erquickender erscheint uns das Licht des neuen Tages. Aber der Unglückliche soll nicht schlaff und ersginnt seine Hände in den Schooß legen und auf gut Wetter warten, wenn der Sturm seine schönsten Lebensblüthen geknickt hat. Er braucht das Glück nicht zu erwarten, er soll es ergreifen, und er ergreift es, indem er zur Arbeit greift, zu einer Arbeit, zu welcher ihn seine Neigungen und Anlagen befähigen und treiben: der Eine greift zu den Büchern, der Andere zum Wanderstabe, der Eine zum Pfluge, der Andere zur Kunst; — und mit der Arbeit kehrt der Genuß, die Freude, das Glück zurück in das verzagende Herz.

Wenn die Menschen mehr nachdächten über das Wesen des Glücks, so würden sie auch zufriedener sein, sie würden weniger sich selber plagen und quälen mit Neid und Mißgunst. Am meisten werden gewöhnlich die Menschen beneidet, welche im Grunde die Bemitleidenswerthesten sind, — diejenigen, welche im Reichthume geboren sind. Das Geld und die Genüsse, welche sie für ihr Geld kaufen können, sind für sie keine Genüsse, denn sie haben beides ohne Anstrengung, — ohne Arbeit und Entbehrung verlieren aber alle Genüsse ihren Reiz und ihre Würze. — Den besten Beweis, wie geringen Werth das Geld hat, das man ohne Anstrengung erwirbt, gibt die bekannte Erfahrung, daß der Reichthum, welchen der Vater mühsam verdient und zusammengespart hatte, gewöhnlich vom Sohne leichtsinnig wieder verschleudert wird. — Ein armer Teufel, der in der Lotterie das große Loos gewonnen hat, wird unter 100 Fällen 99 Mal ein unglücklicher Mensch werden. Wer durch einen sogenannten glücklichen Zufall reich geworden ist, kann das Leben nur ertragen, wenn er angestrengt arbeitet. Aber nicht viele Menschen können sich selber zur Arbeit zwingen, wenn die Noth sie nicht dazu zwingt. Die Genüsse, welche dem Menschen zu jeder Stunde und an jedem Tage zu Gebote stehen, verlieren sehr bald ihren Reiz; er schätzt, was er nicht hat, und begehrt, was ihm versagt ist. Kindern braucht man bekanntlich nur etwas zu verbieten, um sie lüstern danach zu machen, und alle Töchter Eva's haben heute noch denselben Appetit nach verbotenen Früchten, wie unsere Stammutter, die um eines schönöden Apfels willen das Paradies ver-

Digitized by Google

scherzte. Aber nicht auch Kinder und Frauen, auch die ernsthaftesten Männer entgehen dieser Versuchung nicht, und es ist eine bekannte Thatsache, daß die Polizei nur ein Buch zu verbieten braucht, um ihm recht viele Leser zu verschaffen. (Schluß folgt.)

Den Samum, diesen Schrecken der Küstenfahrer, schildert Mr. Palgrave, ein neuer englischer Reisender, folgendermaßen: „Es war gegen Mittag, wie ihn das Sommersolstitium an dem unbewölkten arabischen Himmel über die verbrannte Wüste heraufführt, als plötzlich abgerissene brennende Windstöße vom Süden her kamen, während die Schwüle der Luft mit jedem Augenblicke zunahm, bis meine Begleiter und ich uns fragten, was dies bedeute, und welch' ein Ende dies nehmen würde. . . . Die Stöße wurden heißer und heftiger; nur mit der größten Mühe konnten wir unsere Thiere von der Stelle bringen. Der Horizont verdunkelte sich allmählich zu einem tiefen violetten Blau, und schien sich zu gleicher Zeit wie ein Vorhang von allen Seiten zusammenzuziehen, während zu gleicher Zeit ein erstickender Wind, wie aus einem ungeheuren Ofen gerade vor uns auf dem Wege in gleichmäßiger Stärke unter der Dunkelheit uns entgegenblies; unsere Kameele begannen, trotz aller unserer Bemühungen, sich im Kreise zu drehen und ihre Knie zu biegen, als Vorbereitung zum Niederlegen. Der Samum hatte uns in der Gewalt. Es gelang uns, ein Zelt aufzurichten, in welchem wir uns, die Köpfe in unsere Mäntel gehüllt, platt auf die Erde warfen. — So blieben wir ungefähr zehn Minuten, während welcher fortwährend die ungeheuere Hitze wie von rothglühendem Eisen über uns hinzog. Dann begannen die Zeltwände in den wiederkehrenden Windstößen zu schlagen und verdunkelten, daß das Schlimmste des Samums vorüber sei. Wir richteten uns, halb todt vor Erschöpfung, auf und entblößten unsere Gesichter. Meine Kameraden sahen mehr wie Leichen als wie lebendige Menschen aus, und so, vermuthe ich, war es auch mit mir. Dennoch konnte ich mich trotz der Warnungen der Gefährten, nicht enthalten, hinauszutreten und nach den Kameelen zu schauen; sie lagen noch immer flach am Boden, als wären sie todtgeschossen. Die Luft war noch dunkel; aber es dauerte nicht lange, so klärte sie sich wieder zu ihrer früheren blendenden Helligkeit auf. Während der ganzen Zeit, daß der Samum wehte, war die Atmosphäre vollkommen von Staub oder Sand frei, so daß ich nicht weiß, wie ich mir ihre merkwürdige Dunkelheit erklären soll.

Der Blutbecher. Im vorigen Jahre hat die Heirath eines Herrn von Madee mit einem Fräulein von Villeiume-Sombreuil in der Bretagne den Franzosen, wenigstens der französischen Aristokratie, eine furchtbare Scene aus der Revolution in die Erinnerung gerufen. Dieses Fräulein von Sombreuil nämlich stammt in direkter Linie von jenem heroischen Mädchen ab, das 2. September 1792 das Leben ihres Vaters den Henkern um den bekannten furchtbaren Preis abkaufte. Man hat später die Geschichte in Abrede stellen wollen, aber das „Trinke dies auf die Gesundheit der Nation, und das Leben Deines Vaters ist gerettet!" ist buchstäblich wahr. Granier de Cassagnac hat in seiner Histoire des Girondins II. S. 225 einen Brief des Sohnes des Fräuleins von Sombreuil veröffentlicht, in welchem die Geschichte so wiedergegeben ist, wie sie dem Sohne erzählt worden war. Sie hielt ihren Vater, den sie mit ihrem Körper zu decken suchte, in den Armen und hatte bereits drei Wunden empfangen, als einer der Mörder ein Glas nahm, Blut aus dem Haupte des eben niedergemetzelten Herrn von St. Mart hineinlaufen ließ, Pulver und Wein hinzuthat und es Fräulein von Sombreuil mit den oben angeführten Worten bot. Das Fräulein trank, ohne sich zu besinnen, aber sie hatte seitdem niemals mehr rothen Wein trinken können, ja es vergingen Jahre, bis sie auch nur den Anblick von Rothwein zu ertragen vermochte. — Uebrigens hatte der Heroismus der Tochter dem Vater das Leben nur zeitweilig gerettet. Er wurde wenige Monate später doch hingerichtet. — Fräulein von Sombreuil kehrte 1815 nach Frankreich zurück und starb 1823. Sie war mit einem Grafen von Villeiume vermählt.

Nicht was man ißt, sondern was man verdaut, macht stark! Nicht was man gewinnt, sondern was man erspart macht reich! Nicht was man liest, sondern was man im Gedächtniß behält macht gelehrt. Nicht was man glaubt, sondern wie man handelt macht rechtschaffen. Würden die Leute hübsch d a r a u f achten, so würde es keine Vielstraße, keine Verschwender, keine Bücherwürmer und keine Heuchler geben.

Die große Kaiserin Maria Theresia hat einmal in einer der schlimmsten Krisen des siebenjährigen Krieges zu dem französischen Chevisul in Wien gesagt, sie wolle nicht ablassen vom Fechten und wäre sie auch nur noch im Besitze des letzten ungarischen Dorfes. „Und was würde Ew. Majestät thun, wenn Sie bis zu einem solchen Aeußersten getrieben wären?" „Ich würde dem Könige von Preußen eine Aufforderung schicken, er möge mich in einem Postwagen mit Pistolen, Pulver und Blei aufsuchen, damit wir in Person unseren Streit entschieden." (Depeschen des englischen Gesandten aus Paris vom 8. Juni 1761 bei Raumer, Beitrag zur neueren Gesch. aus dem brit. Museum und Reichsarchiv.)

Rechnungsräthsel.

Ein Weinwirth hat ein kleines Faß
Mit 100 Maßl Leisten,
Und weil das g'rad sein bester ist,
So kostet er am meisten.
Für 48 Kreuzer darf
Er wohl die Maß verkaufen,
Nur sollt' er dabei ehrlich sein
Und seinen Wein nicht taufen.
Was thut mein Wirth! Die erste Maas
Verkauft er ächt — ein Wunder;
Doch füllt er gleich den leeren Raum
Und schüttet Wasser d'runter.
Sein Fäßchen ist nun wieder voll,
Als wär' Nichts raus gekommen;
Doch hat er für die zweite Maas
Dasselbe Geld genommen.
Nachdem er auch die zweite Maas
So hat verkaufet eilig,
Füllt er sein Fäßchen wieder voll
Mit Wasser — unverzeihlich!
So treibt er's fort bei gleichem Preis,
Bis jede Maas verdefsert —
Nur 32 Kreuzer werth —
So lang hat er gewässert.

a) Wie vielmal hat er nachgefüllt
Und seine Gäst' geschmieret?
b) Und dazu noch die andre Frag:
Was hat es profitiret?

Auflösung des Palindrom in Nr. 24:

„Rettig" „Gitter".

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 26. Sonntag, den 1. Juli. 1866.

Nur Muth.

Gar schwer ist oft des Schicksals Schritt
Und nichts hemmt seinen Lauf;
Doch wenn dich's heut zu Boden tritt,
Steh' morgen wieder auf!

Zertreten kann es dich nur dann,
Wenn du an dir verzagst,
Und ihm nicht als ein freier Mann
Zu widerstreben wagst.

Radulf's Buche.

Novelle von Otto Roquette.

(Aus Westermanns „Illustrirten Deutscher Monatsheften.")

Erstes Kapitel.

Der Sommertag neigte sich fast zu Ende. Eine graue Wolkenwand, die über der Bergreihe hinter dem Dorfe stand, versprach nach der Schwüle der Stunden ein erquickendes Gewitter für die Nacht. Noch aber schickte die Sonne ihre schrägen Strahlen über das Thal und spielte im röthlichen Glanz auf dem Aehrenfelde, das in segensvollster Blüthe stand. Die Grillen zirpten am Boden, schimmernde Käfer und goldgrüne Fliegen summten dazwischen, und um so ungeherdiger, wenn sie sich zwischen den Halmen verfangen hatten, und durch die Luft kamen Bienen herab zu den rothen, blauen und weißen Blumen, die sich zwischen den Aehren angesiedelt hatten. Ein warmer Duft lag regungslos über der Gegend.

Die beiden jungen Mädchen, welche, durch breite Strohhüte gegen den Sonnenbrand geschützt, auf dem schmalen Wege zwischen den Kornfeldern hingingen, wurden von hochaufgeschossenen Aehren überragt, und sahen, umschlossen von einem Halmenwalde, nichts von der Landschaft. Sie waren sehr geschäftig und, wenigstens die eine von beiden, sehr gesprächig. Diese, ein frisches, rothwangiges Naturkind, blond und heiläugig, pflückte in langsamem Fortschreiten rechts und links blaue Kornblumen welche ihre Gefährtin zu einem Kranze wand. „Wart', Clothilde, hier steh'n sie am dichtesten!" rief sie. „Ach, und der prächtige rothe Mohn! Schade, daß Du den nicht brauchen kannst! Das lacht ordentlich in die Welt hinein, als wollt' es sagen: Guck, ich bin da, wie die lustige Stunde und Du bist dumm, wenn Du an mir vorüber gehst! Ja, mein gnteß Herrchen im rothen Röckiein ich hab's schon verstanden, aber meine gute Freundin ist nun mal mehr für sein blauäugiges Geschwisterkind. Da Clothilde, das wird genug sein!" Sie kam mit einem Strauß angesprungen, von dem sie der Gefährtin die Blumen für den Kranz zureichte.

Clothilde betrachtete liebevoll ihr blaues Gewinde. „Den Kranz nehm' ich morgen mit auf die Reise," sagte sie. „Nicht wahr, Sophie, ein paar Tage hält er sich?"

„Ach, Clothilde!" rief Sophie lachend, „wenn Du sonst kein Andenken von hier mitnimmst!"

„Wie schlimm Du bist!" entgegnete Clothilde indem sie die Freundin herzlich ansah. „Nehme ich nicht Dich selbst mit?"

„Das ist ein schönes Andenken, und Ihr werdet mit mir noch Eure Noth haben!" rief Sophie, und plötzlich ihrer Freundin um den Hals fallend fuhr sie jubelnd fort: „Ja, ja, ja! Ich reise mit, ich begleite Dich in die große Stadt, ich darf den Herbst und den ganzen Winter bei Euch bleiben, ich möcht' es jedem Vogel, jedem Käfer, jeder Fliege zurufen: Eure dumme Sophie geht auf Reisen und ist noch tausendmal lustiger als Ihr? Ach, Clothilde, was bin ich neugierig auf die große Stadt, auf die fremden Leute, auf Euer schönes Haus und die prächtige Einrichtung! Weißt Du, bei aller Freude überkommt mich manchmal eine wahre Angst, was ich nun mit den Menschen bei Euch werden soll, und daß sie mich für ganz hölzern und albern halten werden. Und nun gar auf Euren Bällen, mit den feinen großstädtischen Herren! Du mußt mich ein wenig einüben! Hier bei uns komm' ich wohl noch durch, und mit den Studenten aus der Stadt bin ich noch immer fertig geworden, aber die Residenzherren denk' ich mir doch anders. Na, wenn ich nur erst, und zum erstenmal ein hübsches Ballkleid anhabe, dann kommt auch vielleicht der Geist über mich! Denk Dir nur, ich bin ja in meinem Leben noch auf keinem ordentlichen Balle gewesen. Im vorigen Winter, als ich siebzehn Jahre alt geworden war, versprachen mir die Eltern, wir wollten in der Stadt die Museumsbälle mitmachen, und ich war zum ersten schon mit drei Studenten vorher engagirt. Es waren sehr nette Jungens, und tanzen konnten sie, wir hatten in der Nachbarschaft schon beim Erntefest ein kleines Tänzchen probirt. Aber da bekam meine arme Mutter das lange Leiden, das dauerte den ganzen Winter, an die Bälle konnte nicht gedacht werden, die Lust verging uns auch dazu. Jetzt aber ist Alles gut, und den nächsten Winter soll es um so lustiger werden. Ach, das Tanzen ist doch ein himmlisches Vergnügen! Ihr habt ja wohl auch Studenten in der Stadt?"

„Brauchst Du die so nothwendig?" fragte Clothilde schalkhaft.

Sophie lachte laut auf. „Ich kenne eben wenig andere Tänzer, und ein lustiges Volk ist es immer! Aber was habt Ihr denn für junge Leute?"

„Gar verschiedene Arten. Herren vom Kaufmannsstande, Officiere, Techniker, Gelehrte, Künstler, Alles durcheinander."

„Das ist noch amüsanter!" jubelte Sophie. „Da hat man sich die jungen Herren Stück für Stück auf was Besonderes anzusehen, und es ist wie hier im Kornfelde: Rittersporen und rother Mohn, Akeley, Wegerich, allerlei lustiges Unkraut und man hat das Aussuchen! Aber, nein, Clothilde" — fuhr Sophie, von einem Blicke der Freundin getroffen, erröthend und gemessener fort —

Digitized by Google

„Du mußt mein Geschwätz nicht ernst nehmen! Ich bin ein dummes Ding vom Lande und plaudere manchmal heraus, was keinen Sinn und Verstand hat. Du sollst mir in Allem zum Muster dienen, ich will mich bemühen, auch so fein und vornehm zu werden wie Du — lieber Gott, wenn ich's nur fertig bringe! Denn du bist nun mal etwas ganz Apartes. Wenn wir zusammen durch Busch und Wiesen und Korn streifen, dann kommst Du mir vor wie die Märchenprinzessin, wie ich sie mir in der Kindheit vorstellte, und ich sehe immer Sonnenstrahlen und Wasserlilien um Dich her — siehst Du, da kommt auch gleich ein kleiner blauer Schmetterling und setzt sich auf Deine Schulter! Wenn an mich etwas Geflügeltes kommt, ist's immer eine Wespe, die mich in den Finger stechen will, und ich muß zuschlagen! Und wenn Du dann unter uns im Zimmer bist, so ist so etwas fein und zierlich Gemessenes an Dir, so etwas ausländisch Amerikanisches, und so gut und harmlos Du mit uns verkehrst, wir wissen doch stets, daß wir es mit einer Dame aus der großen Welt zu thun haben. Du bist klug, hast schrecklich viel gelernt, weißt überall Bescheid, und wenn Du auch niemals Staat damit machst, so merkt man's doch alle Tage. Es kann die Rede kommen auf was da will, immer muß man erstaunen, daß Du ganz im Stillen darüber unterrichtet bist!"

„Sophie, Du machst mich erröthen!" rief Clothilde, freundlich verweisend. „Schicken sich solche Schmeicheleien unter uns? Wie wenig ich bin, das wirst Du bald bei uns zu Hause erkennen. Da wissen alle Mädchen unseres Alters mehr als ich, und sind mir in gesellschaftlichen Formen weit überlegen."

„Na, dann gnade Gott mir!" rief Sophie entsetzt.

„Ich habe auch nichts Amerikanisches an mir," fuhr Clothilde fort. „Ich bin eine Deutsche, wenn ich auch in Amerika geboren bin und einen Theil meiner Jugend dort verlebte. Ich bin sehr deutsch glaube mir — drüben in dem fremden Weltheil würden mich die Leute nie für ihres Gleichen anerkennen, und ich kann nach meiner Natur nicht anders als deutsch bleiben. Das Büchen äußerliche Weltbildung darfst Du nicht hoch anschlagen, es lernt sich bald und hat im Ganzen wenig Werth."

„Aber merkwürdig bleibt es doch," meinte Sophie, „daß Du daheim von allem Luxus des Lebens umgeben und verwöhnt, Dich in den einfach bürgerlichen Verhältnissen unseres Hauses so gut zurecht findest, ja sogar wohl fühlst. Mein Vater ist kein reicher Mann, das Gütchen kein, er muß es sich sauer werden lassen, und ich habe noch sechs jüngere Geschwister. Dein Papa ist, wie die Leute sagen, ein Millionär, und möchte, wie ich von Dir selbst weiß, sein einziges Kind mit allem Schönen, was die Welt bietet, umgeben. Und doch trägst Du Dich einfach, machst gar keine Ansprüche, und — wähvend Du zu Hause Treibhäuser voll ausländischer Gewächse hast, windest Du hier Kornblumenkränze! Das überlasse ich sogar den Bauerkindern!"

Sophie betrachtete mit Verwunderung die schlanke, edle Gestalt, die im schlichten weißen Gewand neben ihr herging. Dem guten Landkinde war unter dem eignen Reden der Gegensatz zwischen ihr und der Freundin erst recht anschaulich geworden. Clothilde, die mit ihrem Kranze fertig war, legte den Arm in Sophien's Arm, und sagte nach kurzer Pause: „Wie die Feld und Wald, das heimische Dorf und das einfache elterliche Haus das Gewöhnliche ist, so ist's mir der Luxus, die Gesellschaft und die große Welt. Wie sehnen uns nach dem, was uns fremd ist, und sind nicht immer glücklich, wenn wir es erreicht haben. Bei Euch fühle ich mich wohl, recht von Herzen wohl, denn Ihr seid herzensgute, treue und liebe Menschen. Bei uns in der Stadt sind nicht alle Leute so, und wer weiß, ob Du Dich in unserm Kreise so wohl fühlen wirst, als ich in dem Eurigen. Wie es aber auch werden mag, wir wollen doch gute Freundinnen bleiben!"

„Ja, bis in den Tod!" rief Sophie mit Leidenschaft, indem sie Clothilden stürmisch um den Hals fiel. Da wurde ein klatschendes Geräusch laut, es schwirrte mit hastigem Flügelschlag empor, und ein paar Feldhühner, erstaunt und aufgescheucht über den Ernst der Mädchenfreundschaft, flog vom Boden auf und über das Korn weg. Clothilde erschrak etwas. „Gehen wir auch nicht zu weit vom Dorfe weg?" fragte sie.

Sophie aber lachte: „Hätt' ich meines Vaters Flinte bei mir, so könnt' ich uns ein Dutzchen für den Abend wildringen. Bedenke, ich hab' schon einmal einen Hasen geschossen, und mein Vater sagte, an mir sei ein Jägerdurch verdorben! Aber komm, jetzt nur nicht umkehren! Man sieht ja vor all dem Korn da nichts von der Gegend, und Du wolltest doch von der großen Buche, Deinem Lieblingsplatz, Abschied nehmen."

Arm in Arm wandelten die jungen Mädchen weiter. „Weißt Du," begann Sophie wieder, „Du und Dein Papa, Ihr seid es, die uns erst darauf aufmerksam gemacht haben, daß wir hier in einer schönen Gegend wohnen. Früher haben wir kaum darauf Acht gegeben. Ja, was hätten wir Euch nicht zu verdanken! Die hübsche Sitzbank unter der Rodulfsbuche, von wo man nun so bequem über das Thal weg sieht, ist auch ein Geschenk Deines guten Vaters. Er hat eine Vorliebe, für den alten Baum, und so oft er zu uns kommt, wandert er dahin. Aber wie mag es geschehen, daß er an dem Platze immer schweigsam, nachdenklich, ja sogar etwas traurig wird?"

„Ich habe das auch beobachtet," sagte Clothilde mit einem leisen Seufzer. „Und doch ist er sast immer so. Er ist gütig, freigebig, wohlthätig zum Erstaunen, sein immer wachsender Besitz gestattet ihm nicht nur die umfassendsten Unterstützungen, es ist bei meinem guten Vater sogar eine Hauptpflicht geworden, nachzuforschen, wo er helfend und fördernd wirken könne. Wie viel Knaben und heranwachsende junge Leute versorgt er für ihre Schulbildung, er setzt Stipendien aus, gibt Jahrgelder, er fühlt gleichsam einen Stich durch das Herz, wenn er es aufgeben muß, direct zu helfen, wo er Fleiß und tüchtiges Streben mit der Nothdurft des Lebens ringen sieht. Denn es gibt in der That Fälle, wo Stolz und Selbstgefühl seine Hand zurückweisen, wo er nicht zudringlich sein darf, wo wunderliche Rücksichten des Lebens ihn hindern, nach seinem Herzen zu handeln. Und eigen ist es, wie gerade in solchen Fällen sein Herz am meisten betheiligt scheint. Wo die Hilfe ihm leicht gemacht wird, leistet er sie einfach als eine natürliche Pflicht, aber lange Zeit kann es ihn quälen, irgend einem jungen Manne, der es bedarf und verdient, nicht dienen zu können, weil er eben nur ein elendes Hilfsmittel habe das Geld! Das würden ihm freilich die Wenigsten glauben, — wie die Welt einmal ist. Aber ich weiß es. Die Leute nennen ihn einen glücklichen Mann. Und er kann den Eindruck eines solchen machen, er kann heiter sein — aber ich fühle doch den Zug einer stillen Traurigkeit in seinem Innern. durch, ich weiß, daß dieser vortreffliche Mann, der jedes Glück verdient, nicht glücklich ist."

„Ja, was könnte ihm denn fehlen?" fragte Sophie ganz verwundert.

„Oft hab' ich mich mit der Frage beschäftigt," sagte Clothilde, „und bin zu einer für mich recht niederdrückenden Annahme gelangt. Ist es vielleicht, weil er keinen Sohn hat, der männlich mit ihm wirken, die Arbeit und das rüstige Schaffen seines Lebens theilen kann? Ist die Tochter im Stande, ihm den Sohn zu ersetzen? Er hegt und liebt mich, überhäuft mich mit Güte, Großmuth — und ich fühle doch, daß ich nichts bin, ihm für das Leben nichts sein kann!"

„Ist das eine Idee! rief Sophie ganz entrüstet. „Clothilde, ein Mädchen wie Du wiegt mindestens sechs Jungen auf. Nein, wie kann man sich mit so etwas plagen? Ich will Dir sagen, was Papa im Kopfe herumgeht, wenn er mal nicht bei Laune ist, es sind einzig die Geschäfte! Ich weiß das von meinem Vater, der hat auch seinen Aerger mit den Knechten. Und nun gar ein Vater, der so große Fabriken besitzt, worin er Tausende von Menschen beschäftigt. So ein Korps in Ordnung zu halten, das mag keine Kleinigkeit sein! Nein Clothilde schlage Die solche schwermüthige Grübeleien aus dem Kopfe! Bei Dir gehe eben Alles, was Du Dir denkst, tiefer und ernsthafter in's Gemüth, aber man muß sich auch nicht unnütz quälen. Weißt Du, was ich an Deiner Stelle thäte, wenn mich so ein Gedanke anfinge zu plagen? Ich wäre so lustig und vergnügt als möglich und müßt' ich's mir abzwingen, um den Vater aufzuheitern. Ich machte mich so nett und hübsch und liebenswürdig, daß der Vater ganz stolz auf mich wäre und sich dächte: Gott sei Dank, daß ich keine Jungens hab', so ein Mädchen ist doch das Beste auf der ganzen Welt! So müßte man ihn herum kriegen! Aber was schwatz'

Digitized by Google

ich! Das thust Du ja alles besser und verständiger noch, und es kann davon gar keine Rede weiter sein. Aber etwas Anderes kann ich nicht begreifen."

„Was?" fragte Clothilde mit einer gewissen Spannung.

(Fortsetzung folgt.)

Dem Volk die Freiheit und sein Recht.

Jetzt schleift die Trommel auf zum Reigen;
Der Kanonier Lunte brennt! —
Jetzt sollt ihr euch als Männer zeigen,
Die ihr euch deutsche Männer nennt!
Jetzt treibt zu den Fürstenthronen
Und, wie es Männern ziemet, sprecht:
Trotz allem Donner der Kanonen —
Dem Volk die Freiheit und sein Recht!

Wie habt ihr, Sänger, frisch gesungen
Von Recht und Freiheit manch' ein Lied!
Jetzt wird der Säbel hoch geschwungen,
Des Friedens fromme Taube flieht.
Jetzt singt der Krieg die wilden Lieder,
Doch ihr, ihr Sänger, recht und ächt,
Singt nur das Eine immer wieder:
Dem Volk die Freiheit und sein Recht!

Ihr, Turner, habt mit Reck und Hanteln
Der jungen Muskeln Kraft erprobt.
Wollt ihr verschämt im Dunkel wandeln,
Dieweil der Kampf der Völker tobt?
Empor! Zu aller Throne Stufen
Dring' deine Fordrung, jung Geschlecht!
Mit allen Männern sollt ihr rufen:
Dem Volk die Freiheit und sein Recht!

Ihr Schützen in den grauen Joppen,
Ihr Helden an dem Scheibenstand,
Wie brülltet ihr beim guten Schoppen
Das Hoch auf's deutsche Vaterland!
Seid ihr in buntgeschmückten Hallen
Daheim nur, wo man jauchzt und zecht? —
Ruft mit uns aus, ruft mit uns Allen:
Dem Volk die Freiheit und sein Recht!

Ihr Männer rings in Blouf' und Jacken,
Ihr Bauern mit der schwiel'gen Faust,
Die Stirnen hoch und hoch die Nacken!
Der Sturm durch unsere Gauen braust.
In Südlands und in Nordlands Marken
Erhebt die Stimme Herr und Knecht:
Gebt, wollt ihr unsern Arm, den starken,
Dem Volk die Freiheit und sein Recht!

Ihr Volksvertreter in den Kammern,
Euch ist ein hohes Amt vertraut!
Ihr habt gehört der Armuth Jammern,
Ihr habt die Noth im Land geschaut.
Ob man euch schlimm, ob gut begegne,
Nicht disputirend Silben sticht;
Ob's Dornen oder Lorbeern regne,
Dem Volk die Freiheit und sein Recht!

Und jenen, die da Scepter halten,
Sei dieses eine Wort gesagt:
Weh, wer in Deutschland tief zerspalten,
Aus Selbstsucht heut zu kämpfen wagt!

Im Volke murrt's mit dumpfem Grolle! —
Nur der Sieger ist im Gefecht,
Der Freiheit gibt, die ganze, volle,
Dem Volk die Freiheit und sein Recht!

Emil Ritterhaus.

Die Feld-Krankenpflege des preußischen Heeres.

Die mobile preußische Armee hat 27 leichte Feldlazarethe, denen die schwierige Aufgabe zugewiesen ist, den auf dem Schlachtfelde Verwundeten die erste ärztliche Hilfe angedeihen zu lassen. Diese leichten Feldlazarethe zerfallen in eine fahrende Abtheilung und ein Depot. Die erstere bringt mit Hülfe der ihr zugetheilten Krankenträger-Kompagnie die Verwundeten vom Schlachtfelde auf den Rohrverbandplatz und von diesem in das zur vorübergehenden Pflege von mindestens 200 Kranken eingerichtete Depot. Die fahrende Abtheilung ist mit bequemen Krankenwagen, Räderbahren und Krankentragen ausgerüstet; auch werden ihr bei vorstehender Aktion Vorspannwagen zum Transport der Verwundeten in ausreichender Zahl zur Disposition gestellt. Die Depots der leichten Feldlazarethe geben, um stets den Bewegungen der Truppen folgen zu können, ihre Kranken nach erfolgter ärztlicher Behandlung an die schweren Feldlazarethe ab, welche — in weiterer Entfernung vom Schlachtfelde etablirt — mehr ausreichende Einrichtungen zur Krankenpflege haben. Die der mobilen Armee zugetheilten 27 schweren Feldlazarethe können mindestens je 600 Mann, im Ganzen also 16,200 Mann eine sorgfältige Pflege angedeihen lassen. Damit indeß auch diese Feldlazarethe den Bewegungen der Truppen allmählich folgen können, läßt das Kommando der mobilen Armee in deren nächster Nähe Krankenheilanstalten errichten, die der feldmäßigen Ausrüstung entbehren und sich durch eine größere Stabilität charakterisiren. Die Zahl der disponiblen Lagerstellen in diesen sogenannten stehenden Kriegslazarethen richtet sich nach den Verhältnissen. An diese Feldorganisation schließt sich eine kaum minder wichtige, die — auf dem Prinzipe der Krankenzerstreuung beruhend — im letzten dänischen Feldzuge so vollständig bewährt befunden ist, daß ihre Fortentwicklung aus Humanitätsrücksichten geboten erscheint. Die Organisation bedingt einerseits: die ausgedehnte Einrichtung sogenannter Reservelazarethe in allen Provinzen des Staates; andererseits Dispositionen, die es möglich machen, alle transportablen Kranken der mobilen Armee schnell und sicher in diese Reservelazarethe zu fördern. In ersterer Beziehung sei erwähnt, daß schon jetzt in den der mobilen Armee zunächstgelegenen Provinzen die Disponibelstellung einer sehr großen Zahl von Lagerstellen gesichert ist, und daß Vorbereitungen getroffen sind, diese Zahl durch Heranziehen der entfernteren Provinzen noch beträchtlich zu vergrößern. Für die sichere Ueberführung der Kranken aus den stehenden Feld- und Kriegslazarethen in die Reservelazarethe haben Kranken-Transportkommissionen zu sorgen, die, in nächster Nähe der mobilen Armee an Eisenbahnstationen etablirt, den Verkehr zwischen diesen und jenen Lazarethen zu vermitteln berufen sind. Die unendlich wichtige Folge dieser Organisation liegt in der dadurch gebotenen Möglichkeit, jeder Ueberfüllung der auf dem Kriegsschauplatze errichteten Lazarethe vorzubeugen, und dadurch nicht nur diese Lazarethe für etwaige Aktionen in ihrer Bereitschaft zu halten, sondern auch den verderblichen Krankheiten wirksam vorzubeugen, die früher als unvermeidlich angesehen wurden und unzählige Opfer gefordert haben. Daß die Staatsverwaltung schon jetzt an den betheiligten Eisenbahnlinien Kranken-Transportkommissionen errichtet hat, ist wohl hauptsächlich geschehen, um diesen neuen Behörden Gelegenheit zu geben, sich mit ihrem Wirkungskreise, dem Eisenbahnverkehre und den Maßregeln vertraut zu machen, welche zur baldigen Beförderung der Kranken erforderlich sind. Es erübrigt zur Vervollständigung dieser Skizze noch einer Erwähnung der kürzlich in der Nähe der mobilen Armee an Eisenbahnstationen errichteten sogenannten Lazareth-Reserve-Depots. Diese Depots sind auf's Reichlichste mit allen Lazarethbedürfnissen (Wäsche, Charpie, Verband-

Digitized by Google

mittel, chirurgischen Instrumenten, Arzneien ꝛc.) versehen worden, deren Beschaffung durch die Feld- und stehenden Kriegslazarethe sich Schwierigkeiten entgegenstellen könnten. Sie sind angewiesen, den Requisitionen der Feld- und stehenden Kriegslazarethe entsprechend, alle Lazarethbedürfnisse den Bedarfspunkten in kürzester Frist zuzuwenden.

Ludwig von Benedek,

geboren im Jahre 1804 zu Odenburg in Ungarn, ist der Sohn eines Arztes. Er wurde in der Militärbildungsanstalt zu Neustadt erzogen und trat 1822 als Kadet ins Heer ein. Er ging bereits 1840 als Major und Adjutant des Generalkommandos nach Gratz, wo er wegen ausgezeichneter Dienstleistungen 1843 seine Beförderung zum Oberstlieutenant und 1846 zum Obersten erhielt. Die Zurückführung des östlichen Theils der Provinz zur Ruhe und Ordnung war besonders sein Werk. Als Oberst des aus Ungarn bestehenden Regiments Gyulai Infanterie erhielt er 1847 den Befehl, zur Armee in Italien zu stoßen. Im Feldzuge von 1848 bewies er bei dem Rückzuge aus Mailand und auf dem ganzen Marsche nach Verona eine seltene Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart. Glänzende Dienste leistete er bei dem ewig denkwürdigen Angriffe auf die doppelte, von Geschützen starrende Linie von Curtatone, welche ihrer Vertheidiger für uneinnehmbar hielten und die dennoch mit dem Bajonett genommen wurde. Radetzky lobte ihn im nächsten Tagesbefehl mit den wärmsten Ausdrücken und empfahl ihn wirksam für den Maria-Theresien-Orden. Als die Sardinier im nächsten Jahre einen neuen Krieg hervorriefen, drang Benedek an der Spitze seines Regiments in Mortara ein, warf die Feinde hinaus und nahm im Umkehren eine ganze Brigade gefangen. Durch diesen Erfolg hatte er eigentlich den Feldzug zur Entscheidung gebracht, indem die Feinde jetzt strategisch geschlagen waren. Auch bei Novara griff er kräftig in den Gang der Schlacht ein. Später sahen wir ihn in Ungarn, wo sich an seinen Namen Ruhm und Ehre knüpften. In dem Treffen von Szegedin wurde er leicht und in einem der späteren Treffen durch eine springende Bombe erheblicher verwundet. Nach dem Frieden stand er in Italien an der Spitze des Generalstabes für den zweiten Heerkörper und galt für Radetzky's rechte Hand. Bald darauf wurde er als Oberbefehlshaber nach Krakau versetzt, von wo man ihn im April 1859 nach Italien zurückrief. Seine Verwendung während des italienischen Krieges war aber weder seinen hohen Fähigkeiten noch seinem ausgezeichneten Rufe beim Heere angemessen. Man übertrug ihm die Deckung des Rückzuges von Mailand bis zum Mincio und gab ihm bei Solferino den Oberbefehl über den rechten Flügel bei San Martino, mit dem er die Sardinier und Franzosen des feindlichen Flügels weit zurückwarf. Als ihm der Befehl zukam, seinen Sieg nicht weiter zu verfolgen, sondern der rückgängigen Bewegung des Heeres zu folgen, soll er Thränen vergossen und seinem Unmuthe in bittern Worten über die oberste Armeeleitung Luft gemacht haben. Im April 1860 aber ersetzte er den Erzherzog Albrecht als General-Gouverneur von Ungarn. Mit dem im Oktober 1860 den Ungarn gewährten politischen Freiheiten wurde er abberufen und unter dem Jubel der Armee als Armee- und Landesgeneralkommandant in Venetien aufgestellt. In gegenwärtigen Krieg ist Benedek bekanntlich zum Oberkommandanten der Nordarmee ernannt.

Ein Wiener Correspondent der „N. Fr. Ztg." beschreibt sein Aeußeres in folgender Weise: Ein untersetzter Mann von starkem Knochenbau, eher mager, flink in allen Bewegungen, rasch und kräftig in seinem Schritt, den Kopf immer aufrecht, daß unter den dichten dunkelbraunen Augenbrauen die großen, feurigen, durchdringenden Augen leicht überwältigen und alles sehen. Es herrscht ein gewaltiges Leben in diesem Augenpaar, und ich möchte mir den Vergleich mit dem Adlerauge wohl erlauben. Das Gesicht ist schmal, gegen das Kinn spitz. Der Aufenthalt in Italien hat es stark gebräunt. Ein schmaler Backenbart rahmt es ein; in diesem, wie in dem Kopfhaare findet sich schon gar manche weiße Stelle, wovon aber im Schnurrbart nichts zu sehen ist. Nächst den Augen ist Benedek vor allem an seinem Schnurrbart zu erkennen. Der wird auf das sorgfältigste „aufgewichst", d. h. erst mit einer consistenten Pomade präparirt, dann in einen Band gebracht, und endlich die starken Spitzen nach aufwärts gewendet, daß die Nase von denselben eingerahmt erscheint. Auf diesen Schnurbart hält Benedek gar viel. Wenn er auf der Straße geht und die Hände aus dem umgehängten Mantel hervorzieht, so geschieht es gewiß, um seinen Schnurrbart zu drehen. Den militärischen Gruß erwidert er zumeist mit einem freundlichen Kopfnicken. Als Politiker ist Benedek — österreichischer Soldat. Er saß im Herrenhaus, aber es schien ihn wenig zu freuen. War er in Wien, so kam er pünktlich in die Sitzung, hörte auch aufmerksam, aber mit wenig Behagen zu. Von seinen Unterkommandanten ist nicht viel bekannt. In aller Mund in Wien sind zahlreiche Aeußerungen, die er bei der Abwahl derselben gethan haben soll.

Aus Wien, 27. Juni, berichten dortige Blätter: Die erste eroberte Kanone ist mit dem gestrigen Frühpostzuge der Südbahn hier eingetroffen. Dem Postzuge war ein offener Lastwagen beigegeben, auf welchem sich das Geschütz befand. Es ist eine 15pfündige nicht gezogene Kanone, welche auf einer schwarzen Lafette ruht, die Rohr ist von Pulverdampf geschwärzt. Das Geschütz wurde am Tage von Custoza erobert, und die Eroberer desselben, 7 Jäger und 1 Infanterist, haben die Erlaubniß erhalten, es nach Wien zu begleiten. Es sind junge, kräftige Leute, der Mehrzahl nach Slovenen, der Infanterist ist ein Ungar. Die Kanone wurde auf der Arsenalbahn in den Hof des Arsenals gebracht und die begleitende Mannschaft daselbst einquartirt.

Der Berliner „Publicist" bringt das interessante Geständniß, daß der gefälschte Benedek'sche Armeebefehl jenem Blatte amtlich, d. h. von Seiten preußischer Regierungsorgane, mitgetheilt worden sei.

Der Wiener „Presse" wird aus Frankfurt eine Rede mitgetheilt, die ein Württemberger Hauptmann an seine eben neu gebildete Kompagnie bei Abnahme des Fahneneids gehalten hat. „Jetzt will i au e paar Worte zu meine Leut rede," so begann das würdige Haupt der Kompagnie, und fuhr dann nach kleiner Pause fort: „Wir Schwabe brüste uns net; mir glaube an net daß wir die Welt auffresse — aber 'nei haue thun mir mit unsere Fäuscht, so viel, als mir könne!" Sprach's, und der Chorus der Kompagnie antwortete wie aus Einem Munde: „Ja, des thue mir!" Ueber die Bundestruppen schreibt man der Presse: Der Geist, der die Mannschaften beseelt, ist vortrefflich. Ein großer, schöner, schlanker Menschenschlag sind die Darmstädter, und es ist anzunehmen, daß sie ihrer äußeren Erscheinung im Kriege vollkommen Ehre machen werden. Selbst die Infanterie hat durchgehends Leute von 6 Schuh aufzuweisen. Nicht so schlank und groß, und auch weniger gewandt in der Bewegung waren die Württemberger Infanteristen, aber: „stark sind mir scho!" — sagte mir ein echtes Schwabenkind aus Ludwigsburg — „und die Preuße solle an uns denke, denn wir haben Weinknoche!" Sehr gut armirt und bespannt war die Württemberger Artillerie: die schönen gezogenen Kanonen — noch ganz neu, sollen gleich eine blutige Probe bestehen, und wir zweifeln nicht im Geringsten daran, daß sie gute Arbeit machen.

Sylbenräthsel.

Hoch auf der Ersten still liebliche Pracht
Die Zweite freundlich nieder lacht —
Aber tief, auf grausend-ödem Grund,
Oeffnet und schließt sich des Ganzen Mund.

Auflösung des Rechnungsräthsels in Nr. 25:
Frage a) $33^1/_3$, Frage b) $26^2/_3$ fl.

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 27. Sonntag, den 8. Juli. 1866.

Hat doch ein jedes Geschäft sein Mißliches, kennet auch Niemand
Wo sein harre das Ziel, wenn er begonnen die That.
Denn, wer da klüglich zu handeln versuchete, eh' er's geahnet,
Sank er in Jammer-Geschick, großes und schweres, hinab.
Wieder ein Andrer gedeiht; in jeglichem schenket ein Gott ihm
Guten Erfolg und ersetzt, was er im Wahne zerbrach.

Solon.

Radulf's Buche.

Novelle von Otto Roquette.

(Aus Westermanns „Illustrirten Deutscher Monatsheften.")

Erstes Kapitel.

(Fortsetzung.)

„Wir waren damals beide noch Kinder," fuhr Sophie fort, „aber Du denkst gewiß noch an den Tag, wo Dein Vater vor 6 Jahren mit Dir zuerst bei uns einkraf. Ich glaube, Ihr kamt direkt aus Amerika. Er wollte sich hier ankaufen, und hatte es gerade auf unser Gütchen abgesehen. Aber mein Vater mochte es nicht hergeben, oder — ich weiß nicht, was sie mit einander abmachten, kurz wir behielten unsern Besitz. Die Mutter hat mir später erzählt, daß mein Vater gerade dazumal in großer Verlegenheit war, und so — bin ich überzeugt, daß Dein Papa auch unser Wohlthäter wurde, daß wir ihm vielleicht Alles verdanken, weißt Du, Clothilde, daß wir beide uns so lieb gewonnen haben, so verschieden wir sind. ja noch mehr, daß unsere Väter sich gleich so gut zusammenfanden, das scheint mir manchmal wie ein Wunder! Denn zwei größere Gegensätze unter Männern gibt's nicht leicht. Mein Vater, so eine ehrliche treue Seele, ein bischen derb, ein bischen bäurisch — eh' was ich möchte gar keinen andern Vater! — aber Deiner! So ein nobler, feiner Weltmann! So gütig er Einen ansieht, mir ist's, als schaute er mich durch, und meine ganze Dummheit läge vor ihm aufgeschlagen wie ein albernes Buch, daß ich mich vor seiner Ueberlegenheit nur gleich in ein Mauseloch verkriechen möchte!"

„Du weißt, seine Blicke doch auszuhalten!" warf Clothilde schalkhaft ein.

„Ei natürlich!" rief Sophie. „Zeigen darf man keinem Manne, daß man ein bischen Angst vor seiner Größe hat. Schon vor Verlegenheit werd' ich übermüthig, und wenn mich die Mutter schilt, daß ich Deinem Papa etwas zu Keckes in's Gesicht gesagt habe, dann weiß ich wahrhaftig kaum, wie es gekommen ist, noch daß ichs gethan habe. Ja, warum neckt er mich auch immer! Uebrigens, er hat es ganz gern, wenn ich ein wenig frisch von der Leber weg antworte, aber Gott straf' mich, wenn ich je abschtlich unbescheiden gegen den Mann sein sollte, den ich so hoch halte. Ja, — was wollt' ich den eigentlich sagen? Richtig ich begreife nicht, was Ihr an uns findet. Ihr könntet alljährlich die schönsten Reisen machen, aber nein, da schickt er Dich in den Sommermonaten zu uns, wo Du gar nichts hast, an das Du zu Haus gewöhnt bist, und er gönnt sich gar keine Erholung, als daß er Dich manchmal abholt. Diesmal auch das nicht, und wir zwei reisen allein zusammen."

„Wenn Du denn nicht in Anschlag bringen willst," entgegnete Clothilde, „daß wir Euch eben lieb haben — und dabei soll man sich nicht auf Begreifen oder Ergründen einlassen — so sieh es von der andern, nicht minder natürlichen Seite an. Anstatt in umständlichen Badeorten umherzufahren, wo es meist eben so bunt und lästig hergeht, wie in der Hauptstadt, genieße ich hier Ruhe. Stille, angenehmes Landleben, frische Luft, den Verkehr mit lieben Menschen, und das ist Alles, was ich brauche. Eine ernstliche Kur hab' ich, Gott sei Dank, noch nicht nöthig gehabt, fremde Gegenden kenn' ich manche und bin nicht grade reisesüchtig. Da hast Du das ganze Geheimniß. Wenn ich sonst von Euch Abschied nahm, war ich traurig, diesmal geh' ich recht froh zurück, den ich nehme dich mit und sehe Deine lachenden Augen, die es nicht erwarten können, unser großstädtisches Leben anzusehen."

Unter solchem Gespräch verließen die Mädchen das Kornfeld und betraten den von niedrigem Gebüsch hin und wieder bedeckten Anger. Hier lichtete sich die Aussicht. Ein Felsenabhang senkte sich von Gesträuch bewachsen, steil von dem Plateau hinunter. Gegenüber traten die Berge höher empor, drunten aber dehnte sich langhin das Thal, von dem kleinen Flusse durchschlängelt. Der Blick erkannte Dörfer, Obstgärten, Mühlen in reizvoller landschaftlicher Abwechslung und nicht gar weit die kleine Universitätsstadt schon vom sommerabendlichen Dunst umhüllt. Nicht weit vom Abhang stand eine alte Buche, ein Jahrhunderte zähdlender Baumriese, mit mächtigem Stamm und weitausladendem Gezweig, das sich wie mit einem segnenden Hütterarm über die Felder oben und das Thal drunten allseitig ausstreckte. Kleines Landvolk umgab die Buche. Die Kunst hatte für diesen Platz nichts weiter gethan, als das Gebüsch um den Felsenrand ein wenig gelichtet, um einen offneren Ausblick zu gewinnen. Er gehörte zu dem Grund und Boden, von Sophiens Vater, lag entfernt von der öffentlichen Landstraße, doch zeigten einige ziemlich ausgetretene Fußwege, besonders von der Stadtseite her, daß man der herrlichen Aussicht wegen oft genug in dieses Privateigenthum zu dringen sich erlaubte.

Digitized by Google

Sophie und Clothilde, die sich hier zu Hause wußten, zertheilten das Lendwerk, um auf ihrem Lieblingsplatz auszuruhen. Aber stutzend blieben sie plötzlich stehen und wagten nicht näher zu treten. Denn vor der Bank ausgestreckt lag im Grase ein junger Mann fest eingeschlafen, das Ränzel unter'm Kopf, Wanderstab und Hut neben ihm.

„Diese Unverschämtheit!" rief Sophie halblaut, doch eher belustigt als unangenehm berührt. „Sich hier breit herzulegen und schlafen! Es fehlte noch, daß er schnarchte! Man sollte ihn wegjagen, der Ort gehört uns allen."

„Laß ihn," sagte Clothilde begütigend. „Es mag ein armer Handwerksbursch' sein, dem man am heißen Tage das bischen Schatten wohl gönnen kann."

„Was braucht er aber in unser Revier einzudringen? Ein Handwerksbursch'? So sieht er nicht aus. Du, ich glaube, es ist ein Student!"

„Komm, komm!" sagte Clothilde, indem sie Miene machte fortzugehen.

In Sophiens Augen aber funkelte der Uebermuth lustig auf. „Warte doch!" rief sie. „Was meinst Du, wenn wir ihn weckten und nachher ungeheuer auslachten?"

„Sophie, Du wirst doch nicht?"

„Ansehn wird man sich den Menschen doch dürfen! Er ist gleichsam unser Gefangener, wir könnten ihn pfänden." Leise schlich sie sich näher, blickte dem Schläfer in's Gesicht und angenehm überrascht winkte sie der Freundin. Clothilde jedoch zog sich etwas ferner zurück. „Sieh' doch nur!" rief Sophie im Flüsterton. „Das ist ja ein reizender Junge! Auf dem blonden Krauskopf müßte sich ein Kornblumenkranz prächtig ausnehmen!" Und plötzlich von kecker Lust ergriffen, huschte sie zurück, nahm der Freundin den Kranz weg, flog leise wieder auf den Schläfer zu, und setzte ihm behutsam das blaue Gewinde auf das Haupt. Dann schoß sie, flüchtig wie ein Vogel, davon und in das Gebüsch, hinter dem Clothilde bereits verschwunden war. Im Innersten lachend über ihren Streich, blieb sie noch einmal stehen und blickte durch die Zweige. Da schien es ihr, als mache der Schlafende eine Bewegung. Hastig machte sie kehrt, eilte über den Anger weg und auf das Kornfeld zu, in welchem sie Clothildens weißes Band eben verschwinden sah. Bald hatte sie die Freundin erreicht und geduckt liefen Beide neben einander her, wie die Feldlerchen. Sie durften vor dem Gesehenwerden nicht bange sein, denn die Aehren überragten sie hoch, und doch liefen sie, Sophie lichernd, Clothilde ängstlicher, und zuweilen zurückblickend, ob der Erwachte ihren Spuren auch nicht folgte. Endlich hielten sie athemlos still. Sophie war fassungslos vor Lachen, und mußte sich auf den Rain niedersetzen. Clothilde fühlte sich zwar dadurch angesteckt und machte der Freundin mit lachendem Munde sehr ernste Vorwürfe, aber gerade durch diesen Gegensatz fühlte sich Sophie zu immer neuer Lachlust herausgefordert. „Wenn er nun aufwacht und sich begränzt sieht!" rief sie.

„Und wenn er nun nachforscht nach der leichtsinnigen Hand, die es gethan —?" wandte Clothilde ein. „Wer weiß, was er für ein Mensch ist! Schade um meinen Kranz!"

„Hättest Du ihn Dir nur näher angesehen," meinte Sophie „er sah nicht schlimm aus, und schlief ja wie ein frommes Kind! So ein allerliebster Wegelagerer und Vagabund ist mir noch nicht vorgekommen!"

„Du bist ein ganz böses und gewissenloses Mädchen, und ich sollte Dir ernstlich zürnen!" sagte Clothilde. „Wer weiß, ob Dein allerliebster Vagabund nicht hier schon irgendwo im Korn steckt —"

Sophie sprang auf, knirte gegen das Korn zu und rief: „Wünsche guten Abend, mein holder Herr Wegelagerer! Nur näher! Ausgeschlafen? Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen!"

Jetzt mußte auch Clothilde lachen über den drolligen Ausdruck und Anstand, mit dem die durchtriebene kleine Person in's Leere complimentirte, und Sophie ließ es nicht an hingebender Nachfolge fehlen.

Da plötzlich zuckte ein Blitzstrahl, und ein gewaltiger Donnerschlag erschütterte die Luft. Die Mädchen fuhren zusammen und bemerkten nun erstmals Massen finstern Gewölkes, die von der Donnerlinie herübergezogen kamen. Längst hätten die Freundinnen das nahende Gewitter beobachten und sich durch rechtzeitige Umkehr vor ihm schützen können. Jetzt kam es in Sturmschritten dahergebraust. Wie ein Wetterhexer wurde das Aehrenfeld niedergedrückt und wieder gehoben, heulend schritt der Wind über die Aehren, und dichte Regentropfen prasselten bereits auf die Strohhüte der Mädchen. Auf die ausgelassene Laune wirkte der Gegensatz der Naturstimmung um so verwirrender. Das Wetter schien sich stark ausladen zu wollen, ein Obdach war nicht zu finden, das Wohndhaus fast eine halbe Stunde weit entfernt Unter der Buche Schutz zu suchen, daran war jetzt nicht zu denken. Es galt also Ergebung in das Mißgeschick. Clothilde trug es mit Muth und Fassung und suchte die Angst der Freundin zu bannen. Denn so groß Sophiens Uebermuth gewesen, so kleinlaut zeigte sie sich jetzt. Sie fürchtete sich immer vor dem Gewitter, und nun gar Blitz, Donner und strömenden Regen im Freien ausgesetzt zu sein, brachte sie um alle Haltung. Sie schrie auf bei jedem Wetterschlag, sie weinte wie ein Kind. Mit einem Mal brach die alte Laune durch bei dem Anblick, den die vom Regen durchweichten leichten Sommerkleider gewährten, und laut lachend blieb sie stehen. Clothilde, zufrieden mit dieser Wendung, stimmte ein, und so eilten sie mit raschen Schritten vorwärts, durchnäßt bis auf die Haut, mit verunstaltetem Anzug, aber mit immer neuem Stoff zum Lachen versehen. So erreichten sie den Gutshof.

„Sie sind da!" rief eine kräftige Männerstimme über den Hof und in das Haus zurück. Der Oberamtmann Hermann, Sophiens Vater, stand in der Thür. Aus den Scheunen und Ställen, vom Boden, aus den Fenstern wiederholte sich der Ruf, sechs Buben von verschiedenen Jahrgängen kamen von überall her durch den Regen auf das Haus zugerannt, Knechte und Mägde traten in die Thüren der Wirthschaftsgebäude. Alle hatten mit Besorgniß nach den jungen Mädchen gesucht.

„Ei da sollte man doch selbst ein Donnerwetter loslassen über die junge Thorheit, wenn Einen die armen gebadeten Kätzlein nicht jammerten!" Mit solchen Worten empfing sie der Vater. Die Mutter aber nahm die Mädchen sofort in Beschlag, um sie von Kopf bis zu Fuß umkleiden zu helfen. Sie hatten sich sehr geängstigt, die Mutter ängstigte sich noch, besonders um Clothilde, ihre Pflegebefohlene, deren Körper viel zarter war, als der der Tochter. Doch beruhigte sie sich bald, um so mehr bei der lustigen Stimmung der Kinder, und da sie immer bereit war einzustimmen, wo es etwas Heiteres gab, so lachten Mutter und Mädchen bald um die Wette, denn es schien ihnen als gäbe es nichts Lächerlicheres, als diese nasse Anziehen und trockene Anziehen. — Endlich ging die Mutter, um das Abendessen zu besorgen, denn die kleinen Buben tobten bereits an der Thür, daß das Gewünschte so lange verzögert werde.

Und der Regen goß und strömte, die Wasser schienen kein Ende nehmen zu wollen. Durch das offene Fenster strömte Geruch der erquickten Erde aus dem Garten herauf, man hörte unten den Gutsherrn den lang ersehnten Segen preisen, und den Wunsch aussprechen, daß über Nacht noch Heuwetterkommen möge, was da wolle. Sophie aber, jetzt wieder allein in ihrem Stübchen mit der Freundin, sah in den Regen hinaus, und machte ein besorgtes Gesicht Dann begann sie: „Jetzt möcht' ich nur wissen, was aus dem armen Menschen unter der Buche geworden ist."

Clothilde hatte das auch schon gedacht. Nicht ohne Schelmerei entgegnete sie: „Vielleicht verschläft er es!"

„Du traust ihm einen gesunden Schlaf zu!" lachte Sophie. „Aber nein, er muß ja von dem Getrach aufgewacht sein. Eine Weile gibt ihm der Baum wohl Schutz — na, er wird sich schon wundern, wenn er die Augen aufmacht, sich bald gebadet und dazu bekränzt sieht. Es thut mir aber ernstlich leid um den Jungen, er sah so nett aus! Wenn er nach der Stadt will, hat er über eine Stunde zu laufen, und wenn er den nächsten Weg nicht weiß, noch mehr. Wär' er klug, so suchte er im Dorf ein Un-

Digitized by Google

trkommen' Clothilde was meinst Du, wenn er plötzlich bei uns vorspräche? Er kennt uns nicht, wir aber ihn — das könnte einen Spaß geben!" — Sophie war so erfüllt von dem Gedanken, daß sie schnell auf das Fenster zulief und mit langem Hals hinausblickte, ob der Landstreicher nicht etwa schon da sei. Aber sie sah sich enttäuscht.

Sie wurden zu Tische gerufen. Der Vater und die jüngeren Brüder neckten viel über das Abschiedsbad, die Mutter wünschte, daß es nur keine üblen Folgen haben möge. Die auf morgen früh festgesetzte Abreise wurde besprochen. Der Vater wollte die Mädchen bis zum nächsten Eisenbahnhaltepunkte in seinem Wagen begleiten. Die Knaben wollten auch mitgenommen werden. Man war früh müde und trennte sich, um desto früher morgen wach zu sein.

Sophie und Clothilde waren wieder allein in ihrem Stübchen. Die Reisekoffer standen gepackt, nur diese und jene Kleinigkeit war noch unterzubringen. Da faßte Sophie an ihren Hals stieß einen leisen Schrei aus und stand starr vor Schrecken.

„Was ist?" rief Clothilde herbeispringend.

„Mein Medaillon! Ich habe mein Medaillon verloren!"

Beide Mädchen legten sich aufs Suchen, leuchteten am Boden umher, in den Koffern, Schubladen und Kästen. Sie fanden nichts.

„Ich hab' es noch heut' am Hals getragen," sagte Sophie, „ich muß es im Korn verloren haben! Clothilde, in der Kapsel ist Dein Bild, von Dir hab' ich das schöne Geschenk zum Geburtstag erhalten! Ach ich Unglückliche —!" Sophie brach in lautes Schluchzen aus.

Clothilde tröstete, aber Sophie wollte sich nicht trösten lassen. „Und morgen früh soll ich fort," rief sie, „und kann nicht einmal selbst darnach suchen! Ich möchte gleich hinaus, aber im Finstern und bei dem Regen! Und dennoch — am Ende ging' es auch mit einer Laterne!"

Clothilde konnte nicht umhin, der Freundin in's Gesicht zu lachen. Sich Sophien Nachts im Korn mit der Laterne nach einem kleinen Schmuckstück suchend zu denken — das hatte etwas sehr Belustigendes für sie. Allein Sie war doch von dem Verluste dieses Medaillons eigentlich ernstere berührt als Sophie selbst. Mußte diese es denn gerade im Korn verloren haben? Konnte es ihr nicht auch unter der Buche, vielleicht in dem Moment, da sie den Wegelagerer bekränzte, entfallen sein? Und wenn es so war und der Erwachte fand es, dann war es ihr — Clothildens Porträt, Clothildens, die an Sophiens thörichtem Streich gar keinen Antheil gehabt. Auf ihr ruhte dann der Verdacht einer Leichtfertigkeit, von der sie doch weit entfernt war, und die, wenn ungünstige Umstände zusammentrafen, sehr böse ausgebeutet werden konnte. Wer durfte es dem Bekränzten verdenken, wenn er annahm, daß die Hand, die sein Haupt geschmückt, absichtlich auch das Bild zum Wiedererkennungszeichen neben ihn gelegt habe? Ein gewöhnlicher Landstreicher war der junge Mann nicht gewesen, das hatte Clothilde wohl erkannt, obgleich sie sein Gesicht nicht gesehen. Es war Keiner, der den gefundenen Schatz für kleinen Gewinn schnell verhandelte. Um so schlimmer, der junge Mann mußte aufmerksam werden, so war anzunehmen, konnte Nachforschungen anstellen, es konnten ihr große Verlegenheiten bereitet werden. Diese Gedanken beängstigten Clothilden nicht wenig. Doch sprach sie nichts davon aus, um Sophiens Schmerz nicht noch zu vergrößern. Ein Trost war es ihr, daß sie morgen mit dem Frühesten abreisen sollte und so dem Schauplatz ihrer Besorgnisse enthoben wurde. — Doch vereinigten die Freundinnen sich darüber, daß die Mutter von dem Verluste unterrichtet werden müsse, damit sie auf dem Wege zur Buche nachforschen lassen könne. Und endlich schliefen Beide ein, und Sophie träumte von einem wundervollen neuen Medaillon, welches ihr die Freundin kurz vor dem Einschlafen versprochen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Als dieser Tage beim Wallnertheater zu Berlin der Gelegenheitsschwank „Kindervolk" in Scene ging, erregte folgende Einlage einen wahrhaft stürmischen Jubel und Applaus:

Wenn zwei Nationen sich bekriegen,
So wenden sie sich stimmelau:
„O lieber Vater! hilf uns siegen."
— Wem macht's der Vater recht alsdann?

Es wendet sich mit trübem Blicke
Der Gott der Liebe ab und spricht:
„Zur Eintracht schaut ich euch, zum Glücke —
Wenn ihr euch würgt, so ruft mich nicht.

Der Berliner „Klabderadatsch" hatte den bekanntlich erblindeten König von Hannover wegen dieses Gebrechens auf die gemeinste Weise verhöhnt, wofür ihn in der N. Fr. Ztg.: folgende treffende Lection ertheilt wird:

Der du heut', wo Waffen dröhnen,
Mit erlos'ner Zuversicht
Einen König wagst zu höhnen
Um verlor'nes Augenlicht:

Von Lakaienmuth getragen
Und zu kecken Witzen schnell
Mögst du deinen König fragen,
Ob sein Blick noch völlig hell?

Loben Junker, die dich lesen,
Deine Zartheit, deinen Takt:
Wer der Blindere gewesen,
Zeigt sich erst im letzten Akt.

Krieg der Gerechtigkeit. Die Schutzredner des Krieges lieben es sehr, denselben als eine „gerichtliche Handlung" darzustellen, oder als eine Art und Weise verdientermaßen zu bestrafen. Diese Ausrede hört sich allerdings sehr gut an, wird sie aber auch durch die Wirklichkeit bestätigt? In jedem gerichtlichen Verfahren finden wir zuerst ein für beide Parteien gemeinschaftliches Gesetz, ferner einen Richter und einen Rath der Geschworenen als Schiedsmänner zwischen ihnen; dann den Kläger, welcher in Gegenwart des Beklagten seine Beschwerde begründen und seine Zeugen behufs des Beweises vorführen muß; und endlich das Urtheil, welches in Gemäßheit des Gesetzes gefällt und vollstreckt wird. Ist es im Kriege ebenso? — Wo ist das beiden Parteien gemeinschaftliche Gesetz? Wo die Schiedsrichter, deren Ausspruch die Streitfrage zu unterwerfen? Wo das Verfahren, die Beschwerden durch ehrliche Zeugnisse zu beweisen? Wo die Entscheidung der Geschworenen oder der Endspruch des Richters? Wo die Strafe über den Schuldigen allein und nach rechtlicher Ueberzeugung verhängt? Im Kriege ist auch nicht einmal der Schatten von all diesem vorhanden, jene Ausrede ist die vollständigste Täuschung, die je erdacht worden, und wir können, in Betreff des Krieges, ebensowohl von einem Zweikampfe, einem Straßenkrawalle oder einem Gefecht zwischen zwei Verrückten, oder zwischen einem Haufen Tiger sprechen, als von einer Entscheidung der Gerechtigkeit.

Keiner läßt sich lieber tadeln, als wer am meisten Lob verdient.

Plinius.

Digitized by Google

Herrieden, Anfangs Juli. **Witterungsverhältnisse Europas im Monat Juni.**

Witterungsgegensätze: Im Westen kühl und feucht, im Centrum warm und mäßig feucht, im Osten warm und trocken.

Luftmeer: dasselbe war mehr gekräuselt, als stark bewegt, nur acht Luftwellen zogen über unseren Erdtheil, wobei fünfmal die Strömungen wechselten. Dabei trat kein Luftsturm sehr stark und anhaltend auf, doch war im Allgemeinen der Antipassat namentlich im Westen und im Centrum vorherrschend.

Elektrische und magnetische Erscheinungen. Nordlichter wurden keine beobachtet, dagegen war der Monat sehr reich an Gewittern in allen Gegenden, selbst im hohen Norden, wo dieselben sonst selten sind. Auch Blitz- und Hagelschläge waren häufig. Während die meisten Gewitter nur mehr lokal waren, ließ sich jenes vom 4. Juni vom Kanal von Calais bis nach Ungarn verfolgen.

Bewölkung. Dieselbe betrug in der Mehrzahl der Länder im Mittel nahezu die Hälfte des Horizonts, nur 1/4 hatten Südspanien und Südfrankreich, Italien, Dalmatien, die Schweiz, das innere Rußland und Schweden, 3/4 Irland und Norwegen.

Ozon. Die Luft war im Allgemeinen sehr ozonreich, doch enthielt sie bei Nacht mehr, als bei Tag, während nach den neunjährigen Durchschnittsbeobachtungen des Professor Prestel in Emden das Gegentheil der Fall sein sollte.

Temperatur. Im Vergleich zum Vorjahre war der Juni kälter um etwa 3° in Portugal, um 2° in Irland und Nordspanien, um 1° im mittleren und südlichen Spanien, in Süditalien, sowie in Schottland, nahe gleich war er im mittleren Italien, um 1° wärmer im südlichen Frankreich, in England und Lappland, um 2° im westlichen Deutschland, im mittleren und nördlichen Frankreich, in Belgien und der Schweiz, um 4° in Holland Ostdeutschland, im mittleren und südlichen Rußland um 5° in Nordrußland und um 6° in Norwegen.

Die **Mitteltemperaturen** an den Hauptstationen Europa's um 7 Uhr Morgens sammt Extremen im Vergleich zum Vorjahre waren der Reihe nach:

Station:	1865	1866	Differenz:	Extreme: 1866		Extreme: 1865	
Alikante	23,4	26,6	—1,2	14,2 u. 31,4		22,2 u. 30,6	
Palma	24,1	24,5	—0,5	19,0 „	31,2	22,2 u. 30,4	
Lesina	23,1	23,6	—0,5	19,5 „	27,1	19,9 u. 27,6	
Palermo	22,3	23,4	—1,5	18,4 „	34,8	20,2 „	27,4
Triest	22,2	20,0	—1,2	12,0 „	25,5	14,9 „	25,0
Marseille	21,8	20,8	—1,0	17,3 „	29,3	18,3 „	22,7
Rom	21,0	20,8	—0,2	12,0 „	25,7	17,0 „	23,4
Bilbao	20,7	22,8	—2,1	10,2 „	28,6	17,0 „	28,0
Odessa	20,7	16,8	—3,9	15,8 „	26,5	12,8 „	20,4
Wien	19,3	14,9	—4,4	13,5 „	24,0	9,7 „	20,0
Herrieden	18,0	16,0	—2,0	11,7 „	23,2	10,9 „	22,5
Lissabon	17,9	20,6	—0,7	10,5 „	24,4	15,7 „	26,0
London	17,8	17,0	—0,8	12,3 „	23,1	11,6 „	22,8
Brüssel	17,7	15,9	—1,8	11,2 „	22,2	13,0 „	18,8
Paris	17,6	15,5	—2,1	10,8 „	23,6	11,1 „	20,7
Amsterdam	16,8	13,1	—3,7	9,4 „	22,0	10,1 „	18,4
Madrid	16,7	17,3	—0,6	10,4 „	21,3	12,3 „	22,8
Bern	15,7	13,6	—2,1	11,7 „	19,2	8,8 „	17,2
Stockholm	15,3	9,4	—5,9	11,0 „	23,4	5,3 „	16,1
Moskau	14,5	10,4	4,1	2,0 „	19,5	4,1 „	16,0
Petersburg	14,3	8,9	—5,4	8.5 „	19,9	5,0 „	17,5
Valentia (Irland)	14,3	16,5	—2,2	10,0 „	21,1	13,9 „	24,0
Skudesnäs (Norwegen)	13,8	10,2	—3,6	9,0 „	20,5	8,0 „	12.1
Katrin (Schottland)	13,6	14,1	—0,5	8,9 „	22,2	12,2 „	18,9
Haparanda	10,3	9,6	—0,7	3,6 „	22,1	6,0 „	14,1

Absolute Extreme:

Paris 10,4 am 2., 31,0 auch am 2.
Wien 8,9 am 19., 31,0 am 29.
Herrieden 4,4 am 18, 29,9 am 29.

Niederschlagshöhe:

Paris 46,1mm an 10 Tagen.
Wien 15,8mm an 4 Tagen.
Herrieden: 38.7 an 13 Tagen.

Grundwasser:

Am 1. 5″, am 15″. 1′4″ über dem Mittel des Monats.

Ozon:

Keine Spur am 19 und 21. Morgens.
Volle Sättigung am 6., 7. und 15. Morgens.
Mittel bei Tag 53%, bei Nacht 63%, überhaupt 58%.

Wie ein Schlachtgerücht entsteht.

Wiener Blätter brachten neulich telegraphisch die Nachricht, daß bei Wildenschwert in Böhmen Kanonendonner einer nahen Schlacht vernommen worden sei. Die unschuldige Ursache zur Entstehung dieses Gerüchtes bot ein Korrespondent eines Prager Blattes, der von Wien nach Prag reiste. „Hören Sie, wie das kam", schreibt der schaldhafte Tourist: „Ein mir befreundeter Kaufmann in Wien hat mich, ein chinesisches Tam-Tam mitzunehmen und dasselbe in Prag einem Kavalier zu übersenden, der es für eines seiner Schlösser gekauft hatte. Das Tam-Tam wird bekanntlich oft bei Jagden gebraucht, um darauf das Zeichen zum Aufbruch zu geben, man kann auf demselben mit Hilfe des Schlägels helle und dumpfe Töne hervorbringen, die weithin hörbar sind. Ich fuhr allein in einem Eisenbahn-Waggon eines Schnellzuges und langweilte mich entsetzlich. Schlafen konnte ich nicht, zu lesen hatte ich nichts, da fiel mein Blick auf das Tam-Tam, das verpackt neben mir lag. Aus purer Langweile packe ich die Trommelscheide aus, hänge sie im Wagen auf und fange nun an, mit dem Schlägel bald leicht obrirend, bald gewaltig darauf loszupaukend zu musiziren. Bald bemerke ich, daß die Passagiere überall auslugen und daß die Kondukteure einander zurufen und in Gegend hinausdeuten. Natürlich habe ich nichts Eiligeres zu thun, als mein Tam-Tam wieder einzupacken und mich ruhig zu verhalten. Auf der nächsten Wasserstation laufen die Reisenden zusammen. „Haben Sie schießen gehört?" ruft einer dem Andern zu, — „das war ein Kanonendonner — höchstens acht Meilen kann das sein. — „Was acht Meilen, das ist keine zwei Meilen." — Die Kondukteure, die natürlich alles besser sehen und hören, bezeichnen genau die Gegend, von wo der Kanonendonner kam — und ich, ich schwieg selbstverständlich. In Parduvitz wird der Kanonendonner bereits mit weiteren Details verbreitet und als ich am nächsten Tag in Prag ausgehe und in ein Café trete, lese ich in einem Blatte eine fettgedruckte telegraphische Depesche: „Reisende, die von Böhmisch-Trübau nach Wildenschwert fuhren, hörten in dortiger Gegend heftigen Kanonendonner."

Logogryph.

Den größten Helden sah ich vor mir beben,
Es hassen Künstler und auch Dichter mich.
Vollkommen ist ja nichts im Leben,
Für Unvollkommenheiten lebe ich.

Nimm mir des Teufels erstes Zeichen,
Und vor dir steht der Folge Obermann;
Du kannst für Geld es dir erschleichen,
Die Sache selbst spricht nur die Herzen an.

Am Ganzen magst du nie dich rächen,
Wohl aber läßt es sich bestechen.
Nun rath'! — Erräthst du, wird dir dann zu Theil
Statt meiner gleich das Gegentheil.

Auflösung des Sylben-Räthsels in Nr. 26:
„Au-stern."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 28. Sonntag, den 15. Juli. 1866.

Ihr Könige und Herrscher!

Fürchtet die Zwietracht! Wecket nicht den Streit
Aus seiner Höhle, wo er schläft; denn Einmal
Erwacht, bezähmt er spät sich wieder! Enkel
Erzeugt er sich ein eisernes Geschlecht,
Fortzündet an dem Brande sich der Brand.

Schiller (Jungfrau von Orleans).

Kriegsbilder.

Eine Nacht im Nordbahnhof zu Wien.

Nach dem Fremdenblatt.

Die Hand, die diese Zeilen niederschreibt, zitterte in fieberhafter Aufregung, rascher fliegen die Pulse, das brennende Auge schmerzt und zuweilen hefte sich während des Schreibens eine Thräne an die Wimper — ich habe eine Nacht im Nordbahnhofe zugebracht. Kennt der Leser den Nordbahnhof in seiner neuesten Phase? Der Abstrigerperron, auf dem sonst die Ankommenden von den harrenden Freunden begrüßt und herzlich bewillkommt werden, ist in ein riesiges Lazareth verwandelt worden — hier ist der große Verbandplatz, den das patriotische Hilfskomite für die bejammernswerthen Verwundeten der Nordarmee errichtet hat. — „Wollen Sie den ganzen Jammer, das unermeßliche, grenzenlose Elend sehen, das der Krieg über uns gebracht," sagte mir gestern Abend ein Mitglied des Hilfskomites, „so bleiben Sie eine Nacht bei uns auf dem Nordbahnhofe, da werden Sie einen Jammer miterleben, wie ihn keine Feder schildern, kein Mund nachzuerzählen kann." Ich folgte der Einladung — der Mann hat die Wahrheit gesprochen. Welches Elend, welcher Jammer!

Mitternacht war's — der Zug mit dem ersten Nachttransport von 300 Verwundeten war für 1 Uhr angekündigt und schon herrschte die regste Thätigkeit am Perron und in den Wartsälen. Die Sanitätsmannschaft schleppte Matratzen herbei und breitete sie an der Mauer längs der ganzen Halle und in den Sitzmischen aus, in den Wartsälen werden die Betten für die Schwerverwundeten und die Offiziere gerichtet — die Aerzte ordnen ihren Verbandzeug, von allen Seiten werden Bandagen, Charpie, Leinwandfetzen, Pflaster und all die entsetzlichen Behelfe der Operateure herbeigeschleppt. Die Mitglieder des patriotischen Hilfskomites, den unermüdlichen Boschan obenan, eilen ab und zu und ertheilen die nöthigen Befehle. Dort werden die Cigarren — Cuba und Virginias — in Paketen aufgeschichtet, hier die Wasserkrüge, Hunderte Gläser mit Wein oder Himbeeraboß gefüllt, Brod und Semmeln in riesigen Massen in die Körbe geworfen; ganze Ladungen von Kälbernem zurechtgeschnitten — auf einem Tische wird die warme Suppe in großen Näpfen bereit gehalten, dort wieder weißer und schwarzer Kaffee warm gemacht — der Hilfsverein sorgt für Alles — sein Wirken ist der einzige Lichtpunkt in diesem Chaos des Jammers.

Nach und nach füllt sich der Bahnhof mit freiwilligen Krankenwärtern und Wärterinnen, Jeder will helfen, pflegen, Hand anlegen um den Verwundeten beizustehen. Männer und Frauen Schwestern und Brüder, Mütter und Bräute, Freunde und Verwandte, stehen überall in Gruppen, jeder erwartet ein theures Haupt. Lebt der Erwartete noch — ist er schwer oder leicht verwundet oder vielleicht gar unverletzt? Alle diese Fragen, die so tief eingreifen in das süß-schmerzliche Geheimniß der Familie werden debattirt und erwogen, jeder blickt nach der rothen Signallaterne, die der Wächter weit draußen im äußeren Bahnhofe aufgestellt, als käme von dort ein Hoffnungsstrahl.

Dort in jener Ecke kauert eine Frau mit einem Säugling auf den Armen, sie wartet schon achtundvierzig Stunden und rührt sich nicht von der Stelle. Ihr einziger Sohn steht bei der Nordarmee — seit vierzehn Tagen hat sie kein Lebenszeichen von ihm erhalten. So oft ein Train ankommt, drängt sie sich vor — jeden Soldaten hält sie an und fragt nach ihrem Sohn, keiner weiß ihr Antwort zu geben. Sind die Verwundeten alle aus dem Wagen gehoben, kehrt sie wieder auf ihren alten Platz zurück und weint still fort. — Das junge Mädchen mit den kurzen schwarzen Haarrn erwartet ihren Bruder; daß er verwundet ist, weiß sie, aber wo er ist, weiß sie nicht. Sie möchte ihn pflegen, verbinden, warten, wie nur eine Schwester warten kann, und er kommt nicht. Drei Transporte sind schon da und er ist noch immer nicht mitgekommen. Wie das Auge des Mädchens in düsterem Feuer glüht, das arme Kind kann nicht mehr weinen und hat noch nicht geschlafen. — Die elegante Dame dort, auf deren Gesicht alle Martern der Verzweiflung ausgeprägt sind, Martern, wie sie nur ein Mutterherz empfinden kann, ist die Fürstin Khevenhüller — sie hat einen Sohn, und weiß nicht, ob er lebt, oder verlassen, fern von der Mutter, auf dem öden grauenvollen Schlachtfelde liegt — die Fürstinnen Taxis, die mit ihr die ganze Nacht auf dem Bahnhof zubringen, versuchen vergebens sie zu trösten, zittern sie doch selbst für ein theures Familienglied . . . Der alte Mann in jener Ecke sucht seiner Gattin und zwei jungen Mädchen durch alle möglichen Gründe begreiflich zu machen, daß der Karl gesund sein müsse, sonst hätte er gewiß telegraphirt, und doch rinnen dem alten Mann — ein Spott für seine Beweise — die schweren Thränen über die gefurchten Wangen . . . Jetzt schlägt es 1 Uhr, die Bahnhofglocke läutet — der Zug rollt langsam in die Halle. Alles eilt, drängt zu den Waggons. Wohin zuerst sich wenden — der Zug zählt achtundvierzig Waggons

Digitized by Google

und der letzte steht weit draußen nahe der Brücke. Die Konduktteure eilen die Gepäckwagen auf — entsetzliches Bild! Da liegen sie durcheinander die Helden von Trautenau, Nachod, Gitschin und Königgrätz. Die Leichtverwundeten in Gepäckwagen und offenen Kohlenwagen, die Schwerverwundeten auf Bahren, in Waggons zweier und auch erster Klasse, rückwärts, in den besten Waggons die aufgutreiben waren, die Offiziere alle bunt durcheinander, der Husar neben dem Artilleristen, der Jäger beim Infanteristen, der Dragoner und die Ulanen, Oesterreicher und Sachsen, wie sie der Zufall und die wilde Flucht zusammenführte. Jetzt beginnt die eigentliche Wirksamkeit des Hilfskomites. Boschan, Boschan! tönt es von allen Seiten. Wo bringen wir die Offiziere hin? — In's Hotel Munsch, lautete die Antwort, der Besitzer verlangt schon schon seit zwei Tagen nach seinen Verwundeten. — Die Herren nehme ich mit, ruft der Besitzer des goldenen Lamm, ich habe zwar schon sechs, aber die vier Herren müssen noch mein sein. — Herr Heydner vom Oesterreichischen Hof will auch seine Verwundeten haben, er wartet ja schon stundenlang mit dem Wagen. — So wetteifert Einer mit dem Andern. — Wein, Himbeerwasser, Kalbfleisch, Brod, Bier und Cigarren, kommandirt Herr Boschan, und im Nu eilt, wer Hände hat herbei, um den Verwundeten einen Imbiß, einen Trank — viele der Armen haben seit 24 Stunden keinen Tropfen Wasser erhalten — zu bringen. Frauen — sie sind überall die helfenden rettenden Engel — stiegen mit Suppentellern beladen zu den Waggons, Dienstmänner servirten auf großen Brettern Wein. — Landgraf Fürstenberg vertheilt Kälberne, und Graf Wickenburg wird von den Soldaten, die noch schreien konnten, mit Hurrah's begrüßt, er brinat Cigarren.

Die jungen Herren aus den besten Häusern engagiren sich als freiwillige Kellner. Und wie wird ihre geringe Mühe reichlich belohnt! Wie das den armen Teufeln schmeckt, die neun Meilen in schauerlicher Flucht ohne Rast retirirt mußten, um in Pardubitz auf die Bahn zu gelangen und nach Wien ins Spital zu fahren. Wie sie mit gierigen Zügen den Wein schlürfen, wie ihre Hand nach den Semmeln greift — und mit welcher Wollust sie die Virginia fassen — Rauchen konnen, heißt eine Viertelstunde auf die Schmerzen vergessen. Die Sanitätsmannschaft hat indessen die Leitern an die Waggons angelegt und hilft den Verwundeten aussteigen, mit größter Vorsicht werden die Schwerbleßirten auf die Tragbahren gehoben und zum Doktor gebracht. Alles legt Hand an, der Major hilft dem gemeinen Soldaten, der Hauptmann nimmt den Dragoner unterm Arm und schleppt ihn fort — die wittigen Dienstmänner laden sich die Soldaten hufepack auf und legen sie sorgfältig und mit aller Behutsamkeit auf die Matratzen. Jetzt beginnt das Geschäft der Aerzte. Es ist eine ganze Legion anwesend.

Jedem Verwundeten wird so schnell als möglich der Verband abgenommen und ein neuer aufgelegt, jeder wird gelabt, gepflegt, nach allen Regeln der Heilkunst für ihn gesorgt. Das ist die Lichtseite des Bildes — aber welches jammervolle entsetzliche Schauspiel bieten die Verwundeten selbst dar! Schüsse in Kopf und Füßen, Schüsse in Brust und Händen — das halbe Gesicht weggerissen, verstümmelte Füße und Hände — alle mit Blut bedeckt, mit zerfetzten Uniformen — genug, das kann keine Feder schildern!

Plötzlich ertönt ein Freudenschrei durch den Bahnhof: Der junge Graf Waldenstein ist leicht verwundet angekommen und bringt die Botschaft, der junge Khevenhüller sei frisch und gesund in Pardubitz. Der Freudenschrei kam von einem Mutterherzen, mit vor Aufregung zitternder Stimme, unter heißen Thränen dankte die Fürstin für die freudige Nachricht. Und jetzt, nachdem ihr Sohn gerettet, will sie Gott durch ein Liebesopfer danken. Wo ein Soldat nach Erfrischung verlangte, brachte sie die Fürstin ihm, sie war überall, auf dem Verbandplatz, in den Waggons, auf dem Perron; Suppe, Wein, Brod, Alles schleppte sie herbei, sie brachte Charpie und Verbandzeug und half rastlos bis zum Tagesgrauen. Ihr Sohn war gerettet, jetzt mußte sie allen Soldaten helfen, es konnte ja vielleicht einer darunter sein, den die Kugel getroffen, die ihrem Sohn gegolten . . .

Nachdem die Verwundeten untergebracht und verbunden waren, begann erst die Nachfrage nach deren Schicksal. Die Zivilisten und Militärs setzen sich zu ihnen auf die Matratzen und ließen sich erzählen. Und was erzählten die Verwundeten nicht Alles!

Die erste Frage, die der mitleidige Zivilist und seinen verwundeten Bruder richtete, ist: „Wo ist Du verwundet worden?“ — Neun du dom! — Nero zumim! — Niemam! — Non capisco! lautet die polyglotte Antwort. Aber Hilfe ist bei der Hand. Für jede Nationalität finden sich stammverwandte Dolmetscher. Und es ist etwas Merkwürdiges um das Theilnahmevoll gesprochene Wort in der Muttersprache. Dort schleppt sich mühsam ein brauner Magyare, gestützt auf einen Knüttel, fort, die Lippen vor Schmerz zusammenpressend. Baratom! spricht ihn ein ungarischer Doktor an, und leat sachte die Hand auf die Schulter seines Landsmannes, Baratom, leg' Dich auf diese Matratze hier. Mit fast verklärter Miene horchte der treue Sohn des Vaterlandes dem gewohnten Klange der Muttersprache und der Schmerz vermag ihm die Zunge nicht zu binden. In hastiger Rede und mit einer Hand heftig gestikulirend — die andere arg zugerichtet ruhte in der Binde — erzählte er die traurige Epistode des eigenen und das tragische Schauspiel des Unglücks unserer Nordarmee. „Mein Regiment kam bald mit dem Feind zusammen. Bei Skalitz fiel das erste Viertel der verheerenden Zündnadel zum Opfer; aber wir blieben dem Feinde keinen Mann schuldig. Bei Königgrätz, Herr, da ging's schlecht, sehr schlecht,“ und wieder versinkt er in sein Schweigen. Ist's die brennende Wunde, die ihm die feindliche Kugel geschlagen oder der Schmerz um die verlorene Schlacht, die ihm die Kehle schnürt?

Drei böhmische Jäger defiliren an uns vorüber. Nicht in Paradeschritt. Die Wunden erlauben das nicht. „Woher des Weges?“ fragte ein Landsmann; die jungen Burschen an der Nummer als seine Landsleute erkennend. „Aus Pardubitz,“ sagt ein Unteroffizier unter ihnen. Und eine Menge anderer Fragen antizipirend fährt er resolut fort: „Wir sind Mündgräber und hatten unsere Gegend gegen den Feind zu schützen. Bei Podol pflückte unser Bataillon die ersten Lorbeern. Wir würden sie nicht so theuer erkauft haben, wenn man uns Tags zuvor, als noch der Feind weit war, auf die Anhöhe gestellt hätte, die wir dem Feind dann im Sturm abnehmen mußten. O Gott, o Gott! das Elend ist groß bei uns zu Haus. Die ganze schöne Frucht ist beim T..... Und wie schön sie war! Mannshoch standen die Halme voll süßer Frucht. Und jetzt ist Alles verloren. Mein gutes Böhmen.“ Thränen entstürzten dem Oberjäger bei diesen Worten. Sein Herz blutete ihm bei der trüben Erinnerung an die verwüsteten Felder. „Warum mußte man den Feind ins Land lassen, das er nun aufsaugt wie ein Blutegel?“ wirft sein Untergebener, der Jäger zur Rechten ein. — „Und diese Zündnadeln,“ sagt der Jäger zur Linken, „mein lieber Herr, da können Sie sich keine Vorstellung machen. Wie der dichteste Hagel fiel es uns in die Glieder. Bei Königgrätz ging es gar schrecklich zu. Da ein Kreuzfeuer nahmen uns die Feinde, und wenn Einer heil von uns zurückgekommen ist, vom ganzen ersten Armeekorps, so ist's ein Wunder, die Kugeln flogen, wie wenn man Erbsen aus einem Sack schüttet.“ — Das lebhaft geführte Gespräch führte mehrere Zuhörer herbei. Die Landsleute finden sich zusammen. Verwundete der böhmischen Regimenter: Nobili, Reischach und Konstantin treten der Gruppe bei. „Von unserem Regiment sammelten sich nur drei Kompagnien nach der Schlacht bei Königgrätz,“ jammerte der Nobili. „Reischach,“ versichert der Andere, „das unter Ramming's Führung die gefährlichen Terrains zwischen Nachod und Skalitz zu erstürmen hatte — Reischach hat keine Offiziere mehr, Alle sind verwundet oder gefangen. Unsere Offiziere stürmten muthig wie die Löwen. Nun sind ihrer nicht mehr viel.

Die Konstantiner waren am meisten rabiat. „Im eigenen Werbebezirk geschlagen zu werden, das thut weh!“ ruft ein baumstarker Flügelmann, grimmig mit den Zähnen knirschend. „Aber so wahr Gott über mir ist, wir können nicht dafür. Unser Leben galt uns eine leere Haselnuß. Aber was half das Alles! Waren wir 1000, so standen uns 6000 Preußen gegenüber; und waren wir 10,000, so konnte man darauf rechen, daß 30,000 Preußen Kugeln auf uns regnen ließen. Nie eine Reserve hinter uns! Keine Lücke konnte ausgefüllt werden, und wenn wir dem Feind

Digitized by Google

in den Leib gerückt waren, so bildeten wir noch ein Häufchen. Wir sollten wir da zusammen." „Ja, ja, ich will nichts sein zweitschaligen Kameraden, trotzdem ihm das Rücken steif sieh, wenn ein Gewehrschuß hatte ihm am Halse verwundet. „Glauben Sie mir, wenn ich Eisen, der ich kaum schreiben kann, zu den fehlten gehabt hätte, so würde ich den Feind nicht in's Land gelassen haben. Ich hätte ihm den Rachen den Weg versperrt, ich hätte die Berge besetzt, welche die Reichacher haben stürmen müssen; ich hätte in die Wälder Soldaten gelegt, aus denen heraus sie (die Preußen) uns beschossen, ohne daß wir sehe indessen kommen konnten." „Wir waren gar fürchterlich daran," jammerte ein Jäger. „Wir mußten im schrecklichsten Feuer Quarré bilden ohne abzudrücken, weil man die feindliche Kavallerie erwartete. Der dritten Feind rückte sich aber nicht vom Fleck, bis die Infanterie ganze Ladungen von Kugeln in unser Quarré gepfeffert hatte. Natürlich blieben uns nur wenige Bajonnette. — Wie war's doch bei Münchengrätz?" wendete er sich fragend an seinen Kameraden, der ihn stützte. „Ja," sagte dieser, „bei Podol hatten wir Alles vorbereitet, um dem Feinde Verhaue zwischen die Beine zu werfen, wenn er uns verfolgen sollte. Richtig warf er uns einmal über die Brücke, auf die Verhaue vergaß man unserseits. Als wir aber den Feind dann wieder zurückdrängten, so hielten uns unsere Verhaue auf. Der Feind war nicht so vergeßlich wie wir." „Jesus, Maria und Joseph, das ist wirklich kaum zu glauben," rief der ganze böhmische Chorus wie aus einer Kehle. „Wir haben es den Büchsen den Preußen leicht gemacht, zu siegen! Aber warte Preuße, wenn wir einmal die Zündnadeln haben, dann wollen wir Dir's schon einschenken, brummte grollend ein alter Knasterbart. „Ich schwör' Ihnen bei Allem was heilig ist, wenn wir Zündnadeln gehabt hätten, kein einziger Preuße hätte sein Vaterland wieder sehen dürfen. So aber waren wir ohne Gewehre. Der Feind, dem seine Generäle immer gedeckte Stellungen gegeben, ließ uns immer an sich herankommen, feuerte dann vier, fünfmal ab, und retirirte. Wir aber standen immer im offenen Feld. Der Feind sah uns, wir ihn nicht. Das Donnerwetter möge dreinschlagen, daß es so gekommen ist."

Sehr zufrieden waren die Bleßirten mit der Abtretung Venetiens. Es waren zumeist Soldaten, deren Blut die Gefilde dieser theuerstien unserer Kronländer bereits gedüngt hatte. — „Das ist recht. Wir jagen die Preußen dann aus dem Lande und nehmen Rache für Alles, was er uns angethan. Wenn ich nur schon wieder gesund wäre und Zündnadeln hätte! — —"

Was ist das für ein Zusammenlauf? Ein Unglück ist es Gottlob nicht, das merken wir an den Mienen. Also flugs hin — wie es Berichterstatterspflicht erheischt. Ein Zündnagelgewehr! Ein Ungar von Erzherzog Ernst hatte es erbeutet. Zwanzigmal wenigstens mußte der Wackere die Geschichte erzählen wie es dabei zugegangen und er erzählte sie zwanzigmal und jedesmal glühte sein Auge vor Freude, nur eines, das andere war unter der Binde. Die Geschichte wortgetreu überzetzt, lautet wie folgt: „Ein Preuße hatte auf meinen Kameraden angelegt. Ich stand in der Nähe des Preußen, versetzte ihm einen Stich mit dem Bajonnet, daß ihm die Zündnadel aus den Händen fällt. Das Gewehr umgekehrt, dem Preußen mit dem Kolben eins auf den Kopf, daß er hin ist. Das Gewehr war mein. Die Patrone die drin war, nehme ich heraus, da ist sie!" Mit diesen Worten zog er die Patrone aus der Tasche und dieselbe wanderte ebenso von Hand zu Hand, wie unsere Bestegerin, die Zündnadel. Die leichte Handhabung dieser Schießwaffe im Vergleich zu der unsrigen machte uns Vieles begreiflich.

Nach einen ähnlichen wackeren Helden hatten wir Gelegenheit zu sehen und zu sprechen. Es war ein Standartenführer vom Kürassier-Regiment Graf Stadion. Ein Schuß durch den Schenkel fesselt ihn ans Lager. Er gehörte in die Kategorie der halbschwer Verwundeten. Dem armen Mann fällt jede Bewegung schwer und doch möchte er sich anders legen, als er liegt. Wir sehen seine vergeblichen Bemühungen und springen ihm bei. Sofort und unaufgefordert belohnt er den Liebesdienst mit der Erzählung, wie er mit dem Säbel in der einen und der Standarte in der andern das Palladium gehütet. „Auf einmal" — ruft der Galizier in gebrochenem Deutsch schmerzlich bewegt aus — trifft mich Kugel. Auf Kugel nutzt nix Säbel. Zwei Stunden reit' ich mit Bleßur; Preuß mir nach!" — Und die Standarte?" fragten wir gespannt. — „Bin ich nicht tod, also is unser!"

Um 3 Uhr Morgens langte der zweite Zug mit der in 72 Waggons über 1000 Verwundete brachte, also gerade die doppelte Zahl, für die vorgesehen war. Dazu kam noch die Meldung, daß in Florisdorf ein dritter Zug mit 600 Verwunderten warte. Auch hier schafften die Komitemitglieder noch Hilfe, man ließ in aller Eile frische Suppe und Kaffee kochen und in 5 Minuten war auch diese riesige Zahl von Verwundeten gestärkt. Die Zammerscene war wo möglich noch ergreifender als beim ersten Zug und die Aerzte thaten diesmal mit übermenschlicher Aufopferung ihre Pflicht. Sie verdienen sämmtlich den Dank ihrer Mitbürger! Die Verwundeten die mit diesem Zug kamen, hatten alle die Schlacht bei Königgrätz mitgemacht. Sie erzählten grauenvolle Dinge.

Plötzlich und unerwartet sei der Feind im Rücken und Flanke erschienen und beschoß sie mit einem Hagel von Kugeln. Jeder Widerstand war vergebens, es wanden sich einzelne Kompagnien, dann ganze Regimenter und Brigaden zur Flucht. Die Flucht war zügellos, jedes Kommando hatte aufgehört — die Soldaten fanden sich in aufgelösten Haufen zusammen und retirirten. Neun volle Stunden dauerte die Flucht, Kavallerie, Artillerie, Infanterie bunt durcheinander, die preußischen Husaren waren hinter drein, die preußische Artillerie im Carriere nachjagend und die Straße, auf welcher die Oesterreicher flüchteten, mit Schrappnells beschießend. Als man an die Elbe kam, war die Verwirrung hellos. Die Brücken reichten nicht hin und wurden größtenteils von der Artillerie und Kavallerie benützt. Da warfen sich tausende in die Elbe, wer schwimmen konnte, rettete sich — wie Viele da untergegangen, zählt Niemand, wird auch Niemand zählen. Selbst Verwundete retteten sich schwimmend. Die Preußen beschossen den Verbandplatz so fürchterlich, daß man die Schwerverwundeten liegen lassen und mit den Leichtverwundeten retirren mußte. Oft sanken die zum Tode Ermatteten, die seit achtundvierzig Stunden nichts gegessen hatten, kraftlos zusammen, aber die Furcht vor dem heransprengenden Feinde zwang sie zur neuen Flucht. Was hindernd in dem Wege stand und den Soldaten beschwerlich war, Kanonen, Lafetten, Munitionswagen, Gewehre und Tornister wurden weggeworfen. Nicht eher rasteten die Flüchtlinge, als bis sie den Schienenweg und auf demselben den nächsten Bahnhof erreicht hatten. Die meisten flüchteten nach Pardubitz, hier soll die Verwirrung eine namenlose gewesen sein. Mit demselben Zuge kamen Offiziere und gesunde Soldaten an, die einfach nach Wien geritt waren, weil sie sonst nirgends über ihr Korps etwas erfahren konnten. Die Verwundeten-Transporte kamen fast ohne Begleitung, ohne Transportkommandanten an, man hatte sie in aller Eile, wo man sie fand, aufgeladen und südwärts geführt. Mitten unter den österreichischen Verwundeten stiegen aus den Waggons fünf sächsische Fahnenträger, ihr theuerstes Gut, die Fahnen arg zerschossen in den Händen tragend. Sie wären eher gestorben, als daß sie ihre Fahnen dem Feinde überlassen hätten. Es waren prächtige Männer, noch ungebeugt und jeden Augenblick bereit, neuerdings gegen den verhaßten Preußen ins Feld zu ziehen. Sie erregten die allgemeinste Theilnahme. Die Sachsen müssen alle wacker und heldenmüthig gekämpft haben, die österreichischen Verwunderten spenderten ihnen das höchste Lob und wir sahen wiederholt österreichische Verwundete, die stehend baten, mit ihren sächsischen Kameraden, die so treu im Kampfe zu ihnen gehalten, in ein Spital gebracht zu werden. An einzelnen rührenden Episoden fehlte es auch diesmal nicht. Ein Uhlane, der über und über mit Blut bedeckt war, als hätte er sich in rothem Saft gebadet, mußte mit einer Tragbahre weggeschafft werden. Aber selbst in diesem Zustande wollte er von seiner Pike nicht lassen und es bedurfte der energischen Versicherung eines Offiziers, die Pike werde ihm sorgfältig aufgehoben werden, um ihn zu beruhigen.

Es war 6 Uhr Morgens, als wir den Bahnhof verließen. Alle, die sich an dem Liebeswerke, die Verwundeten zu pflegen, betheiligt hatten, waren erschöpft, und doch galt es, in einer Stunde von Neuem zu arbeiten. — Das arme Weib mit dem Säugling kauerte noch immer in der Ecke und suchte noch immer ihren Sohn.

Digitized by Google

Sie frug den Zug wohl auf und ab
Und frug nach allen Namen,
Doch Keiner, der da Antwort gab,
Von Allen, so da kamen.

Das junge Mädchen mit den schwarzen Locken hatte noch keine Nachricht von ihrem Bruder erhalten. Möge Beiden der heutige Tag erfreuliche Kunde bringen.

Rabulf's Buche.

Novelle von Otto Roquette.

(Aus Westermanns „Illustrirten Deutschen Monatsheften.")

Zweites Kapitel.

(Fortsetzung.)

Um dieselbe Zeit begann auch die abendliche Geselschaft in dem Wirthshause unten im Thale sich nach und nach zu zerstreuen. Ein junger Mann in modischen Reisekleidern, der gegen Abend angekommen war, hatte die Aufmerksamkeit der Stammgäste erregt. Er war ihrer Unterhaltung nicht aus dem Wege gegangen, hatte sich in gewinnender Weise über verschiedene Verhältnisse der Stadt erkundigt, und die Neugier der Frager durch dies und jenes aus Paris befriedigt, woher er eben gekommen sein wollte. Von dem Kellner erfuhr man, daß er ein Zimmer mit zwei Betten bestellt habe, also noch Jemand erwarten müsse. Im Fremdenbuch las man den Namen Arnold, Zimmermeister. Bei dem weltmännisch eleganten Wesen des jungen Gastes erschien es den Herren nur als ein Irrthum, daß das Wort „Zimmermeister" im Fremdenbuche unter die Rubrik „Stand" gerathen sei. Man wollte eher einen jungen Herrn „von Stand" in ihm sehen. Ja der Rentamtscalculator Schneider, auf dessen Menschenkenntniß man etwas gab, witterte hinter dem Namen Zimmermeister ein geheimnißvolles Incognito. So begegnete man ihm mit großer Höflichkeit, und war nicht wenig gespannt auf die Ankunft dessen, den er noch so spät erwartete, und mit dem er sein Zimmer theilen wollte. Man kam auf kühne Vermuthungen, ja sogar eine etwas gravirende Annahme hatte für die neugkeitsdurstigen Väter der Stadt etwas Gefälliges. Allein es wurde spät, die öffentliche und häusliche Ordnung verlangte, daß man sich zurückzog. Man that es ungern, da das Geheimniß noch immer ungelöst blieb, und verabschiedete sich, nicht ohne ein vertrauliches Wort an den Kellner, welches auf seine um so vertraulichere Mittheilung für den folgenden Tag hinzielte.

Der junge Gast war allein. Er zündete eine neue Cigarre an, sah wiederholt nach der Uhr und in den noch immer strömenden Reden hinaus und ging im Zimmer auf und ab. Plötzlich rief er den Kellner. „Kennen Sie einen Schuster Quassian hier am Orte?" fragte er. „Wohnt er weit von hier?"

„Oh," meinte der Kellner, „wenn der Herr für die Fußbekleidung etwas in Stand bringen lassen will, so wollen wir zu einem besseren Schuhmacher schicken. Der Quassian versteht nichts mehr und macht nur Flickarbeit für geringe Leute."

„So, so! Aber es ist nicht darum. Es liegt mir daran, den Quassian zu sprechen."

Der Kellner schmunzelte. „Der Herr wollen also blos Ihren Spaß an der Verrücktheit des dummen Kerls haben?"

„Auch das nicht, mein angenehmer Knabe! Ich wußte bisher nicht einmal, daß der Mann verrückt und ein dummer Kerl sei. Schaffen Sie mir Jemand, der mich nach seiner Wohnung führe."

„O, das wird nicht nöthig sein, denn der Quassian sitzt vermuthlich noch, wie er pflegt, in dem Wirthszimmer nach dem Hofe hinaus, wo die gemeinen Leute ihren Schoppen trinken."

„Das hätt' ich eher wissen sollen!" rief der Gast. „Sehen Sie zu, und bitten Sie ihn, zu mir herüber zu kommen. Wenn er da ist, bringen Sie gleich eine Flasche Wein mit."

Der Kellner hörte mit offenem Munde zu und schlug draußen die Hände über dem Kopf zusammen vor Erstaunen, daß am Ende der Schuster Quassian der noch so spät erwartete Gast sei. Vor einer solchen Annahme mußte auch die Dorfweisheit des geheimnißvollen jungen Mannes zusammenfallen, wenn nicht etwas — etwas ganz unerhörte und unerwartete Geheimnisse sich an ihn knüpften.

Denn der Schuster Quassian war ein bekanntes Stadtoriginal untergeordneter Gattung, und zwar wie es deren nur in kleineren Universitätsstädten zuweilen gibt. Seine, einst günstigere Verhältnisse waren im Laufe der Zeit nicht auf der Höhe geblieben. Die Fortschritte in der Kunst, Stiefel herzustellen hatten sein handwerkerliches Verständniß überflügelt. Zwar machte er für einige Professoren älteren Schlages nach wie vor und nach altem Leistenverstande die übliche Fußbekleidung, und für manch Studenten hatte die Eigenthümlichkeit seiner Persönlichkeit Anziehung genug, um des Mannes willen mit seiner Arbeit fürlieb zu nehmen. Im Ganzen aber folgte die neue und jüngere Generation der Strömung der Zeit, die sich veredelnd auch des Schusterhandwerks bemächtigt hatte. Meister Quassian war zwar nicht außer Thätigkeit gesetzt und nicht durchaus verarmt, wenngleich sein Geselle oder Lehrburch mehr die Vervollkommnung bei ihm nachsuchte. Zu flicken, zu versohlen und vorzuschuhen gab ihm die Menschheit immer noch, aber er galt doch für einen ganz untergeordneten Künstler. Allein je weniger die akademische Körperschaft das Wohl und Wehe ihrer Füße ihm anheim geben wollte, so gehörte er doch, mehr als mancher geschickere Jünger St. Crispins, zu ihrem Verbande. Meister Quassian war, was seine Persönlichkeit betraf, durch und durch ein Universitätsschuster. Er rechnete sich auch durchaus zum gelehrten Kreise und ließ es sich angelegen sein, mit so viel lateinischen Vocabeln und Redensarten, als er irgend austreiben konnte, um sich zu werfen. Er pflegte ein Stübchen an ärmere Studirende zu vermiethen und hatte es gern, wenn sie seinen gelehrten Bestrebungen zu Hilfe kamen. So sammelte er im Lauf der Jahre eine Menge lateinischer Wendungen.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Der alte Arzt, das Nähte-Instrument,
Das Schwert, der Dolch, den meine erste nennt,
Sind Dinge, die ihr längst mit diesem Namen kennt.

Die Zier, die Trägerin, die Treiberin,
Die weiche Freundin und die Schreiberin,
Mit ihrem Ball die Zeitvertreiberin.

Dies Paar verbunden gibt kein Ehepaar,
Die zweite selbst wird wen'ger, als sie war;
Der Schmuck, die Weichheit und der Zeitvertreib
Fällt weg, und eisern wird ihr ganzer Leib;
Auch mischt man Kupfer oder Silber drunter,
Und du verdankst ihr dieses Räthselwunder!

Auflösung des Logogryph in Nr. 27.

„Tadel" und „Adel."

Druckfehlerberichtigung. In dem Witterungsbericht der vorigen Nummer aus „Herrieden, Anfangs Juli". sind durch das Zusammentreffen ungewöhnlicher Umstände mehrere Fehler stehen geblieben, um deren Berichtigung man hiemit ersucht haben will. Nach Station ist statt 1865-1866 umgekehrt, wie unter den Extremen, zu setzen 1866 1865, dann soll in der Rubrik der Differenzen das negative Zeichen (—) nur stehen bei den Stationsorten: Alikante, Palma, Lesina, Palermo, Bilbao, Lissabon, Madrid, Valentia und Nairn, und ist dasselbe bei den übrigen 16 Stationen zu streichen.

D. Red.

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 29. Sonntag, den 22. Juli. 1866.

— — was ist ein Sieg?

Ein Fallstrick des Verderbens. Denn der Sieger
Vergißt in seinem Glück der Mäßigung,
Verfolgt die Bahn des Blutes, oder legt
Ein hartes Joch auf des Besiegten Nacken,
Das wieder Streit erzeugt, und über ihn,
Den Sieger, kommt auch dieses neue Blut.

Raupach.

Radulf's Buche.

Novelle von Otto Roquette.

(Aus Westermanns „Illustrirten Deutschen Monatsheften.")

Zweites Kapitel.

(Fortsetzung.)

Meister Quassian versäumte keine Doktordisputation, keine öffentliche akademische Handlung. Er war überall bekannt, beliebt, und er ließ es gelten, wenn der Vorwitz und die Lustigmacherei beim Rectoratswechsein oder sonstigen Haupt- und Staatsactionen der Universität, ihn auf die erste Reihe der Zuschauer- und Hörerbänke zu schieben suchte, um ihn allen Blicken auszusetzen. Meister Quassian hatte den liebenswürdigen Humor, seine sonderbare Stellung zur akademischen Welt zu verstehen. Verspottung verletzte ihn nicht, er ahnte, daß seine lateinischen Redensarten oft nicht richtig, oder nicht an rechter Stelle verwendet waren, aber es beglückte ihn doch, über einige gelehrte Abschnitzel verfügen zu können; und wo die giltige lateinische Münze nicht ausreichte, prägte er für seinen Privatgebrauch sich neue charakteristische Sprachformen. Er wußte voraus, daß bei seinen würdevollsten Sprüchen ein Gelächter entstehen werde, er schmunzelte selbst schon im Voraus und zwickerte mit den Augen, und gab sich gutmüthig der Lustigkeit preis. Es versteht sich, daß er nicht ohne eine kleine Eitelkeit war, und daß diese durch hämischen Spott und böswilligen Spaß auch verletzt werden konnte. In solchen Fällen aber trat seine unlateinische Sprudelgewandtheit in treffender Abwehr glänzend hervor, so daß sich der Angreifer meist beschämt zurückzog, die Lacher aber dennoch auf Meister Quassians Seite blieben. Dies machte ihn nur noch beliebter, und so sehr man ihn hänselte, man schätzte seinen Humor und es lag nichts gegen ihn vor, wodurch man ihn nicht persönlich achten sollte. Dies war im akademischen Kreise. Anders aber stand der Mann in bürgerlichen Beziehungen. Er konnte nicht umhin, auch unter Handwerksgenossen mit seinem Latein zu prunken, sich als einen angehörigen der gelehrten Schule zu geben. Man lachte auch hier über ihn, aber weniger gutmüthig. Die Abnahme seines Geschäfts, die Verschlechterung seiner Arbeit, schob man — und es bleibe ununtersucht mit wie viel Recht — auf seine Verzettelung in Dingen, die ihm nicht zukamen. Eine heruntergekommene Arbeitskraft wird in ihrem Bereiche selten großer Achtung genießen, es mögen sich noch so viele Vorzüge finden, die den Werth des Inhabers auf andern Gebieten ersehen. Was einmal aus der Art schlägt, wird von dem ursprünglich Gleichartigen, das sich regelrecht entwickelt hat, immer mißachtet. Die Welt urtheilt nach äußeren Erfolgen, gleichviel ob es eine große oder kleine Welt ist, und wo sie keine Erfolge sieht, gibt es für sie keine Würdigung. So kam es, daß man Meister Quassian als den Allerweltsnarren behandelte, seine Späße belachte, sich aber auch jeden Spaß mit ihm erlaubte, und ihn unterschätzte, selbst da, wo er menschlich schätzenswerthe Seiten bot.

Der junge Gast, den wir, laut seinem in das Fremdenbuch eingetragenen Namen, Arnold nennen wollen, hatte nicht lange zu warten. Bald erschien der Kellner wieder, an der Seite eines kleinen etwas gekrümmten Männleins mit seinem Munde und klug blickenden Aeuglein und in sonderbar altmodischer Kleidung

„Hab' ich das Vergnügen, Herrn Quassian zu begrüßen?" fragte Arnold mit gewinnender Freundlichkeit.

Der wackere Schuster stutzte. Dann sagte er: „Servus, unterthänigster Diener!" Forschend sah er dem Fremden in's Gesicht, und neugierig, auf was es eigentlich abgesehen sei, setzte er hinzu: „Num quid osterum? Was steht sonst zu Diensten?"

„Dann freue ich mich," entgegnete Arnold, „dem trefflichen Pflegevater meines Freundes Reginald die Hand drücken zu können! Reginald schlug mir vor, hier mit ihm zusammenzutreffen, ich erwarte ihn schon seit mehreren Stunden. Wollen Sie mir inzwischen freundlich Gesellschaft leisten? Hoffentlich läßt unser gemeinschaftlicher Liebling nicht mehr lange auf sich warten."

Des Alten Gesicht schien bei dem Namen Reginald aufzublühen, seine Augen glänzten, und aus der Stellung mißtrauischen Lauerns bog sich der ganze Mann in aufathmender Freude gleichsam empor. „Ach! Servus!" stotterte er glücklich: „Ein Freund meines Reginald? Er schrieb mir, er werde in diesen Tagen kommen. Er schreibt mir oft, der gute Jüngling, juvenis doctissimus. Quem habeo honorem — wen habe ich die Ehre? Wie nenne ich Euer Hochwohlgeborgen?"

Digitized by Google

Arnold nannte seinen Namen und lud den Meister ein, an einem kleinen Tische Platz zu nehmen, wo der Kellner bereits Wein und Gläser aufgestellt hatte. Der Fremde schien durchaus nicht verwundert über des Schusters lateinische Wendungen, behandelte ihn mit der größten Hochachtung, und flößte durch sein gefälliges Wesen dem Alten das höchste Vertrauen ein. Der gute Wein und das Gespräch über Reginald vertrieben bald den letzten Rückhalt. Arnold erzählte vorderst ausführlicher, daß er sechs Monate in Italien, England und Frankreich zugebracht, und mit dem Fremde, der in Berlin lebte, brieflich verabredet, sich hier in Süddeutschland mit ihm zu vereinigen, um dann gemeinschaftlich einen Sonnerausflug zu unternehmen.

„Optime!“ rief Meister Quassian. „Musis recreatum. Erholung muß sein! Und einen juvenem doctissimum studiosissimumque hoff' ich in Euer Hochwohlgeboren zu erkennen, wie ich denn den ornatissimum vor mir sehe?“

„Ich bin kein Gelehrter, mein lieber Meister,“ entgegnete Arnold, „Wenn ich gleich so viel Latein verstehe, um Ihnen folgen zu können. Ich bin nur ein Zimmermann.“

„Hercle! dieses wundert mich!“ rief der Meister, indem er Arnold groß ansah. Er verglich den jungen Mann mit den Zimmerleuten und Meistern, die er in der Stadt kannte, und konnte zwischen der Erscheinung des Gastes und dem Handwerk keine Vermittlung finden.

„Es sollte mir leid thun, wenn ich dadurch in ihrer Achtung einbüßte,“ fuhr Arnold lächelnd fort.

„Hoc minus, dieses weniger!“ meinte Quassian. „Unser Reginald gehört auch nicht den scientiis an, wenn er gleich als Baumeister, architectus, auf einer Akademie studirt hat. Ich kann nicht leugnen, daß mir das seiner Zeit nicht in den Sinn wollte, denn ich hätte ihn gar zu gern zum Gelehrten gemacht. Wir würden manche Hilfsquelle gefunden haben. Denn wenn ich auch für mich aus dem Wohlwollen der professorum das no autor ultra crepidam, Schuster bleib bei deinem Leisten, heraushöre, so hätten sich für meinen Reginald doch stipendiae et cactora gefunden. Allein weit entfernt sei es, ein operam et oleum perdidi! auszurufen. Unser Reginald ist seinen eigenen Weg gegangen, aber er ist doch nach meinem Herzen, und ich habe mehr Freude und Glück an ihm, als München an seinem eigenen Sohne! Vivat!“ Der Meister, der die letzten Worte mit bewegter Stimme gesprochen, bob sein Glas und trank es aus.

„Reginald spricht oft und mit Liebe von Ihnen und seiner Kindheit,“ begann Arnold wieder, „aber ich erfuhr bisher nur Bruchstücke. Sie würden mich erfreuen, wenn Sie mir im Zusammenhang davon erzählten.“

„Placet! Nichts lieber als das. Obgleich wenig darüber zu sagen ist, und — nicht Alles gesagt werden kann.“ Der Meister seufzte und sah in sein Glas. „Was nicht mehr zu erlangen ist, das soll man — doch longum est, es würde zu lang sein! Also ich muß zuvörderst de me ipso anfangen, von mir selbst. Ich war ein junger Mann und hatte ein junges Weib, uxorem, und wir hatten unser eigenes Häuslein, und konnten bei der Arbeit ein gar hübsches Leben führen, vitam amoenissimam. Aber drei Kinder starben uns hinter einander, und es waren schwere Kriegszeiten. Bald jagten die Franzosen die deutschen Kriegsvölker durch unsere Stadt, bald wurden sie wieder von deutschen Heeren gejagt. Es ging alles drunter und drüber, wir hatten so oft den Landesherrn gewechselt, daß wir manchmal gar nicht mehr wußten, wem wir angehörten. Endlich kam einmal Ruhe, der Franzose zog ab, abiit, evasit, erupit, und wir dachten, wir könnten uns erholen. — Nun lag bei uns aber alles voll von Verwundeten aller Nationen, und mancher sah sein eigenes Wohnhaus zum Spital verwandelt, darin er selbst kaum mehr Platz hatte. Meine Frau, die im Basthofe nicht selten zur Hilfe ama studarum servа, erzählte von einer schönen jungen Dame, die mit ihrem Kinde dort ein Unterkommen gefunden, aber nicht wohl aufgehoben sei in dem Rumor bei ihrer Kränklichkeit, debilitas corporis. Ihr Mann, ein Deutscher, aber in französischen Diensten militans und Hauptmann, hatte allhier verwundet gelegen. Sie war ihm gefolgt, ihn zu pflegen, aber er starb, und nun saß sie hier, matrona nobilis, selbst krank und ohne Pflege. Wir schlugen ihr vor, sie bei uns aufzunehmen, und sie ging gern darauf ein. Sie war einen ganzen Winter hindurch bei uns, und gewöhnte sich so, daß sie ganz gern immer dableiben. Verwandte hatte sie gar nicht, sie war, wer weiß von woher gekommen, von den Inseln ultima Thule, „Isle de Napoleon“ nannte sie's auch selbst. Ihr Vater brachte sie nach Straßburg, dort starb er, mortuus est. Sie heirathete ihren Mann, jetzt mortuus dito. Nun war sie mit ihrem Kind allein. Es war ein gar feines Knäblein, puer gratiosus, und anfangs mocht' ich es kaum anfassen mit meinen Händen, obwohl sie des Peches — pix, pieis — nicht immer ohne waren. Allein das Knäblein Reginald nomen gerens, war gern in meiner Werkstatt, und gewöhnte sich sehr an mich. Wir waren gute Freunde. Jetzt, wie es zum Frühjahr geht, wird die Krankheit unserer Dame schlimmer, und eines Tages geht sie uns unter den Händen aus, wie Licht. Sie hatte vor ihrem Tode noch ein Langes mit mir gesprochen, mit mir allein, nicht mit meiner Frau. Der freilich hatte sie auch ihr Kind empfohlen wie mir, weil sie mein Weib als wacker erkannt hatte, probissimam. Was die Dame aber mit mir verhandelte, es galt dem Reginald, und ich versprach zu schalten und zu walten — — oh, Gott, oh Gott! — ich kann's nicht halten, und verloren ist verloren! Perditum! Perditum!“ — Der Meister verbarg sein Gesicht in den Händen, er schien von schmerzlicher Erinnerung hart bedrängt.

Arnold sah ihn betremdet an, fragte aber nicht, sondern stand auf und sah aus dem Fenster. Immer noch fiel der Regen, jetzt leiser und durchdringender herab.

(Fortsetzung folgt.)

Trauerflüstern.

(Eingesandt.)

Was trauerst du, du stolze heil'ge Eiche,
Warum senkst du die Zweige schlaff herab?
Fließt dir die Hoffnung von den ein'gen Reiche,
Das einst dir Kraft und edle Frische gab?

„Zerronnen sind der Zukunft stolze Träume,
„Der Bruder gegen Bruder zückt das Schwert;
„Verdorrt sieh'n die festlich schönen Räume —
„Wo blieb, ihr deutschen Feste, euer Werth?

„Die Lebenskraft, die euer Mark durchzogen,
„Sie ist verstegt, entmuthigt steht ihr da,
„Die schönen Reden alle sind verflogen,
„Zerfleischt von Söhnen, sinkt Germania!

„Drum traure ich, drum senk ich meine Zweige
„Von Stund' zu Stunde tiefer noch herab,
„Und klage flüsternd an Germania's Leiche
„Und fächle Frieden um ihr Riesengrab.“

J. Heimann.

Es geschieht nichts Neues unter der Sonne.
(Eingesandt.) Prediger Sal. 1,9

Eine alte Geschichte, der Bibel nacherzählt, die etwas bedeuten will.

Es war etwa um das Jahr 740 vor Christi Geburt, da kam ein neuer König im Lande Juda zur Regierung, sein Name war Abas. (2. Könige 16,1.) Er war erst zwanzig Jahre alt, als er den Thron seiner Väter bestieg, und regierte nachher 16 Jahre zu Jerusalem. Als 36jähriger Mann schon verließ er diese Zeitlichkeit, und doch — wie Wichtiges, wie Verhängnißvolles fiel in diesen kurzen Zeitraum! Es traf ihn ein hartes Loos. Sein Herz war friedlich; hätte er in ruhigerer Zeit regiert, die Tage seines Lebens wären vielleicht mehr, jedenfalls ruhiger geworden. Aber in dem Nachbarreiche, in dem nördlichen Königreiche des heiligen Landes, herrschte damals ein ehrgeiziger, weltstrebender Mann, Pekah war sein Name, der Sohn Remalja (v. 5), der mit Klugheit, mit energischer Kraft, mit unbeugsamem Sinne in

Digitized by Google

seinem Lande regierte und über große Heeresmassen gebot. Dieser hatte nichts Geringeres im Sinn, als den König im Süden zu vernichten und so viel als möglich Land zu seinem Königreiche zu ziehen.

Das schöne heilige Land nämlich, einst so herrlich und mächtig unter seinen großen Fürsten David und Salomo, einst so gewaltig, daß alle benachbarten Völker sich vor ihm beugen mußten (2. Sam. 10,19), einst ein Land des Segens und des Friedens (1 Könige 8,56), weil es einheitlich, von einem großen, mächtigen Haupte regiert war, hatte sich in unheilvollem Bruderzwiste getheilt. Der Norden und der Süden des schönen Landes hatte sich getrennt. Schäfer und weiter wurde von Jahr zu Jahr die Kluft. Zu der politischen Trennung kam auch eine religiöse Spaltung, und wenn es der politische Ehrgeiz nahe legte, wußte man auch diese Glaubensunterschiede wohl zu schärfen und als Deckmantel über die unlauteren Eroberungsgelüste zu breiten. Wohl gab es zuweilen Zeiten, da die Könige der beiden Reiche, die aus dem Einen Reiche hervorgegangen waren, im Frieden lebten, ja sie zogen auch die und da gemeinsam gegen einen fremden Feind (2. Könige 8,28), aber eine wahre innige Freundschaft herrschte zwischen ihnen nie; der böse Feind des Reiches und den Eifersucht lauerte immer im Grunde des Herzens. Namentlich war es das nördliche Reich, das von einer Art innerer Unruhe getrieben gewaltsam und erobernd um sich griff und nicht lange nach Gründen suchte, um seinen südlichen Nachbarn zu überfallen und ihm Elend und Jammer zu bereiten.

So stand es damals, als der junge, unerfahrene Ahas regierte. Man hätte denken sollen, daß erfahrene Männer, gereift unter den schwierigen Verhältnissen der früheren Regierungen ihm als Stütze zur Seite gestanden wären, allein es zeigte sich nur zu bald, daß er in diesen Kreisen keinen Rath, keine Hilfe fand. Von Ahas selbst erzählt die Schrift (2. Chron. 28,1), daß er nicht that, was dem Herrn wohlgefiel; das heißt aber nicht, er war ein irreligiöser Mann, ein Gotteslängner, ein Heide. Nein er war in gewissem Sinne zu religiös, nur suchte er die Religion auf dem verkehrten Flecke. Er meinte, in Aeußerlichkeiten und Ceremonienwerk, in Geschenken und Huldigungen an seine Priester, in Gründung vieler Höhen und Altäre bestehe die Frömmigkeit. Er opferte und räucherte auf den Höhen und auf den Hügeln und unter allen grünen Bäumen (v. 4). Ja selbst die schwersten Opfer brachte er dieser eingebildeten Religion. Er verbrannte selbst seine eigenen Söhne im Feuer diesen seinen Götzen zu Ehren (v. 3), obgleich diese seinem Lande keinen Segen bringen konnten, und ihre Priester ihn nur tiefer in's Verderben stürzten. Aber von dem rechten Glauben, der unwandelbar auf Gott sich stützt und das Herz fest und stark macht, wußte er nichts. (Jes. 7.) So stand es denn auch schlimm in seinem Lande. Nirgends war eine Kraft, ein durchgreifender Ernst, eine kluge Einsicht in die Gefahren, die ihm drohten, zu sehen. Das erkannte der ehrgeizige und schlaue Fürst des Nordens wohl. Er ersah sich diesen Zeitpunkt als den geeigneten, um über das benachbarte Bruderreich herzufallen und sein Land auf Unkosten desselben zu vergrößeren. Zwar der Gedanke, daß es ja seine Brüder seien, die er damit bekriege, daß er gegen sein eigen Fleisch und Blut wüthe, daß die bedeutsame Schwächung das schöne Land, das ein Augapfel Gottes war, zu einem Spielball für die Feinde machen würde, mußte ihm nicht blos selbst nahe treten; nein, es gab auch Gottlose in seinem Reiche noch Männer, die mit Entschiedenheit daran fest hielten, das seien ihre Brüder (2. Chron. 28,11), und den Muth hatten, in der Zeit der erhitzten Leidenschaften das auszusprechen und zu vertreten. Doch es gab auch damals schon eine höhere Diplomatie. Solche Gründe gelten nur für eine niedere Sphäre, in höheren Regionen wehen andere Lüfte, gelten andere Gesetze. Da gilt Macht vor Recht. Das Recht ist zu schwerfällig, das sinkt hinab in die tiefen Schichten; Macht aber, das ist der Adler, der sich hoch in die Lüfte schwingt. Doch ein anderes noch schien bedeutsamer in die Wagschale zu fallen. Pekah war ein alter Mann; 17 Jahre hatte er bereits regiert (2. Könige 16,1), als der junge Ahas auf den Thron stieg. Nicht lange mehr war die Dauer seines Lebens: Drei Jahre darauf starb er. Gram schon waren seine Haare und kahl sein Scheitel. Sollte er in solchem Alter sich noch in die Mühsale eines Krieges stürzen? Doch die Männer seines Rathes wußten auch dieses Bedenken zu beseitigen. Und noch Eines: wie wenn Juda sich doch ermannte, wenn seine Streitkräfte wie mit Blitzesschnelle gegen ihn hereinführen und seinen ungerechten Einfall züchtigten? Auch hier wurde Rath. Seinem Minister kam der kluge Gedanke: Du machst einen Bund mit Rezin, dem Könige von Syrien, (2. Könige 16,5). Zwar auch das war nicht ohne schwere Bedenken. Er, ein König Israels, sollte einen Bund machen mit einem Könige der Heiden, mit einem Könige, der nach Gott nicht fragte, der alle göttlichen Gesetze mit Füßen trat, der einen tiefen bittern Groll gegen das heilige Land, gegen das ganze auserwählte Volk im Herzen trug, den sicher nicht Treue und Liebe, sondern höchstens der augenblickliche Vortheil mit ihm verbinden konnte; mit einem Könige, der stets nur als Räuber gegen das Land Israel sich gezeigt hatte? Die Frage war ernst, doch seine Rathsleute halfen ihm auch über diesen Berg hinüber. Der Bund kam zu Stande. König Rezin freute sich deß von Herzen, denn ein alter Groll wohnte und brannte in seiner Seele. Er konnte es nicht verschmerzen, daß sein Vater von eben diesem Juda besiegt, daß ihm der Friede diktirt worden war, daß dieses Juda nun hinüberreichte bis an das Meer (2. Könige 14,22. 2. Chron. 26,1), daß er dort über Völker fremder Zunge herrschte. Am Grabe seiner Väter hatte er es geschworen, daß sein ganzes Leben dieser Rache geweiht sein sollte.

So waren nun beide Könige, der König Israels und der König der Heiden, vereint. Großartige kriegerische Vorbereitungen wurden getroffen. In aller Stille wurde gerüstet, eine ungeheure Streitmacht versammelt. Nicht gedachte Pekah an das alte Gesetz der Könige Israels (5. Mose 17,16): „daß er nicht viele Rosse halte," was Gott und gutem Grunde geordnet hatte, weil die die Macht der Menschen Herz zu blenden pflegt. Schlauer Plan wurde gefaßt. Der Heiden König sollte Juda im Süden anfallen (2. Kön. 16,6), der König Israels wollte vom Norden her angreifen, so wollten sie das arme Juda in die Mitte nehmen und es erdrücken. Es war eine schwere Zeit für die Gläubigen in Juda. Ihrer manche trösteten sich mit der gerechten Sache. Hatten sie ja doch den Streit nicht herbeigeführt, war es ja im Grund doch nur ein Räuberanfall, den man auf ihr Land richtete, war ja ihr König doch von allen Kriegsgedanken fern. Allein Gottes Gedanken sind anders als der Menschen Gedanken, und wo die Menschen nur Recht auf ihrer Seite sahen, da sagt die Schrift (2. Chron. 28,9): Siehe, weil der Herr, eurer Väter Gott, über Juda zornig ist, hat er sie in eure Hände gegeben; ihr aber habt sie erwürgt, so gräulich, daß es in den Himmel reichet.

Ja so kam es, so ganz anders, als Menschen dachten. Bekah, der nordische König, brach mit seinen geübten Heeresmassen wie ein Blitz in das Land des jungen Ahas, der nicht den Muth wie ein Blitz in das Land des jungen Ahas, der nicht den Muth hatte, seinem schlimmen Feinde zuvorzukommen und in dessen Land den Kriegsschauplatz zu verlegen. Eine furchtbare Schlacht ward auf dem Gebiete Judä's geschlagen (2. Chr. 28,6), 120,000 Mann seines Volkes, tretliche, d. i. tüchtige, kampfesmuthige Leute, die eines besseren Führers werth gewesen wären, fielen auf Einen Tag. Furchtbarer Schrecken ergriff das ganze Volk, ihr Herz zagte und das Herz des jungen Ahas, sowie das Herz seines Volkes bebete sagt Jesajas (Cap. 7, 2), wie die Bäume im Walde beben vom Winde. Unruhig lief Ahas hin und her, seine Hauptstadt wollte er verschanzen, er glaubte auch sie vor dem Feinde nicht mehr sicher, aber die rechte Hilfe suchte er nicht.

Da trat ihm der Prophet Jesaias (Cap. 7, 3) auf den Befehl seines Gottes entgegen, als er eben an den obern Teich Behufs seines Gottes entgegen, als er eben an den obern Teich Behufs seiner Hauptstadt gegangen war, um dort die nöthigen Anordnungen zum Bau der Wälle und Abwerrung des Wassers vor dem Feinde zu treffen. Der gewaltige, in seinem Gott starke dem Feinde zu treffen. Der gewaltige, in seinem Gott starke und entschlossene Prophet, der Mann, dessen Herz allein nicht zitterte, da seines Volkes Herz wie Espenlaub bebete, er verkündete zitterte, da seines Volkes Herz wie Espenlaub bebete, er verkündete mittlen in dieser Zeit seinem gebeugten Könige Frieden und Hilfe mittlen in dieser Zeit seinem gebeugten Könige Frieden und Hilfe von dem Herrn, wenn er zweierlei erfülle (v. 4): hüte dich und sei vom Herrn wenn er zweierlei erfülle (v. 4): hüte dich und sei ruhig, fürchte dich nicht und dein Herz sei unverzagt. Leichte Sühne, dann fürchte dich nicht und dein Herz sei unverzagt. Leichte Bekingungen und doch so schwer. Von altem Beben sollte der Bekingungen und doch so schwer. Von altem Beben sollte der König sein Herz sammeln zur Stille, zur Besonnenheit, zu festem König sein Herz sammeln zur Stille, zur Besonnenheit, zu festem Halten an dem Herrn seinem Gott; in dieser Besonnenheit sollte Halten an dem Herrn seinem Gott; in dieser Besonnenheit sollte

Digitized by Google

er seines Volkes Kräfte sammeln, den Geist der eigenen, festen Ruhe in das Herz seiner Unterthanen überströmen. So würde ihm der Sieg gewiß sein.

So sprach der Prophet. Aber Ahas, der äußerliche Mensch der von solcher Macht des Geistes und Glaubens keinen Begriff hatte, wies das zurück. Ich will nicht den Herrn versuchen, sprach er kalt zum Propheten (v. 12). Es war ein entscheidender Moment. Mit tiefem Blicke sah Jesaja in die trüben Tage, die nun kommen sollten; er schaute die Noth seines Vaterlandes, die Tage der Trübsal, die nun hereinbrechen sollten. Da rief er das ernste Wort seinem Könige zu: Gläubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht (v. 9). Und nun hebt seine düstere Weissagung an: es kommt die Fliege aus Aegypten, es kommt die Biene aus Assur. Ein scharfes Scheermesser wird über das heilige Land kommen. Großes Elend wird im Lande sein, weil seine Könige blind und seine Fürsten taub gewesen sind. Doch nicht geht sein Blick in lauter Nacht und Finsterniß verloren, er sieht in weiter, weiter Ferne aus tiefer Nacht einen goldenen Stern hervorblitzen (v. 14). Nicht aus ist es mit seinem Lande, sein Volk kann nicht untergehen. Mit uns ist Gott, Immanuel, heißt er diesen Stern und um dieser goldenen Hoffnung willen legt er sein Haupt auch mitten unter den finstern Wettern getrost ins Grab.

Wie ganz anders sein König! Ahas verzagte, verzweifelte. Seine Heere wurden geschlagen, 200,000 seiner Unterthanen wurden gefangen weggeführt (2. Chr. 28,8). So wütheten Brüder gegen Brüder. War denn aber der Bruderſinn in jenem nördlichen Reiche ganz erstorben? Wir können Gottlob sagen: Nein. Nicht zwar waren es die Priester, die zunächst berufen waren, ihr Volk an seine Sünde und Schuld zu mahnen. Aber es war ein Prophet, er hieß Oded, sein Name ist des Gedächtnisses werth, der trat offen dem siegreich heimkehrenden Heere entgegen, der hatte, während der phanatisirte Pöbel nur Triumpfesgeschrei hören ließ, ein ernstes Wort an die Sieger (2. Chr. 28,9 ꝛc.): Ist euer Thun nicht Schuld bei euch wider den Herrn euern Gott? Eure Gefangene sind eure Brüder. Gebt sie zurück, sonst machet ihr unserer Sünde und Schuld nur desto mehr und der Zorn über Israel wird ergrimmen. Sein ernstes Wort machte tiefen Eindruck, viele der wackersten Männer von Israel (v. 12.) folgten seiner Mahnung. Es war ein schöner Tag der Sühne großer Schuld (v. 15.), ein Tag, der die tief entfremdeten Gemüther des Nordens und Südens wieder vereinte.

Doch Ahas unter solchem Jammer und bei solchen Verlusten verzagte. Er suchte nicht Hilfe bei dem, welchen der Prophet ihm gezeigt hatte, er wandte sein Auge nach andern Orten. Ein guter, ein rettender Gedanke kam ihm, — so däuchte es ihm wenigstens, — er freute sich seiner, als einer herrlichen Empfindung. Der Zorn, die Rache gegen seine Feinde gab ihm diesen Gedanken ein. Er wandte sich an den Großkönig von Assur, Tiglathpilesar, daß er ihm helfe (v. 16). In seine Arme wollte er sich werfen, weil er in Gott und in der Festigkeit des Herzens, die dieser schenkt, keine Hilfe suchte. Der große Mann dort am Tigris, der mit lauernden Adlersblicken auf die umliegenden Königreiche schaute, von dem der Prophet Nahum (2,13) sagt: Der Löwe raubete genug für seine Junge, und erwürgete es seinen Löwinnen. Seine Höhle füllete er mit Raub und seine Wohnung mit dem, was er zerrissen hatte, dieser schien ihm der Einzige, der ihn retten könnte. So warf er sich flehend ihm zu Füßen, und weil er wußte, daß man in dieser voll Stadt (Nah. 3,1), die Lügen und Räubereien war und vom Rauben nicht lassen wollte, nicht ohne bedeutende Geschenke erscheinen dürfe, so beraubte er sein eigenes Land und schädigte es, (2. Chron. 28,21 ꝛc.), um den Gewaltigen für sich zu gewinnen (2. Kön. 16,7 ꝛc.) durch freilen Knechtessinn. Blinde Fürsten! Was war das Ende dieser menschlichen Klugheit?

Der Großkönig kam und half, er zog gegen Rezin von Syrien, eroberte sein Land und tödtete ihn (2. Könige 16,9). Er marschirte weiter gegen den König Israels, verwüstete sein Reich und nahm ihm einen guten Theil desselben weg (Jes. 7,16). Aber dabei blieb er nicht stehen; sondern nun wandte er sich auch gegen Juda. Nachdem er das eine der Königreiche Israels zerstört hatte, war es ihm ein Leichtes, sich das andere zu unterwerfen. Nur mit schweren Opfern kaufte Ahas sich diesmal noch los (2. Chron. 28,21), allein nicht lange sollte es helfen. Judas Untergang nahte, die Blindheit des Ahas hatte ihn verschuldet. Doch hinter all' diesen trüben Wolken leuchtete jener helle Stern Immanuel, das Land und Volk sollte doch nicht für immer untergehen.

Das war das Geschick des heiligen Landes. Mitten zwischen die 2 großen Weltmächte Assur und Aegypten hineingestellt hatte es Mahnung genug, in Einheit zusammenzustehen, und die Verheißung dazu, daß dann kein Feind sie überwinden sollte. Aber sie vergaßen der Bruderliebe und Treue, zerfleischten sich selbst und wurden die ohnmächtige Beute des fremden Eroberers.

Der D. A. Z. ist folgendes auf die Zeitgeschichte bezügliche „Zahlenspiel und Gleichheit vier wichtiger Jahre" zugegangen:

1812
+18
1830
+18
1848
+18
1866

1+8+1+2=12
1+8+3+0=12
1+8+4+8=21
1+8+6+6=21

66. 6+6=12. 1+2=3

12=1+2=3
12=1+2=3
21=2+1=3
21=2+1=3

12=1+2=3

1812
1830
1848
1866
7356=7+3+5+6=21=2+1=3

Zum Verständniß obiger Aufstellung diene die Notiz, daß das Ergebniß einer Addition der Ziffern der vier wichtigen Jahreszahlen nach allen Richtungen hin 3 ist.

Anagram.

Von Fleißigen bereitet
Zu mancherlei Gebrauch,
Wird es oft ausgebreitet
Zum Trug und Fangen auch.
Doch mit verſetzten Zeichen
Wird es gar sehr verehrt
Und seinem Schimmer weichen
Muß oft der Tugend Werth.

Auflösung der Charade in Nr. 28.

„Stahlfeder."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 30. Sonntag, den 29. Juli. 1866.

— — O!

Der Krieg, der Krieg! Was die Natur
Mit stillem Fleiß in langen Jahren schafft,
Zerstört ein Augenblick des blut'gen Wahnsinns!
Es muß der blinden Habgier alles weichen,
Zu jedem Gräuel sinkt sie tief hinab,
Es häuft der Mensch auf Leichen frische Leichen,
Und düngt mit Blut — doch nur sein eig'nes Grab.

K.

Radulf's Buche.

Novelle von Otto Roquette.

(Aus Westermanns „Illustrirten Deutschen Monatsheften.")

Zweites Kapitel.

(Fortsetzung.)

Quassian fuhr plötzlich auf. „Verzeihung, mein Herr! Pergtmus, ich fahre fort obwohl nicht gar viel mehr zu sagen ist. Mein Weib und ich waren eins, nachdem wir die Dame begraben hatten, das Kind bei uns zu behalten. Wir hatten uns so an das Bürschlein gewöhnt, daß wir uns nicht mehr von ihm trennen konnten. Bei uns gings umgekehrt, nicht der Kuckuck legte uns ein Ei in die Wirthschaft, sondern in die Kuckuckswirthschaft kam ein junger Paradiesvogel, und den wollten wir halten da es uns doch mit der eigenen Brut nicht glückte. Zwar ward nicht unterlassen, nachzuforschen, ob nicht etwa noch Verwandte von dem Reginald lebten, aber es fanden sich keine. Es dacht' auch keiner daran, uns das Kind streitig zu machen, Jeder hatte genug, an dem was er hatte, denn schon ging es wieder wild los. Einen Tag nach dem Tode unserer Dame rückte schon das welsche Gesindel wieder ein, Francorum turba, und wir hatten manches Kriegsjahr zu überstehen. Endlich gab's Frieden, ich kam mit meinem Handwerk auf, es ging uns wohl und wir konnten unsern Reginald erziehen. Ja, der wuchs uns bald über den Kopf. Als er uns verlassen mußte, um sein Glück in der Welt zu suchen, fortunam, ward es uns einsam. Mein Weib legte sich und starb. Mein Geschäft ging rückwärts, retro versus, es war als wenn der Segen aus dem Hause wäre. Aber er kam wieder. Denn nie vergaß mein Reginald des armen Schusters, der Vaterstelle an ihm vertreten. Er ist ein gar guter Sohn, er kennt meine Lage, schickt mir von seinen Ersparnissen, reichlicher als ich nöthig habe! Dennoch zögere ich nicht, es anzunehmen, accipere, denn ich weiß, ihm ist es eine Freude, gaudium. Vivat!" Mit innerstem Herzensjubel stieß der Meister sein Glas noch einmal an Arnold's.

„Vivamus! Aber möglichst im Trockenen, denn Feuchtigkeit hab' ich genug!" So rief eine Stimme in der Thür, und eine Gestalt in wahrhaft abschreckendem Zustande zeigte sich den erstaunten Blicken. Es war, als wäre sie um und um in Lehm gewälzt worden. Die Kleider zerrissen, zum Theil in Fetzen herabhängend, triefend vom Hut bis zur Sohle.

„Reginaldchen!" schrie der Schuster auf, und flog, ungeschreckt von dem Zustande des jungen Mannes, an seine Brust. —

„Mein armer Freund!" rief Arnold halb lachend. „Gott sei Dank, daß Du da bist, so scheußlich Du auch aussiehst! Wie kommst Du zu diesem vagabundenhaften Aussehen? Und dabei noch einen Kornblumenkranz auf dem Hute! Nur rasch in andere Kleider, mein poetisches Gemüth! Oben in meinem Koffer findest Du, was Du brauchst."

Der Meister hatte dem Pflegesohn bereits das durchweichte Ränzel abgenommen, und indem er es ihm nachtrug, wendete er sich rasch noch einmal um: „Er muß etwas Warmeé genießen und einen guten Schluck Wein, daß ihm die Nässe nichts schadet. Verstandibus?"

„Verstandiborum!" riefirte Arnold, indem er dem Kellner den Auftrag gab.

Meister Quassian zog die Augenbraunen hoch und blitzte Arnold mit humoristischem Verständniß an. Dann eilte er glücklich hinter Reginald her. Auch Arnold folgte, öffnete seinen Koffer, und hast, zugleich mit dem Alten, den Freund umkleiden, der ungefähr von seiner Statur war.

Nicht lange, und alle drei saßen wieder unten um den Tisch. Reginald hatte sich gestärkt und erzählte seine abenteuerliche Fahrt, während der Meister ihm die Worte vom Munde sah, ihm einschenkte, und fort und fort aufzutrinken nöthigte. Er reichte die bald leere Flasche dem Kellner und winkte mit großartiger Bewegung nach einer neuen. Es ging zwar auf Arnolds Rechnung, aber der Meister war in liberaler Stimmung, er hätte sie auch auf seine eigene Rechnung genommen. Er war so glücklich, die unbedingte Hochachtung der beiden seinen, jungen Männer, die ihn wie Ihresgleichen behandelten, that ihm unendlich wohl, und der gute Wein erhöhte sein freudiges Selbstgefühl.

„Aber mein guter Junge," begann Arnold zu Reginald, „warum mußtest Du auch drei bis vier Stunden im Regen umherlaufen?"

Digitized by Google

„Richtig! Cur, quare, quomodo, warum? fiel der Meister ein.

„Zum Vergnügen geschah es nicht," sagte Reginald, „noch auch konnte ich es vermuthen. Ich kam zu Fuß, und da ich noch zu rechter Zeit einzutreffen hoffte, machte ich einen Umweg. Oben auf dem Felsenrande steht eine alte Buche, ich kenne sie aus frühester Kindheit, Du gingst oft mit mir dahin spazieren, lieber Vater."

Der Meister nickte und sagte gedankenvoll: „Fagus, eine Buche! Arbor et lecus magni ponderis, von großer Bedeutung!"

„Du hast mir dort viele Märchen und Geschichten erzählt, und immer hatte der Punkt eine merkwürdige Anziehung für mich. Die Erinnerung an diesen Lieblingsort lockte mich auf ungebahnte Wege. Ich fand ihn, sehr zum Vortheil verändert, und freute mich, die liebe alte Vaterstadt jetzt deutlich zu meinen Füßen zu erkennen. Ermüdet ward ich mich in's Gras, und die Hitze des Nachmittags wirkte so erschlaffend auf mich, daß ich bald einschlief. Ich muß lange geschlafen haben. Ich weiß nicht mehr, ob ich etwas geträumt — aber —"

„Aber? Was denn?" fragte Arnold.

„Kurz, als ich erwache, hör' ich ein Geraffel, als würden Trommeln gerührt. Ein strömender Regenguß prasselt nieder, der Himmel ist schwarz und Blitze jagen durch die Luft. Minuten lang wußt' ich nicht, was um mich vorging, wie ich an diesen Ort gekommen. Es muß eine tüchtige Ermüdung gewesen sein, die mich in so schweren Schlaf versenkt hatte. Eine Weile gab der Baum mir Schutz. Selbst als kein trockener Fußbreit Erde mehr drunter war, beschloß ich auszuharren, bis das Wetter vorüber wäre. Ich wartete eine Stunde, aber immer umfassender schien es sich entladen zu wollen. Darüber wurde es dunkel, und wenn ich zu Nacht noch unter Dach wollte, mußte ich mich beeilen. Ich beschloß den kürzesten Weg zu nehmen. Aus meinen Knabenjahren war mir erinnerlich, daß ich die steile Felsenwand zwischen Gestrüpp und Wurzelwerk oft hinauf und hinab geklettert, zwar nicht ohne Beschwerlichkeit, aber doch ohne Gefahr. Das schien mir auch heut der nächste Weg. Allein, wenn es noch möglich war bei diesem Wetter aus dem Regen in die Traufe zu gerathen, so geschah es jetzt. Lose liegendes Gestein, vom strömenden Wasser aufgeweicht, bröckelte sich unter meinen Füßen ab, ich kam in's Rutschen, Stolpern, Fallen, und daß ich mit heilen Gliedmassen unten anlangte, ist merkwürdig genug. Trotzdem hatte sich dieser kürzeste Weg doch stark in die Länge gezogen. Im Finstern befand ich mich auf einer Wiese, von Gräben durchschnitten, Umzäunungen mußten überklettert werden, ich hatte die Richtung verloren und wußte nicht mehr, wo ich war. Ich kam in Gehöfte, die mir fremd waren, wurde von Hunden angegriffen und übel zugerichtet, und erst nach Stunden befand ich mich auf einer Landstraße jenseits des Thals. Diese erkannte ich freilich wieder, zugleich aber, daß ich noch eine gute Stunde von der Stadt entfernt war. Allein zu durchweichen gab es nichts mehr an mir, und so trabte ich getrost fürder, auf die Gefahr, hier am Thore als Strauchdieb aufgegriffen zu werden. Und jetzt, da ich wohlbehalten bei meinen Bravenzitze, ist mir's ganz recht, die gute Stunde erkämpft zu haben, sie ist nun um so erquicklicher."

Mitternacht war längst vorüber, als das Dreiblatt sich trennte. Meister Quassian stolperte glückselig und mit einem behaglichen kleinen Räuschchen nach Hause, die beiden Freunde suchten ihre Lagerstatt auf. Sie hatten verabredet, um des Alten willen einige Tage am Orte zu verweilen. Denn Reginald brachte seinem Pflegevater die ganze Pietät eines Sohnes entgegen, wie sehr auch seine Natur und sein Bildungsstandpunkt von der Schusterwerkstatt des Alten entfernt war. Er kannte die Lächerlichkeiten und Schrullen des Meisters sehr wohl. Schon in seinen Knabenjahren, obgleich sie sich damals erst herauszubilden anfingen, hatte er darum mit seinen Kameraden machen Strauß ausgefochten, und gegen die Neckereien böser Buben für den Vater in die Schranken tretend, manche Beule, manches blaue Auge ausgetheilt und empfangen. Noch jetzt war es ihm drückend, den Alten als die komische Figur der Stadt zu wissen. Da er nichts dagegen thun konnte, so ließ er selbst ihm wenigstens alle Ehrfurcht angedeihen, und hatte unsichwer auch den Freund dafür gewonnen. Er fühlte eine stolze Genugthuung, jetzt, wo er sich eine günstige Lebensstellung errungen, den Lachern und Spöttern zu zeigen, daß er diesen Mann als den ihm am nächsten Stehenden ehre, und die Lacher um des Pflegesohnes willen auch zu einem achtungsvolleren Betragen gegen den Alten zwingen könne. — —

Hell und glanzvoll ging die Sonne am andern Morgen auf, Berge, Felder und Thal standen frisch und erquickt nach dem gestrigen ausgiebigen Bade. Durch die Straßen der Stadt am Gasthofe vorüber rollte schon in der Frühe ein Landwagen, in dem zwischen Koffern, Schachteln und Bündeln zwei junge Mädchen und ein älterer Herr gar vergnüglich in die Welt fuhren. Bald verschwand der Wagen auf der Landstraße, die dem breiteren Stromthal zuführte.

Auch unsere Fremden im Gasthof erwachten. Arnold war etwas früher aufgestanden. Indem sein Blick zufällig auf den Tisch fiel, bemerkte er neben Reginalds Uhr und Geldtasche eine mit Perlen und Rubinen besetzte Medaillon. Unbeobachtet öffnete er es, und betrachtete mit Verwunderung das Bild eines höchst anmuthigen jungen Mädchens. „Sieh da!" dachte er. „In meiner Abwesenheit muß viel vorgegangen sein! Der gute Knabe setzt mich in Erstaunen. Und ich muß heimlich dahinter kommen?"

„Guten Morgen!" rief ihm Reginald entgegen.

Arnold fühlte sich ertappt, er konnte das Medaillon nicht so schnell an seinen Platz legen und beguckte es in der Hand. Schnell beschloß er, dem Geheimniß auf den Grund zu gehen. Er setzte sich vor Reginalds Bett und rief: „Es ist Alles am Tage, Bösewicht! Jetzt hab' ich dich hier wehrlos fest und Du sollst mir beichten! Was hab' ich hier?"

„Mach' die Hand auf, dann will ich's Dir sagen!"

„Da! Wer ist der Engel, den Du in der Tasche herumführst, völlig unehrerbietig, nicht wie sich geziemt an einem Kettchen auf der Brust?"

„Ah, das Medaillon!" rief Reginald. „Kannst Du mir sagen, wer die junge Dame ist?"

„Ich? Du sollst mir die Auskunft geben, ausschweifender Knabe, der Du bist!"

„Ich kenne dies Gesicht nicht. Ich habe das Medaillon gefunden."

„Unsinn! Lügnerische Ausrede! Gib mir Wahrheit, oder ich dreh' Dir's Genick um!"

„Siehst Du den Kornblumenkranz da? Er hängt wahrscheinlich mit dem Medaillon zusammen."

„Ich zweifle gar nicht. Dies Wahrscheinlich" ist ein leerer Hinterhalt."

(Fortsetzung folgt.)

Unglück.

Durch die Straßen der Städte,
Von Jammer gefolget,
Schreitet das Unglück —
Lauernd umschleicht es
Die Häuser der Menschen,
Heute an dieser
Pforte pocht es,
Morgen an jener,
Aber noch keinen hat es verschont.
Die unerwünschte
Schmerzliche Botschaft,
Früher oder später
Bestellt es an jeder
Schwelle, wo ein Lebendiger wohnt.
Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpf tosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.
Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der sündende Donner schlagen.

Digitized by Google

Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe!
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren;
Wer im Glück ist, lerne den Schmerz!

(Schiller, Braut v. Messina.)

Westphälisches Sommerlied.

(Von Ferdin. Freiligrath.)

Bei Wetterschein und Regenguß
Und in der Sonne Strahlen,
Wie thust du freudig Schuß auf Schuß,
Du Saat im Land Westphalen!
Du Hellwegroggen schlank und schwank,
Korn sieben Fuß und drüber lang,
Wie herrlich stehst und reifst du!

„Ich reif' und wachse mit Gewalt,
Es trieft das Jahr von Segen;
Bellauf, zu sättigen Jung und Alt,
Reif' ich an allen Wegen.
Doch weißt du nicht, o Wandersmann,
Daß heuer mich nicht ernten kann
Wer frohen Muths mich sä'te?

„Hinaus durch meiner Aehren Rauch,
Hinaus in Reihn und Rotten,
Die Faust geballt, die Thrän' im Aug',
Zog er von Kamp und Ketten:
Die Trommel rief ihn und das Horn:
Er soll des deutschen Bruders Korn
Im Bruderkrieg zerstampfen.

„Wer holt de n nun zum Erntetanz
Die schmucken Dirnen heuer?
O weh! wer schwingt den Erntekranz,
Wer pflanzt ihn auf die Scheuer?
Es ist ein Schnitter der heißt Tod,
Der mäht dieß Jahr mit Kraut und Loth —
Ich weiß, wer ihn gedungen!

„Es singt ein Vöglein auf der Haar:
Am Elbstrom und am Maine,
Da liegt, der hier ein Pfläger war,
Erschlagen auf dem Raine.
Er war der Seinen Stolz und Lust,
Ein Bruder schoß ihn durch die Brust:
Ich rausche leis im Winde.“

Die Abenteuer eines österreichischen Fahnenträgers.

In den Treffen bei Gitschin wurden zwei Bataillone von Gyulai-Infanterie in eine Position gebracht, in welcher sie zwischen zwei Feuer kamen und umzingelt wurden so daß ein großer Theil gefangen wurde. Ein nicht unbeträchtlicher Theil, darunter der Oberstlieutenant, wurden in ein sumpfiges Gewässer gedrängt. Auch ein Führer, welcher die Bataillonsfahne trug, war dabei. Derselbe hielt sich den ganzen Rest des Tages bis spät in die Nacht in dem Wasser verborgen. Während dieser Zeit trennte er die Fahne von dem Fahnenstocke ab, grub diesen in den schlammigen Boden ein und wickelte sich die Fahne selbst um den Leib. Auch die Distinktionszeichen von seinem Rockkragen trennte er ab und verkroch sich dann in ein Krautfeld. Dort wurde er von den Preußen, welche auf das Schlachtfeld zurückkamen, um noch nach Verwundeten zu suchen, gefunden und gefangen genommen. Seine einzige Sorge war nur, daß man die Fahne bei ihm entdecken könnte. Unterwegs gelang es ihm, die Aufmerksamkeit der Escorte, welche den Gefangenen-Transport begleitete zu täuschen und zu entkommen. In einem einschichtig gelegenen Häuschen fand er freundliche Aufnahme, er ließ dort seinen Soldatenrock zurück, zog statt dessen einen elenden Bauernkittel an und setzte dann, unterstützt von den Landleuten, seine Flucht bis Jungbunzlau fort, wobei er wiederholt an zahlreichen Preußen vorüberkam. Die größte Mühe gab es, durch die preußische Vorpostenkette bei Jungbunzlau zu gelangen; er legte einen Weg von etwa einer halben Stunde, auf allen Vieren kriechend, durch die Kornfelder zurück. Endlich gelangte der treue Fahnenträger Mittwoch bis nach Karolinenthal, wo er, da er durch mehrere Jahre daselbst kasernirt war, wohlbekannt ist und sich auf dem Bürgermeisteramte meldete. Der Karolinenthaler Bürgermeister verfügte sich mit dem braven Führer sofort zum Statthalterei-leiter Lanzansky — damals noch in Prag — welcher die bewunderungswürdige That in telegraphischem Wege dem Kaiser zur Kenntniß brachte. Dieser ließ zurücktelegraphiren, daß er den Mann persönlich zu empfangen wünsche. Dem Mann wurden in Folge dessen die Mittel geboten, die Reise nach Wien unternehmen zu können.

Aus dem Briefe eines Waldier Soldaten an seine Mutter über das Treffen bei Kissingen vom 11. Juli: Den 8. sind wir von Neustadt a/S. abmarschirt und wären nach Brückenau gekommen; aber 2 Compagnien blos. Mittlerweile sind wir zwei Stunden vor Brückenau auf Preußen gestoßen, wo wir damn Halt machten und darauf warteten. Leider sind wir die ganze Nacht im Regen unter freiem Himmel gestanden; und heute ist der dritte Tag, wo ich wieder zu Essen bekommen habe. Endlich rückte der Feind bei Waldfenster auf uns an. Wir glaubten es sind die Preußen sehr wenig Leute, und griffen sie an; aber leider waren uns nur 300 Mann, und der Preuße war mit dem nämlichen Heere schon da, mit welchem wir die furchtbare Schlacht geliefert haben. Nun mußten wir in einem retiriren bis in die Stadt Kissingen hinein. Zum größten Glück sind wir doch in der Nacht nicht wieder überfallen worden, sondern erst am Morgen, wo von unseren Leuten eine Brigade, das ist ungefähr 10,000 Mann, und der Preuße wieder mit 60,000 Mann dastund. Mit unserem guten Schießen und guter Deckung hatten wir den Preußen Einhalt gethan, so 3 Stunden lang. Was aber da beiderseits Leute gefallen sind, ist unerhört. Endlich nach 3ständigem Kampfe konnten wir der großen Uebermacht nicht mehr Einhalt thun, und mußten aus Kissingen hinaus. Da kam nun zum größten Glücke noch die 2. Division uns nachgerückt und hat uns abgelöst. Die Preußen wurden wieder zurückgeworfen und die tapfern Bayern sind mit klingender Musik wieder in Kissingen eingezogen. Von unserem Regiment haben wir beinahe die meisten Leute verloren. Wie es wieder gehen wird, ist mir jetzt noch unbekannt; denn wir haben den ganzen Tag heldenmüthig gekämpft, von Morgens 8 Uhr bis Nachmittags 5 Uhr, und nach der Ablösung sind wir noch 7 Stunden bis Schweinfurt marschirt, wo uns doch heute Rast gegönnt wurde. In Schweinfurt sind wir gerade umgefallen vor lauter Mattigkeit als wie gefrorene Vögel. Dies sind also drei Haupttreffen gewesen; aber die größte Hauptschlacht war die dritte gewesen. Den 10. Juli kann man sich merken, wenn wir das Leben noch länger haben werden. So viel Blut, als da vergossen worden, ist unbeschreiblich. Die Preußen haben aber noch um die Hälfte mehr Leute verloren, als wir; wenn die Preußen so sicher schießen würden als wir, wäre von uns nicht ein einziger Mann mehr ausgekommen; der Preuße schießt 4mal, bis der Bayer

Digitized by Google

2mal schießt; aber von den Bayern ist unter 2 Schuß doch 1 getroffen, während der Preuße unter 10mal, 1mal trifft. O Mutter, dieses Krachen wenn ihr gerade gehört hättet! volle 9 Stunden stand ich an der äußersten Spitze im Feuer, wo die Leute hinter und neben mir gerade gefallen sind, als wenn man einen Birnbaum schütteln würde; wir haben tapfer für den Oesterreicher gekämpft, aber er hilft uns nicht; es waren keine Oesterreicher zu sehen. Die Uebermacht der Preußen gegen die Bayern ist 10mal größer. Die schöne Stadt Kissingen ist beinahe ganz vernichtet; grenzenloser Jammer. Ich weiß es nicht, was für eine Gewalt einem Menschen gegeben ist, wenn er im Feuer ist; man hat einen solchen furchtbaren Grimm über den Gegner, daß es gar nicht zum Aussprechen ist; man hat diese Leute sein Lebtag nicht gesehen und jetzt muß man mit aller Schärfe auf sie lossprengen, um sie zu vernichten. Liebe Mutter, ich will Alles in Geduld leiden, was Gott über mich verhängt und wenn es mir auch noch so schwer fällt, deßwegen werde ich doch nicht unwillig. Vergeßt mich aber nicht in eurem täglichen Gebet und laßt eine hl. Meße zu Ehren unserer lieben Frau lesen, daß sie mich fortan beschützt und tapfer streiten kann und mich keine Kugel trifft, und ich nicht in Feindeshände falle.

In Paris wird man nächstens Fiaker ohne Pferde im Gange sehen. Der Erfinder aus Bordeaux hat sich dort eingefunden, um den Polizeibehörden um die Ermächtigung zu ersuchen, ein sehr sinnreiches System von Wagen, welche durch die Kraft der Elektrizität bewegt werden, zu probiren. Vermittelst eines Mechanismus, der sich in einer Kiste befindet, die ihre Stelle da hat, wo gewöhnlich der Kutscher sitzt, soll man ohne übertriebene Kosten eine Schnelligkeit von sechs Kilometer pr. Stunde erhalten. Der Apparat soll stark genug sein, um 4 Personen befördern zu können. Die ersten Versuche sollen auf der Militärstraße, welche um die Festungswerke herumführt vorgenommen werden, aus denen sich herausstellen wird, ob die Ermächtigung, solche Wagen in den Straßen in Dienst zu setzen, ertheilt werden darf.

In Berliner Blättern liest man folgende Anzeige: „Bei Trautenau und Königgrätz haben sich die so außerordentlich konstruirten gefütterten Panzer-Hemden so vorzüglich bewährt, daß hierdurch nochmals darauf aufmerksam gemacht wird.“ Dieser Tage wurde uns ein gedrucktes Octavblatt mitgetheilt, das preußische Offiziere auf dem Durchmarsche in Unterfranken in einem Garten weggeworfen hatten. Es ist dieß ein Zirkular eines Berliner Hauses, M. Schlesinger, also lautend: Hochgeehrter Herr! Nachdem ich bisher nur auf jedesmalige besondere Bestellung der Herren Offiziere Panzer-Hemden einzeln anfertigen ließ, haben sich die Aufträge derartig gehäuft, daß ich eigens zu diesem Zwecke eine bedeutende Fabrik eingerichtet habe, wodurch ich in den Stand gesetzt worden bin, diesen Artikel in größerer Anzahl vorräthig zu halten. Ich erlaube mir deßhalb Ihnen hiermit Panzer-Hemden zu offeriren, deren Preis ich pro Stück, um dieselben allgemein zugänglich zu machen, auf nur 12 Thaler festgestellt habe. Der Panzer besteht aus über 12,000 einzelnen kleinen Ringen von galvanisch-verkupfertem Eisen, die sich stets vielfach decken und eben dadurch einen vorzüglichen Schutz gewähren. Dabei sind diese Panzer-Hemden vermöge ihrer Konstruktion so dehnbar und elastisch, daß sie nicht nur jedem Mannes-körper passen, sondern auch jeder Bewegung willig folgen, und schmiegen sich dieselben so an, daß durchaus keine Last empfunden wird, und dieselben ohne jegliche Unbequemlichkeit unter jeder Uniform getragen werden können. Ich habe wohl nicht nöthig, hochgeehrter Herr, Sie auf das Nützliche und Zweckmäßige dieser Panzerhemden aufmerksam zu machen, die uns unter allen Umständen ermöglichen, sich dem Könige und dem Vaterlande länger zu erhalten und dem Feinde größeren Widerstand zu leisten. (Zusammengerollt nimmt das Panzerhemd nur einen Raum von 4 Kubikzoll ein.)

Neue Einfälle. Die Erfolge des Zündnadelgewehres haben eine Menge von Mechanikern in Bewegung gesetzt, die nun Tag und Nacht dem angenehmen Gedanken nachhängen, welche Mordinstrumente wohl am geeignetsten seien, die Menschen in raschester und sicherster Weise todt zu schießen. Als einen der anmerktesten „Erfinder“ auf diesem Gebiete empfiehlt sich ein ungarischer Ingenieur, von welchem wir im Pesther „Lloyd“ Folgendes lesen: „Ein hiesiger pensionirter Montan-Ingenieur will eine Büchse einfachster Konstruktion mit 10 nacheinanderfolgenden Schüssen erfunden haben, die in 10 Sekunden 4—5 Mal wiederholt werden können, so daß auf 10 Sekunden 40 bis 50 Schüsse entfielen. Wie wir vernehmen, hat er um die Prüfung dieser Büchsen angesucht. Derselbe empfiehlt auch leichtkonstruirte Dampflocomobile, welche gegen den Feind Kugeln, Eisenstücke oder Drahtpfeile schleudern würden.“ — Die Preußen mögen sichs also gefagt sein lassen!

Aufbewahrung des Mehls. Um die für die Haushaltungen nothwendigen größeren oder kleineren Mehlvorräthe vor dem Stichig- oder Muffigwerden zu bewahren, wende man neben der Sorgfalt für gehörige Trockenheit folgendes bequeme und wohlfeile Mittel an. Man nehme frische Holzkohlen die jedoch nicht mit Wasser, sondern durch Zudecken gelöscht sein müssen, und umwickle eine Anzahl derselben mit lokegezupfter Baumwollenwatte, welche man mit einem Faden festbindet. Die so umgewickelten Kohlen, die nun keinen Kohlenstaub von sich geben können, schlägt man dann sämmtlich in ein Stück gewaschenes und an der Sonne getrocknetes Baumwollenzeug, bindet dasselbe und legt es auf den Boden der Mehlbehälter oder irgendwohin in den Vorrath. Auf diese Weise wird nicht nur das Muffige, welches dem Mehl einen unangenehmen Geruch und Geschmack gibt, schon im Entstehen beseitigt, sondern es werden auch die verschiedenen zahlreichen Insekten fern gehalten, die durch einen leider nur zu häufig üblen Zustand des Mehles angelockt werden. Es ist selbstverständlich, daß die Kohlen von Zeit zu Zeit durch frische ersetzt werden müssen.

Charade.

Die ersten Beiden sind der Kinder Lust;
Wenn du den Beiden folgen mußt,
Wirst pflichtgetreu du auf ihr Rufen hören,
Sollt' es dich auch in süßer Ruhe stören.
Doch wär'n sie ohne meine Dritte stumm;
Man bringt, um diese zu erlangen,
Den, der es trägt, steht's ohn' Erbarmen um,
Wenn man zuvor, oft listig ihn gefangen.
Aus der geheimsten Werkstatt der Natur
Ist die das Ganze doppelt zugekommen,
Bekannt ward jeder Laut, den du vernommen,
Dir stets durch feine Hilfe nur.

Auflösung des Anagrams in Nr. 29.

„Garn“ „Rang.“

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 31. Sonntag, den 5. August. 1866.

Wie nach einem Gewitterregen alles Land fruchtbarer wird, so ist nach jedem verheerenden Kriege alles Volk freudiger zur Tugend, zur Gerechtigkeit, zur Eintracht, zur gegenseitigen Hilfe, zu menschenfreundlichen Unternehmungen.

Radulf's Buche.

Novelle von Otto Roquette.

(Aus Westermanns „Illustrirten Deutschen Monatsheften.")

Zweites Kapitel

(Fortsetzung.)

„Hör' mich ruhig und verständig an," sagte Reginald, „ich habe das wunderbarste Abenteuer erlebt, oder mehr, es ist über mich gekommen, es ist nur noch völlig ein Räthsel. Ich erzählte gestern, wie ich unter der Buche einschlief. Als ich von dem Gewitter erwache, fühl' ich etwas auf dem Kopfe, fasse zu, und bekomme jenen Kranz in die Hand. Verwundert seh ich mich um, kein Mensch ist zu erblicken. Dem Geber des Geschenks nachsinnend, stehe ich an den Stamm des Baumes gedrückt und warte den Regen ab. Da fällt mein Blick auf etwas Glänzendes am Boden. Ich nehme es auf, es ist das Medaillon. Ich gestehe, daß ich überrascht mit Gedanken darüber machte —"

„Verfleht sich!" rief Arnold. „Aber jetzt nur erst Thatsachen, die Fortsetzung dieser haarsträubend schönen Geschichte!"

„Sie ist aus!"

„Aus? Du hast doch wohl Alles unter untersucht, jeden Busch auseinandergebogen, jeden Stein aufgehoben?"

„Beinah' so weit ging ich, aber es war nichts zu finden."

„Nicht der Saum eines Gewandes?"

„Nichts! Ich schalt mich und meine Eitelkeit selbst hinterher. Kranz und Medaillon mögen gar nicht zusammengehören. Den ersten konnte der Wind zu mir getrieben haben, die Kapsel konnte seit vielen Tagen da verloren liegen."

„Junge, Du bist ein Heuchler oder ein ganz täppischer Knabe, jedenfalls aber ein unverantwortlicher Glückspitz! Wenn Deine Geschichte wahr ist, dann gehören Kranz und Bild zusammen, und Du hast die reizendste Liebeserklärung erlebt. Unbegreiflich ist nur Dein Schlafen dabei. Hast Du denn nicht einen Kuß auf Deinen Lippen gefühlt?"

„Warum nicht gar!"

„Wie kannst Du wissen, daß es nicht geschehen, wenn Du geschlafen hast wie eine Bombe? Man kann Dich geküßt, kann Dich abgeküßt haben, wie toll, man kann, wer weiß was mit Dir vorgenommen haben!"

„Pfui, pfui. Schweige doch!"

„Und dieser Mensch kann dabei schlafen, und scheint noch jetzt durchaus fühllos bei dem Glück, das ihm entgegenkommt! Aber ich werde die Sache in die Hand nehmen. Noch heut gehen wir zusammen wieder nach der Buche, und Du legst Dich schlafen wie gestern. Ich aber laure im Gebüsch, und da werden wir ja wohl die liebenswürdige Nymphe oder Diana bei Endymion ertappen!"

„Hör' endlich auf," rief Reginald halb unwillig. „Ich mag nicht leichtfertig über die Sache reden, wiewohl, ich kann es nicht leugnen, sie dazu herausfordert. Liegt irgend eine Absicht zu Grunde, obgleich es mir unerklärlich wäre, denn ich kenne kaum ein weibliches Wesen hier in der Runde, so wünsche ich doch, daß nichts Ungebührliches von unserer Seite ausgehe. Ich schäme mich eigentlich der ganzen Geschichte. Du nennst sie ein Glück, mir hat die Positivität meiner Lage dabei etwas Unbehagliches, und — möglicherweise ist Alles nur ein Zufall und wir eitlen Gecken machen uns selbst ein Erlebniß zurecht!"

Arnold schüttelte den Kopf und stand auf. „Ich bin ganz Deiner Ansicht," sagte er ernsthaft, indem er das Zimmer durchschritt, „daß hier mit Takt und Zartgefühl verfahren werden muß. An einen Zufall glaube ich dabei nicht. Würdest Du als Finder des Medaillons gern auf die Polizei gehen, und den Fund anerufen oder im Blättchen ausbieten lassen?"

Reginald stutzte über diese Frage und schwieg.

„Auf diese Weise kämen wir zwar bald hinter die Besitzerin —"

„Aber wer sagt uns denn," rief Reginald plötzlich, „daß die Kapsel eine Besitzerin haben müsse? Kann nicht ein Mann, ein Bräutigam, ein Verheiratheter, ein glücklich Liebender das Bild verloren haben?"

„Es war doch so leicht wie erzufinden!" meinte Arnold. „Lag es denn sehr versteckt im Grase?"

„Das nicht, es lag gleichsam auf einem Mooskissen, ganz sichtbar, obenauf."

„Nun also! Deine Annahme paßt auch nicht zu dem Kranze. Der saß also, richtig aufgepaßt, auf Deinem Kopfe?"

„Ja doch! Es kann sich irgend ein Kind den Spaß mit mir gemacht haben."

„Das glaub' ich selbst! Gleich und gleich gesellt sich gern. Nun gut. Bleibe Du also in Deiner Passivität, es ist vielleicht am besten so. Ich aber werde meine Nachforschungen machen — sei unbesorgt! — ganz unter der Hand." Er öffnete noch einmal die Kapsel. „Ein liebes Gesichtchen!" sagte er, „Nicht eigentlich eine Schönheit, aber anziehend in hohem Grade, poetisch, echt weiblich, und doch scheint sich Energie des Charakters in diesen Zügen zu verbergen. — Ihr ewigen Götter," rief er plötzlich, indem er Reginalds zerrissene, von Erde und Lehm starrende und noch nasse Kleider aufhob — „und in diesem

Digitized by Google

Aufzuge hat der Mensch seine Eroberung gemacht!“ Beide Freunde lachten laut auf bei dem Anblick des traurigen Zustandes dieser Reisegewandung. Da pochte es an die Thür, und mit einem freudigen: „Salutem vobis!“ trat Meister Quassian ein.

Für den wackeren lateinischen Schuster ging heut' ein sehr glücklicher Tag an. Die Werkstatt hatte er geschlossen, um sich ganz der Gesellschaft der beiden Jünglinge widmen zu können. Und als er zwischen den beiden stattlichen Gestalten über die Straße schritt, da reckte das kleine Männlein sein Haupt so hoch als möglich empor, und nickte mit freundlich herablassendem Gruße hier dem Bäcker, dort dem Nagelschmied, und gar dem modischen Stiefelfabrikanten zu. „Seht,“ dachte er, „dies ist mein großer Sohn, und dies ist sein großer Freund, par nobile fratrum, das sind die Meinigen und der Umgang, der mir gebührt. Ihr seid mir heut' die gens minorum, die kleinen Leute, und ihr sollt mich noch verspotten, quos ego!“

Arnold hatte bereits einige Nachforschungen über das Medaillon gemacht, aber wenig herausgebracht. Es war auch nicht leicht, da der Meister ihnen nicht von der Seite ging. Jedenfalls wollte Arnold den Platz des Erlebnisses selbst sehen. So wurde die Wanderung nach der Radulf's Buche unternommen.

Es war heute in der Morgenbeleuchtung nach dem nächtlichen Regen ein schöner Aussichtspunkt. „Warum heißt der Baum Radulf's Buche?“ fragte Arnold.

„Der heilige Radulf soll hier in germanischer Heidenzeit zuerst das Evangelium gepredigt haben,“ entgegnete Reginald. „Jedenfalls früher, als die Frucht reifte, die diesen Baum erwachsen ließ. Er mag seit einem Jahrtausend von der Baumfamilie abstammen, die den Heiligen zuerst gesehen. Der Name ist geblieben.“

Meister Quassian saß mit ernstem Gesicht, in Gedanken vertieft, und scharrte mit dem Stock im Boden. „Immerhin alte Wurzeln, radices!“ sagte er. „Viel verborgen unter ihnen! Man soll nichts der Erde anvertrauen, was man nicht verlieren will. Sie gibt nichts wieder heraus, nihil reddit!“

„Was meint der Alte?“ flüsterte Arnold dem Freunde zu.

„Laß ihn! Ich weiß nicht,“ sagte Reginald. „So sprach er hier oft, schon in meiner Kindheit. Er mag seine Geheimnisse haben.“

„Mir fällt ein,“ fuhr der Andere fort, „ob wir nicht bei ihm auch einmal nach unserem Geheimniß forschen sollen. Stecke mir heimlich die Kapsel zu, ich will's versuche.“

Reginald that es.

„Ei, sieh da!“ rief Arnold, als er sie in Händen hielt. „Da thu' ich plötzlich einen herrlichen Fund! Ein goldenes Schmuckstück!“

Meister Quassian fuhr auf wie elektrisirt. „Gott!“ rief er, indem er zusprang und Arnold das Medaillon aus der Hand riß. Aber entläuscht betrachtete er den Fund, und gab ihm mit den Worten zurück: „Nichts von Bedeutung, nihil refert, res levis!“

Arnold öffnete das Medaillon. „Das muß eine Dame aus der Umgegend verloren haben,“ sagte er. Ist Ihnen dies Gesicht etwa bekannt, Meister Quassian?“

Der Schuster blickte gleichgiltig auf das Bild. Seine Züge erheiterten sich. „Wie sollt' ich das Engelchen nicht kennen?“ sagte er. „Es ist ja die Tochter meines guten Freundes!“

Arnold und Reginald sahen einander erstaunt an. „Eines guten Freundes?“ fragte der Erstere. „Hier aus der Stadt? Wessen Tochter?“

„Nicht aus der Stadt hier, sondern weit weg. Es ist die Tochter des Herrn Steinacker aus Berlin.“

„Steinacker? Des Fabrikanten? Eines der reichsten Männer in Berlin?“

„Recte dixisti!“

„Der vor noch nicht langen Jahren aus Amerika herüber kam und bei uns seine großartigen Unternehmungen begann?“

„Rectissime dixisti.“

„Ich erinnere mich, ihn in Geschäften gesprochen zu haben. Daß er eine Tochter hat, wußte ich nicht. Und der ist ihr Freund, Meister Quassian?“

„Amicissimus, von Alters her, von olim's Zeiten. Hat mich im vergangenen Sommer wieder besucht nebst seinem Fräulein Tochter, cum puella!“

„Warum erfuhr ich von dieser Beziehung niemals etwas, lieber Vater?“ fragte Reginald vermundert.

Der Meister schien einen Augenblick verwirrt. „Das hängt zusammen mit — mit — nun, im vorigen Jahre hätt' ich Dir schon von ihm sagen können, aber Du warst nicht hier, mein Söhnchen, und heut' war ich nicht darauf verfallen, non memini. Allein in früherer Zeit — o Gott, ja, wenn es gekommen wäre, wie mein guter Wille war! — Aber es kam anders, drum lassen wir's bis an meinen Tod, usque ad mortem. Aber setzen wir uns! Ich will erzählen, was ich kann, narrabo. — Also meine Herren! Es war vor bald zwanzig Jahren. Wir hatten Deine liebe Mutter begraben, Reginaldchen, und ich war in großer Bedrängniß. An dem Tage lag die Hand des Schicksals schwer auf mir, es war der schrecklichste meines Lebens. Habuissem, sed non habui. Deficiente pecu, deficit omne nia, hat man kein Geld, ist man auf nichts gestellt. Da ich es aber haben mußte, beschloß ich zu einem der Herrn Studiosen zu gehen, der eine große Rechnung bei mir hatte. Solches war dazumal, heuer ist mein Leisten in Mißcredit, und hat die Jugend nichts Feines und Sauberes im Kopfe. So will sie's doch an den Füßen haben. Deine Wadenstiefel sind derb, Reginaldchen, das lob' ich, laudo, laudatus sum, laudare. Also, mein Studiosus Steinacker war guter Leute Kind, und verbrauchte viel Geld. Wiewohl in der letzten Zeit mit der Franzosenwirthschaft und Kriegsfurie mocht' es ihm auch ausgeblieben sein. Ich hatte ihn gern und wollte ihn nicht drängen, aber was thun? Ergo, ich ging mit schwerem Herzen zu ihm und fragte an, ob er mir besten könne? Und siehe da, sperr' oculos, greift er gerührt in sein portefolium und reicht' mir hundert Thaler. Ich stand da, stupefactus und zitternd vor Freude. So groß war die Rechnung nicht, er aber sagte, ich solle mich bezahlt machen, und den Rest ihm zu Liebe und für den langen Credit behalten. Er müsse noch desselbigen Tages für immer abreisen. Da half kein Sperren, ich mußte das Geld nehmen und — es ist mir damit gelungen, es hat mir Segen gebracht. Ich kam damit heraus, und ich kam tüchtig im Lauf der Zeit, temporis auch wieder herunter, denn dieses ist oftmals das Geschick der Menschen so nach Hoherem streben, astra petunt. Gedacht hab' ich oft an meinen guten Studiosus Steinacker, dessen Wohlthat mir zu einem fruchtbaren Acker ward, cum grano salis, aber auf ein Wiedersehen hoffte ich nicht. Da trat im vorigen Sommer ein feiner, nobler Herr in meine Stube, ad unguem factus homo. Ich sehe zuerst auf seine Stiefeln, in der Meinung, er habe ein paar neue nöthig und sei zu mir irre gegangen. Allein dieses weniger, minime. Er reichte mir die Hand, und stellte sich mir als meinen alten Freund vor. Holt auch sein Töchterlein herein, welches draußen gewartet hatte, und sie gab mir gar holdselig ihr Patschchen, dextram pulcherrimam. Mit Gewalt wollte er mir neue Wohltaten erweisen, aber ich blieb standhaft, und sagte ihm, ich hätte einen Sohn, der mich seine Noth leiden ließe. Daß du nur mein Pflegekind bist, Reginaldchen, und einen andern Namen trägst, als ich, habe ich ihm nicht gesagt. Denn ich wollte nicht, daß er bei Dir verfuchte, was bei mir vergeblich war. Du bist stolz, mein Sohnchen, und ich wollte Dir keine Ungelegenheiten bereiten, und ihm auch nicht. Also dieses ist dieses, quod erat demonstrandum.“

Arnold sah seinen Freund, der mit niedergeschlagenen Augen nachdenklich dasaß triumphirend an, und zu dem Meister gewendet, begann er: „Diese junge Dame ist also wohl hier in der Gegend zum Besuch?“

„Gewelen, fuit. Dort bei dem Obreamtmann Hermann. Ich habe sie zuweilen wiedergesehen. Ein artiges Fräulein, immer gütig und liebenswerth. Heut' selb hat sie die Gegend verlassen, um zum Vater zurückzukehren. Ich sah sie an meinem Fenster vorüberfahren. Sie nickte gar holdselig Abschied. Ehen sugaces! Ach, daß man alt wird!“

„Für uns um so besser!“ lachte Arnold. „Wir werden unsern Fund in Berlin persönlich überbringen.“

Nachmittags wurde ein Wagen gemiethet und nach einem etwa eine Stunde weiten Vergnügungsorte gefahren. Der

Digitized by Google

Meister wollte sich anfangs nicht bewegen lassen, den Ehrenplatz im Wagen neben Arnold einzunehmen, mußte sich aber dazu bequemen. Es war zum ersten Mal, daß er in offener Kalesche großartig zum Vergnügen ausfuhr. Wenn sein Herz aber jemals stolz geschlagen, und sein Auge leuchtend über das Kleinbürgerthum der Stadt geflogen, so geschah es heut', da er so vornehm durch die Straßen rollte. — Auf dieser Fahrt erneuerte Reginald dem Alten den Vorschlag, hier seine Werkstatt zu schließen und mit nach Berlin zu kommen. Er solle dort nicht müßig gehen, wenn er daran etwa Anstoß nehme. Arnold könne in seinen Geschäften gar wohl einen Vertrauensmann zur Aufsicht brauchen, und für seine Bequemlichkeit werde dort besser gesorgt sein als hier.

Der Alte sah die jungen Männer gerührt an und sagte mit Würde: „Meine Herren! Ein solcher Antrag ehrt mich sehr, dahingegen aber kann ich ihn noch nicht annehmen, non possum. Nicht daß ich übermäßig an der Scholle klebte, in gleba, denn ich schmeichle mich größer zu denken, ich fühle mich als Weltbürger, totius mundi civem et incolam, wasmaßen mich der Einblick in die große Stadt sehr anziehen würde. Auch ist allhier eine Universität, und für geistige Bedürfnisse gesorgt. Nicht möge man glauben, daß die Fleischhutterei mich hier lieblich fesselte! Denn wiewohl ich mein Lebtag des Schusterhandwerks gepflogen, war ich dessen nicht so sehr ein Liebhaber, daß mich nicht eine Thätigkeit, wie Euer Wohlgeboren mir bieten, sehr anlocken sollte. Und dazu immer mit Ihnen, meine Herren, zu sein — dieses Alles wäre sehr schön. Allein, Kinderchen, es geht noch nicht, fieri nondum potest. Wiewohl, es ist noch nicht aller Tage Abend, Wenn ich an diesem Orte nichts mehr — wenn — kurz, Ihr müßt mir noch ein Jahr Zeit lassen. Dann aber will ich kommen. Dixi."

Als Arnold und Reginald Abends endlich allein waren, begann der Erstere: „Du hast mir nicht zu viel von Deinem Pflegevater gesagt. Er ist ein wunderliches Original, phantastisch aus den Schranken seines Daseins hinausstrebend, nur nicht mit den Talenten seiner großen Vorgänger im Handwerk, Hanns Sachs und Jacob Böhme, begabt. Dabei eine kerndrave Natur. Und durch dieses kleine Leben muß auch einmal ein erschütterndes Ereignis gegangen sein. Ich frage Dich nicht danach, ich spreche nur meine Beobachtung aus. Scheint es doch, als erwarte er noch immer die Lösung irgend eines ernsten Geheimnisses."

„Das hörte ich schon in meiner Kindheit aus seinen Reden heraus," entgegnete Reginald. „Damals fragte ich ihn wohl, was er mit seinen Andeutungen meine, empfing zur Antwort aber nur ausweichende Liebkosungen. Jetzt frage ich ihn nicht mehr. Laß uns seine Geheimnisse ehren."

(Fortsetzung folgt.)

Die Wolken.

Andere Wolken, andere Winde,
Anderes Weben im Menschenkinde:
Wie von Windes Wegen
Die Wandelnden an des Himmels Halde.
Zu Haufen gewälzt und zu Bergen gehoben,
Näher und wilder wallen und wanken,
An den Wipfeln im Walde
Die Wucht zu erproben,
Und es ist all das entsetzte Leben
In die Hände des Elements gegeben,
Daß Krone und Ast vom Gewicht gebogen
Also kommen des Menschen Gedanken
Kommen die Thaten als Schuld und Sühne.
Fortzuschaffen im Sturme die Brust,
Kommen wie Lebens und Todesluft
Aus Himmel der Seele herausgezogen.
Mäßig schreitet im Kampfe die Handlung
Ueber der Welt und des Himmels Tinne.
Nichts ist beständig, alles ist Wandlung,
Unten das ewige Räthsel der Welt,
Oben die Wolken am Himmelszelt;
Täuschende Blicke dazwischen kaum
Lächeln wie Friede ein kurzer Traum,
Und eher nicht legt sich das Toben und Pochen,
Bis Eichen und Herzen vom Sturme zerbrochen.
Aus den Wolken fällt
Das Loos der Erde,
Wie die Wolkenwelt
Wandeln die Menschen Sinn und Geberde.
Ein rastloses Bewegen
Bis die Wolken sich legen
In Wetterklüften
Und Donnerschlägen,
Unter Hassen und Küssen
Wolken und Menschen von dannen müssen.

J. G. Fischer.

Kriegsbilder.

Ein während der Schlacht bei Koniggrätz an der Seite Benedek's auf einer Anhöhe bei Lipa anwesender Korrespondent der „Times" schildert einige Szenen, die während des Kampfes vor seinen Augen sich entfalteten. Gegen 12 Uhr Mittags, als die Schlacht bereits mehrere Stunden gedauert, gab Benedek Befehl, daß die Artillerie ihr Feuer schonen möge. Einige Augenblicke darauf erhielt der Prinz von Holstein den Befehl, den Grund zu untersuchen, wo er mit seiner Kavallerie vorzugehen bereit war. Indessen kam die Nachricht, daß das fünfte preußische Korps im Anrücken begriffen sei. Benedek antwortete, man solle den Platz halten, wenn es aber unmöglich sei, so möge der rechte Flügel langsam zurückweichen. In diesem Stadium der Schlacht war die Stimmung eine kaltblütige und vertrauensvolle. Eine preußische Batterie feuerte ganz nahe nach der Stelle wo der Generalstab sich befand, doch die Kugeln gingen über die Köpfe hinweg, und gruben sich in die Erde ein. Zehn Minuten nach 12 Uhr ließ Gablenz melden, daß seine Munition bereits verschossen sei und bat um einige Batterien aus der Reserve. Der Oberkommandant, der kalt und ruhig dastand und Rauchwolken seiner Zigarre wegblies, erwiderte, daß er keine Batterien entbehren könne und fragte, warum er so viel Munition verschossen habe. Einige Minuten später sendete er ihm doch drei achtpfündige Batterien von der Reserve. Um 12 Uhr 18 Minuten stand Lipa in Flammen. Nicht weniger als 1000 Geschütze donnerten um diese Zeit in dem Zentrum der ganzen Stellung. Die drei dem General Gablenz zugesendeten Batterien fuhren eben vorbei und die Mannschaft begrüßte den Generalstab mit wildem Hurrah und Schwenken der Mützen. Es waren Ungarn. In diesem Augenblick wendete sich Benedek im Sattel um und sagte: ich kann keine Batterien mehr entbehren, ich werde sie bald selbst brauchen. Einige Minuten nach 1 Uhr ritt der ganze Stab ab, um die Position am rechten Flügel zu besichtigen. Man passirte das 6. Korps, das die Reserve bildete. Als die grünen Federn vorbeikamen, stimmten die Banden die Nationalhymne an und die Mannschaft brach in stürmische Rufe aus, um den Oberkommandanten zu grüßen; die Jäger warfen die Hüte in die Höhe und Alle waren in der Hoffnung eines nahen Triumphes. Benedek winkte ihnen zu, sie mögen ihr Freudengeschrei einstellen, und rief in seiner hellen klaren Stimme: „Jetzt nicht, wartet bis morgen, meine Kinder." Bald kam man wieder zurück um das Vorrücken des 3. Korps anzusehen. In diesem Augenblick ging alles vortrefflich. Das 4. Korps, das an Stelle des am frühen Morgen verwundeten Grafen Festetics von dessen Unterkommandanten befehligt war, rückte gleichfalls vor, und das 2. Korps schickte sich an, das 4. zu unterstützen. Da, es mochte ungefähr 3 Uhr gewesen sein, wurde Benedek unterrichtet, daß die Preußen hinter ihm sich befinden. (Sie kamen nämlich durch Culm, das man zu besetzen vergessen hatte.) Mit gewohntem Ungestüm ritt er im raschesten Galopp zu der bedrohten Stelle um die

Digitized by Google

Preußen zu vertreiben. Rascher als ich dies niederschreibe, lag Fürst Esterhazy auf dem Boden, sein Pferd war unter ihm erschossen worden; Graf Grünne war verwundet; die englische Stute des Baron Henikstein lag niedergestreckt und viele Personen waren verwundet. Ich sah den Fürsten Esterhazy, dessen schönes Gesicht mit Koth bedeckt und auf seinen Füßen hinschlotternd das Pferd eines Dragoner nehmen und mit dem Stab davon reiten, um einen sicheren Platz aufzusuchen. Der Schlüssel der Stellung war in den Händen des Feindes und Bestürzung drückte sich auf den Gesichtern Aller aus; Niemand war kaltblütiger als Benedek selbst; er ritt weg, um einige Reserve zu holen, und die Positionen wieder zu nehmen. Die Kugeln flogen dicht hinter dem Stab her, als er dem Feldherrn folgte, und als sie an einem kleinen Meierhof vorbeikamen, wo sie Zuflucht zu finden hofften, wurden sie aus demselben von einer Ladung preußischer Kugeln begrüßt, und bei dieser Gelegenheit wurde Erzherzog Wilhelm verwundet. Zwei Bataillone, welche beordert wurden, Chlum wieder zu nehmen, konnten dies nicht ausführen. Der Feind drang immer in frischen Kolonnen aus der unvorsichtig gelassenen Oeffnung hervor und die Nordarmee sah sich jetzt in der Front, in der Flanke und im Rücken angegriffen. Die Kavallerie benahm sich ausgezeichnet und manövrirte wie auf dem Paradefelde. Wäre es der Infanterie gelungen, Chlum wieder zu nehmen, so hätte sich der Sieg noch auf unsere Seite neigen können. Aber leider war das nicht möglich. Ein preußisches Regiment nach dem andern kam hervor, eine Batterie nach der andern krönte die Anhöhe und feuerte in den Rücken der Armee. Es war umsonst, daß Benedek sich in das stärkste Feuer in erster Linie warf; er suchte den Tod vergebens. Um halb 5 Uhr war die ganze Armee im vollen Rückzug. Da die Brücken über die Adler und die Elbe nur in geringer Anzahl und sehr schmal waren, so entstand eine furchtbare Verwirrung. Hier geschah es, daß viele Kanonen ins Wasser geworfen wurden und viele hunderte Soldaten ertranken. Kurze Zeit, nachdem Erzherzog Wilhelm verwundet worden, zerstreute sich der Generalstab nach allen Richtungen. Von Benedek wußte man lange nicht, wohin er gekommen sei, bis man ihn später in Holiz traf.

Nach den neuesten Erklärungen am Bundestage und den sonstigen Kundgebungen der Regierungen ihren Ständen gegenüber kann man den Stand der preußischen Union folgendermaßen feststellen. Dieselbe besteht außer Preußen mit 19,255,139 Bewohnern aus Schleswig Holstein mit 963,566, Mecklenb.-Schwerin mit 552,612, Oldenburg mit 301,812, Braunschweig mit 293,707, S.-Weimar mit 280,201, Hamburg mit 229,941, Anhalt mit 193,046, S.-Koburg mit 164,527, S.-Altenburg mit 137,162, Lippe mit 111,336, Bremen mit 104,091, M.-Strelitz mit 99,060, Reuß jüng. Linie 86,472, Schwarzburg-Rudolstadt 73,752, Schw.-Sonderhausen 66,189, Waldeck 59,143, Lübeck 50,614, Schaumburg mit 31,383, zusammen 3,798,613, was die gesammte Union auf einen Stand von 23,053,752 bringt.

Drei Brüder auf dem Schlachtfelde gefallen.

In der österreichischen Armee dienten drei Brüder aus der Familie Baldwin. Alle drei waren Hauptleute erster Klasse, und ein trauriges Geschick wollte, daß alle drei innerhalb der kurzen Frist von 10 Tagen den Tod auf dem Schlachtfelde fanden. Der Eine, von Ernst-Infanterie, fiel bei Custozza, die beiden Anderen vor Königgrätz. Eines fürchterlichen Todes starb der eine der Brüder, Namens August. Ein Geschütz-Projektil traf ihn in die Brust, explodirte darin und zerriß ihn in unzählige Stücke. Man erinnert sich dabei an das traurige Schicksal der fünf Brüder Baum, welche in den Befreiungskämpfen der Jahre 1813 und 1814 fielen.

Ein Photograph. Aus der Gegend von Gitschin schreibt man der W. Pr. folgende charakteristische Anekdote: „Vor zwei Jahren bereits ein preußischer Photograph die hiesige Gegend hielt sich in jedem kleinsten Städchen und Dorf einige Zeit auf, um die Leute gegen äußerst geringes Honorar zu photographiren. Nebstbei nahm er ein Panorama der Gegend auf. Heute weiß man, zu welchem Zwecke.) In den bösen Tagen des vorigen Monats erhielt der Ort, in welchem Schreiber wohnt, preußische Einquartirung und er selbst einen Oberst des Generalstabs zur Bequartirung und Verköstigung. Wie sehr mußte er erstaunen, in demselben den Photographen zu erkennen, der ihn selbst photographirt hatte. Ueberrascht über die schnelle Carriere, welche der Photograph gemacht, fragte er ihn: „Wie so sind Sie denn Oberst geworden?“ — „Fragen Sie mich lieber, wie so ich Photograph geworden bin,“ war die Antwort.

Ein höchst seltenes Jagdabenteuer, welches auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient, erlebte gestern früh der k. Forstwart Blöchl von Niederarnbach bei Pfaffenhausen in der dortigen Gemeindejagd. Derselbe schoß nämlich bei seinem Uebergange am Morgen einen Kapital-Rehbock, welcher kurz vorher einen geringeren (Gabler) im Kampfe um ein Schmal-Reh getödtet hatte. Die Verwindungen waren so groß, daß sich die von den Hinterläufen abgelöste Decke derart um die monströsen Geweihe wickelte daß ein Entkommen rein unmöglich war.

Es gibt Augenblicke, in welchen man Jahre durchlebt; Augenblicke, welche schwarzes Haar in Grau zu wandeln vermögen, und tiefe Runzeln auf jugendliche Wangen furchen. Der Kummer zerstört mächtiger als das Alter.

Kaffeeverbrauch in Europa. Während unser Erdtheil im Jahre 1820 nur 1,400,000 Centner Kaffee bezog, verbrauchte er 1840 schon 2,260,000 Ctr. und gegenwärtig ist der Bedarf auf 6½ Mill. Centner gestiegen, welche einen Werth von 150 Mill. Thaler repräsentiren und den Staatskassen jährlich 30 Millionen Thaler an Zoll einbringen.

Buchstabenräthsel.

Sag' mir Deutscher, doch, wie heißt der deutsche Mann,
Den beständig Deine schlechten Witze ausläen? —
Sag' mir überdieß, wer ist derselbe dann,
Wenn ihm (wie du glaubst) der Kopf, die Füße fehlen? —
Aber, merk' Dir's, Spötter: nur allein
Deine eig'ne Antwort darf es sein! —

Auflösung der Charade in Nr. 30:
„Trommelfell.“

Verantwortlicher Redakteur: A. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 32. Sonntag, den 12. August. 1866.

O wie viel Jahre sollte man's bedenken,
Eh' man die fürchterliche Losung: Krieg"
Hinwirft in der Völker stilles Treiben,
Und aus des Rosses Maul den Zügel nimmt!

Ein Ungeheuer ist der Krieg, doch leider
So sündhaft auch die menschliche Natur,
Daß nur zu oft das Leben Uebel drücken,
Die mit dem Schwert allein zu heilen sind.

Raupach.

Ansprache des königl. Schulraths und Studienrektors, Herrn Dr. Elsperger, zum feierlichen Akte der Preisevertheilung am 8. August 1866.

Das Schuljahr, welches wir heute schließen, ließ sich lange an, eines der ungestörtesten werden zu wollen. Die wenigen Veränderungen im Lehrerpersonale, die gleich Anfangs eintraten, waren längst vorauszusehen und die entstandenen Lücken konnten sogleich wieder ausgefüllt werden. Nur der Austritt des Herrn Sprachlehrers Mösch kam unerwartet und führte Unbequemlichkeiten herbei. Auch durch Unwohlsein der Lehrer wurde der Unterricht sehr wenig und nur sehr vorübergehend gestört. Von den Schülern mußten zwei Heilung von schwereren Krankheiten im elterlichen Hause suchen, aber auch sie konnten nach einiger Zeit wieder zu ihren Arbeiten zurückkehren. Auch nach Innen hofften wir das Schuljahr friedlich zu Ende zu führen. Keine tief eingreifende organische Verfügung störte den Gang des Unterrichts; die einzige in Betreff der Mathematik wurde von den Fachlehrern für einen wesentlichen Fortschritt erklärt; kein gröberes Disciplinarvergehen nöthigte zur Abtrennung eines ungesunden Gliedes und ein auffallender Vorfall durfte milde und vom psychologischen Standpunkte aus beurtheilt werden. Leider aber können wir jetzt am Ende des Schuljahres die Worte eines alten Schriftstellers auf uns anwenden: Während wir uns eines ungestörten Glückes und Friedens erfreuten, fieng plötzlich das Schicksal an, seine Wuth auszulassen und alles untereinander zu wirren. Welche Schläge haben seit nur sieben Wochen unser armes Vaterland getroffen! Unser armes Vaterland, sage ich, und ich muß den Ausdruck wiederholen, mag ich an unser größeres oder engeres denken. Jenes droht in zwei oder drei Theile zu zerreißen, deren fortdauernde Trennung ein finis Germaniae in sich schließen würde, und selbst die Einheit des nördlichen Theils soll nicht, wie wir hofften, auf einen Bruderbund, in dem sich jeder stolz als Deutscher fühlen würde, sondern auf Abhängigkeit gegründet sein. Und unser theures Bayerland! Es blutet aus tausend und abermal tausend Wunden und muß trotz des Heldenmuthes seiner Krieger und der Opferfreudigkeit seiner ganzen Bevölkerung der Uebermacht erliegen, von dem Bundesgenossen, für den es die Waffen ergriff, preisgegeben, sein Schicksal von dem Uebermuthe oder der Mäßigung eines stolzen Siegers erwarten. Wahrlich eine Preisevertheilung in gewöhnlicher Form, die doch ein Jugend- und Freudenfest sein soll, wäre in jetziger Zeit ein greller Mißton, als wollten wir uns außer dem Bereich unseres leidenden Vaterlandes stellen; gleichwohl möchte ich Euch, Älteren Schülern und besonders den Abiturienten, die sich heute eingefunden haben, ein Wort der Aufforderung dringend ans Herz legen. Ungewiß ist das Schicksal unseres bayerischen Vaterlandes: wird es zu gleicher oder ähnlicher Abhängigkeit genöthigt werden; wird aller Wahrscheinlichkeit nach das Loos der nord- und mittelcurischen kleinern Staaten sein wird? Oder wird es isolirt ein kümmerliches Dasein fristen? Oder sich an einen größeren fremden Staat anlehnen und wir vielleicht eine zweite Auflage des Rheinbundes erleben? Wir wissen es nicht, und die Lenker unseres Staats wissen es vielleicht eben so wenig. Aber eine Aufgabe liegt uns gewiß ob: in die neue Ordnung der Dinge mit Würde einzutreten und selbst dem Stolz des Siegers Achtung und Respekt vor dem bayerischen Namen abzunöthigen. Wäre es ein Feind fremder Zunge, ausländischer Sitte, der seine siegreichen Waffen in Deutschland ausgebreitet hat, so bliebe uns nichts anderes übrig, als uns entweder selbstsüchtig auf das Gebiet der Industrie zurückzuziehen oder wie vor 60 Jahren aus dem Lethefluße einer kosmopolitischen Literatur Vergessenheit der Leiden des Vaterlandes zu trinken; aber der Gegner, mit dem wir es zu thun haben, ist unseres Volkes, unserer Sprache und Sitte und mag er uns auch durch seinen Siegesrausch belästigen, er beeinträchtigt uns in keiner unserer Eigenthümlichkeiten. Im Kampfe mit einem solchen Gegner, der uns zu einem Wettstreite der Tüchtigkeit auf unserem eigenen geistigen Gebiete herausfordert, steht es schlecht, wenn wir uns immer nur an unserem Rede- und Sangespatriotismus wärmen, immer nur an der Vortrefflichkeit sonnen, die wir uns anträumen und anfingen. Geredet, gesungen, toastirt ist in den letzten Jahren in Deutschland genug, ja bis zum Ueberdruß und bis zum Hohngelächter des Auslands, worden. Jetzt ist eine ernste Zeit gekommen, wo die Begeisterung der Sänger- und Turnfeste nicht mehr ausreicht. Unsere Krieger haben auf dem Schlachtfelde ihre Tapferkeit der Kriegsgebheit der Gegner ebenbürtig an die Seite gestellt; ohne Zweifel kommt bald die Zeit, in der den Schlachten des Arms Schlachten des Geistes folgen werden und der Ciceronianische Vers

Weichet Waffen der Toga, es weiche der Lorbeer der Rede,
auch bei uns seine Anwendung finden wird. Zu solchen Schlachten

Digitized by Google

aber bedarf es nicht blos der gewaltigen Vorkämpfer, sondern auch einer kampfestüchtigen Landwehr, in der Dienste zu thun jeder Gebildete berufen ist. Und der Exercierplatz, auf dem dazu die Kämpfer eingeübt werden sollen, das sind die Schulen, von der niederen Dorfschule an bis zur Universität hinauf, deutsche wie lateinische, humanistische wie realistische, Schulen mit wissenschaftlicher, wie gewerblicher und artistischer Richtung. Aber die zahlreichsten und besten Schulen können nichts leisten, ohne eine Jugend, die sich dem Unterricht mit Liebe und mit Beharrlichkeit hingibt. Darum muß ich gerade in dieser ernsten Zeit euch, geliebte Schüler, auf das dringendste auffordern, der Mahnstimme, die das Vaterland auch an das jüngere Geschlecht richtet, Gehör zu geben und euch durch rechten Lerneifer zu befähigen, einst zu jener heiligen Schaar zu gehören, die es sich gleichfalls in welchem Berufe, das Geschick der kommenden Zeiten in ihrem Busen trägt. Ihr habt, als vor einigen Wochen fremde Truppen hier durchzogen, ihnen mit größter Freudigkeit Erquickungen zugetragen; ihr hättet gerne eure Theilnahme an dem Schicksal der verwundeten Krieger durch Verzichtleistung auf eure Preise an den Tag gelegt, wenn die Bücher bei dem unerwarteten Ausbruch des Krieges nicht schon bestellt gewesen wären. Zwei von euch sind dem Rufe zu den Waffen gefolgt. Das alles loben wir, aber die beste Art, wie der Schüler seine Vaterlandsliebe bethätigen kann, ist doch die, daß er sich durch energisches Studium geistige Befähigung und Tüchtigkeit erwerbe. Und glaubt ja nicht, daß es dazu immer noch Zeit habe. Früh übt sich, wer ein Meister werden will, und wenn Geistesträgheit und Arbeitsscheu einmal in der Seele eines Schülers Platz gegriffen haben, so setzen sie sich fast ausnahmlos auch auf der Universität fort. Am meisten möchte ich freilich die Aufforderung zu eifriger und eindringlicher Beschäftigung mit den Wissenschaften und zur Bekämpfung jenes schlaffen Schlendrians lassen, welcher der Schuldeutsche so gerne hinter den beschönigenden Namen Gemüthlichkeit birgt, an Sie, geliebte Abiturienten, richten. Wohl möchte ich zugleich Ihnen heute öffentlich noch ein herzliches Lebewohl sagen, denn ich für meine Person weilte gerne in Ihrer Mitte, und scheide von keinem unter Ihnen mit unangenehmen Empfindungen, von vielen mit freudigen Erinnerungen, von einigen mit bewegtem Herzen. Doch der Ernst der Zeit duldet die Erwähnung solcher Privatverhältnisse nicht. Aber im Namen des Vaterlandes rufe ich Ihnen zu, durch Ernst des Strebens, Energie des Wollens, Klarheit des Denkens sich, sei es auf der Universität oder in andern höhern Anstalten und in bürgerlichen Verhältnissen zu Männern auszubilden, die dem bayerischen, dem deutschen Namen Ehre machen. Als die jetzt so flegesstolzen Preußen einst nach den schrecklichen Schlachten bei Jena und Friedland wehrlos zu Boden lagen und von dem übermüthigen Sieger zertreten wurden, richtete Fichte in seinen berühmten Reden die Worte an sie: „Besiegt sind wir: ob wir nun auch zugleich verachtet und mit Recht verachtet sein wollen, ob wir zu allem andern Verluste auch noch die Ehre verlieren wollen, das wird noch immer von uns abhängen. Der Kampf mit den Waffen ist beschlossen, es erhebt sich, so wir es wollen, der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters." Unsere tapfern Krieger haben auf seinen vierzehnten Oktober, auf seinen Tag bei Prenzlau, auf seinen Fall von Magdeburg, Küstrin, Stettin und andern Festungen zurückzublicken, aber der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters erhebt sich auch für uns, und wenn Süddeutschlands Jugend sich dazu stählt, so werden vielleicht unsere Enkel einst an den Sommer 1866 mit demselben Gefühle denken, wie der zum Tode Erkrankte nach seiner Genesung der Tage sich erinnert, wo der Arzt Hilfe für unmöglich erklärte, aber Gott sie fand.

Harre aus.

Harr' aus mein Herz, wenn auch der Gram
Ins Leben dich getroffen,
Wenn auch entweicht im Grimm und Scham
Dein jugendliches Hoffen.
Führt auch dein Pfad aus Wald und Feld
Hinaus auf öde Heide —
Im Glücke trotzest du der Welt,
Nun trotz ihr auch im Leide.

Nie hast du zag' ein Glück versäumt,
So folgt dir keine Reue:
Drum nicht von alter Zeit geträumt,
Schau vorwärts in die neue.
Lenzblumen brachst du sonder Müh'n,
Und die gebrech'nen starben!
Der Lenz ist hier, die Tage glüh'n,
Nun denk' an deine Garben.

Und will auch dein gekühltes Blut
Kein künftig Heil mehr glauben,
Laß dir den todeskühnen Muth,
Den freien Trotz nicht rauben!
Bleib' selbst dir treu, bleib' dein bewußt
Im Jammern und im Zorne,
Und falle, wenn du fallen mußt,
Als Held, die Wunden vorne!

(Wilh. Hertz.)

Rabuli's Buche.

Novelle von Otto Roquette.

(Aus Westermanns „Illustrirten Deutschen Monatsheften.")

Drittes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Wie viel drei oder vier Wochen mit veränderten Umgebungen und erweiterten Lebensanschauungen auf eine gelehrig bildsame Mädchennatur vermögen, kam an der kleinen Sophie Hermann sehr sichtbar zu Tage. Als sie eben von der Terrasse in den Gartensaal trat, geboben durch einen auserwählten, nun kleidsamen Anzug, schien sie gewachsen; ihr ganzes äußeres Ansehen bereits in einer anderen Form gegossen zu sein. Wie sie die Rose, die sie aus dem Garten mitgebracht, zurieden lächelnd vor die Brust steckte, und wie sie leise vor sich hin trällernd durch den Saal hüpfte, that sie es mit bei Weitem sicherlicherer Anmuth, als da wir sie zuletzt durch das Korn springen sahen. In der That, sie war verändert, und sogar zu ihrem Vortheil verändert, aber dennoch glänzte dieselbe naive Kindlichkeit in ihren Augen, ja es schien auch noch der Zug von ausgelassener Lustigkeit verstohlen in ihnen zu lauern.

Sophie nahm an einem, mit jedem kleinen Zubehör verschwenderisch ausgestatteten Schreibtischchen Platz, um einen Brief an ihre Eltern zu verfassen. Sie schien nicht ganz in der Schreibestimmung — wenn das Schreiben überhaupt zu den ihr bequemen Beschäftigungen gehörte — sie kam sichtlich nicht über den Anfang hinaus. Zerstreut betrachtete sie bald die Bilder über dem Tische, bald nahm sie irgend ein reizendes Nichts von Porzellan, das unterstand, in die Hand, ein Büchelchen, eine Petschaft, bald hing ihr Auge bewundernd an einer schönen Blume, deren in Töpfen viele gruppirt waren, oder sie drehte sich gar um, und nickte lachend dem Cacadu zu, der sich ihr durch häufiges Rufen seines Namens in Erinnerung brachte. Plötzlich stand sie auf, schritt durch den Saal, blieb in der Mitte stehen, und ließ die Blicke an ihrer Umgebung haften. Sie fand die

Einrichtung überwältigend schön. Da mit einem Mal schien ihr der Stoff zum Schreiben reichlich zuzufließen. Sie sprang an den Tisch zurück und schrieb mit großem Eifer.

Der Bediente trat ein und meldete, daß ein Herr der sich Zimmermeister Arnold nenne, sie zu sprechen wünsche.

„Mich will er sprechen?“ fragte Sophie verwundert. „Ich kenne ihn ja gar nicht!“

„Der Herr fragte zuerst nach Herrn Steinacker,“ fuhr der Bediente fort, „und da ich ihm sagte, er wäre nicht zu Hause, sollte ich ihn bei Fräulein Clothilde melden. Als ich sagte, sie sei ausgefahren, fragte er, ob nicht eine fremde Dame, Fräulein Hermann, bei uns zum Besuche sei? ich bejahte es, und so bittet er, Ihnen seine Aufwartung machen zu dürfen.“

„Aber ich kenne in aller Welt keinen Zimmermeister Arnold!“ wiederholte Sophie. „Was ist es denn für ein Mann?“

O, ein feiner junger Herr.“

„Wissen Sie was, Johann, sagen Sie ihm lieber, ich sei auch ausgegangen.“

„Wenn ich nur nicht schon gesagt hätte, Sie wären zu Hause! Vielleicht hat er Herrn Steinacker etwas von Belang mitzutheilen, und es könnte durch Sie —“

„Wenn das wäre“ — meinte Sophie zögernd, — „gut, ich will ihn annehmen.“

Gleich darauf trat Arnold ein. Sein sichtes, weltmännisches Wesen flößte dem jungen Mädchen einige Scheu ein. Sophie verneigte sich sehr zierlich, aber doch gemessen, denn sie hatte bereits gelernt oder erfahren, daß man den Leuten in der Stadt nicht immer trauen dürfe. Der Gast wußte ihre Verlegenheit jedoch bald zu zerstreuen. Er brachte ihr Grüße von ihren Eltern. In der That hatte sich Arnold unter irgend einem Vorwand in dem Hause des Herrn Oberamtmann Heermann einzuführen gewußt, und so konnte er versichern, daß Vater, Mutter und Brüder sich der besten Gesundheit erfreuten. Damit war das Eis gebrochen, und Sophie ließ fröhlich und arglos ihrer Zunge freien Lauf. Sie machte ihres Entzückens über das Leben in der Stadt kein Hehl, über den ersten Genuß des Theaters, der Kunstsammlungen, den Verkehr und das Leben im Hause ihrer Gastfreunde. Da der Cacadu fortwährend mit ihr wetteifern, rief Sie fröhlich lachend: „Hören Sie nur den komischen Vogel! Sowie man mit einem andern Herrn spricht, wird er eifersüchtig!“

„Sie tragen da ein recht schönes Medaillon am Halse,“ sagte Arnold mit rascher Wendung des Gespräches.

Es enthält das Bild meiner Freundin Clothilde,“ entgegnete Sophie harmlos. „Kennen Sie sie noch nicht?“ Sie nahm den Schmuck ab und öffnete die Kapsel.

„Sehr merkwürdig!“ sagte Arnold. „Ich habe hier ein ganz ähnliches.“

„Mein Medaillon!“ rief Sophie, indem sie die Hand nach dem Dargebotenen ausstreckte. „Ich hab' es verloren, und wenn Sie es gefunden —“

Arnold aber schloß schnell die Hand, und entzog ihr seine Beute. „Ich fand es auf eigenthümliche Weise,“ sagte er mit der unschuldigsten Miene. „Auf der Wanderschaft hatte ich mich unter einen Baum, den man in der Gegend dort Robuskbaume nennt, niedergelegt und schlief ein. „Als ich erwachte, lag dieses Medaillon neben mir im Grase.“

Sophie stutzte, sie sah dem Sprecher erstaunt ins Gesicht und sagte: „Sie? Nein, Sie — waren es nicht!“ Plötzlich aber, erschreckt über ihre eigenen Worte, dunkelroth im Gesicht, fuhr sie auf, es war ihr, als müsse sie, wie damals unter der Buche, die Flucht ergreifen.

„Woher wissen Sie, daß ich es nicht war?“ fragte Arnold, indem er sie sehr höflich bat, wieder Platz zu nehmen.

Sophie hätte vor Verlegenheit und Scham in die Erde sinken mögen, sie sah nach der Thür, ob ihr nicht irgend Einer zu Hilfe käme, und zugleich fürchtete sie, es könne Jemand kommen und das Geheimniß erfahren. Denn jetzt erst, unter so sehr veränderten Umgebungen, empfand sie ein Entsetzen vor der Tragweite ihres kindlichen Streiches. Der überlegene, ihr fremde junge Mann wußte um die Geschichte mit dem Kornblumenkranze und war, wie sie sah, auf dem besten Wege, ihr Geheimniß auszudeuten. Da sie von Furcht und Beschämung bedrängt, kein Wort zu sagen wußte, begann Arnold:

„Ich gebe zu, mein Fräulein, daß ich es nicht selbst war, der unter jener Buche eingeschlafen lag. Es war ein sehr guter Freund von mir, ein vortrefflicher Mensch, dem ich — einen Kranz von mir gewunden hatte, ohne daß er es wußte, und offen gestanden, ich bin darum hier. Denn mein Freund ist leider mehr stolz als eitel, und will nichts thun, sein reizendes Glück wahrnehmen. Nicht wahr, mein Fräulein, Ihre schöne junge Freundin hat ihm jenen Kranz —“

Sophie brach in Thränen aus. „Nein, nein, nein!“ unterbrach Sie ihn schluchzend, „Clothilde hat gar nichts damit zu thun! Ich bin allein die Schuldige! Wir hatten auf dem Spaziergange den Kranz gewunden, und fanden den Menschen — den Herrn auf unserm Lieblingsplatz schlafend liegen. Wir kannten ihn aber Beide gar nicht. Da überkam mich der abscheuliche Gedanke, ihm den Kranz aufzusetzen, aus gar keinem Grunde, nur des Unsinns wegen! Clothilde hätte so etwas nicht gethan, und machte mir nachher Vorwürfe darüber. Zur Strafe verlor ich mein Medaillon dabei. Ach Gott — ich bin ganz außer mir darüber!“

Ton und Worte, der Schmerz und die Thränen des Mädchens drangen so ehrlich und mit unbedingter Aufrichtigkeit hervor, daß Arnold nicht umhin konnte den Eröffnungen Glauben zu schenken, die seine Vermuthungen umstießen. Er suchte seine Freiheit zu entschuldigen, die wie ein Kind Weinende zu beruhigen. Er versprach auf seine Ehre, keinen Mißbrauch von dem Geheimniß zu machen, und wirklich gelang es ihm, ihre Thränen zu stillen ihre Furcht zu zerstreuen. Er nannte sich selbst viel schuldiger als sie sich zu fühlen brauche, da er so alberu gewesen sei, hinter einem offenbaren Scherz eine ernste Absicht zu wähnen. Er sprach so liebenswürdig und Vertrauen erweckend, daß Sophie erfahrungslos wie sie war, sich begütigen ließ, und, wenn auch immer noch verschüchtert und verschämt, wieder lächelte.

(Fortsetzung folgt.)

II. Herrieden. Anfangs August. Witterungsverhältnisse Europas im Monat Juli. 1866.

Der Witterungscharakter dieses Monats war fast überall kühl, dabei in Frankreich und Deutschland feucht, in Südeuropa und England trocken. Das Luftmeer ging durchgängig, namentlich zu Anfang und Ende des Monats sehr bohl, mit raschem Wellenschlage, nur um die Mitte desselben bildete sich im Centrum des europäischen Continents ein hoher Luftberg mit geringerer Bewegung der Athmosphäre, welcher unseren mittleren Juli-Barometerstand dem Durchschnitt näherte. Von elektrischen Erscheinungen zeigten sich am ersten Gewitter in Dalmatien und Oesterreich, vom 15. bis 20. fast in ganz in Europa, nördlich selbst bis Stockholm, nach dem doppelten Erdbeben am 21. in Triest dagegen nur noch einige am 24. in Italien. Die Bewölkung war in Südeuropa sehr gering, kaum zeigten sich an einigen Tagen Wolken, am meisten, nämlich zu drei Viertheilen war der Himmel im nördlichen Spanien und in Schottland bedeckt, sonst überall nur ungefähr zur Hälfte. Im Vergleich zum Vorjahre war die Temperatur um 7 Uhr Morgens der damaligen nahe gleich in Portugal, im südlichen Spanien, im südlichen Frankreich, in Irland, Dalmatien, der Schweiz, in ganz Italien und Norwegen, kälter war sie um 1 bis 3° in Nordspanien, im mittleren Frankreich, in England, Schottland, den Niederlanden, Deutschland, sowie im mittleren und südlichen Rußland, um 3 bis 5° im nordlichen Rußland, in Schweden und Lappland.

Die mittleren an den Hauptstationen Europa's um 7 Uhr Morgens beobachteten Temperaturen sammt Extremen im Vergleich zum Vorjahre waren:

Digitized by Google

Station:	1866	1865	Differenz	Extreme: 1866	1865
Alikante	29,5	30,0	—0,5	34,4 u. 20,0	31,8 u. 26,8
Palma	28,7	28,9	—0,2	32,8 „ 20,2	32,8 u. 19,9
Palermo	25,2	25,4	—0,2	29,3 „ 23,9	28,7 „ 17,7
Rom	23,8	23,8	0,0	32,0 „ 13,2	26,1 „ 19,2
Triest	22,3	24,9	—2,6	26,8 „ 19,0	28,7 „ 21,0
Marseille	22,2	21,6	0,6	27,6 „ 12,8	24,4 „ 18,2
Odessa	21,4	22,7	—1,3	27,5 „ 20,4	24,6 „ 18,3
Bilbao	20,8	22,0	—1,2	31,0 „ 11,0	28,5 „ 17,5
Lissabon	20,3	21,1	—0,8	29,1 „ 17,4	24,9 „ 15,6
Madrid	18,8	19,8	—1,0	27,6 „ 11,3	23,7 „ 10,8
Wien	17,7	20,1	—2,4	22,7 „ 12,7	24,5 „ 14,0
London	17,5	19,4	—1,9	26,2 „ 12,0	23,6 „ 14,0
Brüssel	16,9	19,4	—2,5	22,0 „ 13,6	23,0 „ 14,0
Paris	16,7	18,0	—1,3	25,4 „ 11,2	24,5 „ 13,1
Moskau	16,5	18,2	—1,7	25,9 „ 12,5	23,3 „ 13,7
Herrieden	15,9	18,1	—2,2	24,2 „ 11,2	26,5 „ 11,9
Petersburg	15,3	19,5	—4,2	19,8 „ 6,9	26,3 „ 15,6
Amsterdam	15,2	17,7	—2,5	22,0 „ 9,6	21,2 „ 13,1
Greencastle (Irland)	14,6	15,2	—0,8	18,9 „ 11,7	20,4 „ 15,8
Stockholm	14,1	18,4	—4,3	19,1 „ 10,1	24,7 „ 13,0
Skudesnäs (Norwegen)	13,8	13,1	0,7	19,8 „ 10,0	18,0 „ 9,3
Nairn (Schottland)	13,3	14,9	—1,6	20,6 „ 10,6	20,0 „ 11,1
Haparanda	11,2	14,6	—3,4	16,0 „ 6,0	20,8 „ 11,2

Temperatur Maximum für Europa: Palermo am 25.: + 40° C.

Absolute Extreme:

Paris 9,7 am 8., und 32,6 am 13. (v. J. 32,2 am 15. und 16.)
Wien 11,0 am 24. und 32,2 am 18. (v. J. 34,4 am 9.)
Herrieden 5,8 am 24. und 31,4 am 14. (v. J. 34,4 am 21.)

Niederschlagshöhe:

Paris 70,2^{mm} an 14 Tagen, meiste am 16.: 28,2^{mm}
Wien 70,6^{mm} an 16 Tagen, meiste am 18.: 33,5^{mm}
Herrieden: 105,1^{mm} an 15 Tagen, meiste am 29.: 40,5^{mm}

Grundwasser dahier:

Am 1.: 1′ 8″ 6‴ am 15.: 2′ 0″ 0‴ über dem Monats-Mittel.

Ozonbeobachtungen in Wien.

Keine Spur am 8. und 12. Nachmittags.
Volle Sättigung am 7. und 19. Morgens.
Mittel bei Nacht 68%, bei Tag 45%, überhaupt 56,5%.

Das Unglück macht weise. Der Herzog von Braganza, (Kaiser von Brasilien, Don Petro I.) schrieb an seinen Sohn, den Kaiser Don Petro II. von Brasilien, aus Angra vom 11. Mai 1832 unter Anderm Folgendes: „Mein vielgeliebter Sohn, die Zeit ist vorüber, wo man Fürsten verehrte, blos weil sie Fürsten waren. In dem Jahrhundert, in welchem wir leben und wo die Völker gut unterrichtet sind, müssen es die Fürsten ebenfalls sein; sie müssen wissen, daß sie Menschen und keine Götter sind, und daß es für sie unerläßlich ist, viele Kenntnisse und einen guten Ruf zu besitzen, damit sie mehr geliebt, als geehrt werden. Denn die Ehrfurcht eines freien Volkes gegen seine Regenten soll in der Ueberzeugung ihren Grund haben, daß derselbe fähig ist, es auf die Stufe des Glücks zu bringen, auf die es zu gelangen wünscht. Ist dieß nicht der Fall, dann, — unglücklicher Fürst, unglückliches Volk!"

Mittel gegen das Schimmeln der Essiggurken. Die Hausfrauen wissen recht gut, daß die Essiggurken nicht selten vom Schimmel heimgesucht werden, aber sie wissen sich nicht zu helfen, um diesen Uebelstand zu beseitigen. Ein bewährtes Mittel dagegen ist Folgendes: Man gebe in ein Säckchen etwas schwarzen Senf, etwa zwei Loth und lege dasselbe zu den Essiggurken, die dann frisch und von jedem Schimmel befreit bleiben.

Gegen den Schimmel an fleischwaaren. Nicht selten ist es der Fall, daß Würste, Schinken und dgl. aufzubewahrende Eßwaaren schimmlich werden, wenn sie nur einige Zeit in einem etwas mit dumpfeuchter Luft erfüllten Raume sich befinden. Um diesem Uebelstande ganz vorzubeugen oder da, wo er eingetreten ist, ihn zu beseitigen, ist nichts empfehlenswerther, als gewöhnliches Kochsalz in einem Teller nur mit so viel Wasser zu übergießen, daß eine breiartige Lösung des Salzes erfolgt. Wenn man schimmlicke Würste mit diesem Salzbrei dünn anstreicht, verschwindet der Schimmel sofort, und nach einigen Tagen überziehen sich die Würste mit überaus feinen Salzkrystallen, die jeder weiteren Schimmelbildung vorbeugen. Dasselbe Verfahren ist auch sehr zu empfehlen, um den zeitweilig in den Gelenken der Schinken auftretenden Schimmel zu beseitigen und vorzubeugen.

Heuschreckenplage. Die Umgegend Jerusalems ist von diesen Geradflüglern auf so schreckliche Weise verheert worden, wie es seit Menschengedenken dort nicht vorgekommen. Die Schwärme der Heuschrecken begannen ihr Erscheinen Ende Mai, und es folgten sich mehrere derselben bis in den Juni hinein. Namentlich ist das Gebirge Juda davon betroffen, das einer Wüste gleich sieht. Rings um Jerusalem ist nichts Grünes mehr zu erblicken, selbst die Zweige der Bäume sind der Eier der Thiere zum Opfer gefallen. Glücklicherweise sind sie so spät eingerückt, daß man die Gersten- und Weizenernte großentheils schon eingebracht hatte; doch sind die Sommerfrüchte, die Obst- und Oelbäume, die Rebstöcke und Gartengewächse von ihnen heimgesucht worden.

Charade.

Die ersten Zwei gebrauchst du so zum Leben,
Wie Luft und Licht und wie dein täglich Brod,
Und mangelt dir's, so wirst du Viel d'rum geben,
Wenn es dich retten kann von Qual und Tod.
Durchsichtig, wie die Luft fast, ist die Dritte,
Doch nicht elastisch, sondern hart und spröd;
Buntfarbig bald, bald weiß, und hat die Sitte
Zu singen, wenn's mit ihr an's Sterben geht.
Aus allen Dreien wohl besteht das Ganze
Und schützt vor Fäulniß und des Feuers Haß,
Doch ist's kein Mensch, kein Thier, nicht Stein, Metall noch Pflanze —
Nun sag' in aller Welt mir: was ist Das?

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nr. 81
„Michel" „ich"

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 33. Sonntag, den 19. August. 1866.

So war's immer mein Freund und so wird's bleiben, die Ohnmacht
Hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg.

Schiller.

Radulf's Buche.

Novelle von Otto Roquette.

(Aus Westermanns „Illustrirten Deutschen Monatsheften.")

Drittes Kapitel.

(Fortsetzung.)

„Einen Vortheil hat mir meine Zudringlichkeit doch gebracht," sagte Arnold, „den Vortheil ihrer Bekanntschaft. Es soll von jenem kleinen Abenteuer niemals etwas über meine Lippen kommen, auch Ihnen gegenüber niemals, so lange sie selbst es nicht verlangen. Es bleibe unser Geheimniß. Aber ein gemeinsames Geheimniß führt meistens zu einer guten Freundschaft, und ich bin so kühn, auf eine solche zu hoffen. Reichen Sie mir als Bürgschaft die Hand."

Sophie zögerte und erröthete von Neuem.

„Dann thun Sie es wenigstens zum Pfande der Verzeihung. der Versöhnung!" bat Arnold.

Sophie gab ihm die Hand, zog sie aber schnell wieder zurück. „Nun aber geben Sie mir auch das Medaillon wieder zurück! Bitte! Bitte!" rief sie.

Arnold lächelte achselzuckend. „Es gehört nicht mir," entgegnete er. „Der glückliche Finder wird verlangen, daß ich es ihm wieder bringe. Denn, im Vertrauen, er trägt es heimlich auf der Brust, und betrachtet es täglich. Ich hab' es ihm nur auf einige Stunden entwendet, und bin überzeugt, er hat den ganzen Morgen darnach gesucht. Wenn Sie es zurück haben wollen, werden Sie es schon von ihm selbst verlangen müssen. Inzwischen besitzen Sie ja ein anderes, fast ganz gleiches."

Sophie, von Neuem besorgt, schlug schweigend die Augen nieder. Arnold aber fuhr fort:

„Nun aber, mein Fräulein, noch ein andres Anliegen, das Sie, wie sich unter guten Freunden ziemt, nicht mißdeuten werden. Ich selbst bin sehr zudringlich gewesen, mein Freund aber, der den Namen Reginald Vanbüren führt, würde sich eines Gleichen niemals schuldig machen. Und doch liegt ihm ganz heimlich, und mir ganz ausgesprochen daran, Zutritt in diesem Hause zu haben. Er ist ein großes künstlerisches Talent, und trotz seiner jungen Jahre, schon Baumeister, überdies ein gar feiner Junge und ein grundbraver Mensch. Glauben Sie nun nicht Grund zu haben, meiner Empfehlung zu mißtrauen, so wär' es recht schön, wenn Sie meinem Freunde den Weg über diese Schwelle ein wenig anbahnen wollten."

„Ich?" rief Sophie erschrocken. „Wie kann ich das?"

„Es ist nicht schwer, und ich gebe Ihnen auf Ehre und Gewissen mein Wort, Sie laufen keine Gefahr dabei. Herr Steinacker will, wie ich höre neue umfassende Bauwerke vornehmen, und liebt es, dergleichen in künstlerische Hände zu geben. Dazu wäre nun mein Freund der geeignete Mann. Er hat das wundervolle Haus gebaut, das neben der Johanniskirche steht. Nehmen Sie es einmal in Augenschein, Sie werden einen außerordentlichen Genuß haben. Und dann fragen Sie Herrn Steinacker gelegentlich — aber recht bald — wer es gebaut habe, und bringen ihn auf seine eigenen Baupläne, und behaupten dann, Herr Reginald Vanbüren sei der Einzige, dem er die Ausführung seiner Gebäude anvertrauen könne. So wird er aufmerksam auf meinen Freund, und fragt und erkundigt sich weiter. Nicht wahr Sie thun es? Es ist ja nichts Böses — im Gegentheil, Sie unterstützen damit die Kunst, und helfen auch Herrn Steinacker zu seinem Besten."

Aus Sophiens Augen blitzte verstohlen der Zug schalkhafter Unternehmungslust hervor. Arnold merkte den ihm verwandten jugendlichen Dämon sehr wohl, doch spielte er ganz harmlos mit seinem Handschuh, und fuhr fort:

„Sieh' da, im Garten blühen immer noch Rosen, und es wird doch schon recht herbstlich! Werden Sie noch längere Zeit in der Stadt verweilen?"

„O ja!" rief Sophie. „Den ganzen Winter!"

„Vortrefflich! Herr Steinacker hat ein gastliches Haus und gibt sehr schöne Gesellschaften. Leider werde ich in diesem Winter wieder Noth haben, meinen Freund Reginald Vanbüren unter die Leute zu bringen. Er ist gar zu fleißig. Und doch ist er ein ausgezeichneter Tänzer, und macht eine sehr gute Figur in der Gesellschaft. Aber ich raube Ihnen die Zeit mein Fräulein!" Arnold erhob sich schnell.

Sophie hatte fast auf den Lippen, zu sagen: „O nein, gar nicht!" — aber sie besann sich schnell, und schwieg.

„Also ich darf auf ihre gütige Verzeihung hoffen mein Fräulein?" fragte Arnold.

„Wenn Sie ihr Betragen sonst darnach einrichten —"

„Ich hoffe. Und ihre freundliche Mithilfe sagen Sie mir auch zu?"

„Ich weiß noch nicht — ich will sehen, was ich thun kann. Aber werden Sie auch Ihr Versprechen halten, und um Gotteswillen schweigen?"

„Unbedingt. Ich werde bestrebt sein, mich Ihres Vertrauens, das ich bisher nicht beanspruchen konnte, würdig zu machen." Arnold empfahl sich. —

Sophie war wieder allein. An die Fortsetzung ihres Briefes konnte sie jetzt nicht denken. Die Stunde hatte ihr ein Erlebniß gebracht. Der Scherz, den sie sich in kindischer Lust auf dem

Digitized by Google

Bande erlaubt hatte, war wider alles Vermuthen zu einer ernsten Verwickelung erwachsen, zu einer Verwickelung, deren Tragweite noch gar nicht abzusehen war. Wenn in Sophie bei den letzten Wendungen des Gespräches mit Arnold der Uebermuth schon wieder die Schwingen zu heben begonnen, so ließ er sie jetzt, da sie allein war, um so tiefer sinken, und der Ernst ihrer Schuld begann sie noch einmal schwer zu bedrängen. Aufgeregt ging sie durch den Saal, warf sich nachdenklich in einen Lehnsessel, durchlief den Garten, und kam hastig wieder in das Haus zurück. Heut' empfand sie zum ersten Mal etwas davon, was es heiße, in der fremden Welt allein auf sich selbst gestellt zu sein, etwas vertreten zu müssen, eine Schuld mit sich herumzutragen. Sie faßte zwar auch wieder Muth, denn Arnold's Wesen hatte ihr eine gute Meinung eingeflößt. Aber das Medaillon war denn doch in den Händen des fremden jungen Mannes geblieben, ein gefährlicher Besitz, und eine neue Angst überkam sie. Auch die Persönlichkeit ihrer neuen Bekanntschaft begann sie lebhafter zu beschäftigen. Denn der günstige Eindruck wurde doch durch eine gewisse Scheu und Furcht vor seinem sicheren weltmännischen Auftreten beeinträchtigt. Mit ihren früheren männlichen Bekanntschaften war sie kurz umgesprungen und schnell fertig geworden, hier fühlte sie sich durch eine überlegene Macht eingeschüchtert. Ihr Selbstbewußtsein schwand mehr und mehr zu Gunsten des schlechten Gewissens, ihre Aufregung wuchs, und ihre Rathlosigkeit in gleichem Maße. Was sollte sie der heimkehrenden Freundin sagen, oder gar deren Vater? Die Herzensangst steigerte ihr Verbrechen immer mehr, es schien ihr unmöglich, Clothilden den ganzen Inhalt dieser Stunde mitzutheilen. Sie beschloß, den Gaststall zu erzählen, wie sie einen Besuch gehabt, der ihr Grüße von ihren Eltern gebracht, ihre Sorgen aber fürs Erste noch für sich zu behalten. —

Zu derselben Zeit kehrte Arnold in seine Wohnung zurück. Sie war geräumig genug, denn er besaß ein großes Haus, das er vermiethete, und worin er sich eine Reihe von Zimmern vorbehalten hatte. Es war auf eine künftige Vergrößerung des Hausstandes abgesehen, denn Arnold, der sein achtundzwanzigstes Lebensjahr zurückgelegt hatte, wohlhabend und unabhängig war, dachte auch bereits auf seine Verheirathung. An Gelegenheit dazu fehlte es ihm nicht. Er lebte in der Welt, seine gute Erziehung, seine Erscheinung und sein Wohlstand machten auch manche Dame der Gesellschaft geneigt, über den Titel einer Frau Zimmermeisterin hinwegzusehen. Ihm selbst aber wurde die Wahl schwer, und er fing an zu zweifeln, in den abgeglätteten Lebensformen der großen Stadt das zu finden, was er suchte. So stand denn der größere Theil seiner Wohnung noch leer, und die bewohnten Zimmer boten noch einen etwas junggesellenhaften Anblick dar. Einige Stuben hatte er an Reginald abgetreten. Die Räume der Zeichner des Zimmermeisters und des Architekten stießen aneinander.

Durch diese schritt Arnold, und ersuhr, daß ein Herr Steinacker vor einer Stunde dagewesen sei, um Reginald zu sprechen. „Hollah! Was ist das?“ dachte Arnold. „So schnell kann meine Intrigue nicht in Wirksamkeit getreten sein! Der Mann muß aus eigenem Antrieb mit Reginald zu verhandeln haben. Um so besser!“ — Er ging in des Freundes Stube, der in Geschäften ausgegangen war, nahm einen kleinen Gegenstand aus der Westentasche und schob ihn unter einen Haufen auf dem Arbeitstisch herumliegender Papiere und Zeichnungen.

Dann begab er sich in seine Wohnzimmer zurück, durchflog eingegangene Briefe, setzte sich zerstreut an eine Arbeit, sprang aber schnell auf, um an das Pianoforte zu gehen. Er begann mit kräftigem Einsatz das Allegro einer Sonate von Beethoven zu spielen. Eigentlich hatte er es auf das Scherzo abgesehen, und in dieses vertiefte er sich bald mit solcher Hingabe, daß er das wiederholte Klopfen an seiner Thür überhörte. Endlich wurde sie geöffnet und ein Herr trat ein, stattlich, mit schneeweißem Haar, aber, wie es schien, noch in rüstigen Jahren. Arnold erkannte Herrn Steinacker, dem er sonst schon begegnet war, ohne seine eigentliche Bekanntschaft gemacht zu haben.

Nach den ersten Begrüßungen und Entschuldigungen begann Herr Steinacker sehr höflich: „So angenehm es mir ist, mich auch Ihnen persönlich vorstellen zu können, gestehe ich doch, daß mein Weg mich eigentlich zu Herrn Bandüren führt, der, wie ich von ihren Leuten hörte, Ihr Freund ist.“

„Er wird sehr bedauern!“ sagte Arnold, und erzählte dem Gast, wie er selbst vor einer Stunde in seinem Hause gewesen, um Fräulein Sophie Hermann Grüße aus ihrer Heimath zu bringen.

„Es ist ein eigenes Zusammentreffen,“ entgegnete Herr Steinacker, „und ich wünschte, daß nicht nur mein Besuch, sondern auch mein Haus einige Anziehung für Sie haben möge. Es thut mir leid, Herrn Bandüren noch einmal zu verfehlen, doch soll es mich nicht verdrießen, wiederzukommen, da ich mancherlei mit ihm zu sprechen habe.“

„Ah, Sie wollen bauen!“ warf Arnold hin. Neue umfassende Fabrikgebäude wie ich höre.“

Herr Steinacker sah ihn groß an. „Würde Ihr Freund sich denn auf dergleichen einlassen?“ fragte er. „Es war nicht meine Absicht — es sind nicht gerade Aufgaben für einen Künstler, aber — meinen Sie, daß man ihm mit solchen Anträgen kommen dürfe?“

„Ei nun, vielleicht. Er hat zwar viel zu thun. Allein — er pflegt nichts abzuweisen, wobei er etwas lernen kann.“

„So, so. Vortrefflich! Wir kommen darauf zurück. Der Zweck meines Besuches war freilich ein ganz anderer.“

Arnold stutzte, und sah den Sprecher erwartungsvoll an.

„Nun, Sie sind sein Freund,“ sagte Jener, „und es ist vielleicht gut, wenn ich Ihnen einen Vermittler bei Herrn Bandüren habe. Gestatten Sie mir, daher, daß ich mein Gewerbe zuerst bei Ihnen anbringe.“

Arnold spitzte das Ohr. „Das klingt ja,“ dachte er, „als ob der Mann ihn meuchlings zum Schwiegersohn engagiren wollte!“

„Bei einem biesigen Kunsthändler,“ fuhr Herr Steinacker fort, sand ich neulich eine Reihe von Blättern, welche Prachtbauten verschiedener Art, in Aquarell ausgeführt, darstellten, Schlösser, Landhäuser in landschaftlicher Umgebung, Innenräume mit glänzender Anordnung, feinem Stylgefühl und Geschmack. Sie kennen jedenfalls dieses Werk Ihres Freundes Bandüren.“

„Gewiß. Es sind feine künstlerischen Beglaubigungsscheine und Visitenkarten beim Publikum. Sie wollen eine Bürgschaft für das Große geben, was er leisten könne, wenn man ihm große Aufgaben stelle. Er will das Werk veröffentlichen.“

„So dör' ich. Aber zugleich, daß jener Kunstverleger sich dagegen sträubt. Er zweifelt an der Einträglichkeit des Geschäfts und will sich nur unter der Bedingung darauf einlassen, daß man ihn für die Herstellungskosten sicher stelle.“

„Wie?“ rief Arnold erstaunt. „Das ist mir neu! Sollte Reginald mir das absichtlich verschwiegen haben?“

„Ich bin nun von diesen Blättern so erbaut,“ fuhr der Gast fort, „daß ich, wenn die Veröffentlichung nicht möglich ist, in den Besitz der Originale gelangen möchte. Vielleicht aber ist es möglich, Beides mit einander zu verbinden. Der Verleger fordert eine Herstellungssumme (Herr Steinacker nannte sie), die wohl größer ist, als Herr Bandüren für seine Original verlangen wird. Zwar wäre ich gern erbötig, mit dieser Summe für die Veröffentlichung beizutreten, allein die bessere Form ist wohl, daß ich dem jungen Künstler das Werk für jenen Preis abkaufe, und — Ihnen, als seinem Freunde, möchte ich die Aufgabe stellen, ihn zu vermögen, daß er mindestens die genannte Summe von dem Käufer fordere. Freilich, mehr als Ruhm und Anerkennung wird er davon nicht gewinnen!“

„Das wird ihm vorerst auch vollkommen genügen,“ entgegnete Arnold. „Der Plan ist gut und ich stehe für dessen Ausführung. Aber eine Nebenfrage, mein Herr! Woher ein Interesse für meinen Freund, das sich bis zu solchen Opfern versteigt?“

„Opfern?“ fragte der Andre lächelnd. „Es ist reines Kunstinteresse. Ich kenne Herrn Bandüren gar nicht, erinnere mich nicht, ihn je gesehen zu haben. Doch, wenn Sie wollen, es ist noch etwas von menschlichem Antheil dabei. Einen jungen Mann durch den Druck der Verhältnisse auf einem edlen, tüchtigen Strebewege gehemmt zu sehen, wirkt gleichsam drückend auf mich selbst zurück. Es läßt mir keine Ruh', bis ich den Versuch —“

Digitized by Google

Herr Steinacker brach plötzlich die Rede ab, seine Blicke richteten sich starr auf die Wand, die mit vielerlei Zeichnungen und Gemälden geziert war. Er sprang auf, trat zu einem Bilde und rief erstaunt, hastig und mit Erregung: „Was ist das? Wie kommt das hierher? Wer hat das gemacht? Das ist ja —“

„Ein Baum, in der Gegend Radulfs Buche genannt,“ ergänzte Arnold

Herr Steinacker verwandte keinen Blick von dem Bilde. „Jawohl! Jawohl!“ sagte er. „Ich erkenne die ganze Umgebung. Aber wie kommen Sie gerade —?“

„Es ist auch dies Aquarellbild eine Arbeit meines Freundes und eine angenehme Erinnerung für uns Beide. Er überraschte mich neulich zu meinem Geburtstage damit.“

„Merkwürdig! Sehr merkwürdig!“ sagte der Gast vor sich hin. Sein Gesicht hatte den Ausdruck tiefsten Ernstes angenommen, ein leiser Seufzer kam aus seiner Brust.

Arnold betrachtete ihn von der Seite sehr aufmerksam, und erging sich in allerlei Vermuthungen. „Es gehört eigentlich noch eine Staffage dazu,“ warf er leicht hin, nicht ohne die Absicht zu prüfen. „Etwa ein schlafender Wanderbursch, oder — oder ein paar junge Mädchen.“

Herr Steinacker schien auf diese Worte kaum acht zu geben. Langsam wendete er sich einem daneben hängenden Porträt zu, und fragte in gleichgültigem Ton: „Und wer ist das?“

„Der Künstler, dessen Bild Sie eben bewunderten, mein Freund Reginald Bandürren.“

„Auch von ihm selbst?“

„O nein,“ lachte Arnold, „von einem bei Weitem schwächeren Pinsel. Meine eigne Hand hat sich an seinem Gesicht versucht.“

Herr Steinacker neigte mit einer achtungsvollen Bewegung das Haupt. „Zwei treffliche Talente haben sich hier vereinigt!“ sagte er. Und nachdem er noch dies und jenes an den Wänden flüchtig in Augenschein genommen, trat er nochmals vor Radulf's Buche, und begann: wiewohl stockend und mit Bescheidenheit: „Verzeihen Sie — wäre Ihnen dieses Bild für irgend einen Preis feil?“

„Dieses nicht!“ entgegnete Arnold.

„Ich konnt' es denken. Und doch — gestatten Sie mir eine Frage! Wie kam Ihr Freund gerade darauf, Ihnen gerade diesen Gegenstand zu malen, der auch mir — ich gesteh' es — Erinnerungen wach ruft?“

Arnold faßte schnell einen Entschluß. Er begann seinem Gast, zwar nicht von jener Bekränzung Reginald's durch die jungen Mädchen zu erzählen, aber doch von seinem Besuch mit dem Freunde in dessen Heimath. Und, die Rücksichten des Schuster Quasian preisgebend, berichtete er ohne Umschweif von Reginald's Herkunft, Erziehung und Jugend, und versehlte nicht, den Charakter des Pflegevaters wie des Pflegesohnes in das günstigste Licht zu stellen.

Herr Steinacker hörte mit Ueberraschung zu. „Man macht immer neue Erfahrungen!“ rief er endlich. „Wenn man die Schattenseiten des Menschengeschlechts täglich in anderer Wendung wiedererkennt, so muß ich für meine Person doch gestehen, auf oft verborgenen Pfaden so viel Edelsinn, Hochherzigkeit und reiner menschlicher Größe zu begegnen, daß ich beschämt und bescheiden mit meinem Streben durch äußere Mittel zu nützen, zurücktreten sollte. Ausdauernde Kraft und edler Stolz helfen sich schon selbst weiter. Trotzdem, mein Verehrtester — bei unserm Abkommen bleibt es nicht wahr? Nehmen Sie mich für einen jener Kunstenthusiasten, die nicht ruhen, bis sie ein Werk, in das sie sich verliebt haben, besitzen. Und so, hoffe ich, gelingt es mir auch wohl noch eine Copie von jenem Bilde zu erlangen.“ Er trat noch einmal vor Radulf's Buche, schien aber des eigenthümlichen Eindrucks, den er durch dieses Bild empfing, schon mehr Herr zu sein, denn er lobte nur noch die künstlerische Ausführung und das feine landschaftliche Verständniß. Dann empfahl er sich, nicht ohne das Versprechen Arnold's, ihn mit seinem Freunde recht bald in seinem Hause besuchen zu dürfen.

Als er gegangen, stellte sich auch Arnold noch einmal vor das vielbetrachtete Bild, und dachte: „Was ist das nur für ein Wunderbaum, diese Radulf's Buche? Reginald's alter Schuster scheint daran ernste Geheimnisse zu knüpfen, nun so auch dieser neue Kunst-Mäcen. Mein Freund hat unter dem Schatten dieser Zweige etwas erlebt, zwei junge Mädchen scheinen auch von dem Zauberbaum ergriffen zu sein, und ich —?“ Er setzte sich an das Clavier und spielte sein Scherzo zu Ende.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kriegslärm schweigt, die Schlachten sind geschlagen!

Gedicht von Friedrich Bodenstedt.

Der Kriegslärm schweigt, die Schlachten sind geschlagen,
Ach! eine reiche Ernte hielt der Tod.
Auf blut'gen Rädern rollt des Krieges Wagen,
Vor ihm der Schrecken, hinter ihm die Noth;
Wir sah'n von fern ihn nur vorüberjagen,
Wir sahen nur im Wiederschein das Roth
Der Flammen, die der Brüder Haus verzehrten,
Wohlstand und Glück jäh in Verzweiflung kehrten.

Ganz ohne Schuld kommt Völkern Unglück nicht,
Doch nicht blos Schuld'ge trifft's mit seinen Streichen,
Zieht Kleine oft für Große in's Gericht
Und läßt den Armen büßen für den Reichen.
Unmenschlich straft der Krieg: d'rum heißt die Pflicht,
Sein rauhes Walten menschlich auszugleichen —
Ruhm den Gefall'nen, Mitleid Weib und Kindern,
Und Hilfe, rasch der Armuth Noth zu lindern!

Dem Unglück schwebt ein Engel stets zur Seite,
Der uns durch Leiden nähert und verbündet,
Das Herz, das eben noch zu wildem Streite
Entbrannt war, jetzt zur Liebesthat entzündet.
So heißt nun Alle, daß Ihr im Geleite
Der äußern Zwietracht inn're Einheit gründet!
Steht fest zusammen, als heilkräft'ge Zeugen
Der jetz'gen Noth — um künft'ger vorzubeugen!

Im frischen Grab ruht mancher Mutter Kind,
Wüst liegt das Feld zerstampft von Rossgeschwadern!
Durch manche öde Werkstatt pfeift der Wind,
Durchschnitten sind des Wohlstands Lebensadern.
Das eherne Verhängniß wüthet blind!
Darum laßt Segen sprießen aus dem Hadern!
Wo Herz und Kopf zu rascher That verbunden,
Da heilen selbst des Volkes schwerste Wunden.

Die Tage vom 13. bis 16. Juli in Aschaffenburg.

* Nachstehende getreue Schilderungen von einem unbefangenen Beobachter, der die ganze Katastrophe mit durchlebt hat, sind uns freundlichst zur Veröffentlichung überlassen worden. Wir glauben, daß dieselben, obgleich sie in Folge der Verkehrsstörung Wochenlang auf dem Wege hierher zubrachten, das Interesse für unsere Leser noch keineswegs verloren haben.

Aschaffenburg, den 13. Juli 1866. Mitten in der dumpfen Schwüle, die hier über allen Gemüthern in Folge der unsichern Kunden über den Ausgang der Gefechte bei Kissingen und Hammelburg lag, traf heute um 12 Uhr Mittags die Nachricht ein, daß die Preußen in Gemünden eingerückt seien. Wie verlautet war es dem Expeditor in Gemünden nur noch möglich gewesen hierher zu telegraphiren, daß sich die Preußen im Anzug befänden, während auf die von hier folgende Anfrage, ob ein größeres Korps oder nur eine streifende Abtheilung, schon keine Antwort mehr erfolgte. Im Laufe des Nachmittags wurde von Lohr aus noch bekannt, daß in der Richtung von Gemünden nach Lohr ein Streifzug von Preußen vorwärts gehe. Die Un-

Digitized by Google

sicherheit und Unbehaglichkeit der Stimmung wuchs, je weniger etwas verlässiges über die Ziele und Größe des Feindes zu ermitteln war. Und während die Einen sich damit zu trösten suchten, daß man es lediglich mit einer abgeschnittenen oder versprengten Abtheilung zu thun habe, oder doch, daß nur ein bald wieder zurückweichendes Streifkorps von Hammelburg aus in die Gegend des Spessart eingedrungen sei, — wurzelte in den Andern schon das Gefühl, daß ein preußisches Corps durch den Spessart in die untere Maingegend marschiere.

Der Verlauf des Nachmittags brachte eine ungeheure Menge beunruhigender und sich überstürzender Gerüchte, und die fieberhaft steigende Aufregung in der Stadt wurde auf Aller Mienen und in Aller Thun offenbar. — Sicher blieb, daß die Preußen gegen Lohr marschirt waren und ihren Weg ziemlich der Eisenbahn entlang in den Spessart genommen hatten Inzwischen war das Kommando und Hauptquartier des 8. Bundesarmee-Korps allarmirt worden. Es langten in großen, schnell auf einander folgenden Eisenbahnzügen hessendarmstädtische Truppen hier an, um sofort ihren Weg das Aschaffthal hinauf gegen Laufach fortzusetzen. Während des ganzen Nachmittags und Abends dauerten diese Truppenbeförderungen fort und es richeten sich der Goldbacher Straße entlang Bivouaks verschiedener Waffengattungen ein. In der Schwüle der brennenden Sonne, und im Staub der Straße war der Soldat verlechzt und matt, ohne daß ermüdende Märsche kurz vorauf gegangen wären.

Aschaffenburg, den 14. Juli 1866. Nach unruhiger Nacht lief am Morgen die sichere Kunde ein, daß die Preußen von Lohr ihren Weg durch den Spessart in der Richtung gegen Aschaffenburg fortsetzten. Der ganze Vormittag brachte noch Truppen des 8. Bundesarmeekorps — Hessendarmstädter, denen auch das hessenhomburgische kleine Contingent beigegeben war, hierher und während des Nachmittags vervollständigte sich die Hierherschiebung und Hinaufrückung von Truppen gegen den Spessart so, daß das gesammte hessendarmstädtische Contingent im Lauf der Nachmittagsstunden in die beabsichtigte Position gebracht werden konnte. Gegen Abend begann das Eintreffen der dem 8 Bundesarmeekorps zugetheilten Oesterreicher, — Böhmen, einiger Niederösterreicher und ziemlich vieler Italiener. Das Vertrauen in die Kraft der Bundestruppen wuchs wieder und nicht Wenige gaben sich der Illussion hin, es würden die Preußen durch nachrückende Bayern, durch die ihnen entgegenrückenden Hessen und Oesterreicher, endlich durch angeblich von Gelnhausen ihnen in die Flanke fallende Württemberger eingeschlossen und aufgehoben werden können. — Kanonendonner und Kleingewehrfeuer, welches eine Strecke vor der Stadt deutlich hörbar ward, brachte bald darauf die Gewißheit, daß um Laufach bereits ein Zusammentreffen mit den Preußen statt habe und daß man dort hart aneinander sei. Das Gefecht war nicht von sehr langer Dauer. Gegen 9 Uhr Abends machte sich der in banger Erwartung vor den Thoren harrenden Menge rasch wachsendes Getöse nahender Hufschläge und dahinter das Gerassel jagender Wägen deutlich hörbar. Noch vor ihnen her aber flog der — bald als unbegründet befundene — Schreckensruf, „die Preußen kommen vom Weiberhof her in die Stadt.“ Mitten in die auseinander stiebende und in Hast den Thoren zustürzende Menge kamen bald vom Schaup'atz des Gefechtes hersprengende hessische Reiter, hinter ihnen zurückeilender Train mit verwundeten und maroden Soldaten und endlich nach und nach eine große Menge zu Wagen und zu Fuß eintreffender abgehetzter, halbverschmachteter und zum Theil verwundeter Soldaten verschiedener Waffengattungen mit und ohne Armatur. Die zur Zeit leere Infanteriekaserne vor dem Herstallthor richtete sich augenblicklich zum Spital ein und verwundete Hessen in großer Menge fanden da Pflege und Behandlung. Das bis in die späte Nacht fortdauernde Eintreffen vom Platz des Gefechtes herkommender Hessen leitete auch abgesehen von deren Mittheilungen bald zur Ueberzeugung, daß das Gefecht mindestens nicht zum Vortheil der Bundestruppen ausgefallen sein könne.

(Schluß folgt.)

Die Bank von Frankreich hat seiten in ihren Kellern so viel Reichthümer enthalten wie gegenwärtig; sie bewahrt einen Werth von 700 Millionen in Gold und Silber, Edelsteinen, Geschmeiden ꝛc. Diese riesigen Schätze wurden vor Beginn des Krieges in Deutschland nach Paris gebracht. Man schätzt die von deutschen Kaufleuten und Privaten in die Bank von Frankreich hinterlegten Depots auf zweihundert Millionen. Der König von Sachsen allein hinterlegte zehn Millionen Gulden. Die Bank mußte schließlich die Aufbewahrung weiterer Depots ablehnen, da die Keller überfüllt waren.

Wien. Eine Besteigung des Stephansthurmes bis zur Rosette hat vor einigen Tagen Abends durch einen sächsischen Offizier stattgefunden. Eine Gesellschaft sächsischer Offiziere hatte nämlich den Stephansthurm bis zur obersten Galerie erstiegen und ergötzte sich an der herrlichen Aussicht, als es einem derselben einfiel, an der, an der Außenseite des Thurmes bis zum Kreuz hinaufführenden eisernen Leiter emporzuklimmen. Trotz des Abrathens seiner Kameraden unternahm er das Wagstück, welches er auch ohne Schaden zu nehmen, ausführte. Er stieg bis zur Rosette hinan, welche das Kreuz trägt, und spazirte auf diesem schwindelnd hohen Balcon eine zeitlang umher, während unten der Stephansplatz voll Leute war, welche den Bewegungen des Kühnen Kletterers folgten und leichter aufathmeten, als er die lustige Rückreise zurückgelegt hatte und wieder auf der Gallerie bei seinen Kameraden angelangt war. Diese wollten nun auch das Experiment versuchen, kehrten aber um, als sie die Sprossen der fast senkrechten Leiter erstiegen hatten.

Ein guter Rath gleicht einem guten Samenkorn; es muß einen wohl vorbereiteten Geist, ein weises und verständiges Herz als Boden finden, wenn es keimen und gute Früchte tragen soll.

Frauen besitzen das Genie des Wohlthuns. Der Mann gibt nur Geld, die Frau gibt ihr Herz dazu. Fünf Thaler in den Händen, einer guten verständigen Frau könne den Armen größere Erquickung schaffen, als 40 Thaler in den Händen eines Mannes. Wirkliche Mildthätigkeit erneuert noch täglich das Wunder von der Vervielfältigung der sieben Brode und zween Fische.

Dreisilbige Charade.

Das Letzte zu sein, wie die ersten beiden,
Das möchte der Mensch den Ersten beneiden;
Doch wehe ihm, wenn er das Ganze wär,
Nicht frommet das Letzte zu sein ihm mehr.
Er stiebet, der Willkühr sich preisgegeben,
Den Ersten gleich; bedroht ist sein Leben.
Ach könnt er hinweg mit den Ersten ziehn,
Wie sie dem lauernden Feinde entfliehn.

Auflösung der Charade in Nr. 32.
„Wasserglas.“

Verantwortlicher Redakteur: L. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe

der

Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 34. Sonntag, den 26 August. 1866.

Ungebeten kommt die Sonne und erschließt der Blume Kelch,
Und der Mond erquickt am Abend ungebeten sie mit Thau:
Ungebeten strömt der Regen allerquickend auf das Land,
Also thut der Herzensgute ungebeten Gutes auch.

(Indischer Spruch.)

Rabulf's Buche.

Novelle von Otto Roquette.

(Aus Westermanns „Illustrirten Deutschen Monatsheften.")

Viertes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Reginald galt bei seinen Freunden, so jung er war, und so harmlos heiter er sich im gewöhnlichen Verkehr gab, für einen „Charakter." Was er geworden war, verdankte er zumeist seiner eigenen Kraft und Ausdauer. Denn wie väterlich Meister Quaßian sich seiner Kindheit angenommen hatte, der Wille und das Talent schon des aufstrebenden Knaben, entwuchsen früh der engen Sphäre und den Mitteln des guten Schusters. Eigne rastlose Arbeit mußte schon in den Schülerjahren für den Erwerb zur Fortbildung sorgen. Die elastische Natur, der frohe Muth und glücklich zutreffende äußere Umstände halfen vorwärts und brachten den jungen Mann zeitig zur Selbstständigkeit. So durfte auch ein ruhiges Selbstgefühl, frei von Eitelkeit oder Anmaßung ihn erfüllen, und da sich in seinem Wesen und Schaffen klar und entschieden aussprach, was er wollte und bedeutete, so verfehlte seine Persönlichkeit nicht das Vertrauen und Achtung erweckenden Eindrucks. Selbst Aeltere verschmähten es nicht, sich bei ihm Rath in allerlei Dingen zu holen, und da er ihn immer unbefangen gab, ohne seine Ueberlegenheit jemals geltend zu machen, wurde er, ohne es eigentlich zu wissen, eine Autorität in seinem Kreise. Sogar Arnold, der ihm vier Lebensjahre voraus hatte, stand durchaus unter seinem Einfluß, so wenig es den Anschein hatte. Auch Arnold war eine tüchtige Natur, wenngleich sie sich mit einer gewissen Absicht hinter leichtfertigen Formen versteckte, zu welchen äußere Bedingungen und Verkehr in der Welt ihn erzogen hatten. Er liebte den Freund mehr, als er zeigte, und zeigte die Gewalt, die jener über ihn ausübte, weniger, als er sie empfand. Er spielte den weltmännisch Ueberlegenen, und Reginald war harmlos liebenswürdig genug, sich von ihm bänseln und necken zu lassen; wo es aber darauf ankam, diesem etwas abzugewinnen, was seinem Stolz, seinen Anschauungen zuwider lief, trat Arnold mit größter Behutsamkeit auf, und mußte auch in geringfügigen Dingen meist das Spiel verloren geben. Bei der hohen Meinung, die er von dem Freunde hegte, hätte er ihm gern mehr gewährt, als jener es duldete, und er nahm zu kleinen Intriguen seine Zuflucht, wo er ihn, auch wider seinen Willen, zu fördern hoffte. So hatte er an das gefundene Medaillon im Stillen bereits die schönsten Pläne geknüpft, und sein Besuch bei Sophieen sollte der erste Schritt zur Verwirklichung sein. Schneller als er erwartet, sah er sich durch Herrn Steinacker selbst auf den gewünschten Weg gebracht, zugleich aber sah er voraus, daß Reginald durch das Anerbieten des reichen Mannes keineswegs angenehm berührt sein werde, und sann indessen auf kleine Hilfsmittel, die bestimmend für den jungen Künstler sein könnten. Plötzlich schlug er sich halb lachend vor den Kopf, als verriete er auf Etwas, worauf er von Anfang an hätte verfallen müssen, und glaubte unfehlbar gewonnen zu haben.

In der That wollte Reginald, als er von Arnold das Anerbieten Herrn Steinackers (wiewohl nur theilweise) erfuhr, nicht gar viel von einem derartigen Geschäfte wissen. Zwar stand ihm im ersten Augenblick die ermöglichte Veröffentlichung seines Werkes frohlockend vor der Seele, doch verwarf er in einem etwas rigoristischem Stolze die Art und Weise dieser Ermöglichung. Denn der Name des so bereitwilligen Kunstfreundes stand in Beziehung mit jenem geheimnißvollen Abenteuer unter der Buche, und Reginald, so wenig er eitlen Regungen Raum geben mochte, konnte doch nicht umhin, von jenem Augenblick an sich von einer absichtlichen Einwirkung umgeben zu glauben. Arnold, der den Charakter seines Freundes kannte, hatte es vermieden, mit ihm über jenes kleine Ereigniß weiter zu sprechen, ihn aber um so genauer beobachtet. Ihm den wahren Sachverhalt, wie er ihn von Sophie erfahren, aufzuklären, hütete er sich wohl, da das seine Pläne gestört haben würde. So blieb Reginald innerlich befangener, als er nöthig gehabt hätte. Doch kann nicht verhehlt werden, daß er das anmuthige Bildniß in dem Medaillon täglich lieber betrachtete, und auch wohl auf Straßen und Spaziergängen, in Museen, im Theater, die Augen fleißig offen hielt, ob nicht irgend eine Gestalt ihm begegnen werde, die seinem geheimen kleinen Schatz ähnlich wäre. Doch bisher waren seine Forschungen vergeblich gewesen. Auch über Herrn Steinacker hatte er einige Erkundigungen eingezogen. Von seinem Kunstsinn und Eifer war dabei wenig verlautet, desto mehr von seinem Reichthum, und nebenbei von seiner Wohlthätigkeit, die man, da sie in's Erstaunliche ging, eher für eine Sonderbarkeit als für eine Tugend gelten ließ. Reginald wollte aus solchen Berichten etwas von Vordringlichkeit erkennen, einer Sucht, sich als reichen Mann geltend zu machen, die ihn anwiderte. Um so weniger fühlte er sich durch das Anerbieten desselben geschmeichelt oder geboben,

Digitized by Google

denn es erschien ihm eher von Prahlsucht, als von Kunstliebe eingegeben, und gegen die Annahme einer Bestechung sträubte sich sein Selbstgefühl.

Arnold sah bald ein, daß er mit Gegenreden wenig ausrichten werde, schwieg von der Sache, ging aber auf eigne Hand daran, sie um so wirksamer zu betreiben.

Reginald ließ geraume Zeit verstreichen, ohne den ihm zugedachten Besuch Herrn Steinackers zu entgegnen, und ging seinen Geschäften nach. Der Weg führte ihn einmal an dem Hause des Kunstverlegers vorüber, bei dem seine Entwürfe immer noch zur Besichtigung auslagen. Er trat ein, um sie endlich abzuholen, erfuhr aber zu seiner Ueberraschung, daß dieselben an Herrn Steinacker ausgeliehen seien. Nicht ohne Groll über das willkührliche Schalten mit seinem Eigenthum, beschloß Reginald, sich nun sogleich nach dem Hause des Entführers zu begeben.

Herr Steinacker wohnte draußen vor der Stadt, wohl eine Stunde weit zu gehen. Sein Haus mit dem schönen Garten lag, ungestört durch den Dampf der Fabrikgebäude, hart am Flusse und vereinigte ländliche Abgeschiedenheit mit den Vortheilen der Stadt, ohne von ihrem Lärm und Staub zu leiden. — Es war ein schöner Herbstnachmittag, die öffentlichen Spaziergänge sehr belebt, Alles drängte in's Freie, um Luft und Sonnenschein zu genießen.

Reginald hemmte bald die von Erregung beflügelten Schritte. Die Möglichkeit, dem jungen Mädchen, dessen Bild er — wenn auch nur in der Tasche — immer mit sich trug, am Ziele zu begegnen, begann seiner Stimmung eine andere Richtung zu geben. Er sammelte seine Gedanken und überlegte, wie er es anstellen müsse, um, wenn innerlich unbefangen, in seinem Betragen nicht unhöflich zu erscheinen.

Endlich schellte er an dem eisernen Gitterthor, und wurde durch einen Vorgarten mit schönen alten Bäumen auf Rasenstücken nach dem Hause des Besitzers geführt. Herr Steinacker empfing den Eintretenden mit einer Zuvorkommenheit, die fast wie langerwartete Freude aussah. Er begann sogleich sich schuldig zu bekennen, daß er eigenmächtig mit dem fremden Gut verfahren sei, zugleich aber bat er so artig um Verzeihung, daß es dem Gast nicht eben schwer ward, den gleichen Ton anzustimmen. Reginald hatte sich den Fabrikherren als einen hochfahrenden, eitlen Mann vorgestellt, dessen Selbstlob sich auch wohl zu kleinen Passionen, wie Wohlthätigkeit und Kunstspielerei, herabließ — waren doch dergleichen Persönlichkeiten ihm öfter schon über den Weg gelaufen — nun aber mußte er einen Mann von Welttton und Bildung erkennen, einen Mann, der sich mit einer gewissen natürlichen Bescheidenheit gab, und dessen Freude an Reginalds Werk sich aufrichtig, einfach und ungeschmückt aussprach. Ueberdies muthete den jungen Künstler schon beim Eintritt in das Haus die künstlerische Atmosphäre verschönlich an, die er in den Räumen verbreitet sah, der anspähende Tact, mit welchem der Reichthum sich in einfach geschmackvolle Formen kleidete, so daß Reginalds Vorurtheile von Minute zu Minute mehr zusammenschwanden.

Herr Steinacker bekannte nun ganz offenherzig, wie er, da es ihm nicht gelungen sei, die Originalblätter für sich zu erwerben, mit dem Kunsthändler hinter dem Rücken des Künstlers conspirirt habe, und zeigte dem verwunderten Gaste einen Bogen mit vielen Namen, der nichts anderes war, als eine Subscriptionsliste die bereits als geschlossen erklärt werden konnte, weil mit ihr die Veröffentlichung des Werkes gesichert war. An der Spitze stand natürlich der Name des Hauptconspiranten, dann folgte der Name Clothilde Steinacker — Reginald erröthete, als er ihn las — als Dritter hatte Freund Arnold den seinen hingesetzt, der heimlichste Mensch! die darauf folgende Reihe bestand aus bekannten reichen Kunstfreunden der Stadt, Vereinen, Genossenschaften, wissenschaftlichen und künstlerischen Instituten.

Solchen Erfolgen gegenüber mußte denn selbst das peinliche Selbstgefühl Reginalds verstummen, und er erwehrte sich nicht der Freude, ein lange mit Liebe gehegtes Werk bald in die Welt treten zu sehen. Herr Steinacker schien sehr beglückt über seines Gastes Einwilligung, und begann mit ihm über seine eigenen Baupläne zu sprechen. Das Ergebniß war, daß Reginald die Ausführung derselben übernahm.

Auf die freundliche Einladung Herrn Steinackers, ihm und seinem Hause den Abend zu schenken, wußte der junge Mann keine Ablehnung zu finden, und so ließ er sich von ihm zu den Damen führen. Sie saßen in der Thür des Gartensaals, Clothilde mit einer winzig kleinen weißen Stickerei beschäftigt, Sophie mit gehobener Stimme vorlesend.

Es war für zwei Personen ein verhängnißvoller Moment, als Reginald mit dem Hausherrn eintrat und den jungen Mädchen vorgestellt wurde. Sophie, die den „Wegelagerer" sogleich in ihm erkannte, sprang erschreckt auf, dunkelroth im Gesicht, und wendete sich, bebend vor möglichen Entdeckungen zu den lärmenden Cacadu. Sie suchte den unartigen Vogel mit einer Angst zu beschwichtigen, als wäre auch er im Stande, Entsetzliches davzuplaudern — und freilich gegenwärtig war auch er bei einer Unterredung gewesen, in der sie bedrohliche Zugeständnisse abgelegt hatte. — Auch Reginald erröthete, da er nun endlich das oft gesuchte Urbild seiner Gebenmnisse erblickte, ein leichter Schauer der Ueberraschung überlief ihn, als er das junge Mädchen weit über seine Erwartung anmuthig vor sich sah, und er stand da, verlegen um ein Wort der Begrüßung.

Ganz unbefangen aber war Clothilde, und sie konnte es sein. Denn da sie damals den Wegelagerer nicht genau angesehen, auch durch Sophien noch keine Andeutung über die erfolgte Verwicklung empfangen hatte, betrachtete sie Reginald zwar als einen Fremden, aber doch von künstlerischer Seite ihr schon vortheilhaft bekannten Gast. Die Erwähnung der Arbeiten Reginalds bildeten noch einmal den Uebergang zum Gespräch. Clothilde wußte durch ihren Vater von der Reise der Freunde nach Süddeutschland, sie kannte den wackern Meister Quaisstan, so fehlte es nicht an Anknüpfungen. Auch auf die Nadulsbuche kam die Rede — Sophie zitterte, und fürchtete, daß nun Alles ans Tageslicht kommen werde. Sie schöpfte erst wieder Athem, als man dies und jenes Gemälde, woran an den Wänden kein Mangel war, betrachtete. Aber von neuem stiegen ihre Befürchtungen, als Herr Steinacker plötzlich in Geschäften abgerufen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod.

Es ist bestimmt, wann in des Nordwinds Wehn
Die Blumen welken und die Blätter fallen,
Bestimmt die Frist, da Sterne untergehn —
Doch dein, o Tod, ist jede Zeit von allen.

Der irdischen Sorge ist der Tag geweiht,
Der Abend dem Verein an frohem Herde,
Die Nacht des Traumes, des Gebetes Zeit —
Doch dein sind alle, Mächtiger der Erde!

Ich weiß, wann Mondeswechsel sich erneut,
Wann Vögel ihre Bahn zum Meere finden,
Wann seine Saat der Herbst mit Gold bestreut —
Doch wer, o Tod, weiß, wann du nahst, zu künden?!

Kommst du, wann uns der Frühlingswind verräth,
Wo Veilchen blühn? Kommst du, wenn Rosen bleichen?
Jedwedes Leben weiß, wenn es vergeht,
Nur uns kann allezeit der Tod erreichen!

Du bist, wo Melodie die Luft durchklingt,
Du lauerst tückisch in der Heimath Frieden
Und wo ihr rauschend Lied die Woge singt,
Im Weltgetränsch und überall hinieden.

Digitized by Google

Du warteſt, Tod, wo unter laub'gem Zelt
Die Freunde ſich zur Ruh die Hände reichen,
Wo der Trompete Stoß zum Himmel gellt,
Und Feinde ſinken von der Feinde Streichen.

Aus dem Engliſchen der Felicia Hemans,
von Anna Hof.

Die Tage vom 13. bis 16. Juli in Aſchaffenburg.

(Schluß.)

Aſchaffenburg, den 15. Juli 1866. Dieſe Vermuthung fand bald ihre volle Beſtätigung in den nachfolgenden Ereigniſſen. Obwohl nämlich während der Nacht ſtarke Nachſchübe öſterreich. Truppen hierher ins Werk geſetzt worden waren, ſo zeigten ſich doch bald alle Maßnahmen, die man zu treffen geſucht hatte, die vorrückende preußiſche Diviſion an den Ausgängen des Speſſarts aufzuhalten oder zurückzuwerfen, als völlig machtlos. Die Heſſen hatten geſtern bei Laufach, aber beſſer bei Frohnhofen zweimal mit heftigem Stoß die entgegenmarſchirenden und zerſtreut durch die beiden Seiten des Aſchaffthals beſäumenden Waldungen heranrückenden Preußen zurückzuwerfen verſucht. Allein beide Angriffe mißlangen unter dem mörderiſchen Feuer des Zündnadelgewehrs und bei Anbruch der ſchon ſinkenden Nacht führte ein großer Theil der heſſiſchen Soldaten jenen beſchleunigten Rückzug nach Aſchaffenburg aus. Die Preußen hatten vorerſt den errungenen Erfolg nicht weiter ausgebeutet, ſondern die Nacht im Biwouak bei Laufach zugebracht. Heute Morgen rückten ſie aber gegen Hösbach vor und es kam von dieſen Dorf an bis herein in die Stadt zu einem ſich ſtetig fortſetzenden, anhaltenden Gefecht mit den nun in Aktion tretenden Oeſterreichern. Letztere wurden im Verein mit den heute mehr im Hintertreffen poſtirten Heſſen ſowohl auf dem linken Ufer der Aſchaff durch den Park der Faſanerie und die daran ſtoßenden Wieſen und die Kornfelder an den Hängen der dort ſich hinziehenden Anhöhen weiter und weiter unter nahmhaften Verluſten an Todten, Verwundeten und Gefangenen zurückgedrängt. So war das Gefecht bis hart an die Thore der Stadt geführt. Das nun aus nächſter Nähe donnernde Krachen der groben Geſchütze, die über die Stadt ſchon hinfliegenden Kugeln, deren Sauſen bald alle Bewohner von den Straßen verſcheuchte, die durch die Straßen der Stadt ſich in immer zunehmender Haſt drängenden Heſſen und Oeſterreicher, welche zum größern Theil über die Brücke gegen den ſchönen Buſch, zum kleineren Theil aber auf dem rechten Mainufer gegen Stockſtadt und Kleinoſtheim hin ſich zurückzogen, alles dieß veranlaßte bald einen großen Theil der Einwohner, ſich aus den nicht mehr völlig ſicheren Oberräumen der Häuſer in die Keller zu flüchten. Wer ſich hier barg, vermochte den nun eintretenden Schluß und letzten Theil des Kampfes wohl nur vermittelſt der an den Kellerlöchern vorbeieilenden Geſtalten ſtiehender Soldaten, an dem zunehmenden Gekrache des Kleingewehrfeuers und an dem ſchließlich hörbaren donnernden „Hurrah" der ſiegreich eindringenden Preußen erkennen. Letztere brachen faſt gleichzeitig zu ſämmtlichen 4 Thoren der Stadt herein und bemmten den flüchtigen Lauf nur hie und da zu einer Salve auf die letzten ſtiehenden Oeſterreicher, welche da und dorten aus gedeckten Poſitionen gleichfalls noch ſchoßen und auf dem Platz vor dem Freihof ſogar einen kurzwerkbergehenden Angriff noch ausführten. Mit raſender Eile wurde ſo aus faſt allen Theilen der Stadt der Reſt der den Rückzug ſchließenden, ſchon vereinzelten Oeſterreicher theils gefangen, theils über die Mainbrücke vollends hinübergedrängt — und die Preußen waren um 11 Uhr Vormittags Herren der Stadt. Colonne um Colonne zog nun ſtolz, gehobenen Hauptes und in muſterhafter Ordnung, manche wohl auch unter den brauſenden Klängen ihres Kampfliedes, zu den Thoren herein. Es war die unter dem Oberkommando v. Falkenſteins ſtehende Diviſion des Generals Göben, das ſogenannte ſüdliche Corps der preußiſchen Armee, das faſt nur aus Weſtphalen und einigen Polen zuſammengeſetzt iſt. Die unter demſelben Oberkommando ſtehende Diviſion des Generals Beyer hatte kurz vor der Stadt abgeſchwenkt, und ſetzte ihren Weg fort, ohne Aſchaffenburg ſelbſt zu berühren. Die dritte dazu gehörige Diviſion, die des Generals von Manteuffel ſtand noch im Speſſart als Reſerve. In der Stadt ſelbſt hatten die zuerſt eindringenden Preußen eine große Menge von Oeſterreichern, welche ſich in den Straßen umgangen und eingeſchloſſen ſahen oder auch hier und da in Privathäuſer geflüchtet waren, zu Gefangenen gemacht. Klugheit und Vorſicht hatte die Mehrzahl der Häuſerbeſitzer veranlaßt, die Hausthüren ſchleunigſt zu ſchließen, als das Rückzugsgefecht ſich in die Stadt zu verlegen begann, allein in nicht wenigen Häuſern wurde dieſe Vorſichtsmaßregel verſäumt und dort drangen denn auch flüchtige Oeſterreicher und verfolgende Preußen kämpfend oder doch gefangennehmend auf die Vorplätze und in die Zimmer. Das grobe Geſchütz richtete wohl nirgends in der Stadt ernſtlichen Schaden an, dagegen ſind in allen Theilen der Stadt, am meiſten in der Nähe des Bahnhofs, Scharfecks und Windfangs, Kleingewehrkugeln durch die Fenſter in die Wohnungsräume gedrungen, haben aber nirgends Opfer am Leben der Einwohner gefordert.

Die Diviſion Göben ward mit Ausnahme der ein Lager vor der Stadt in und neben der Faſanerie beziehenden Truppentheile nun in der Stadt einquartiert, welche unter dieſer, — bei der Eile, mit der zu Werk gegangen werden mußte — natürlich ſchlecht und ungleich vertheilten Laſt in einer Weiſe zu leiden haben, die bei längerer Dauer zum Ruin der Betroffenen führen müßte. Man hat in Bauſch und Bogen die Quartiere Häuſerweiſe nach Maßgabe der darin verfügbar erachteten Räume angewieſen und 40—60 Mann in einem Hauſe ſind keine Seltenheit. Die Pferde ſtehen überall, wo Ställe verfügbar ſind, zum Theil aber auch im freien mitten in der Stadt, wo Schatten und etwas Obdach ſich befindet, z. B. der ganzen Fleiſchhalle entlang. Der Hochſtimmungsadjutant des General v. Falkenſtein hat mit dem Hauptquartier das ſchöne Schloß bezogen, das 24 Stunden vorher erſt von König Ludwig I. von Bayern verlaſſen worden war. Der k. Hofgarten hat für die Ausſchmückung der Räume mit Blumen, die Küche des Gaſthofs zum Adler für die Tafel ſorgen. Durch alle Theile der Stadt ſtehen Munitions-, Bagage- und Fourage-Wägen, die ganze Plätze in Feldlager verwandeln. Die Artillerie hat ihre Poſition an den Abhängen des rechten Mainufers gegen Obernau hin genommen und beherrſcht die flache linke Seite auf weite Strecken hin. Noch am Nachmittag wurden die preußiſchen Vorpoſten bis Stockſtadt vorgeſchoben und von dort wie aus dem Schönbuſch die letzten Heſſen und Oeſterreicher nach kurzem Gefecht vertrieben.

Aſchaffenburg, den 16. Juli 1866. Ueber den Verlauf des geſtrigen Gefechts ſind — und zwar zum Theil gemäß der von den Quartiermachern gemachten Mittheilungen — folgende Einzelnheiten bekannt geworden. Die Preußen waren morgens ohne ſonderliche Aufbäude von Laufach bis zum Kugelru und Gartenberg vorgerückt und zauderten hier etwas, weil ſie annehmen zu müſſen glaubten, in ein Defile des Feindes zu gerathen — allein die von da das Terrain gegen Aſchaffenburg beherrſchenden Höhen, insbeſondere der Godelsberg und der Bichelberg, waren nicht von Artillerie beſetzt. Letzterer ſtand vielmehr, wie ſich bald ergab, vor Aſchaffenburg in der Ebene. Die Preußen rückten nun links der Aſchaff durch den Park der Faſanerie, welche von den Oeſterreichern ſtark beſetzt und hier und da durch ſchnell improviſirte Verhaue ſchwerer wegſam gemacht worden war, rechts der Aſchaff aber durch die Felder der ſanft aufſteigenden Anhöhen gegen den Aufoſ zum Zweck einer etwas weit genommenen Umgehung vor. In der Faſanerie kam es zu beißen und ſchweren Kämpfen, die namentlich den Preußen herbe Verluſte koſteten; allein letztere — und vor Allem das weſtphäliſche 13. Infanterieregiment, das ſchon bei Düppel, bei Alſen, bei Langenſalza, Wiesenthal, Kiſſingen und Laufach immer in den erſten Reihen focht, — drangen ſiegreich durch den Park und die daranſtoßenden Wieſen vor, bis ſich das Gefecht zum verzweifeltſten Widerſtand in den Winkel der zur Eingangspforte der Faſanerie hinführenden Mauern ſteigerte. Dieſe Mauern, hinter welchen

Digitized by Google

die Oesterreicher sich in gedeckter Stellung, stark postirt hatten, wurde endlich von den Preußen erstürmt und hieran reihte sich bald die Flucht der Bundestruppen durch die Stadt. Viele Hunderte von Oesterreichern, welche in der Nacht zuvor mit der Eisenbahn hierher geführt und in der Platanenallee, sowie gegenüber dem Bahnhof aufgestellt kaum zum Gefecht gelangt waren, schlossen sich der wilden Flucht an und wurden sowohl noch außerhalb als innerhalb der Stadt ganze Compagnieweise zu Gefangenen gemacht. Inzwischen hatte sich mit der österreichischen Artillerie ein unseliger Vorfall ereignet. Anfänglich mit der hessischen vor der Stadt postirt wechselten sie in Folge des Gerüchtes, daß die Preußen in großer Stärke bei Obernburg über den Main zu bringen suchten, ihren Standort und jagten rasselnd durch die Stadt über die Brücke nach dem jenseitigen Ufer. Dort angelangt erhielt sie Gegenbefehl und eilte mit rasender Eile durch die Stadt zurück gegen Aschaffenburg hin. Allein inzwischen hatte sich das Gefecht schon zu Ungunsten der Oesterreicher entschieden, die von Aschaffenburg auf den Bahnhof und von da theils durch die Stadt theils über die Mainabhänge des Schlosses und des Pompejanums auf das rechte Mainufer zurückgedrängt worden waren. Mehr als 1500 Gefangene blieben in den Händen der Preußen, darunter mehr als 600 Italiener. Die ganze Umgegend und Stadt ist mit weggeworfenen Armaturgegenständen übersät.

Die Freuden eines Redakteurs.

Viele Leute halten es für eine gar bequeme und angenehme Sache, ein Zeitungsredakteur zu sein. Wie Wenige haben dagegen einen Begriff von den Dornen, welche dieser Beruf darbietet. Ein amerikanisches Blatt macht sich die Mühe, einige dieser Annehmlichkeiten zusammenzustellen, die wir hier wiedergeben. Es sagt: Schreiben wir Leitartikel über Tagesfragen, so greifen wir dem Urtheil der Leser vor, und sollten dafür lieber Thatsachen aus anderen Weltgegenden berichten. Liefern wir Ausschnitte aus andern Blättern, also die gewünschten Thatsachen aus anderen Weltgegenden, so sind wir zu faul, um Leitartikel zu schreiben. Schreiben wir für die Regierung, so sind wir „feile, erkaufte Subjekte und Aemterjäger.“ Schreiben wir gegen die Regierung, so sind wir Abtrünnige von der Partei. Schreiben wir gar unparteiisch, so kennt unsere Rücksichtslosigkeit gar keine Grenzen oder wir sind zu feig, um es mit der einen oder der andern Partei zu verderben. Bringen wir ausführliche Kritiken über Theater, Concerte u. s. w., die nach unserer besten Ueberzeugung geschrieben sind, so sind sie den Einen zu langweilig und die Andern behaupten, daß jedes Lob und jeder Tadel parteiisch ist. Bringen wir eine allgemeine Kritik ohne „Spezialpuffs,“ so ist das ein „Humbug“, und bringen wir endlich gar keine Kritik, so sind wir ein Verächter der Kunst. — Widmen wir unsere Mußestunden Privatstudien, so sind wir stolz und ziehen uns vom Publikum zurück, mit dem wir uns bekannt zu machen haben. Gehen wir Abends in Wirthschaften, um uns mit dem Publikum bekannt zu machen, so sind wir ein Bummler und treiben uns auf den Bierbänken herum. Ditto: Fehlen wir bei Eröffnung einer neu eingerichteten Wirthschaft, so ist uns das Lokal offenbar nicht gut genug, um es zu besuchen. Stellen wir uns ein, so heißt es: „Na, der fehlt doch gewiß bei keiner Gelegenheit.“ — Berichten wir, daß Trichinen im Schweinefleisch sind, so bekommen wir die Gelehrten auf den Hals; und sagen wir, daß gar nichts im Schweinefleisch ist, so haben wir's erst recht mit Allen verdorben. — Stirbt dem Hans oder Peter über Nacht eine Kuh, und findet er dies wichtige Ereigniß am nächsten Tage nicht ausführlich berichtet, so bestellt er die Zeitung ab. Bringen wir die telegraphischen Berichte ausführlich, so heißt es: das ist ja doch Alles erlogen und wird morgen widerrufen. Bringen wir sie im Auszuge, so versteht es sich von selbst, daß wir das, was uns mißliebig ist, absichtlich unterdrücken. Hat sich ein armer Junge das rechte Bein gebrochen, und wir berichten unglücklicherweise, daß es das linke gewesen ist, so haben wir die schönsten Grobheiten wegen „Lügen und Entstellung“ zu erwarten. Steigen die Papierpreise, so darf die Zeitung weder theurer noch kleiner werden. Fallen sie aber, so muß sie billiger oder größer werden. Und so weiter. — Dabei fällt uns noch, wie Lincoln zu sagen pflegte, eine „Geschichte“ ein: Ein Vater ging mit seinem Jungen auf die Straße. Da fragte der Junge, indem er auf einen Mann zeigte, der auf der gegenüberliegenden Seite der Straße ging: „Papa, was ist der Mann dort drüben?“ — „Sei Stille,“ antwortete der Vater, „Du kannst nicht wissen, wie es Dir noch einmal im Leben gehen mag; das ist ein Zeitungsschreiber.

(Fr. Familienbl.)

Pfuschen in das Handwerk galt von jeher als ein schreckliches Verbrechen bei der Zunft und sogar beim Publikum. Ein Pfuscher war der Inbegriff alles Unberechtigten und Ungeschickten. Und doch waren es Nichts als Pfuscher in andere Handwerke, welche die größten Erfindungen unserer Zeit machten. Ein Buchbindergeselle (Silbermann) wurde Reformator des Orgelbaues und des Klaviers; ein Barbier (Arkwright) erfand die Spinnmaschine; ein Zimmermann (Hargrave) baute die erste Spinnjenny; ein Strohhuthändler (Jacquard) erfand den neuen Webstuhl; ein Musikant (Herschel) das Teleskop; ein Instrumentenmacher (Watt) die Dampfmaschine; ein Apothekergehilfe (Böttcher) das Porzellan; ein Schauspieler (Sennefelder) die Lithographie. Kurz, die meisten Männer, welche dem Handel und der Industrie neue Bahnen eröffneten, waren Pfuscher im Sinne der Zunftgesetze.

Als Anhang zum türkischen Dekret, welches die Thronfolge in Aegypten regelt, hat der jetzige Vizekönig von Aegypten, Ismael-Pascha, ein Hausgesetz erlassen, wonach in der vizekönigl. Familie die Vielweiberei aufgehoben ist. Nach den Bestimmungen dieses Gesetzes dürfen die Vizekönige von Aegypten von nun an nur eine einzige Frau heirathen. Die Ehescheidung ist nur in dem Einen Falle möglich, wenn die Gattin des Vizekönigs ihm keine männlichen Erben geschenkt hat; hat ein Vizekönig sich von seiner Frau scheiden lassen und diese gab Hoffnung auf einen Erben, so wird die Ehescheidung null und nichtig, falls die verstoßene Frau einen Knaben zur Welt bringt. Der ägyptische Hof ist in großer Aufregung, indem alle Großen des Reichs erklärt haben, das Beispiel ihres Gebieters zu befolgen. Merkwürdig sind die Eingangsworte des ägyptischen Hausgesetzes, welche lauten: „Die Vielweiberei ist eine Ursache des Verfalls der muselmanischen Reiche.“

Zweisilbige Charade.

Wohl steht es an
Dem tüchtigen Mann,
Wenn sein Zweites das Erste ist.
Doch das Erste sein
Durch Zweites allein
Wird nie, wer das Ganze vergißt.
Es reißet ihn fort
In Thaten und Wort
Das Zweite mit stürmischem Sinn;
Wenn Macht es ihm giebt
Und Ganzes er übt
Dann nennet das Erste man ihn.

Auflösung der Dreisilbigen Charade in Nr. 33.
„Vogelfrei.“

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 35. Sonntag, den 2. September. 1866.

Wer Macht zu schaden hat und es nicht thut,
Wer die Gewalt hat, doch ihr Wirken hemmt,
Wer Andre rührend selbst beherrscht sein Blut,
Kalt wie ein Stein bleibt der Versuchung fremd:
Der ist des Himmels Liebling, und mit Recht,
Der zeigt den weisen Haushalt der Natur,
Wie sein Gesicht beherrscht er sein Geschlecht,
Die Andern dienen seiner Hoheit nur.

Shakespeare.

Radulf's Buche.

Novelle von Otto Roquette.

(Aus Westermanns „Illustrirten Deutschen Monatsheften.")

Viertes Kapitel.

(Fortsetzung.)

So zu dreien waren die Mädchen schon einmal mit dem jungen Manne gewesen. Damals schlief er freilich, und die Situation war bei weitem bequemer — wer konnte Sophien Bürgschaft leisten, daß er das, was ihm im Schlafe wiederfahren, nicht im Wachen mißbrauchen werde? Denn die Männer hier zu Land waren weit gefährlicher und umständlicher zu behandeln, als sie sich daheim vorgestellt, das hatte sie bereits erfahren! Und sie wußte nicht recht, ob sie es für ein Unrecht halten sollte, daß sie Clothilden nicht schon das ganze Geheimniß anvertraut, oder ob es nicht ein Glück war, daß die Freundin noch so ruhig mit dem Gaste verkehren konnte. Sie saß kleinlaut da, kaum betheiligt an dem Gespräch der beiden andern, die von ihren Aengsten nichts ahnten. Reginald nahm wenig Notiz von der Schweigsamen, da seine Gedanken und Augen allein an Clothilden hingen, und das Gespräch mit ihr ihn mehr und mehr fesselte. „Ist es denn glaublich," dachte er, daß eine junge Dame von solcher Vornehmheit und Feinheit des Wesens, so viel Bildung und Tactgefühl, sich einen Spaß mit mir erlaubt haben kann, wie jenen unter der Buche? Kann die reine Unbefangenheit, die sie heute zeigt, erheuchelt sein?" Solche Gedanken spann er während ganz entgegengesetzter Unterhaltung fort, und er verwirrte und verwickelte seine Rede oft zu seinem Aerger dermaßen, daß Clothilde ihn zuweilen befremdet ansah. Sie mußte ihn, so fürchtete er, für einen halb unzurechnungsfähigen Menschen halten.

Sophie beobachtete ihn während dem, so weit ihre eigene Befangenheit es zuließ, genau, und gerade sein etwas verlegenes Wesen begann ihre Besorgnisse zu vermindern. „Er scheint ein guter Junge zu sein," dachte sie, „man kann Vertrauen zu ihm fassen. Er wird wahrscheinlich öfter in diesem Hause sein, und es wäre zu wünschen, daß man mit ihm gut stände, man könnte ihn zugleich als eine Wehr und Waffe brauchen gegen seinen abscheulichen Freund, der einen Tag um den andern bei uns vorspricht, um mich in ewiger Angst zu erhalten!" Immer mehr beschäftigten sie diese Gedanken und als Clothilde sich auf einige Augenblicke entschuldigte, um nach häuslichen Dingen zu sehen, war Sophie nicht mehr bestürzt mit dem Gast allein zu bleiben. „Jetzt gleich muß es hier werden zwischen uns beiden, dachte sie. „Wer weiß, wann die Gelegenheit so günstig wieder kommt."

Sie lud Reginald zu einem Gang durch den Garten ein, um ihm die hübschen Anlagen zu zeigen. Er folgte ihr, und schien im Gespräch mit ihr freier, als mit Clothilden. So recht gebeuer war es Sophien freilich nicht bei diesem Gange, aber ihr Entschluß stand fest. Als sie weit genug vom Hause entfernt war, um sich unbelauscht zu glauben, begann sie mit pochendem Herzen: „Herr Baumeister, ich muß mit Ihnen von einer Sache sprechen, die mir sehr viel Sorgen gemacht hat."

Reginald sah sie überrascht und fragend an.

„Ich brauche mich nicht auf Erzählungen einzulassen," fuhr sie fort, „denn Sie wissen ja die ganze Geschichte nur zu gut. Aber wer weiß, was Ihnen Ihr Freund über die Sache weiß gemacht hat, denn dem ist nicht zu trauen! Und kurz — den Kranz, den Sie unter der Radulfs Buche auf Ihrem Kopfe gefunden — habe ich Ihnen aufgesetzt."

Reginald blieb stehen, halb erschrocken über diese Eröffnung, und blickte der Sprecherin sehr erstaunt in's Gesicht. Er hatte bisher wenig Notiz von ihr genommen, und nun stellte sich diese kleine Person plötzlich, und zwar als Hauptperson, in den Vordergrund seines Abenteuers. Er wußte in seiner Ueberraschung nicht gleich ein geeignetes Wort zu finden, und brachte etwas wie einen ergebensten Dank für die große Güte" hervor.

„Ach Gott, Sie haben mir nicht zu danken!" rief Sophie. „Ich habe es aus purem Uebermuth gethan, und hätt' ich ahnen können, daß ich dem Menschen jemals wieder begegnen würde, ich hätte mich gewiß vor dieser Thorheit gehütet. Ich weiß nicht, wie es geschah — der Kranz war einmal da, und — und — ich bitte Sie um Gotteswillen, lassen Sie die schreckliche Geschichte jetzt ruhen, und machen Sie sich keine Gedanken darüber."

Reginald, im Gefühle einer Enttäuschung ging schweigend neben ihr her. Dann begann er zögernd: „Also Fräulein Clothilde war gar nicht dabei, und hat mit dem Kranze nichts zu thun?"

„Dabei war sie freilich," entgegnete Sophie, „und gewunden hat sie den Kranz, nicht ich. Aber den Schlafenden hat sie sich nicht angesehen, und mich hat sie für meine Leichtfertigkeit nachher ausgescholten. Clothilde selbst hätte sich dergleichen nie zu Schulden kommen lassen."

Reginald athmete froh auf, eine angenehme Genugthuung erfüllte ihn. Allein auf Sophien's Bitte, ihr nun das gefundene

Digitized by Google

Medaillon zurück zu geben, konnte er nicht eingehen. „Es ist mir inzwischen sehr werth geworden," entgegnete er, „aber ich gebe Ihnen mein Wort, keinen Mißbrauch damit zu treiben." Da Sophie noch immer einige Aengstlichkeit verrieth, fuhr er fort: „Was wir in dieser Stunde gesprochen, soll unser tiefstes Geheimniß bleiben. Nie wird ein Wort davon über meine Lippen kommen, und Sie müssen mir versprechen, auch Fräulein Clothilde ganz unbefangen darüber zu lassen. Ich weiß Ihnen doch mehr Dank, als Sie von mir annehmen wollen. Wenn Sie mich näher kennen lernen, hoff ich Ihnen die Ueberzeugung zu erwecken, daß ich über ernste Dinge nicht leichtsinnig denke, und Geheimnisse zu bewahren weiß."

Der Ton seiner Worte, der Blick seiner Augen erschien Sophien so ehrlich und wahr, daß sie sich beruhigte und Vertrauen zu dem jungen Manne faßte. Diesem Fremden gegenüber war ihre Empfindung eine ganz andere, als Auge in Auge seinem Freunde, der ihr nicht mehr ganz fremd war. Vor Arnold, so häufig sie ihn inzwischen gesehen und gesprochen, trug sie immer noch eine große Scheu, und war ärgerlich auf sich und ihn, daß sie bei jedem Gespräch mit ihm erröthete, und seinen Neckereien nicht siegreich entgegen treten konnte. Reginald gegenüber, den sie anfangs noch mehr gefürchtet hatte, als seinen Freund, fühlte sie sich bald ruhig und sicher, sie glaubte auf ihn bauen zu können, und so kamen beide in ganz heiterm Gespräch von der verhängnißvollen Wanderung nach dem Saal zurück.

Reginald wußte nicht, daß heute der gewöhnliche Empfangstag des Hauses sei. Bald sah er die Räume sich mit einer Gesellschaft von Herrn und Damen füllen, und es befremdete ihn schon nicht mehr, daß auch Arnold eintrat, und sich wie einen guten Freund der Familie gab. Der junge Künstler wurde von dem Hausherrn sehr bevorzugt, was wiederum Arnold als selbstverständlich anzunehmen schien, denn auch er suchte seinen Freund wo er konnte, in den Vordergrund zu schieben, er schien ihn zwingen zu wollen, sich von seiner vortheilhaftesten Seite zu zeigen. So viel man aber Reginald auch in Anspruch nahm, seine Gedanken und Blicke waren doch nur nach einem Ziele gerichtet. Er bewunderte Clothilden, mit welcher ruhigen Sicherheit, und doch mädchenhaften Einfachheit sie die Wirthin zu machen verstand, und keinen in der Gesellschaft außer Acht ließ. Es überrieselte ihn freudig, wenn sie ab und zu auch zu ihm heran trat, ihn bald dieser, bald jener Dame vorstellte, ihn auf deren besondere Interessen oder Eigenheiten aufmerksam machte, um ihm einen Anknüpfungspunkt für die Unterhaltung zu geben. Ihre Winke waren ihm Befehle, und so sprach er denn mehr als die Anregung der ihm fremden Damen sonst wohl hergegeben hätte, er fühlte sich beglückt, Clothilden damit einen Dienst zu leisten. Es war so verliebt, daß er nicht bemerkte, wie Sophie und Arnold in sehr sonderbarer Unterhaltung zu sein schienen, die damit endete, daß Sophie plötzlich aufstand, und in flammendem Aerger das Zimmer verließ. Sie kam zwar wieder herein, begab sich aber unter den Schutz zweier älterer Damen, und verwandte kaum noch ein Auge von ihrer kleinen Stickerei.

In so heiterer Stimmung war Reginald lange nicht gewesen, als da er mit Arnold in den Heimweg nach der Stadt antrat. „Ja, ja, die Steinackers scheinen recht brave Leute zu sein!" meinte Arnold. Reginald lachte: „Das hast Du aber gewußt als ich! Spiele jetzt nicht den Harmlosen, Du hinterlistiger Patron! Alle Intrigen sollen dir vergeben sein, aber unter der Bedingung, daß Du eingestehst, unter jener Rabulls Buche, obgleich Du da nicht geschlafen und nichts bekommen hast, auch etwas erlebt zu haben! Schade, daß nicht lieber ein anderes Bildniß dort verloren gegangen! Nicht wahr?"

„Es ist verloren gegangen!" sagte Arnold. „Und nun sitzt die schnippische kleine Visage mir im — Kopf, und macht sich darin zudringlicher, als ich selbst es in meinen besten Stunden zu Stande brächte. Es ist ein Skandal! Wenn sie aus dem Kopfe gar in die Bolcanage meines Ich einzöge, wär ich geliefert. Höre, Reginald, Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, ich muß Dir zu Ostern nächsten Jahres die Wohnung kündigen!"

Reginald lachte laut auf. Als er aber allein in seinem Zimmer war, zog er aus einem geheimen Fach einen verwelkten Kornblumenkranz, und betrachte ihn sehr aufmerksam. „Sie hat ihn doch gestochten!" dachte er, und verschloß ihn wieder, um seine Blicke auf etwas noch Angenehmeres zu richten.

* * *

Fünftes Kapitel.

Nun folgte ein an bunten Zerstreuungen so reicher Winter, wie ihn weder Reginald noch Sophie je erlebt hatten, ein Vergnügtsein, das die kühnsten Vorstellungen des jungen Mädchens übertraf. Das Steinacker'sche Haus wurde der Mittelpunkt einer jugendlichen Geselligkeit, deren Theilnehmer es nicht scheuten, auch im Winter den weiten Weg zurück zu legen. Die beiden Freunde gehörten bald auch zu den am meisten bevorzugten Freunden des Hauses. Am liebsten war es Reginald, wenn die Gesellschaft in dem kleinen rothen Zimmer zu Füßen der sinnenden Muse von weißem Marmor, nur zu fünf Personen saß. Auch Herr Steinacker schien so am meisten befriedigt und glücklich, und seine Augen ruhten dann häufig auf der Tochter und dem jungen Künstler. Hier wurde gelesen, gezeichnet und die Unterhaltung entdehrte nie des Stoffes. Hier aber wurden auch allerhand Pläne geschmiedet, Bälle ausgedacht, die außerordentlichsten Tanztouren ausgeklügelt, oder, wenn Alles glanzvoll in die Welt getreten war, das Erlebte im frohen Gespräch nochmals durchgenossen.

Arnold war es, der eines Tages den Vorschlag machte, nun auch noch Komödie zu spielen. Das nächste Mal erschien er mit einem Dutzend kleiner Lustspiele, die man zuerst im engsten Kreise vorlas, um eine geeignete Auswahl zu treffen. Dann aber wurde das rothe Stübchen zu eng, das erweiterte Personal drängte in die größeren Räume. Der Rausch von Wonne und kleinen Aengsten, den die Proben brachten, das Gelächter über Mißlungenes oder glücklich gelungene komische Situationen, erfüllte den Saal. Reginald war nicht immer mit seinen Gedanken ganz bei dem Jubel der Uebrigen. Es zog ihn nach dem rothen Zimmerchen mit der vereinsamten sinnenden Muse.

Es war heute nur durch eine Ampel mäßig erhellt. Er setzte sich auf den runden Divan, der die Ecke ausfüllte, das Lachen drang nur aus der Ferne zu ihm, man schien ihn nicht zu vermissen. Wie es zuweilen geht, mitten in der Stimmung geräuschvoller Lust, die er anfangs getheilt hatte, war ihm ein gewisses Weh in die Seele gedrungen. Er fühlte, daß er sich allzu kühnen Träumen hingegeben hatte. Er liebte Clothilden, auf die Tochter des reichbegüterten Mannes zu hoffen? Zwar auf die Tochter des reichbegüterten Mannes zu hoffen? Zwar sah die Tochter des reichbegüterten Mannes zu hoffen? Zwar sah die Tochter des reichbegüterten Mannes zu hoffen? Zwar sah die zeichnete Herr Steinacker ihn sehr aus, aber ein Wort konnte die Freundschaft zerstören. Clothilde war immer freundlich, herzlich, sie reichte ihm beim Kommen und Gehen die Hand, es war ihm oft, als lese er sogar etwas von tieferem Antheil in ihren Augen, und doch, er konnte sich täuschen, er dachte sich den Augenblick durchdrang, wenn sie sein Herz und seine Hand zurückwiese. Nicht allein der Schmerz, auch die Demüthigung mußte dann sehr groß sein. Denn es fehlte nicht an Anspielungen, die ihm widerwärtig waren, Anspielungen auf sein Glück, das er bei einer der reichsten Erbinnen mache. Der Gedanke aber, daß man ihm unterlegen könne, noch Reichthum zu freien, brachte sein Selbstgefühl in Empörung und machte ihn oft befangen und kälter in seinem Wesen, als sein Herz dem geliebten Mädchen gegenüber es wünschte. Wie glücklich ist Arnold! dachte er. Er freit um ein Mädchen ohne Vermögen, sie zanken sich zum Vergnügen und sind doch ganz sicher, daß sie eines Tages ein glückliches Paar werden müssen!

Aus solchen Gedanken wurde er durch das leise Rauschen eines seidenen Gewandes aufgestört. Schnell erhob er sich Clothilde stand in der Thür. Sie schien gar nicht befremdet

über seine Gegenwart, vielleicht hatte sie ihn hier sogar gesucht. „Sie haben sich ein wenig zurückgezogen, Herr Vanbüren?“ fragte sie in freundlichem Tone.

„In der That,“ entgegnete er, „mich überkam eine Sehnsucht nach unserer stillen Muse, zu deren Füßen wir so lange nicht gesessen haben.“

Clothilde, eingehend auf seine Wendung, nahm auf dem Divan Platz. „Ich weiß noch Jemand,“ sagte sie, „dem es auch am wohlsten ist, hier im kleinsten Kreise ein anregendes Gespräch zu führen.“

„Und wer ist das?“

„Mein guter Vater. Er läßt sich unsere lärmende Heiterkeit gefallen, weil er unsere Freuden nicht stören will, er kann auch selbst unter uns heiter sein, sogar seine Person der Ausgelassenheit unserer Freunde preisgeben, sein Herz hängt doch mehr an stillern Freuden. Es ist eine merkwürdige Veränderung mit ihm vorgegangen. Und wissen Sie auch, wem wir diese Wandlung danken? Ihnen, Herr Vanbüren! Ihnen allein!“

„Mir?“ rief Reginald überrascht. „Ich kann nicht annehmen, allein die Ursache eines gräuschvolleren Verkehrs zu sein, der Herrn Steinacker in seinem häuslichen Behagen beeinträchtigt. Das wäre ein Vorwurf —“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Deutschland nur.

„Das ganze Deutschland soll es sein.“
Ernst Moritz Arndt.

Vom ein'gen deutschen Vaterland
Sei himmelan ein Lied gesandt!
Kein Diplomat, kein Fürstenwort
Soll jemals trennen Süd und Nord!
Vom sand'gen Strand der salz'gen See
Bis zu der Alpen Gletscherfirne
Klein bunt bemalter Grenzenstein!
Ganz Deutschland will ein Deutschland sein! —
Wir wollen keine Scheidewand
Und wär' sie noch so klein!
Das ganze deutsche Vaterland
Soll frei und einig sein!

Wohl tobt' noch jüngst der Bruderkampf
Mit Waffenklirr und Pulverdampf:
Wohl steht getrennt noch rechts und links
Und Fürstenkrönlein wackeln rings,
Vom Sturmwind weit' hinweggeweht,
Wer Deutschlands Glück im Wege steht,
Dem Volk die heil'gen Rechte stiehlt
Und deutscher Eintracht Judas spielt! —
Wir wollen keine Scheidewand
Und wär' sie noch so klein!
Das ganze deutsche Vaterland
Soll frei und einig sein!

Der Diplomat die Feder spitzt
Und denkt: „Nun hat es ausgeblitzt!
Nun komm ich dran mit Pfiff und Schlich! —
Ganz Deutschland einig? — fürchterlich!
Gefährlich wär's, bei meiner Ehr',
Wenn dieses Deutschland einig wär';
Drum sei gespalten Süd und Nord!“
O Deutschland, sprich ein Donnerwort!
Wir wollen keine Scheidewand
Und wär' sie noch so klein!
Das ganze deutsche Vaterland
Soll frei und einig sein!

Ein Deutschland nur! Mit hellem Ton
Erkling's zu jedem Fürstenthron!
Ein Deutschland nur! Das Wort erstirbt
Nicht Trommelschlag, noch Schlachtenruft!
Nicht trenn' der Trug, der heimlich spinnt,
Die einer Mutter Kinder sind!
Von Welschland bis zu Schleswigs Flur
Ein frei und einig Deutschland nur!
Wir wollen keine Scheidewand
Und wär' sie noch so klein!
Das ganze deutsche Vaterland
Soll frei und einig sein!

Emil Ritterhaus.

Glück der Welt, wie blind gedankenlos streust Du Deine Perlen aus! Den Unwürdigsten überhäuft Du oft mit Deinen glänzendsten Gaben, um edle Gemüther in die Nacht des Unglücks zu stürzen — und darum bleibt uns dieses unerschütterliche Vertrauen auf die Ausgleichung in einer andern Welt. —

Verwandtschaft deutscher Fürstenhäuser.

Im gegenwärtigen Augenblicke, wo vermuthlich bedeutende Aenderungen im Territorialbesitze für Deutschland in Aussicht stehen, ist es nicht ohne Interesse, die Verwandschaftsbande der deutschen Fürstenhäuser unter sich und mit auswärtigen zusammenzustellen: Die Schwester des Königs von Preußen war die Gemahlin des Kaisers Nikolaus von Rußland, der gegenwärtige Kaiser von Rußland und seine Geschwister sind also Neffen des Königs von Preußen; die Kronprinzessin von Preußen ist die älteste Tochter der Königin Viktoria und die Schwester der Erbprinzessin von Hessen-Darmstadt. Die Schwester des Großherzogs von Hessen-Darmstadt ist die gegenwärtige Kaiserin von Rußland. Erbprinz Ludwig von Hessen-Darmstadt ist verheirathet mit Prinzessin Alice, Schwester der Kronprinzessin von Preußen und Tochter der Königin Viktoria. Der Erbe von Hessen-Kassel war in erster Ehe mit einer Tochter des Kaisers Nikolaus verheirathet, in zweiter Ehe mit einer preußischen Prinzessin. Er bezieht eine Pension von Rußland; seine Kinder sind aus zweiter Ehe. Der Herzog von Nassau hatte in erster Ehe eine Tochter des Großfürsten Michael von Rußland. Sie starb ohne Nachkommen. Er heirathete zum zweitenmale eine Prinzessin von Anhalt-Dessau. Seine Schwester ist verheirathet mit Prinz Peter von Oldenburg, welcher am russischen Hofe residirt. Der Großherzog von Baden ist verheirathet mit einer Tochter des Königs von Preußen. Eine seiner Schwestern ist verheirathet mit Großfürst Michael, Bruder des Czaaren. Königin Olga von Württemberg ist eine Schwester des Kaisers von Rußland. Der Großherzog von Sachsen-Weimar ist Schwestersohn des Kaisers Nikolaus, und die Großherzogin, eine holländische Prinzessin, ist gleichfalls die Tochter einer andern Schwester des Kaisers Nikolaus. Die Schwestern des Großherzogs sind die Königin von Preußen und die Prinzessin Karl von Preußen. Eine Prinzessin von Sachsen-Altenburg, Cousine des regierenden Herzogs, ist vermählt mit dem Großfürsten Konstantin, dem Bruder des Kaisers. Der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha ist der Bruder des verstorbenen Prinzen-Gemahl von England und Prinz Alfred von England ist sein Erbe. Der Großherzog von Mecklenburg Schwerin ist ein Sohn einer Prinzessin von Preußen. Der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz heirathete eine Schwester des Herzogs von Cambridge; sein Bruder, Prinz Georg, heirathete eine Tochter des verstorbenen Großfürsten Michael von Rußland. Er hat eine hohe militärische Stellung in Rußland. Die regierende Familie von Oldenburg ist von gleichem Ursprunge mit der von Rußland. Ein Vetter des Großherzogs, Prinz Peter, erhielt vom Kaiser Nikolaus den Titel Kaiserliche Hoheit. Er heirathete eine

Digitized by Google

Prinzessin von Nassau und eine seiner Töchter heirathete den Großfürsten Nikolaus, Bruder des jetzigen Kaisers von Rußland. Die Häuser Hannover und Braunschweig sind bekanntlich nahe verwandt mit der englischen Königsfamilie. Die Tochter des Königs Maximilian I. von Bayern war verheirathet mit dem verstorbenen Könige von Preußen. So sind also mit dem königl. Hause von England nahe verwandt die Häuser von Preußen, Sachsen-Koburg-Gotha, Hessen-Darmstadt und Mecklenburg-Strelitz. Mit dem kaiserlichen Hause von Rußland die Häuser Preußen, Sachsen-Weimar, Oldenburg, Mecklenburg-Strelitz, Hessen-Darmstadt, Württemberg, Baden und Nassau; mit dem Hause Preußen die Häuser von Sachsen-Weimar Baden, und Bayern.

Aus dem Kampf um Kissingen theilt ein Berichterstatter der Köln. Ztg., welcher ausdrücklich die „brave Vertheidigung" durch die Bayern anerkennt, nachträglich folgende „ergötzliche Anekdote" mit: „Einige arme Polen vom 19. Regiment geriethen dyrstverzehrt in einen Keller, wo sie nur noch einige Flaschen entdeckten, welche sie sich sofort zu Gemüthe führen wollten. Leider enthielten dieselben Petroleum, welches selbst für einen polnischen Magen als zu kräftig erkannt wurde und unsere Polen veranlaßte um den schädlichen Geschmack, des in der ersten Eile verschluckten Petroleums loszuwerden, schleunigst zum Brunnen zu laufen. Unglücklicherweise geriethen sie an die beiden Mineralquellen, deren drastische Wirkungen Kissingen so bedeutenden Ruf verschafft haben, und mußten später an den Folgen des genossenen Petroleums und noch mehr des massenhaft getrunkenen Pandur- und Rakoczy-Brunnens furchtbar leiden. Wer kann es bei solchem Pech den zudem wenig Deutsch und am Wenigsten bayerisches Deutsch verstehenden, also jeder Belehrung unzugänglichen Polen verargen, wenn sie heute noch darauf schwören, Wein und Brunnen seien von den nichtswürdigen Bayern vergiftet gewesen!" (Diese Anekdote hat sich bekanntlich im Hôtel de Russie ereignet und ist dessen Besitzer, der in Folge des quidproquo an seinem Eigenthum einen auf 25,000 fl. geschätzten Schaden erlitt, theuer genug zu stehen gekommen. Das „bayerische Deutsch" hat daran wohl am Wenigsten Schuld gehabt.)

Das Wunder des 19. Jahrhunderts. Ein französisches Journal bespricht die Coentualität, daß ein aus Paris nach New-York am 2. August expedirtes Telegramm daselbst leicht am 1. August anlangen könne. Da nämlich die Distanz zwischen New-York und Paris sich auf 76 Längengrad berechnet, so ist es in New-York erst 7 Uhr Abends, wenn es in Paris schon 12 Uhr Nachts ist. Gesetzt nun, es wäre am 1. August Abends das große Opernhaus in Paris abgebrannt und davon am 2. August 12½ Uhr nach Mitternacht die Kunde nach New-York telegraphirt worden, so hätte, (wenn auch einige Stunden auf die Dauer der Expedition gerechnet werden) der Impresario des New-Yorker Theaters noch am 1. August, etwa zwischen 9 und 10 Uhr, dem gefüllten Hause von dem schrecklichen Vorfall, der nach amerikanischer Zeit in Paris sich erst ereignen werde, Nachricht geben können. Es wird darum nicht überflüssig sein, bei Expeditionen von Depeschen von und nach Amerika auf diesen beiläufig fünfstündigen Unterschied in der Zeitauffassung aufmerksam zu machen.

Nirgend denkt man seltener an das Sterben, als im Lager unter Sterbenden. Der Mensch ist hier Flamme, nicht Asche; man sieht die wehende Fahne der Lausbahn, nicht die Gräben und Gräber, die sie durchschneiden, und das zuckende Sterben, sogar das eigne, erscheint nur als die letzte Bewegung gegen den Feind. Blos Recht und Stärke schwellen die Gefühle, keine Stubenangst drückt sie zusammen. Mitten im Reiche der Ideen und der Thaten, die beide nirgend als im Kriege so nahe aneinander stehen, ist das äußere Dasein so leicht hinzugeben; und wenn ein einziges Kind, oder ein zitternder Greis blos in deinen Retterhänden steht: so fährst Du als ein Löwe gegen die Barbarenhorde daher und der Pulverblick sieht wie ein Silberblick des Lebens aus. Wahrlich die augenblicklichste und entscheidende Vertheidigung der Unschuldigen ist der Vorschmack eines göttlichen Reichs, wo die Unschuld ihren Rächer neben sich hat und jede Gewalt eine zweite.

Jean Paul.

Jede Reform, jede Revolution sogar, welche das historisch gegebene gänzlich mißachtet, d. h. die Anschauungen, Gewohnheiten und Sitten der Bevölkerungen willkührlich wegcommandirt, trägt den Keim der Reaction in sich.

Ein einfältiges Liedlein.

Von einem Patrioten der nicht gern genannt sein will.

Melodie: Der Jäger von der Pfalz.

Im Krebs von Donauwörth,
Da hält der Prinz das Schlußdiner,
Vom Ruhm wird da gezehrt
Im Krebs von Donauwörth.

Im Krebs von Donauwörth,
Da feiert unser Hauptquartier
Den Sieg, wie sich's gehört,
Im Krebs von Donauwörth.

Im Krebs von Donauwörth,
Da blinken Orden groß und klein;
So wird der Held geehrt
Im Krebs von Donauwörth.

O Krebs von Donauwörth,
Du warst das rechte Symbolum
Vom bundestreuen Schwert —
O Krebs von Donauwörth!!!

Zweisilbige Charade.

Das Erste wie das Zweite kann verletzen,
Das Zweite kann das Erste auch verletzen;
Das Zweite gibt sich willig her zum Spiel,
Und spielend nimmt man gern der Ersten viel.
Wer beide treu und standhaft halten kann,
Den nennt man einen zuverläss'gen Mann.

Das Ganze suche man nicht zu vergessen;
Es wird vor allem seinen Werth ermessen
Wer, noch so brav, doch stets Verstellung übt,
Zum Scheine kämpft und stirbt und haßt und liebt.
Er höret es, wenn seine Stunde naht,
Es ruft ihn auf den Schauplatz seiner That.

Auflösung der Zweisilbigen Charade in Nr. 34.
„Großmuth."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe

der

Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 36. Sonntag, den 9. September. 1866.

Zartgefühl möchte ich den sechsten Sinn unverdorbener Herzen nennen, denn richtiger oft als Vernunft und Weisheit lehrt es uns erkennen, was recht und gut ist.

H.

Radulf's Buche.

Novelle von Otto Roquette.

(Aus Westermanns „Illustrirten Deutschen Monatsheften.")

Fünftes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Es soll kein Vorwurf sein, sondern ein Wort des Dankes!" fiel Clothilde ein. „Nicht den geräuschvolleren Verkehr haben Sie uns, wohl aber meinem Vater die heitere Stimmung gebracht, ihn zu ertragen, Geschmack daran zu finden. So lange ich denken kann, kenne ich an meinem guten Vater einen Zug tiefer Traurigkeit, der meist mitten in den Genuß einer frohen Stunde trat, und die kaum genossene verbitterte. Vielleicht war es der frühe Tod meiner Mutter, deren ich mich leider kaum erinnere, welcher ein wehmüthiges Gefühl der Vereinsamung in ihm nährte. Als ich heranwuchs und seinen geheimen Kummer zu empfinden begann, suchte ich ihn durch verdoppelte Liebe und Zärtlichkeit zu bannen. Mir wurde manche schöne Genugthuung dadurch, aber die letzte blieb doch aus, die Ergründung und die Heilung seines Gramś. Auch die Aerzte wurden gefragt, sie sprachen von melancholischer Naturanlage, mein Vater schüttelte nur traurig lächelnd den Kopf, und wies die Mittel und Curen ab, die ich ihm aufnöthigen wollte. Da kamen Sie, Herr Vanbüren, und im Verkehr mit Ihnen schwindet von Woche zu Woche meines Vaters geheimer Kummer. Er lebt von Neuem auf, ist glücklich, wenn Sie da sind, und freut sich auf Ihr Wiederkommen. Was für Zaubermittel Sie angewendet haben — wer weiß es? Ich will nicht verhehlen, daß ich oft schon recht eifersüchtig auf Sie war, daß Ihnen so leicht gelungen, was ich durch alle liebevolle Mühe nicht habe durchsetzen können. Allein größer ist doch die Dankbarkeit in mir. Ich muß Ihnen einmal recht froh und glücklich dafür die Hand geben!"

Reginald ergriff hastig die dargereichte kleine Hand, barg sie in seinen beiden Händen und drückte einen heißen Kuß auf das vielerheißende Pfand. Er konnte nicht sprechen, nur halb geflüstert drang leise der Namen „Clothilde" auf seine Lippen.

Das Mädchen entzog ihm leise die Hand und begann in etwas gemessenerem Tone: „Ich hätte Sie noch um eine Gefälligkeit zu bitten, Herr Vanbüren. Mein Vater hat bei Ihrem Freunde ein Bild von Ihnen gesehen, es stellt die Radulfs Buche dar. Er wünscht sehr, eine Wiederholung davon zu besitzen. Im April ist sein Geburtstag, ich möchte ihn damit überraschen. Wollen Sie mir darin gütig zu Hilfe kommen?"

Reginald hätte die Welt in diesem Augenblick versprochen. Clothilde aber erhob sich schnell, und eilte nach kurzem Dank auf eine Tapetenthür zu. Er folgte ihr, ergriff noch einmal ihre Hand, und rief leise: „Clothilde lassen Sie diesen Augenblick nicht vorübergehen, ohne einen Blick in mein übervolles Herz zu werfen —".

„Ich weiß seit lange, was Sie erfüllt," unterbrach sie ihn sanft, „verkennen Sie mich nicht! Harren Sie aus — ich will Ihr Bestes!" Damit verschwand sie aus dem Zimmer.

Reginald glaubte den Hinweis auf ein namenloses Glück aus diesen Worten zu hören. Er konnte so mit pochendem Herzen und glühendem Gesicht nicht zur Gesellschaft zurückkehren und warf sich noch einmal zu Füßen der Muse auf den Divan.

Da traten zwei junge Dämlein, die sich flüchtend Geheimnisse zuflüsterten, in die Thür und blickten in das Halbdunkel des kleinen Zimmers. Plötzlich schrie die eine laut auf, und in nachgeahmter Furcht und unter halbem Lachen eilten sie in den Saal zurück. „Im rothen Zimmer sitzt ein Mensch!" riefen sie. „Ein Mensch? Ein Mensch!" wiederhallte es von einem Dutzend Jungen, und in wohl gespielem Entsetzen ergriff man Armleuchter und Lampen, um das unerwartete Geschöpf auszuspüren. Die ganze Gesellschaft drängte nach, und unter erstaunlichem Lachen belauchte man Reginald, der sich bereits erhoben hatte und verneigte. Sophie war es, die hier irgend einen dunkeln Vorgang ahnte und schnell zu Hilfe zu kommen beschloß. „Das nenne ich einen gehorsamen Mann!" rief sie. „Ich habe Herr Vanbüren befohlen, sich in die Einsamkeit zu begeben und seine Rolle zu lernen, damit die Scene, die wir zusammen zu spielen haben, endlich einmal ordentlich geht. Jetzt aber bitte ich zu Tische, nachher wiederholen wir das Stück!" —

Um das Vergnügen um so länger zu genießen, setzt man immer neue Proben an, und so vergingen die Wochen unter endlosen Vorbereitungen. Reginald, der in seinen Berufsgeschäften vollauf zu thun hatte, mußte die Zeit zu Rathe halten, um einige Abendstunden für die gesellige Zerstreuung zu gewinnen, und versagte sich manchen andern Genuß, den Arnold sich gönnte.

Die Freunde hatten eines Tages verabredet, sich noch spät in einem Kaffeehause zu treffen. Arnold war in die Oper gegangen, wo er Sophie, und die Steinacker'sche Familie wußte, und zögerte ziemlich lange. Während Reginald als zuerst am Orte, nach einer Zeitung griff, hörte er eine ganz laut geführte Unterhaltung einiger ihm unbekannter Herren, deren Inhalt ihn sehr überraschte. Es stehe mit Herrn Steinacker nicht mehr zum Besten, hieß es, er habe sich auf zu gewagte Speculationen eingelassen, große Verluste erlitten, sein Credit beginne zu wanken. Man sprach davon achselzuckend, wie es schien mit schlecht ver-

Digitized by Google

hehlter Genugthuung, daß dem Manne, dem bisher Alles geglückt, das Glück nun doch einmal den Rücken wende. Er sei aus Amerika herübergekommen, um hier die Leute in Erstaunen zu setzen, am Ende werde er eines Tages leerer zurückkehren müssen, als er gekommen.

Reginald, höchst peinlich berührt durch diese Entdeckung, konnte den Freund kaum erwarten, der ohne Zweifel Näheres darüber wußte. Er theilte ihm das Gehörte sogleich mit. Arnold machte eine verneinende abwehrende Bewegung. „Es ist nicht der Rede werth," sagte er. „Verluste hat Steinacker allerdings gehabt, sie sind aber gedeckt. Wo mit so großen Summen gewirthschaftet wird, wie in seinem Geschäfte, da klagt ein Verlust natürlich ungeheuer, während er in Wahrheit wenig auf sich hat. Die Leute sind eben mißgünstig, und gönnen dem Glücklichen einen tiefen Fall, daher greifen sie gern auf, was in ihren Kram paßt." — Reginald konnte dennoch nicht umhin, den Faden des Gesprächs im Stillen weiter zu spinnen. So bitter ihm der Gedanke war, Clothilden und ihren Vater ihres Besitzes, und damit ihrer Stellung und des Ansehens vor der Welt, einst beraubt zu sehen, so wollte ihm doch scheinen, als ob ihm gerade dadurch Clothilden's Hand um so eher gesichert sei. Ein Zwiespalt that sich in ihm auf, zwischen den eigennützigen Wünschen seines stolzen Selbstgefühls, und dem Wunsch, die Geliebte vor einer schweren Enttäuschung über die Welt und die Menschen bewahrt zu sehen.

Im Steinacker'schen Hause selbst hätte auch ein kundiges Auge nicht erkennen können, daß eine Wolke über das fröhliche Treiben, das sich darin ausbreitete, herauf zöge. Die Proben waren beendet. Die Räume strahlten am festlichen Abend in auserwähltem Glanz. Das aufgeschlagene Theater war wunderschön, man spielte mit wonniger Angst und vollster Hingebung. Der darauf folgende Ball suchte an Herrlichkeit seines Gleichen, die Opulenz des ganzen Festes war über alle Erwartung. Den Wirth des Hauses hatte man selten so heiter gesehen, und so theilte sich seine Stimmung den andern Anwesenden mit. Wie hätte nicht auch Reginald sich mit Freude dem Genuß der Stunde hingeben sollen? Schwebte doch Clothilde, die Krone des Festes, in seinem Arm durch die Reihen, ließ sie sich doch ihn, als den bevorzugten Tänzer gefallen! — So vergingen die Stunden der Nacht ungezählt und viel zu schnell für die glücklichen Herzen und rastlosen Beine.

Endlich war das Fest vermuthlich. Die Freundinnen befanden sich allein in ihrem Zimmer. Da warf sich Sophie plötzlich an Clothildens Brust, und rief: „Jetzt muß es heraus, ich kann nicht länger schweigen! Als das Stück aus war, hat mir Arnold hinter den Coulissen seine Liebe erklärt, er will mich durchaus heirathen!"

Clothilde war nicht eben überrascht durch diese Eröffnung, und fragte lächelnd: „Und Du?"

„Er war eigentlich sehr unartig," fuhr Sophie eifrig fort, „und sprach gar nicht so, wie es sich für eine so feierliche Sache schickt, und ich war sehr erschrocken, ja sogar ärgerlich über ihn — wenn ich nicht den Augenblick so voll Angst gewesen wäre, ich glaube — ich weiß nicht" — Sophie stotterte, errötbete und knitterte verlegen an ihrer Schärpe.

„Ja, ich sehe wohl voraus," meinte Clothilde lächelnd, „daß Du dem armen Mann — was man nennt einen Korb geben wirst!"

„Ach Gott, ich habe ja schon Ja gesagt!" rief Sophie, halb beschämt, halb strahlend vor Freude.

„Und Du bereust es nicht?"

Sophie fiel der Freundin noch einmal um den Hals: „Nein, nein, niemals! Ich bereue es nicht. Denn so unartig er sein kann, er ist doch gewiß ein guter Mensch! Und wenn er mir nicht von Herzen gut wäre, würde er mich dann heirathen wollen? Denn was hab ich und bin ich dummes Mädchen denn, was er sonst an mir hätte? Er könnte gewiß manche glänzende Weltdame zur Frau bekommen, aber daß er sie nicht will, sondern nur mich, das ist doch eben von ihm, nicht wahr? Ach und ich bin ihm ja so herzlich gut! Ich möchte nur gleich an meine Eltern schreiben, und sie um ihre Einwilligung bitten! Sie werden die zu dem Glück ihrer Tochter sagen! Clothilde, ich kann's noch nicht begreifen, daß ich so glücklich werden soll!"

Aehnliche Eröffnungen machte Arnold noch in derselben Nacht seinem Freunde, und, viel zu erregt, um schlafen zu können, setzte er sogleich einen Brief an den Oberamtmann Hermann auf, worin er ihn um die Hand seiner Tochter bat.

Acht Tage darauf erschien Sophiens Vater selbst in der Stadt, um sich den Bräutigam, den er nur von einem flüchtigen Besuch der kannte, näher zu betrachten. Der Erfolg war so günstig, daß er seine Einwilligung nicht vorenthielt. Steinacker feierte die Verlobung seines Pflegekindes, wie er Sophie nannte, wie die einer eigenen Tochter, und die häuslichen Feste schienen kein Absehen zu finden.

Eines Morgens wurde Reginald durch Besuch von seinem Arbeitstische aufgestört. Arnold führte seine Braut und deren Vater in sein Haus ein, um ihnen die künftige Wohnung zu zeigen. Beide fanden die Räume wunderschön, und Sophie schien in Seligkeit zu schwimmen. Während die Männer dies und jenes betrachteten und beriethen, sagte Reginald zu Sophie: „Eigentlich sollte ich Ihnen zürnen, daß Sie mich aus meiner Wohnung vertreiben!"

„Oh, wenn es auf mich ankäme," rief Sophie mit lachendem Gesicht, „dann bekämen Sie eine viel schönere! Sie sind doch eigentlich die Ursache meines Glückes, wenn Sie es auch nur durch Ihren gesunden Schlaf bewirkt haben! Ich verdiene gar nicht, so viel Freude von meiner Thorheit zu ernten. Aber das muß nun aus sein, und solche Kinderstreiche sollen nicht mehr vorkommen. Ihnen aber sag' ich — setzte sie leiser hinzu — daß die Geschichte, die unter jenem Baume angefangen hat, noch nicht aus ist. Wenn Sie nicht noch immer schlafen, sondern die Augen endlich aufmachen, dann — ja, ja, ich komme!" Sie brach kurz ab, und sprang, dem Rufe ihres Vaters folgend, davon.

Am letzten Tage der Anwesenheit des Oberamtmanns Hermann wurde Herrn Steinackers Geburtstag gefeiert. Clothilde überraschte ihn mit dem Aquarellbilde der Radulfs Buche. Und als später Reginald erschien, ging Herr Steinacker ihm mit offenen Armen entgegen, und schloß ihn in tiefer Bewegung an's Herz. Der Oberamtmann, dies erblickend, und schon von vornher sehr gerührt, daß der brave junge Mensch einen Baum von seinem eigenen Grundbesitz so hübsch gemalt hatte, öffnete sogleich auch die Arme, und drückte einen kräftigen Kuß auf die Backe des Ueberraschten. Kaum war Reginald von ihm entlassen, als er sich von Arnold umklammert fühlte, der solchen Rührscenen gern eine humoristische Wendung gab. Rasch aber ließ er ihn los, und eilte auf seine Braut zu. Er habe sich nur vergriffen, behauptete er, wußte dafür aber einen Rasenstüber als Strafe erdulden. —

Nachdem der Oberamtmann mit seiner Tochter abgereist war, trat endlich eine stillere Zeit ein. Der Winter rüstete sich zum Abzuge, Veilchen und Schneeglöckchen brachten den Frühling, und in wenigen Wochen prangten die Gärten des Städtchens schon im grünen Blätterschmuck.

Reginald lenkte nicht seltener den Schritt nach dem Hause der Geliebten, als in jener bewegten Festzeit des Winters. Gern saß man auch jetzt noch Abends in dem rothen Zimmerchen, meist aber nur zu dritt, denn Arnold befand sich viel unterwegs zu seiner Braut. Zwischen Reginald und Clothilde war inzwischen kein Wort der Erklärung gesprochen worden. Und doch fühlten sie sich innerlich nah, es bestand ein Verhältniß des Vertrauens zwischen ihnen, in welchem jedes von der innigsten Zuneigung des andern überzeugt war. Es fehlen, als ob Clothilde irgend ein Ereigniß zuwarten wolle, ehe sie dem Freunde gestatten könne, die ferneren Form ihres Verkehrs aufzugeben, und Reginalds Gefühle sie verstehen, und hörte gelegt der Stunde, wo er, ihrem stillen Winke folgend, sein ganzes Herz ihr zu öffnen und ein Uebermaß von Glück zu empfangen hoffte. Clothilde und ein Uebermaß von Glück zu empfangen hoffte. Clothilde selbst wurde ihm nicht, daß jene trüben Stimmungen ihres Vaters wieder hervor getreten seien, und sie ernster als jemals beängstigten. Ja, fast hätte sie ihm gesagt, daß es ihr vorkomme, als ob irgend eine finstere Schuld auf dem Herzen des Vaters laste. Doch barg sie auch vor dem Freunde noch die ihr wie eine

Digitized by Google

Verständigung an dem geliebten väterlichen Haupte erschien. Reginald strengte sich auf jede Weise an, den auch von ihm geschätzten und verehrten Mann aufzuheitern. Gesprächig, immer bereit, durch Bücher, Kunstwerke, die Stunden anregend auszufüllen, gelang es ihm wohl zuweilen, den stumm Hinbrütenden freier aufathmen zu machen, doch endlich wollte auch das bisher immer Wirksame gegen die melancholische Stimmung nichts mehr ausrichten. Aber enger und enger wurde bei solchen Bestrebungen das geheime Bündniß der Liebenden. Freudige Hingebung und Bereitschaft zu jeder Hilfe von seiner, und innigster Dank, unerschütterliches Vertrauen von des Mädchens Seite, vereinigte sie auch ohne Worte für das Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Bescheide dich!

Wer hätte sich im Traume stolzer Stunden
Nicht einst auf Gipfeln voller Glanz gesehen?
Nicht tief in sich des Geistes Götterwehen
Wie eines Frühlings mächt'gen Hauch empfunden?

Doch ach! bald ist der holde Wahn entschwunden;
Du siehst das Bild, das dich geneckt, zergehen,
Mußt tief in Thalesdämm'rung traurig stehen,
Und fühlst den Fuß, der aufwärts will, gebunden.

Dann klage nicht! Nur Wen'gen aufbehalten
Ward dieses Loos: hoch von der Menschheit Zinne
Ein neues Banner glorreich zu entfalten.

Thu' ab den Neid! Und hellen Blick's beginne
In deinem engern Kreise frisch zu schalten,
Und auch das Kleine thu' mit großem Sinn!

(Bernh. Endrulat.)

H. **Herrieden.** Anfangs September. Witterungsverhältnisse Europas im Monat August 1866.

Der Witterungscharakter dieses Monats war im nordöstlichen Europa warm und trocken, im südliche kühl und trocken, sonst überall, namentlich im Centrum des Continents kühl und feucht. Das Lichtmeer ging durchgängig sehr tief und hohl, mit raschem Wellenschlage. Nicht weniger als 12 Luftwellen folgten sich schnell auf einander, wovon zwei von solcher Höhe waren, daß dieselben selbst bei uns einem Luftdruck von 9—13^{mm} entsprachen. Die mittlere Wellenhöhe repräsentirte einen Druck von nicht ganz 5^{mm}, nur ein Wellenberg am 12. und 2 weitere mit ihrem eingeschlossenen Thale vom 23.—27. stiegen über den mittleren Luftmeeresspiegel; überhaupt blieb das Luftmeer in Centraleuropa ein paar Millimeter unter dem Durchschnitte zurück.

Die Richtung der Luftthäler-Centren war vom atlantischen Meere nach dem schwarzen, adriatischen und mittelländischen, weniger nach dem weißen Meere und dem bothnischen Meerbusen gerichtet. In Folge dieser Verhältnisse herrschte in Mitteleuropa die Aequatorial-Luftströmung fast das ganze Monat vor, und hatte sich nur vom 23.—27. eine Polarluftströmung geltend gemacht.

Die Regenmenge betrug im mittleren Europa meistens mehr als das Doppelte des Durchschnittes, und hat den Mangel an der sog. Winterfeuchtigkeit, worauf gestützt der berühmte Astronom Babinet an der kaiserlichen Sternwarte zu Paris vergeblich einen trockenen Sommer prophezeite, im Verein mit den zahlreichen Niederschlägen der vorhergehenden Monate fast vollkommen ersetzt.

Auf den menschlichen Organismus wirkte der feuchte ozonreiche Antivaßat sehr günstig, derselbe trat auch der Ausbreitung der Cholera bei uns entgegen, während in Petersburg die trockene und warme Temperatur dieselbe begünstigte. Die heftige 1stägige massenhafte Exacerbirung (bis zu 2½ Mann auf einen Einwohner) schien allsogleich die Gesundheitsverhältnisse nicht nachtheilig zu berühren, erst als die heißen Tage vom 25. bis 27. eintraten, begannen deren Se- und Excretionen schädlich nachzuwirken, doch wurden diese nachtheiligen Einwirkungen durch denselben Gewitterzug heißen, der in Brüssel Abends 7 Uhr eintretend die Choleraseide daselbst so schnell vermiderte, und unsere Gegend am 28. Nachts 1—2 mit der seltenen Regenhöhe von 31, 3^{mm} in einer Stunde heimsuchte, schnell wieder beseitigt. Ueberhaupt scheint das den angenehmen Geruch nach Gewitterregen verbreitende Ozon ein sehr cholerafeindlicher Stoff zu sein, und dürften die neuesten desfallsigen Untersuchungen von Herrn Prof. Horn in München eine sehr lohnende Zukunft versprechen.

Auf den pflanzlichen Organismus wirkte die Augustwitterung im Allgemeinen durch Zerstörung des Ungeziefers, namentlich der Blattläuse am Hopfen, sowie durch Förderung der Vegetation sehr günstig. Doch brachte sie in zwei Richtungen wieder Nachtheile, indem der zu schnelle Wechsel zwischen Regen und Sonnenschein die Ernte verzögerte, und die erhöhte Regenmenge der letzten Monate ein starkes Auftreten der Kartoffelkrankheit zur Folge hatte. Obwohl der Monat August nirgends hohe Temperaturgrade auf längere Dauer aufzuweisen hatte, mit alleiniger Ausnahme von Rußland und Lappland, so zeigten sich doch verhältnißmäßig viele Gewitter, so am 3. in Paris, am 4. in Palermo, am 5. in Triest, am 8. in Bern und Rom, sowie in ganz Steiermark, hier mit Hagelschlag und Ueberschwemmungen der Mure verbunden. Am 9. in Nairn (Schottland) und in Brüssel, am 12 in Amsterdam, während es zu gleicher Zeit in Bludenz (Tyrol) schneite. Am 13. war ein Gewitter in Triest und in Lemberg, am 17. dahier, am 18. in Madrid, am 19. in Paris, am 20. ebendaselbst, sowie in Mien und Lesina (Dalmatien), am 21. an beiden letzten Orten, sowie in Brüssel, am 23. nochmals in Wien. An demselben Tage wurden in Livorno und Paris große magnetische Störungen beobachtet. Am 25. war in Wien wieder ein Gewitter, am 27. ein solches in Paris, Brüssel und Bern, welches am 28. dahier sich entlud, am 29. waren Gewitter in Neapel, Paris und Wien, am 30. in Triest.

Wie im vorigen Jahre dahier, wurden in diesem Herbste große Ameisenwolken in der Gegend von Trier und Wien beobachtet.

Die Bewölkung betrug im mittlern und südlichen Spanien, in Südfrankreich, Dalmatien, auf den Inseln des Mittelmeeres bis zum schwarzen Meere, ferner in Rußland und Lappland durchschnittlich nur den 4. Theil des Himmels; ²/₃ desselben waren bedeckt im nördlichen Spanien und Frankreich, in Irland und England, in Oesterreich, Schweden und Norwegen; in allen übrigen Ländern betrug die mittlere Bewölkung nahezu die Hälfte. Im Vergleich zum Vorjahre, war der August um circa 4° wärmer im nördlichen Rußland und Lappland, um 1° im südlichen Spanien und Dalmatien; kälter als voriges Jahr war er um circa 2° in Deutschland, Oesterreich und Italien, um 1° im nördlichen Spanien, in Frankreich, in ganz Großbritannien und den Niederlanden.

In den übrigen Ländern wich die Mitteltemperatur des diesjährigen Augusts nur wenig von dem vorjährigen und zwar in der Regel negativ ab. Durch die große Wärme im nordöstlichen Europa im Gegenhalt mit der kühlen Witterung im Centrum desselben wurde die Reihenfolge der Mitteltemperaturen wieder ziemlich untereinander geworfen. So war der August in Petersburg um 1,7° wärmer als dahier, um einen vollen Grad wärmer als in Paris, um 0,9° wärmer als in Wien, und nur um 0,3° kühler als in London. Ja selbst in Hoparanda war er 0,1° wärmer als bei uns, und nur um 0,6° kälter als in Paris, um 0,7° als in Wien und um 1,9° als in London.

Die mittleren an den Hauptstationen Europa's um 7 Uhr Morgens beobachteten Temperaturen sammt Extremen im Vergleich zum Vorjahre waren folgende:

Digitized by Google

Station:	1866	1865	Differenz:	Extreme: 1866	1865
Alikante	29,6	29,0	0,6	18,8 u. 32,8	18,6 u. 33,0
Palma	27,2	28,0	—0,8	21,0 „ 30,3	20,4 u. 30,8
Lesina	24,0	23,0	1,0	22,1 „ 25,7	15,7 u. 26,9
Palermo	23,9	26,6	—2,7	21,2 „ 27,1	24,6 „ 30,2
Bilbao	20,9	21,4	—0,5	15,8 „ 28,0	17,0 „ 33,0
Lissabon	20,6	20,7	—0,1	12,7 „ 28,0	17,4 „ 26,6
Rom	20,1	21,9	—1,8	17,2 „ 24,2	19,5 „ 24,2
Triest	20,5	22,5	—2,5	12,9 „ 27,4	19,0 „ 26,6
Marseille	19,9	20,8	—0,9	16,4 „ 22,8	16,0 „ 24,7
Odessa	19,7	19,3	0,6	14,2 „ 23,8	14,4 „ 28,1
Madrid	19,0	18,8	0,2	12,9 „ 22,9	12,0 „ 22,5
London	16,0	16,5	—0,5	10,3 „ 21,3	13,7 „ 20,0
Petersburg	15,7	12,0	—3 7	10.9 „ 19,8	6,0 „ 15,8
Brüssel	15,6	16,3	—0,7	12,2 „ 21,1	13,7 „ 20,4
Amsterdam	15,0	16,2	—1,2	12,6 „ 19,5	10,9 „ 22,8
Wien	14,8	16,7	—1,9	11,0 „ 21,2	11,5 „ 23,3
Paris	14,7	16,1	—1,4	12,1 „ 18,8	12,1 „ 20,6
Valentia	14,6	15,5	—0,9	10,6 „ 16,1	12,2 „ 20,7
Studesnäs (Norwegen)	14,2	14,3	0,1	11,0 „ 16,2	12,3 „ 17,5
Haparanda	14,1	10,5	3,6	7,8 „ 19,4	2,6 „ 22,0
Herrieden	14,0	16,2	—2,2	9,7„ 18,2	10,8„ 20,8
Moskau	13,8	13,0	0,8	8,4„ 18,8	6,3„ 19,5
Stockholm	13,5	13,2	0,3	9,9„ 17,2	8,8„ 17,3
Bern	13,1	13,4	—0,3	9,0„ 16,2	8,5„ 16,8
Nairn (Schottland)	12,8	13,5	—0,7	10,6„ 15.1	9,4„ 17,8

Absolute Extreme:

Paris 9,9 am 11. und 26,9 am 26.
Wien 8,7 am 7. und 27,9 am 28.
Herrieden 8,3 am 19. und 25,7 am 27.

(Fortschritt des Wärmemaximums von West nach Ost.)

Niederschlagshöhe:

Paris 84,5^{mm} an 20 Tagen, meiste am 4.: 11,4^{mm}
Wien 116,1^{mm} an 16 Tagen, meiste am 10.: 25,7^{mm}
Herrieden: 128,2^{mm} an 16 Tagen, meiste am 28.: 31,3^{mm}

Grundwasser dahier:

Am 1.: 1′ 2″ 3‴ am 15.: 0′ 11″ 1‴ über dem Monatsmittel.

Ozonbeobachtungen in Wien.

Keine Spur am 14. und 31. Morgens.
Volle Sättigung am 5., 20, 21., 29. und 30. Morgens.
Mittel bei Nacht 60%, bei Tag 50%, überhaupt 55%.

Friede.

(Eingesandt.)

Friede, Friede schallt's in deutschen Gauen,
Friede schallt's durch unser Vaterland;
Neu ersteben auf den wüsten Auen
Schön're Blumen, als der Krieg entwand.

Seht den Engel mit dem Oelzweig schweben
Sanft herniedet von dem Horizont,
Jüngend auf nach jenem höh'ren Leben,
Wo der heil'ge Friede ewig thront.

Edler Hort, des Bürgerglücks Gedeihen,
Liebe du um uns ein festes Band!
Möge nie ein Frevler es entweihen —
Himmelsvater, schütz' das deutsche Land.

Friedensengel, o umschweb' uns immer,
Laß den Oelzweig nimmermehr verblüh'n,
Bleib bei uns mit deinem Strahlenschimmer
Düstre Wolken laß vorüberziehn.

Dann wird Recht und Freiheit bei uns weilen,
Und verschwinden falsche List und Trug,
Und die Wunden werden schnell verheilen,
Die das Bruderschwert dem Bruder schlug.

J. Heimann.

Ein werthvoller Trunk.

Es ist doch zu Zeiten gut, wenn der Mensch etwas vertragen kann. Das beweist der „Kaiserpokal" von Rothenburg an der Tauber, oder vielmehr der Rathsherr, dessen Namen die Geschichte leider nicht aufbewahrt hat. Tilly und Pappenheim hatten die Stadt erstürmt, das Schicksal Magdeburgs war ihr ziemlich sicher. Der Grimme saß düster sinnend auf dem Rathhause, und in banger Erwartung stand der Rath vor ihm. Da fällt sein Auge auf den mächtigen Kaiserpokal, und auf seine Frage erklärt der Bürgermeister, daß die Väter ihn oft auf das Wohl der Stadt geleert hätten. „Kann's heut noch Einer," herrschte Tilly sie an, „so sei's zum Wohl der Stadt!" — Ein Rathsherr trat vor, ließ den mächtigen Becher füllen, leerte ihn und rettete so die Stadt.

Die Nummer 28 des „Ausland" enthält über die Geschwindigkeit von Kräften und beweglichen Körpern eine Notiz, welche in Kriegszeiten eine besondere Beachtung verdient. In einem Vortrag, den Professor Dubois Reymund von Berlin in der Londoner Royal Konstitution über die Helmholtz'schen Messungen der Geschwindigkeit der Nervenkraft hielt, machte derselbe folgende interessante Angaben: Es beträgt die Geschwindigkeit, in Metres ausgedrückt, in einer Zeitsekunde für das Licht 300,000,000 für den Schall durch Luft 332, für eine Kanonenkugel 552. Aus dieser Statistik ergibt sich, daß man zuerst den Blitz einer Kanone sehen wird, dann kommt die Kugel und zuletzt der Knall. Wer die Kanone knallen hört, ohne getroffen zu sein, der wird überhaupt nicht getroffen, eine alte Erfahrung schon bei den glatten, um wie viel mehr bei den gezogenen Geschützen.

Räthsel.

Mit einem Spruch kann ich dir nützen,
Mit einem Recht dich aber schützen,
Mit einem Zug dich herrlich schmücken,
In manchen Lagen dich beglücken,
Mit einem Theil dir viel gewähren,
Mit einem Hang dich sehr beschweren.
Mit einem Fall dich tief erschrecken,
Im Spielen kann ich dich auch necken,
Im Sinnen kann ich dich empören
Mit einer Gabe mich erklären,
Um dir vor Anderen zu dienen,
Bin immer ich bereit erschienen.

Auflösung der Zweisilbigen Charade in Nr. 35.
„Stichwort."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 37. Sonntag, den 16. September. 1866.

Herbstlied.

Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!
Die Luft ist still, als athmete man kaum,
Und dennoch fallen raschelnd fern und nah
Die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O stört sie nicht, die Feier der Natur!
Dies ist die Lese, die sie selber hält,
Denn heute läßt sich von den Zweigen nur,
Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

Fr. Hebbel.

Radulf's Buche.

Novelle von Otto Roquette.

(Aus Westermanns „Illustrirten Deutschen Monatsheften.")

Fünftes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Eines Tages fand Reginald, als er in den nun wieder geöffneten Gartensaal trat, Clothilden in Thränen. Sie trocknete sie schnell. Er fragte nicht nach der Ursache, sie aber las die Frage in seinen Augen, und sagte lächelnd: „Es ist eigentlich nichts. Mein Vater hat mir eben eröffnet, daß er große Verluste gehabt, und daß — ein Tag kommen könne, wo er Alles — — doch das ist es nicht, was mich betrübt. Ich hänge nicht an den bunten äußern Dingen, die mich umgeben, und glaube viel entbehren zu können. Wie gern würde ich, wenn die Nothwendigkeit einträte, das was ich gelernt habe, verwerthen, um diesen lieben, gütigen Vater zu erhalten. Ein solcher Fall, den die Menschen ein Unglück nennen, könnte mich fast stolz machen. Aber so leicht wie ich trägt mein Vater das Drohende nicht. Zwar den Verlust seiner Besitzthümer würde er standhaft überwinden, glaube ich, und über das Urtheil der Welt, das immer ungerecht ist, könnte er hinwegsehen, allein ihn drückt, so fürchte ich, die Sorge um seine Tochter zu Boden, deren Herz er an äußern Glanz gekettet wähnt, und deren Charakter er weniger hoch stellt, als es mir wünschenswerth wäre!" Wehmüthig wendete sie ihr Gesicht ab, und sah in den blühenden Garten hinaus, ohne seine duftende Herrlichkeit wahrzunehmen.

Reginald's Herz aber schlug hoch auf, er fühlte, daß jetzt der Augenblick gekommen, wo er frei aussprechen durfte, was er empfand, und mit leuchtenden Augen blickte er in Clothilden's sorgenvolles Antlitz. „Clothilde!" rief er, „wenn Jemand Ihren Charakter ganz erkennt und verehrt, so ist es der Freund, den Sie vor sich sehen! Wie theuer Sie mir sind, Sie können es nie ganz erfahren, denn ich selbst kann das Unaussprechliche nicht in Worte fassen. Wenn ich Ihnen so werth bin, wie Sie mich dessen ließen, dann reichen Sie mir in dieser Stunde die Hand für das Leben. Ein Theil der Sorgen Ihres Vaters wird dadurch gehoben — ein kleiner Theil, denn ich weiß, er will mir wohl. Nehmen Sie das Bekenntniß, daß ich mich erst heute Ihnen gegenüber ganz frei fühle, da der Gedanke an den leidigen Mammon nicht mehr zwischen uns steht. Ich bin stolz, ich bin hochmüthig — lehren Sie mich besser zu werden! Weisen Sie mich heut' nicht zurück — nur heut' nicht, wo Sie mir das höchste Vertrauen schon gezeigt haben!"

Er hielt ihre Hand in der seinen, sie entzog sie ihm nicht. „Ich habe Sie niemals anders als so großdenkend erwartet, Reginald!" sagte Sie. „Ich wußte lange, daß Sie mich lieben, und fühlte mich dadurch beglückt. Bekennen Sie sich als stolz so bekenne ich mich noch stolzer auf Ihren Stolz! Ich liebe Sie, und bekenne einst die Ihre zu werden. Aber urtheilen Sie selbst, ob ich jetzt schon darf? Ein ernstes Geschick tritt an meinen Vater heran — meine Pflichten müssen ihm gehören. Ich muß ganz Tochter sein, kann nicht daran denken, ihn zu verlassen. Wir sind jung, Reginald, wir haben hoffentlich noch eine lange Zeit vor uns. Und nun Sie wissen, wie ich über Sie und mich denke, versprechen Sie mir, nicht weiter in mich zu dringen! Wir verkehren wieder als aufrichtige Freunde, wie wir bisher mit einander verkehrten." —

Reginald hatte seine Wohnung in Arnolds Hause verlassen, die Freunde sahen sich nicht mehr täglich, zumal der glückliche Bräutigam geschäftiger war als sonst, und den Weg nach dem Gute seines Schwiegervaters bereits zum dritten Male durchmaß. Gern hätte sich Reginald näher nach den geschäftlichen Verhältnissen Herrn Steinacker's erkundigt, allein er mochte bei Fremden nicht anfragen, aus Scheu, man könne ihm unlautere Absichten unterlegen. Sehnlichst erwartete er daher den Freund zurück, der sich darüber stets zu unterrichten wußte. Arnold kam, forschte nach, und auch diesmal war das Resultat günstiger, als Reginald erwartet hatte. Herr Steinacker hatte allerdings bort am Abgrund gestanden, aber noch einmal, so berichtete Arnold, habe er sich ganz leidlich „arrangirt," und vielleicht sei die Gefahr gänzlich vorüber.

Mitte Juni sollte Arnolds Hochzeit sein. Clothilde glaubte nicht anders, als daß ihr Vater die Einladung ablehnen würde, da die Geschäfte seine Abwesenheit zu verbieten schienen. Doch mußte Herr Steinacker sich bereits völlig wieder geborgen fühlen, da er sich zur Reise für eine ganze Woche rüstete. Daß Reginald bei der Hochzeit des Freundes nicht fehlen durfte, verstand sich von selbst, und so begab man sich in schönster Jahreszeit und heitrer Stimmung auf den Weg.

* * *

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Einige Tage darauf schritt Herr Steinacker allein durch das wieder hochaufschießende Kornfeld. Er war in tiefen Gedanken und lenkte die Schritte langsam der altehrwürdigen Nausiß-Buche zu. Als er unter ihren Zweigen Platz nehmen wollte, erhob sich von der Steinbank eine andere Gestalt, und zwei alte Bekannte begrüßten einander überrascht und herzlich. „Mein wackerer Meister Quassan!“ rief Herr Steinacker, „Willkommen! auch Sie sind, wie ich sehe, ein Freund der Natur. Ein schöner, herrlicher Baum, nicht wahr?“

„Ein schöner? Formosus? Möglich, possibilis. Nescio!“ Meinte der Schuster bedenklich. „Für mich aber ein gewöhnliches Ziel. Wenn ich mein braves Kind, mein Reginaldchen aus der Fremde erwarte, wandre ich stets hierher. Mir ist's als müßt' ich ihn hier melden. Morgen kommt er, vivat! Euer Wohlgeboren haben ihn sehr gütig in Dero Hause aufgenommen. Er verdient es, ich bin stolz auf ihn. Sine dubio, er verdient es!“

Herr Steinacker sprach sich sehr warm und anerkennend über Reginald aus, er redete von ihm, als von einem jüngeren Freunde, und von einem Künstler, von dessen Zukunft er noch Großes erwarte. Wie die schönste Musik drangen solche Worte in das Ohr und Herz des glücklichen Meisters, seine Augen glänzten und gerührt ergriff er Herrn Steinackers Hand. „So ist es, so ist es, recte dixisti!“ rief er. „Freude ist es, nur von ihm zu hören, denn nur Gutes und Freudiges weiß jede Zunge von ihm zu sagen! Ich verdiene solch' ein Glück nicht, und bleibe stets im Hintergrunde, daß sein Glück nicht durch mich getrübt werde. Ja, wär' es gekommen, wie es vorbereitet war, er hätte von Kindheit auf noch glücklicher sein können! Doch — longum est.“

Herr Steinacker machte ihm Vorwürfe, daß er ihm niemals von seinem Pflegesohne erzählt habe, und zeigte sich im Allgemeinen bekannt mit Reginalds Jugendereignissen. „Und was meinten Sie, lieber Quassan, mit ihrer Andeutung: Sie müßten den jungen Mann so zu sagen hier melden? Bei diesem Baume? War dies auch sein Lieblingsplatz?“

„Mehr als das!“ sagte Quassan mit ernstwichtigem Gesicht. Dieser Baum ist gleichsam sein Schuldner, debitor. Doch davon weiß Reginald nichts. Ich aber weiß es, ich bin für mein Pflegekind der Gläubiger dieses Baumes, ich hab' ihm viel anvertraut, und er hat es nicht wieder gegeben, non reddidit! Wenig Hoffnung ist, daß er, arbor, es jemals zurückerstatten werde, und dennoch muß ich den alten Schuldner immer wieder aufsuchen, ihm zu sagen: Er kommt! er kommt, dem du nicht Treue gehalten!“

Herr Steinacker sah den Sprecher mit höchstem Erstaunen an. „Wie das? fragt er in gedehntem Tone, während in seinem bleichen Antlitz, in seinen weitgeöffneten Augen sich die gespannteste Erwartung aussprach

Meister Quassan bemerkte nichts davon, er blickte schweigend vor sich hin, und schien zu überlegen. Plötzlich sah er auf und rief: „Es sei, hat! Euer Wohlgeboren sind ein Mann, wie es wenige gibt, ad unguem factus homo. Sie lieben meinen Reginald, Ihnen will ich Alles erzählen. Ein halbes Menschenleben hab' ich es verschwiegen in der Brust getragen — man hätte mich ausgelacht, verspottet, für verrückt gehalten, wenn ich mein Geheimniß ausgesprochen — Jetzt mag es sein. Ich und Reginald können nichts mehr dabei verlieren, und was er noch gewinnen kann — hier hat er es nicht mehr zu suchen. Also —!“

Immer erwartungsvoller sah Herrn Steinacker auf den geheimnißvollen Sprecher. Dieser fuhr fort.

„Ergo! Es ist Euer Wohlgeboren nicht unbekannt, wie Reginalds Mutter bei mir wohnte, und wie sie starb, und wie der Knabe mein wurde. Als es mit der Dame zum Sterben kam, begehrte sie mich insgeheim zu sprechen. Sie empfahl mir ihr liebes Kind, ach so rührend! und dann eröffnete sie mir, daß sie Reginaldchen auch nicht ganz arm in der Welt verlasse. Ich mußte ihr aus dem Schranke ein Kästchen reichen. „Das ist meines Sohnes Vermögen,“ sagte sie. „Ich habe, als ich meinem Gatten in's Feld und in die Gefangenschaft nachreiste, all' unsern Besitz zu Geld gemacht. Zwar mußte das Meiste verschleudert werden, und ich erhielt nicht ein Drittel dafür von dem, was es werth war. Aber bei der Unsicherheit dieser Zeit dacht' ich zu retten, was noch zu retten war, ehe der Krieg uns Alles raubte.“ Dann öffnete sie das Kästchen und zeigte mir in allerband großen Scheinen das Ganze, und sagte, es wären an die zwanzigtausend Thaler. Ich hab' es nicht nachgezählt, — es war auch keine Zeit dazu — mir schwindelte, daß so viel Geld unter meinem Dache sein sollte.“ Dann bat sie mich, das Geld in Verwahrung zu nehmen, denn sie habe großes Vertrauen zu mir, und gab mir guten Rath, wie ich mit dem Gelde umgehen, und ein Vermund des Kindes sein solle, denn sie müßte in ihrer Rathlosigkeit sonst Niemand. Ich versprach ihr Alles, und legte auf mein Gewissen vor Gott und ihr einen heiligen Schwur ab, redlich mit dem Geld und dem kleinen Reginald umzugehen. Ich verwahrte das Kästchen, und Abends starb die Dame. Aber zugleich kamen Nachrichten zu uns, die mir das Blut gerinnen machten. Kaum waren wir die Einquartirung unserer Truppen los, und nun hieß es, feindliches Kriegsvolk rücke schon wieder an. Sie hätten wie die Teufel ringsumher gehaust, die Satansfranzosen, gebrannt und geplündert, und nun solle es auch über unsere Stadt hergehen. Mich ergriff eine Angst! Das viele Geld in meinem Hause, und das Raubgesindel im Anzuge! Wenn Sie das Kästchen fanden und wegnahmen! Und ich konnt' es keinem in Verwahrung geben, Sicherheit war nirgends, die Furcht allgemein, und die Verantwortung hätte kein Mensch übernommen. Viele vergruben ihr Weniges, was sie baar hatten. Da kam auch mir der Gedanke, das Kästchen einzugraben, aber weit weg von der Stadt, im Walde, wo der Feind es nicht suchen werde. Noch in derselben Nacht schlich ich mich von der Leiche der Verstorbenen weg und aus dem Hause, das Kästchen auf der Brust fest eingeknöpft. Eine Stunde weit ging ich, hierher auf die Felsenwand. Dazumal standen noch mehr Bäume hier. Der Platz war abgelegen, die Landstraße entfernt genug, keine menschliche Wohnung in der Nähe, auch das Haus des Herrn Oberamtmanns stand noch nicht da — so glaubte ich mich sicher. Hier an den Wurzeln dieses Baumes grub ich das Kästchen ein“ — der Meister stand auf, und zeigte die Stelle — „hier grub ich es ein, und dachte es unter ihrem Schutz geborgen, bis ich käme, es wieder zu holen.“

Herr Steinacker hatte sich abgewendet, und barg sein Gesicht im Taschentuch. Seine Brust schien krampfhaft zu arbeiten.

Quassian gab im Eifer seines Erzählens wenig acht auf ihn. „Nun ging ich beruhigt nach Hause,“ fuhr er fort. „Am andern Tage kamen richtig die Franzosen und hausten wie nichts Gutes. Auch bei mir suchten sie nach — aber ich lachte in mich hinein: Ja, sucht nur! wiewohl mir nicht lächerlich zu Muthe war. Da sie nichts fanden, als eine Leiche und unsre Armuth, ließen sie mein Haus ungeschoren. Ach Gott aber, was war es für eine Wirthschaft in der Stadt: Hercle, Hercle! und ich hatte nicht so viel Geld beisammen, um die Dame begraben zu lassen. Da wendete ich mich an Sie Herr Steinacker. Dazumal waren Sie noch Student, und ich bekenne, daß ich Ihnen den Besitz von viel Baarem nicht zugetraut, aber ich dachte doch ein Weniges zu bekommen. Sie wissen, wie ich verdutzt war, stupefactus, als Sie mir hundert Thaler gaben. Nun die waren mir dazumal wie ein Segen vom Himmel gefallen, und ich schulde sie Ihnen noch heut' —“

Herr Steinacker fuhr zusammen, wie von Entsetzen angepackt. „Quassian!“ rief er: „Sie? Sie? O Gott! O Gott! Und ein Segen wurde Ihnen — die kleine Summe, ein Segen!“

„Ja, gewiß!“ fuhr der Schuster fort, „ein Segen! Es geht Ihnen zu Herzen, lieber Herr, ich seh' es, aber hören Sie nur weiter! Die Hauptsache kommt erst. Unsere arme Dame ward begraben, und die Franzosen zogen ab. Es waren ihrer ungeheure Züge gewesen, selbst um die Stadt herum hatten sie campirt, und ich stand noch Angst genug aus, um meinen vergrabenen Schatz, wenn ich mir auch immer sagte, er sei gut aufgehoben. In der Erde werden sie ja nicht wühlen, die Plünderer nehmen nur, was sie auf der Erde finden! — So vergingen acht

Digitized by Google

Tage und wir hatten endlich einmal Ruhe. Da ging ich in einer Nacht wieder hierher, um meinen Schatz zurückzuholen. Ach, lieber Herr, wie soll ich sagen, wie mir zu Muthe ward, als ich nur herauf kam! Wo sah es aus! Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum — hatte das Satansgesindel das ganze Feld hier zertrampelt! Tiefe Spuren von Kanonen und Packwagen, Brandstätten von Wachtfeuern — ich rannte wie gehetzt darüber weg! Und ich komme zu diesem Baume — es überrieselt mich vor Schreck, die Haare steigen mir empor — das Moos, das ich sorgfältig über die Stelle gelegt, ist weggerissen, der Boden durchwühlt, ich finde das Kästchen, es ist erbrochen, ist leer — das anvertraute Gut geraubt, mein Reginald arm und bloß, meiner eigenen Armuth preisgegeben! Hatten die Bestien selbst hier gespürt, gewühlt und geraubt, und waren mit ihrer Beute abgezogen! Ich fiel um vor Jammer. Dann raffte ich mich wieder auf, und begann von Neuem zu suchen — es war thöricht, denn was das fluchwürdige Gesindel einmal in den Krallen hatte, davon verlor es nicht leicht wieder etwas. Und ich fand nichts, und wankte mit dem leeren Kästchen wieder heim. Wie ein Verbrecher, denn mir war, als hätte ich selbst das anvertraute Gut veruntreut! Und meine Schuld war es, ich hätte einen andern Ort wählen können, um es zu verbergen. Aber hoch konnt' ich mir nicht einbilden, daß es verloren, ganz verloren sein sollte. Täglich ging ich wieder hin, und wenn ich heim kam, war ich elend, wie zerschlagen. Die Leute hielten mich dazumal für nicht gescheit, und gar wenn ich ihnen gesagt hätte, was geschehen, sie würden mich als einen Unsinnigen ausgelacht haben, denn die verstorbene Dame in meinem Hause hatte für diutarm gegolten. Meine Frau glaubte, mich drücken die Sorgen, daß wir nun das fremde Kind hatten, und redete mir immer gut zu, das gute Weib, ich sollte doch froh sein, daß wir einmal wieder eins im Hause hätten. Na, endlich kam es über mich, und das liebe Jüngelchen lachte mir den Kummer weg. Ich ging an die Arbeit, und dachte, fortan muß ich dem Kind durch eigenes Schaffen ersetzen, wenn auch nur ein tausendtheil von dem, was ihm durch mich verloren gegangen ist. Und es förderte ich kam auf, und wurde ein ganz gemachter Mann. Alles hat seine Zeit, auch der Erwerb. Zurücklegen konnt ich wenig, und auch das ging d'rauf, aber wir hatten, was wir brauchten, und ich, konnte meinen Reginald erziehen. Das Beste dazu mußt' er freilich selbst thun. Jetzt ist er, was man wünschen kann, und dazu ein dankbarer Sohn. Was ihm verloren gegangen, ich hab' es ihm nie erzählt, damit er sein Herz nicht an etwas hänge, was doch nicht mehr da ist. Aber mir hat es mein Lebtag keine Ruh gelassen, und zu dem Baum hier geh' ich noch immer, wie zu einem schlechten Gesellen, um ihm sein Unrecht vorzuhalten. Unrecht mag's auch von mir sein, aber wer das erlebt hat — der hat eine Stelle in seinem Leben, davon er nicht los kann. Und oft hab' ich hier gefragt, warum das so hat kommen müssen? Ja warum? Pavus sum, non Oedipus!"

(Fortsetzung folgt.)

Was Bildung sey?

I.

Nur Täuschung ist es, eitles Selbstbetrügen,
So wir uns dünken, Bildung sei uns eigen,
Wenn Kleineren wir stolz den Rücken zeigen
Und vor den Großen unterthänig kriechen.

Und wenn im Redeschmuck wir glänzend siegen,
Goldworte wechseln unter unsres Gleichen,
Doch nichts sonst als den äußern Schliff erreichen,
Was ist's? „ein artig, gegenseitig Lügen!"

Was Du nur scheinst, nicht bist, ist nicht das Deine,
Kann Deinem bessern Selbst nur wenig frommen,
Des Geistes Sonne strahlt Dir nicht, die reine.

Du fröhnest, Armer, nur dem falschen Scheine!
Dein Inneres hat keinen Theil genommen,
Und leicht verschleiert schlummert das Gemeine.

II.

Du, der Du in des Wissens hellen Reichen
Tief eingedrungen, den Gelehrte preisen,
Der viel gesehn, erforscht auf weiten Reisen,
Die wahre Bildung wirst Du nie erreichen,

Wenn Du nicht machst die Waffen Dir zu eigen,
Die Leidenschaften streng zur Ruhe weisen,
Daß reine Menschenliebe hold im leisen
Erblühn'n gedeih' in Deines Busens Reichen.

Nicht winkt Dir ihre goldne Sternenkrone,
Ihr lautrer Glanz, der nimmer wird vergeh'n,
Wird nimmer Dir zu süßgehofftem Lohne.

Nicht Wissenschaft, nicht feines Weltmannsbücken,
Erheben Dich auf ihren Strahlenthrone,
Wird nicht **Humanität** Dein Wesen schmücken.

III.

Humanität, die rechte, klar bewußte,
Nicht jene, die Natur und angeboren,
Sie hab' ich mir zum höchsten Ziel erkoren,
Die Selbstbeherrschung stets erringen mußte.

Wo freilich auf Gewalt brutal man fußte,
Ging stets ihr milder Sonnenschein verloren,
Glänzt nimmer in sich selbst vergafften Thoren,
Da nimmer schmilzt der Rohheit eis'ge Kruste.

Drum soll mein Streben nichts mehr irre führen,
Der feste Wille muß hindurch noch dringen,
Ob selbst ich oft noch aus der Rolle falle;

An dieser Schwäche leiden wohl fast Alle,
Doch nur wenn wir uns endlich selbst bezwingen,
Wird uns der Lorbeer **wahrer Bildung** zieren!

Georg Boß.

---

8. Herrieden, Mitte September. **Die Kartoffelkrankheit.** Da sich im heurigen Jahre wieder ein Mißrathen der Erdbirn durch Fäule zeigt, so wird es den verehrlichen Lesern Ihres geschätzten Blattes vielleicht nicht uninteressant erscheinen, wenn ich einiges über das Wesen der Kartoffelkrankheit nach den neuesten Untersuchungen von Speerschneider, Hoffmann und de Bary in Verbindung mit meinen eigenen Erfahrungen mittheile. Die Ursache ist ein mikroscopischer Pilz Peronospora infestans. — Die Krankheit äußert sich gewöhnlich Mitte August zuerst durch Braunwerden der Blätter, indem die anfangs gelblich weißen, später braunen weißgeränderten Flecke die Anwesenheit des Pilzes darzuthun. Bei heiterem und trockenem Wetter stirbt der Pilz aus Mangel an Nahrung bald ab, bei feuchtem und trübem Wetter, wie dies heuer häufig der Fall war, entwickelt er sich ungemein rasch, wächst um so üppiger und reift um so schneller, je mehr ihn das oben erwähnte Wetter begünstigt. Das Kartoffelkraut wird nun dunkelbraun, welk und namentlich Abends übelriechend, und stirbt endlich ganz ab. In diesem Stadium der Krankheit enthält eine einzige Quadratlinie der kranken Blatt-

Digitized by Google

fläche viele tausend reife Pilzsamensporen, welche der Wind mit sich nimmt und nicht bloß auf den andern Pflanzen desselben Feldes, sondern auch fremden Kartoffelfeldern zuführt. Ich habe mich schon sehr oft von dem Ausbreiten der Krankheit nach der Richtung des Windes auf's genaueste überzeugt. Leider hat gerade bei trübem und regnerischem Wetter häufiger Windwechsel statt, welcher die Krankheit nach allen Seiten verbreitet, und die Keime bei Stürmen oft weithin versendet.

Vom verdorrten Kraute fallen die reifen Sporen auf die Erde, entwickeln sich hier in der Feuchte und suchen überall durch die zarte Schale, verletzte Stellen, Spaltöffnungen ihre Keimfäden in die Knolle einzutreiben. Anderst sich nach der Sporenreife das Wetter, es wird der Boden trocken, so erreichen nur wenige Samen die Knollen, bleiben hier unthätig und lassen ihnen auch vorläufig ihr gesundes Aussehen. Ich habe auch dieses seit dem Auftreten der Kartoffelkrankheit in hiesiger Gegend — im Jahre 1845 — stets beobachtet.

Bleibt jedoch der Boden durch Regenwetter längere Zeit naß, und tritt diese Nässe bis an die Knolle, so entwickelt sich der Pilz weiter, breitet sich auf Kosten der Knollensubstanz aus und zersetzt den Zelleninhalt derselben. Tritt auch in diesem Falle wieder trockenes Wetter ein, so vertrocknet der Pilz allmählich und die Knolle bleibt auf dem Stande der sog. trockenen Fäule stehen. Hält aber das Regenwetter längere Zeit an und ist namentlich zur Zeit der Ernte vorherrschend, so werden die Zellenwände der Knolle zersetzt, dieselben zerstört, und in eine schmierige übelriechende Masse verwandelt, welchem Prozesse man den Namen der nassen Fäule gegeben hat.

Die Ueberwinterung des Pilzes geschieht in den Knollen, die seine eigentliche Heimath sind. In den Aufbewahrungsorten der Kartoffel setzt er überall, wo er durch Schnittflächen verletzte Stellen und dergl. mit der Luft in Berührung kommt, oder von Wärme und Feuchtigkeit unmittelbar getroffen wird, sein auf dem Felde unterbrochenes Zerstörungswerk fort und richtet noch hier durch rasche Ansteckung verheerende Verwüstungen an.

Man nennt dieß das Nachfaulen der Knollen. Findet der Pilzkeim während des Winters seine Lebensbedingungen — Luft, Wärme und Feuchtigkeit — nicht so bleibt er bis zum Frühjahre in Unthätigkeit, und entwickelt sich dann erst mit den Keimen im Stengel, bis er an den welcheren Blatttheilen — oder früher schon an verletzten Seitentrieben — zum Vorschein kommt und einmal in Berührung mit der Luft außerordentlich rasch nach allen Richtungen seine Fruchtäste entsendet. Mehr oder weniger vom Wetter unterstützt tritt er nun nach seiner Fruchtreife von hier seine mehr oder minder gefährliche Wanderung an. Man sieht, daß der Ausbreitung des Kartoffelpilzes von der Natur nur durch Witterungsverhältnisse entgegengewirkt wird, während bei den Verheerungen durch Insekten neben den atmosphärischen Einflüssen auch noch die Schlupfwespen, welche ihre Eier in die Organismen der verheerend auftretenden Schmetterlinge, Käfer oder Zweiflügler legen und ihre Larven von den betreffenden Insekten ernähren lassen, als Feinde auftreten. Als z. B. der Weizenverwüster, Cecidomya destructor, in so schädlicher Weise auftrat, krochen mir aus 32 gesammelten Puppen desselben nur 5 Fliegen aus, während aus allen übrigen die feindliche Schlupfwespe hervorkam, so daß ich anfangs letztere für den eigentlichen Weizenverwüster hielt. In Folge der Verheerungen der feindlichen Schlupfwespe wurde dieser im nächsten Jahre so selten, daß er keinen Schaden mehr anrichtete und sich auch seitdem nicht mehr stark vermehrte, obwohl ich fast alljährlich einzelne Exemplare desselben auffand.

Wie bei diesen Insekten, so sind auch beim Kartoffelpilz die menschlichen Kräfte entweder unzureichend, um den Verwüstungen vollkommen Einhalt zu thun, oder die Mittel zu kostspielig, um ihnen genügend entgegen zu treten, und kann daher nur von möglichster Beschränkung der Zerstörungen die Rede sein. Als sicheres Mittel zur Vertilgung des Kartoffelpilzes dient Ueberstreuen der kranken Theile mit Schwefel, derselbe kann aber seiner Kostspieligkeit wegen nicht angewandt werden.

Als Vorbeugungsmittel bewährten sich bis jetzt Verwendung der trockensten Grundstücke, namentlich Vermeidung des in hiesiger Gegend sog. weißmilbenen Bodens, Auswahl von hartschaligen Sorten von Kartoffeln, Auflesen möglichst gesunder jedenfalls nur ganzer Knollen, Achtsamkeit beim Stecken und Häufeln, um die Knollen vor Verletzung zu bewahren, Vermeidung eines frischen animalischen Düngers, wo möglich Düngung mit hygroskopischen, mineralischen Substanzen (Gyps, Asche, Knochenmehl), endlich frühe Aufsaat und häufiges Auflockern des Bodens.

Als Schutzmittel gegen die Ausbreitung der Krankheit erscheint das Abschneiden des Krautes in dem Moment, wo der Pilz an der Blattoberfläche zum Vorschein kommt. Dasselbe muß aber sehr behutsam und sorgfältig geschehen, um nicht etwa schon reife Pilzsporen zu zerstreuen und keine kranken Blätter zurückzulassen. Das abgeschnittene Laub wird man im Anfang der Krankheit am besten zur Fütterung verwenden können, später aber wird es am sichersten verbrannt werden. Angestellte Versuche ergaben sich zu Gunsten des Abschneidens, indem dasselbe zur rechten Zeit und zweckgemäß ausgeführt, nur gesundes Gut auf den abgeschnittenen Stöcken ergibt und der Ertrag in der Regel bedeutender ausfällt, als auf den nicht abgeschnittenen Stöcken, welche selbst bei günstigstem Wetter nicht frei von kranken Knollen bleiben.

Zur Erntezeit gilt es alle nur irgendwie verletzten oder kranken Kartoffeln abzusondern, die gesunden aber an kühlen Orten aufzubewahren, die Feuchtigkeit möglichst von ihnen abzuhalten, und in den Kellern über Winter etwa alle 14 Tage Musterung zu halten.

Die Eitelkeit des Mannes und Weibes geben sich vielleicht nicht das Geringste nach. Sie zeigen sich nur auf verschiedenen Gebieten, und vermöge seiner Menschenkenntniß und Weltklugheit weiß der Mann die seinige besser zu verbergen. Der Schleier, den ihr das Weib vorhält, ist bloß zu durchsichtig.

Charade.

Es stellt als Frucht das erste Paar,
Als Pflanze sich das and're dar;
Doch wenn ihr Beide wollt verbinden,
So wird alsbald ein Thier sich finden.

Einfache mathematische Aufgabe.

Polykrates, der Tyrann von Samos, fragte den Pythagoras nach der Zahl seiner Schüler. Dieser antwortete ihm: „Die Hälfte derselben studirt Mathematik, der vierte Theil beschäftigt sich mit Naturkunde, der siebente Theil hört meinen Vorträgen still zu, und dann habe ich noch 3 Schülerinnen, worunter Theano die ausgezeichnetste ist.“ Wie viel Schüler hatte demnach Pythagoras im Ganzen?

Auflösung des Räthsels in Nr. 36.

„Ar.“

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 38. Sonntag, den 23. September. 1866.

Wolken und Wind nach Ost und West
Jagen rastlos auf und nieder,
„Hast du, Wolke, wohl ein Nest?“
„Senkst Du, Wind, die müden Glieder?“

Ach Sie geben Antwort nicht,
Wind und Wolken weiter eilen.
Bis das Herz im Tode bricht,
Gibt's auf Erden kein Verweilen.

M. Blind.

Radulf's Buche.

Novelle von Otto Roquette.

(Aus Westermanns „Illustrirten Deutschen Monatsheften.“)

Fünftes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Meister Quassian blickte, nachdem er seine Erzählung beendet, eine Weile schweigend in das Thal hinab. Auch Herr Steinacker schwieg, nur den hörbaren Athemzügen seiner Brust merkte man die Bewegung seines Innern an. Er hatte mit einer Erschütterung zugehört, als empfinge er die furchtbarsten Aufschlüsse über sein eigenes Leben, und schien danach zu ringen, die Schrecken, die er empfand, wenigstens äußerlich nicht zum Ausdruck kommen zu lassen. Einen Augenblick war es, als wollte ein eigenes Geständniß gewaltsam aus seiner Brust hervor, aber ein plötzliches krampfhaftes Zusammennehmen seines Wesens zeigte die Erregung seines Innern von einem energischen Entschluß beherrscht. Meister Quassian, zu sehr von dem Inhalt seiner eigenen Erzählung hingenommen, merkte nicht auf den ungewöhnlichen Antheil des Zuhörers, und so saßen beide endlich in Gedanken verloren, schweigend neben einander. Die von Schmerz entstellten Züge Herrn Steinackers begannen sich aufzuklären, und durch sein immer noch bleiches Gesicht ging ein leises Lächeln. Er athmete auf, als habe er eine drückende Last abgeworfen. In der Nähe erscholl Lachen und frohes Geplauder.

„Ich danke Ihnen, lieber Quassian!“ sagte Herr Steinacker, indem er des Meisters Hand drückte. „Sie und ihr Pflegesohn sind meinem Leben näher verbunden, als Sie wähnen. Ich danke Ihnen!“

Arnold mit seiner Braut, und Clothilde am Arme des Oberamtmanns Herrmann, traten aus dem Gebüsch. „Sieh da!“ rief der Letztere lachend, „da haben sich zwei Jugendfreunde gefunden! Na, es mögen schöne Geschichten sein, die Ihr aus Euren Studentenjahren aufgefrischt habt! Rede gestanden, Schusterchen! Der vortreffliche Herr hier war dazumal wohl nicht immer so gesetzt wie heute, was?

„Euer Wohlgeboren irren sich, mit Verlaub!“ entgegnete Quassian. „Ich kann Herrn Steinacker das testimonium geben —“

Der Oberamtmann unterbrach ihn lachend und abwehrend. Clothilde aber, der die auffallende Blässe ihres Vaters nicht entging, drängte sich an ihn, und sah ihn liebevoll fragend an. Er küßte sie auf die Stirn und schüttelte lächelnd den Kopf. „Es thut mir leid,“ sagte er nach einer Weile, „eingegangene Briefe rufen mich plötzlich nach Hause. Ich muß heut' noch abreisen, fahre mit dem Nachtzuge, hoffe aber bestimmt zur Hochzeit wieder hier zu sein.“

Man war überrascht und bedauerte. Clothilde erschrak und flüsterte dem Vater die Bitte zu, mitreisen zu dürfen. Er lehnte es freundlich ab. Auch Arnold witterte nichts Gutes. Er wußte, während man langsam nach Hause spazierte, sich einen Augenblick unter vier Augen mit Herrn Steinacker zu bringen, und legte es ihm sehr nahe, daß er im Nothfall auf seine Dienste rechnen könne. Der aber schien es nicht verstehen zu wollen, und sprach von andern Dingen.

Abends reiste Herr Steinacker ab. Am andern Morgen traf Reginald ein. Arnold nahm ihn sogleich bei Seite, und fragte, ob er etwas Näheres erfahren habe über Steinackers Verhältnisse. Reginald war betroffen. Noch einige Stunden vor seiner Abreise aus Berlin hatte er im Steinacker'schen Hause und bei dem Factor des Geschäftes angefragt, ob etwas zu bestellen oder mitzunehmen sei. Nach seinem Wissen und Vermuthen schien Alles gut zu steh'n. Er sprach Clothilden Muth ein, und brachte gute Laune mit, so daß die allgemeine Stimmung, zumal unter den heitern Umgebungen des Landaufenthaltes wenig zu leiden hatte.

Allein Herr Steinacker kam zur bestimmten Zeit nicht zurück, die Hochzeit wurde, sehr zum Verdruß der am nächsten Betheiligten, um einige Tage aufgeschoben. Da fuhr eines Morgens ein Wagen vor, und Herr Steinacker traf ein. zu einer unerwarteten Stunde. Er war, so berichtet er, schon gestern Abend nach der Stadt gekommen, aber. um zu später Stunde nicht zu stören, die Nacht über im Gasthofe geblieben. Er selbst schien heiter und zufrieden, und so war Alles gut, und man setzte die Trauung auf den nächsten Tag an.

Abends feierte man sehr lustigen Polterabend. Die kleinen Brüder Sophien's sagten der Braut in allerlei Verkleidungen lustige Verse her, Bekannte aus der Umgegend und der Stadt hatten sich gleichfalls ihre Späße ausgedacht, man lachte und scherzte, und endlich wurde, trotz der Sommerwärme, mit großer Hingabe getanzt. Die Räume des nicht großen, einstöckigen Hauses waren beschränkt, und nicht für so große Gesellschaft berechnet, doch nahm man den Hausflur zu Hilfe, hielt alle äußeren und inneren Thüren offen, um frische Luft einströmen zu lassen, und half sich, wie es ging. Während Alles vergnügt durcheinander drängte fühlte sich Reginald plötzlich am Arm gefaßt. „Komm einen Augenblick hinaus, mein Söhnchen!“ flüsterte Meister Quassian, der auch zum Feste geladen war, sich aber bescheiden zurückhielt. Reginald folgte.

Digitized by Google

„Dort im Garten, Kind! Es darf uns Niemand hören!“ fuhr der Schuster fort. „Nein, halt! Lies erst diesen Zettel!“

Reginald trat an ein Fenster, das von innen nur gerade so viel Licht dringen ließ, um die Schriftzüge zu entziffern. Er las: „Was vor 20 Jahren der Erde anvertraut war, kann heute wieder abgeholt werden. Rakuli's Buche will ihre Schuld zurückzahlen.“ — „Was heißt das?“ fragte Reginald heiter.

„Gib her! Komm!“ rief Quassian, indem er ihm den Zettel aus der Hand nahm und Reginald in den Garten fortzog. In einer dunklen Laube nahmen Beide Platz. „Reginaldchen, den Zettel hab' ich seit drei Stunden in der Tasche — ich bekam ihn durch die Post — ich kann nun nicht länger schweigen! Höre mich!“

Und Meister Quassian erzählte seinem Pflegesohne in Kürze und stegender Aufregung die Geschichte seines vergrabenen und verlornen Schatzes. Anfangs glaubte Reginald, bei der Verwirrung des Erzählers, der gute Alte habe des Weines ein wenig zu viel an sich gewendet, und saßte ihn besorgt an Stirn und Hände, bald aber überzeugte er sich von der Nüchternheit und dem Ernst desselben. Daß irgend ein Geheimniß noch mit seiner Kindheit verbunden sei, hatte er immer geahnt, nun aber, da er es erfuhr, daß es sich dabei nur wieder um Geld handelte, konnte er der Sache kein Interesse abgewinnen.

„Söhnchen!“ rief der Alte, „Wir müssen unterfuchen, ob dieser Zettel die Wahrheit sagt. Folge mir! Wir graben sogleich nach! Schnell, eh' uns noch einmal ein Andrer zuvorkommt!“

Reginald war zu dem abenteuerlichen Unternehmen nicht zu bewegen. Der Zettel kam ihm wie eine Mystifikation vor, und er hätte dem Alten gern eine bittere Enttäuschung erspart. Plötzlich fragte er: „Wer außer uns beiden weiß um diese Sache?“

„Niemand als der Räuber des Kästchens und — und Herr Steinacker, dem ich erst vor einigen Tagen davon erzählte.“

„Wie? Steinacker!“ rief Reginald. „Da wär' es auf einmal klar! Bei der grenzenlosen Güte dieses Mannes, bei seiner Aufopferung, überall, wo es gilt zu Hilfe zu kommen, bei seiner Freundschaft — und — aber nein, nein! Es ist doch nicht möglich! Eine solche Summe, in diesem Augenblicke, wie könnte der Mann sie entbehren? — Seine Lage erlaubt es ja nicht!“

„So laß' uns doch nur vor Allem nachforschen!“ unterbrach der Alte den laut vor sich hin Denkenden. „Wie es dabin gekommen, wer es dahin gelegt, das können wir später untersuchen. Jetzt nur schnell — perieulum in mora!“

Reginald gerieth noch immer. „Laß es gut sein, lieber Vater,“ sagte er. „Man will Dir sicher einen Streich spielen. Möglich, daß Du einmal einen Andern zum Vertrauten gemacht, Du hast es nur vergessen.“

„Nein, nein, nein!“ eiferte Meister Quassian. „Ich rede zwar Mancherlei, dies aber ist nie über meine Lippen gekommen. Reginaldchen, ich könnte jetzt allein an den besagten Platz gehen — aber ich will einen Zeugen haben. Du mußt mit mir!“

„Gut, Vater!“ Wenn Du denn durchaus dieser abenteuerlichen Aufforderung folgen willst, allein sollst Du nicht nach dem Orte gehen. Laß mich mit Arnold sprechen. Ich bin gleich wieder hier.“

Er eilte aus der Laube. Der Alte blieb in fieberhafter Aufregung zurück. Was er sein halbes Leben lang beklagt, was er verloren gegeben, und woran sein Gedanken doch noch bis zum letzten Augenblick fest gehalten, das war ihm plötzlich neu in Aussicht gestellt. Er fragte nicht mehr, wer den Schatz geraubt, nicht wer sein Vorhandensein ankündigte, er dachte nur an die Wiedererlangung. Es war ihm wie eine Rechtfertigung vor sich selbst, er fühlte sich in dem Gedanken von einer Schuld befreit. Er wollte ja sonst nichts davon für sich. Dem Pflegesohn sein verlorenes Erbtheil wieder geben zu können, diese Aussicht erfüllte ihn wie ein Rausch, zugleich aber brachte die Angst ihn bald außer sich, durch Verzögerung noch einmal den Verlust zu verschulden. Es war zehn Uhr Abends, die Nacht dunkel, die Stunde günstig, und Reginald zögerte so lange, so unendlich lange! Schon wollte der Alte, von Ungeduld und Besorgniß gepeinigt, allein aufbrechen, einen Spaten hatte er bereits irgendwo im Hofe ausgespäht und bei Seite geschafft — da kamen Tritte näher, und Reginald trat mit Arnold in die Laube.

Der Freund mußte in Eile erst in den Sachverhalt eingeweiht werden. Reginald hatte vermuthet, Arnold werde ihn und den Meister einfach auslachen, der Freund aber hörte ernsthaft zu, und seine Verwunderung schien keineswegs mit Unglauben gepaart. Sonderbare Verwandlungen durchstogen ihn, und drangen peinvoll ergreifend in seine frohe Bräutigamsstimmung. „Soll es denn unterfucht werden,“ sagte Arnold endlich, „so muß es schnell geschehn. Ich selbst werde mit Ihnen geh'n, Meister Quassian. Du, Reginald, bleibe zurück, unterhalte Dich mit Sophie, erfinde etwas, ihr meine Abwesenheit zu erklären. Rasch fort, eh' uns Jemand hier aufspürt.“

Sie trennten sich. Reginald ging zur Gesellschaft zurück. Sophie saß im Kreise junger Mädchen. Sie lachten und schienen, das Fehlen des Bräutigams nicht zu bemerken.

Der aber schritt bereits mit dem Schuster hastigen Ganges durch das Kornfeld. Sie langten bei der Buche an. Es war finster, kaum die Umrisse des Baums und der Gesträuche zu erkennen. Aber eine zwanzigjährige Bekanntschaft mit dem verhängnißvollen Platze, ließ den Alten die Stelle nicht verfehlen, wo er zu graben hatte. Bebend vor Erwartung stieß er den Spaten in die Erde — er rührte an etwas Hartes! Hastig griffen seine zitternden Hände darnach, er konnt' es kaum halten und ächzte vor Freude, Thränen stürzten über sein Gesicht. Arnold zog ein Feuerzeug und machte Licht. Ein Kästchen war zum Vorschein gekommen, federleicht, unverschlossen. Der Alte griff hinein, und — wäre vor Schreck fast umgefallen, denn es barg nur einen zusammengelegten Zettel.

„Ruhig, ruhig, Meister!“ flüsterte Arnold. „Sehen wir zu, was darauf steht.“ Er las: „In dem Banquierhause N. N. zu Berlin liegt die Summe von . . . Thalern (da die Zinsen in 20 Jahren das Kapital um das Doppelte vermehrt haben) für Herrn Quassian bereit, und kann dieser oder sein Pflegesohn R. B. das Geld dort ohne Schwierigkeiten erheben.“ — „Sehr vernünftig!“ fuhr Arnold fort. Der ehrliche Dieb weiß, wie man mit Geld umzugehen hat. Er vergräbt nicht, was er wiedergeben will, sondern vertraut es einem sichern Geschäft an.“

„Es ist also sicher? Ganz sicher?“ stammelte Quassian, der in athemloser Spannung zugehört hatte.

„Jenes Banquierhaus ist sicher,“ entgegnete Arnold, „und wenn das Geld dort niedergelegt ist, was ich wohl Grund habe zu glauben, so ist es Ihnen auch sicher.“ — Denn sprach er im stillen für sich fort, die Handschrift ist nur zu sicher — o weh! Man wird in der Nähe bleiben müssen!

Der Schuster hatte einige Augenblicke nachgesonnen, dann sagte er mit Entschiedenheit: „Ich werde selbst nach Berlin reisen, und das Geld erheben!“

„Sie sind in ihrem Recht,“ meinte Arnold, indem er den Rückweg antrat. „Aber — Meister Quassian, Sie sind ein Mann, der zu denken und zu überlegen weiß — haben Sie keine Bermuthung, wer der Dieb sein könnte? Oder der ehrliche Finder, der nur eben 20 Jahre lang nicht gewußt hat, wem er den Fund zurückgeben sollte.

Der Meister war in unsagbarer Aufregung, und nicht im Stande zu grübeln und zu combiniren. Er hatte die unleugbare Bürgschaft in Händen, daß er das ihm einst anvertraute Gut wieder haben und nun gar durch den Lauf der Jahre gedoppelt wieder haben sollte, und sein ganzes Wesen zitterte und bebte vor Freude. Er war kaum der Worte mächtig. „Ich weiß nicht, mehr taumelte, als ging — „ich weiß nicht, wer der Dieb — der Finder sein könnte. Die Franzosen werden's am Ende doch nicht gewesen sein. Ich will — ja, ich will Herrn Steinacker fragen! Der brave Mann hat die Sache vielleicht aufklären helfen —“

„Thun Sie das lieber nicht!“ fiel Arnold ein. „Ich nehme Ihnen Ihr Wort ab, mit Herrn Steinacker jetzt nicht weiter darüber zu sprechen.“

Meister Quassian versprach Stillschweigen. Nur wenige Worte wechselte Arnold mit Reginald und bat ihn, ein Auge auf seinen Alten zu haben, und ihn womöglich nicht mehr in Herrn Steinacker's Nähe kommen zu lassen. — Sophie hatte natürlich

Digitized by Google

ören Bräutigam längst vermißt, und kam ihm mit einem schüchternen Versuch zu schmollen entgegen. „Sei verständig' Kleine!" agte er „Ich habe eben eine Nachricht bekommen, die mich gleich nach unserer Hochzeit nach Berlin ruft."

„Was geht denn nur in dem alten Berlin vor," fragte Sorbie, „daß Ihr Einer nach dem Andern so schnell zurück rufst?"

„So wird meine kleine Frau künftig nicht mehr fragen, wenn sie erst sieht, daß ihr Mann Geschäfte hat. Wir müssen die Hochzeitsreise nach der Schweiz aufschieben, so sehr Du Dich darauf gefreut hast, und gleich in unser Haus in Berlin einziehen. Bist Du traurig darüber?"

Sophie sah ihn fragend an. „Ach!" rief sie, „reise mit mir, wohin Du willst! Wenn Du dabei bist, wird es überall schön sein!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Wasser.

Von Ernst Moritz Arndt.

Wie schau' ich still und fromm hinab
In deiner Wellen stilles Grab!
Es ist um das Herz mir süß und weh,
Und pochet, was ich nicht versteh',
Du Fluth in tiefer See.

Dein Wasser rinnet immerhin,
So rinnet auch des Menschen Sinn,
Nimmt immer ab und immer zu,
Erlanget stets, hat doch nicht Ruh,
Sein Bild, o Seele, bist Du.

Tief aus der dunkeln Erde Schooß,
Aus Klippen reißest du dich los,
Jagst schneller viel als Rossestrab
Zum weiten Ocean hinab,
Erjagst dein ewig Grab.

So jagt mit seinem kurzen Tag
Der Mensch auch bunten Schatten nach,
Im Sturm und Schnee, im Saus und Braus
Läuft ihm das süße Leben aus
In's letzte enge Haus.

So spiegelst du vor meinem Blick
Mein eignes wechselndes Geschick,
In deiner Tiefe, deiner Höh'
Ich meine Fluth und Ebbe seh,
Du Fluth in tiefer See.

Das kleinste Fahrzeug, welches jemals die Fahrt zwischen Europa und Amerika gemacht hat, liegt augenblicklich in der Themse und interessirt alle Seekundigen auf das lebhafteste. Die Schiffchen ist von Eisen gebaut, 27 Fuß lang, 6 Fuß breit, und hatte nur zwei Mann an Bord, den Kapitän Hudson, früher der Flotte der Vereinigten Staaten, und seinen Maat F. Smith; außer diesen war noch des Kapitäns Hund an Bord, der aber unterwegs starb. Am 9. Juli verließ das Schiffchen Newyork. Vom 15. Juli bis zum 5. August kam kein einziges Schiff in Sicht. Am 14. August wurde zuerst die englische Küste gesehen, am 16. wurde das Schiffchen in Margate eingeholt. Es hatte mehrfach schlechtes Wetter und schwere See ausgestanden; viermal wurde es durch schwere Wellen auf die Seite geworfen, kam aber immer glücklich wieder auf. Der Kapitän und sein Maat hielten abwechselnd die Wache auf dieser langwierigen Fahrt; sie hatten hinreichend Wasser an Bord und Provision von konservirten Lebensmitteln, konnten aber der unruhigen See wegen selten oder nie kochen.

Nützlichkeit der Heidelbeeren.

Die Heidelbeeren können außerordentlich vielseitig benützt werden, was um so mehr zu beachten ist, als dieses Landesprodukt häufig sich findet. — In vielen Gegenden gewähren sie zur Zeit ihrer Reife oft mehrere Wochen hindurch das fast ausschließliche Nahrungsmittel der Kinder und selbst erwachsener Leute. Ferner dienen sie auf eine unschädliche Weise zum Färben der Weine und Liqueure (was jedenfalls besser unterlassen würde). Mit ihrem Safte kann man Wolle, Leinwand ꝛc. schön violett färben. Bei Backwerken ersetzen sie die Weinbeeren am Besten. Vor Allem verdient aber ihr medizinischer Nutzen Beachtung, und dieser ist zum Glück den Landleuten viel mehr bekannt, als vielen Städtebewohnern. Sehr viele Bauernfamilien lassen die gedörrten Heidelbeeren nie ausgehen. Mit 1 bis 2 Eßlöffel voll davon, in mehr oder weniger Wasser aufgekocht, lauwarm oder kalt genossen, stillen sie die heftigste Diarrhöe sehr schnell, ohne eine nachtheilige Rückwirkung befürchten zu müssen. Sehr wahrscheinlich würde sich dieses einfache Mittel auch bei Cholera-Anfällen als heilsam bewähren. Auch in vielen andern Fällen dürften sie heilsame Wirkungen haben, und nicht mit Unrecht sagt das alte Sprichwort: „Geraten die Heidelbeeren gut, so ist es keine gute Zeit für die Aerzte."

Zur Geschichte der Nahrungsmittel.

Das Brod wurde ursprünglich nicht geschnitten, sondern gebrochen, denn es hatte die Form der noch jetzt üblichen jüdischen Osterfladen, oder des schwedischen Knäckbröd. Eine runde Brodscheibe vertrat lange Zeit die Stelle eines Tellers, in Frankreich pain tranchoir genannt. Der braune Kohl kam durch die Römer aus Aegypten zu uns, die verschiedenen Pflaumenarten durch die Kreuzfahrer aus Syrien. Pfirsiche, bei uns ein Leckerbissen, gelten in ihrem Heimathlande Persien wegen ihrer Kälte für giftig. Eingesalzenes Schweinefleisch war von Alters her ein Lieblingsgericht der Vornehmen: Kaninchen, ein Medegericht der Spanier, bis sie so zahlreich wurden, daß sie die Häuser von Tarragona dergestalt unterwühlten, daß ein Theil davon einstürzte. Austern waren schon von den Römern als Leckerbissen bekannt, und Ausonius feierte sie in seinen Gedichten. Sie verloren auf einmal ihr Ansehen und kamen erst im siebenzehnten Jahrhundert wieder in Mode. Delphine und Wallfische fing man zur Zeit der Troubadours im mittelländischen Meere und aß ihr Fleisch. Daß der Gebrauch des Käses sehr alt sein muß, sieht man aus Hiob 10, 10; David brachte seinen Brüdern zehn frische Käse und bei Homer kommen Ziegenkäse vor. Die Griechen wollten die Kunst, Käse zu machen, von Aristeus, einem Könige in Arcadien, gelernt haben. Der Parmesankäs wurde in Frankreich unter der Regierung Karls des Achten berühmt. Dieser König wurde auf seinem Zuge nach Neapel, als er durch Piacenza kam, von dem Magistrate mit Käsen beschenkt, über deren ungeheure Größe er stumme. Er schickte sie der Curiosität halber an die Königin und an den Herzog von Bourbon. Man kostete sie, fand sie vortrefflich, und ihr Ruf war begründet. Das französische Wort Torte bezeichnete ursprünglich ein gemeines, rundes Brod, und wurde erst später auf feineres Backwerk übertragen. Unter den Pasteten sind die berühmtesten die Schinkenpasteten von Versailles, die Entenpasteten von Amiens, die Lerchenpasteten von Piethiviers, die Gänseleberpasteten von Toulouse und Straßburg, die Rulardenpasteten von Antwerpen, die Taunsschpasteten aus der Provence und die Lachspasteten aus

Digitized by Google

dem Elsaß. Zum Salat rechneten unsere Vorfahren auch eine Schüssel mit gekochtem und mit Petersilie, Essig, Pfeffer und Zimmet zubereiteten Füssen, Lebern, Köpfen von allerlei Geflügel, also eine Art polnischen Salates. Saucen hatte man im sechzehnten Jahrhundert nicht bloß für jede Fleischart, sondern auch für jeden Körpertheil des Thieres insbesondere. Zum Essen zu trinken ist von den ältesten Zeiten her gebräuchlich; im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert trank man warm; den Gebrauch des Eises lernten die Franzosen von den Italienern im sechzehnten Jahrhundert; Heinrich III. führte es zuerst an seiner Tafel ein.

Huldigung eines Knaben der allgeliebten Landesmutter Marie,

bei Ueberreichung eines Blumenstrauses dargebracht zu Triesdorf den 18. September 1866.

Ein duftig Sträußchen band ich hier,
Nimm freundlich es entgegen;
Nichts besseres vermag ich dir
Zu Füßen noch zu legen.

Ich bin ein Knabe zart und klein,
Was sollt ich sonst wohl haben?
Liebst Du nicht auch den Blüthenhain
Und seine duft'gen Gaben?

Gewiß! Dein milder Mutterblick
Er billigt mein Beginnen;
Doch: Blumen seh'n ja manches Glück
Erstehen und — zerrinnen!

So hört' ich oft, — drum will ich hin
Vor Gott mit Inbrunst treten:
„Daß sie dir nur zur Freud erblüh'n,"
Aus voller Seele beten.

Das Leuchten der See.

Das Leuchten der See ist eine der prachtvollsten Erscheinungen, welche in voller Intensität gesehen wohl manche trübe Stunde an Bord aufzuweigen vermag. Tausende der verschiedensten Thiere, meist aber der niedern Stufen des Thierreichs angehörend, sind die bedingende Ursache. Sie werden theils ganz — scheinbar wenigstens — zum Theil aber auch nur, wie unsere Johanniswürmchen, an bestimmten Stellen ihres Leibes leuchtend, und dies nur, wenn sie irgendwie gereizt werden. So flammt und funkelt die See am lebhaftesten am Bugspriet, wo durch das Durchschneiden des Wassers die Thiere theils heftig angestoßen, zum Theil aber auch schon durch das stark bewegte Wasser selbst kräftig gereizt werden. Ebenso streifen an den Wänden des Schiffs viele Thiere an, und andere, von dem die Fluthen durchschneidenden Kiel getroffen, leuchten noch längere Zeit, und daher die leuchtende Furche, die das dahinziehende Schiff hinter sich herzieht. Auffallend ist die geringe Stärke des Reizes, des Anstoßes, welchen es bedarf, um solche Thiere im Moment erglühen zu machen, und ich kann mich einer Nacht erinnern, in welcher uns durch diese leichte Erregbarkeit ein wundervolles Schauspiel geboten wurde. Es war eine laue, warme Nacht und die See vollkommen ruhig, so daß ihre Oberfläche von Millionen der verschiedenartigsten Thiere bedeckt war, denn nur bei ruhiger See gehen die zarten Geschöpfe an die Oberfläche des Wassers. Trotz des schwachen Windes hatte die Brigg doch einen mäßigen Lauf, und rings um dieselbe fand das gewöhnliche Leuchten der See statt, während weiter gegen außen alles in tiefe Dunkelheit gehüllt war, weil einige Stunden nach Sonnenuntergang der Himmel sich gänzlich mit Wolken bedeckt hatte. Da begann es plötzlich zu regnen, und in demselben Augenblick leuchtete die See, soweit das Auge reichte. Jeder fallende Tropfen, welcher eines der auf der Oberfläche des Wassers schwimmenden Thiere traf, brachte dasselbe sofort zum Leuchten, so daß es schien, als entzünde sich der niederfallende Regen, sowie er die See berührte. Die Schönheit der Erscheinung wurde durch deren Wechsel erhöht, indem stets an den andern Stellen des Meeres unter den Tausend und aber Tausend kleinern blitzenden Punkten und Flämmchen fackelartig stärkere Lichter aufflammten. Doch dauerte das ganze wundervoll reizende Phänomen nicht lange, und nach 8 bis 10 Minuten war alles vorüber, da sich ohne Zweifel die vom Regen überraschten Thiere in die schützende Tiefe zurückzogen.

(Aus den Reiseskizzen von Ernst v. Bibra.)

Homonyme.

Hast Du mich nicht, so kannst Du mich sehen,
Hast Du mich, möchte Dir's wohl vergehen.

Wieder ein leichtes mathematisches Räthsel.

Es tönt im sonst so stillen Wald
Der Jäger Lustgeschrei,
Der Rüde bellt, die Büchse knallt,
Und tödtend fliegt das Blei.

Die Zahl der Rehe kennt' ich nicht.
Die fielen durch den Schuß;
Doch lags an Füchs und Hasen dicht,
Die man addiren muß.

Acht Hasen waren's mehr als Reh',
Und auch zwei Füchse mehr;
Die Jagd war also, wie ich seh',
Gar nicht an Beute leer.

Doch zählt man an der Füchse Zahl
Drei ab, so wird es klar,
Wie groß nun auch für dieses Mal
Die Zahl der Jäger war.

Addirst Du, was erlegt man hat —
Das Wild, das fiel durch's Blei —
So übersteigt es das Quadrat
Der Jägerzahl um drei.

Wie stark die Zahl der Jäger war,
Wie reich an Beut' die Jagd,
Dies, lieber Leser, sonnenklar
Dir dies Gedichtchen sagt.

Auflösung der Charade in Nr. 37:
„Apfelschimmel."

Auflösung der mathematischen Aufgabe in derselben Nummer:
Außer den 3 Schülerinnen noch „25 Schüler."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 39. Sonntag, den 30. September. 1866.

Was unabwendbar auch im raschen Flug der Zeiten
Das wechselnde Verhängniß Jedem bringt,
Ob heitre Tage sich, ob trübe sich verbreiten,
Des Lebens Wohlfahrt steiget oder sinkt —
Ein Glaube ist's, nach dem der Weise handelt,
Und eine Hoffnung, der sein Herz sich weiht:
Vertrau'n auf den, der in Gewittern wandelt
Und mild im Sonnenstrahl erfreut!

Er winkt! Sein Sturm erwacht und seine Blitze fliegen,
Der Donner rollt, es bebt der Hochgebirge Schooß,
Die Eiche stürzt, doch die Orkane wiegen
Der Rose Blüthenkelch im stillen Thale groß!
So reift im Drang des sorgenvollen Heute
Das Herrliche, das morgen uns entzückt;
Es wechseln unaufhaltsam Schmerz und Freude,
Und nur Vertrau'n auf Gott beglückt!

Mahlmann.

Radulf's Buche.

Novelle von Otto Roquette.

(Aus Westermanns „Illustrirten Deutschen Monatsheften.")

Sechstes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Der Tanz ging ununterbrochen fort, es war ein sehr lustiger Polterabend, und besonders in den Nebenzimmern, wo die Väter und ältern Herren saßen, wurde es sehr laut. Hier befand sich Meister Quassian, den wenige Gläser Wein deut' in eine Aufregung brachten, nicht unähnlich derjenigen, welche einige biedre Herrn vom Lande bereits durch ein halbes Dutzend Flaschen erzielt hatten. Er sprach ungewöhnlich viel Lateinisch, brachte Gesundheiten aus, und Jubel und Gelächter erscholl in der Stappe, die sich um ihn gesammelt hatte. Der dicke Oberförster war ganz entzückt von dem Biedermanne und machte Bruderschaft mit ihm. Reginald, der eben erhitzt von einem Tanze kam, sah mit einigem Schreck, was hier vorging. Es ging ihm wie ein Stich durch das Herz, in den lachenden Gesichtern Spott über seinen Pflegevater zu erkennen. Mit guter Manier wußte er ihn aus dem Zimmer zu bringen. Dann ergriff er seinen Arm und schickte sich an, mit ihm den Heimweg nach der Stadt anzutreten. Kaum hatte er ihn im Wagen, als der Alte, weniger vom Wein, als von den fieberhaften Aufregungen des Abends erschöpft einschlief. Er nahm ihn mit nach dem Gasthofe, brachte ihn zu Bett und warf sich auf das Sopha, um den Morgen zu erwarten; denn peinigende Gedanken verscheuchten ihm den Schlaf. Er hatte Arnolds Gesicht einen Augenblick sehr ernst gesehen und ein Wort von ihm gehört, das ihn in tiefster Seele berührte. Er hatte Clothildens zum Abschied stumm die Hand gedrückt und einen Blick von ihr empfangen, der ihm sagte, daß auch sie ahne, wie eine verhängnißvolle Wolke über ihrer beider Leben herandrohe.

Gegen Mittag des folgenden Tages begab sich der festliche Hochzeitszug vom Hause des Oberamtmanns nach der kleinen Dorfkirche. Braut und Bräutigam standen vor dem Altar, der Pfarrer hielt die Traurede. Es war ein guter Herr, der aber schwer das Ende fand, wenn er einmal zu reden angefangen hatte. Da wurde unter den Umstehenden eine Bewegung laut. Herr Steinacker wankte und fiel ohnmächtig zu Boden. Der Pfarrer hielt inne, der Bräutigam konnte nicht umhin, sich betroffen umzuwenden. Schon aber war Reginald hinzugesprungen und trug mit Hülfe eines andern Gastes den Ohnmächtigen aus der Kirche. Clothilde folgte mit angstvollem Herzen.

Die Trauung war in betrübender Weise gestört. Indessen nahm der Pfarrer den Faden seiner Rede wieder auf und sprach den Segen über das Paar.

Herr Steinacker war so angegriffen, daß Clothilde zweifelte, ob es ihm möglich sein werde, beim Hochzeitsmale zu erscheinen. Bald aber schien er wieder völlig Herr seiner Kräfte und saß heiter wie die Andern bei Tische. Er brachte die Gesundheit der jungen Gatten aus und wußte seinen Unfall dabei so scherzhaft gemüthlich einzukleiden, daß man den liebenswürdigen Mann nur um so mehr als trefflichen Gesellschafter pries.

Noch an demselben Abend reiste Arnold mit seiner jungen Frau ab, begleitet von den Segenswünschen der Eltern. Auch Herr Steinacker mit seiner Tochter machte sich auf den Heimweg. Reginald wollte Tags darauf nachfolgen.

* * *

Siebentes Kapitel.

Nicht so leicht war für den jungen Mann die Reise mit seinem vortrefflichen Pflegevater, und nicht so schnell langte er mit ihm an seinem Wohnorte an, als er wünschte. Er hatte absichtlich die Tagfahrt gewählt, um dem Alten, der noch keine Eisenbahn gesehen, diese und die Gegenden, die sie durchfuhr, zu zeigen; im Stillen aber beseufzte er sich, nicht den Nachtzug vorgezogen zu haben. Denn Meister Quassian, der seit seiner Handwerksburschenzeit nicht unterwegs gewesen war, zeigte sich, von einer quälenden Unruhe, Aufregung und Wißbegierde ergriffen. Nachdem er das Schnauben des Dampfrosses, das Erstaunenerregende der Fahrt genugsam bewundert hatte, band er mit allen Reisegefährten an und prüfte sie, ob sie wohl dem gelehrten Stande angehörten. Sein Wesen, seine Bemerkungen forderten zur Belustigung heraus, es fehlte nicht an böswilligen Versuchen

Digitized by Google

ihn aufzuziehen. Reginald bestach einen Schaffner noch dem andern um die Wagenplätze zu wechseln und den aufgeregten Alten in andere Gesellschaft zu bringen. Endlich ging er ihm auf einer Station gar verloren. Reginald suchte und lief, denn schon wurde zum Einsteigen geläutet. Meister Quassian schimpfte inzwischen, uneingedenk der Pünktlichkeit bei dieser Art zu reisen, behaglich durch die cultivirten Gartenanlagen hinter dem Bahnhof. Denn man hielt vor einer Universitätsstadt, und der immer wissenschaftlich interessirte Mann stellte Vermuthungen und Betrachtungen an, welches von den Dächern der Stadt so weit sie ihm sichtbar wurden, wohl dem Universitätsgebäude angehören könnte. Bei dieser angenehmen Beschäftigung ertappte ihn endlich Reginald, schon aber gellte ein Pfiff, und der Zug brauste von dannen. Der Meister war sehr erschrocken, als ihm Reginald das Unangenehme eines solchen Sitzenbleibens, ohne Reisegepäck, an einem gleichgültigen Ort, auseinander setzte, und begriff die Eile nicht, mit der man auf der Eisenbahn zu Werke geht. Ein Wenig hätte der Zug doch warten können! Es galt, sich eben in die Sage zu finden, und Reginald suchte seine gute Laune auirecht zu halten. Gern willfahrte er jetzt dem Alten, einen Gang durch die Stadt zu machen, denn Zeit hatte man nun vollauf. Der Meister, glücklich, seinen Sohn wieder getröstet zu sehen, kam in die angenehmste Stimmung und brachte durch seine drolligen Bemerkungen den Gefährten oft zu herzlichem Lachen. Arm in Arm wanderten sie durch die Straßen. Das kundige Auge des Alten prüfte im Vorübergehen die Schuhmacherwerkstätten und lobte die „noble Arbeit," er verweilte sich fast, als er ein offenes Band- und Wechselgeschäft erblickte, denn eine innerste Hochachtung erfüllte ihn seit Kurzem vor solchen Institutet. Er zählte die akademischen Buchhandlungen und fand bei der Besichtigung des neuen Universitätsgebäudes, die Wissenschaft sei „brav und solstdar logirt, optime receptata." In diesen Stunde erst fühlte er das ganze Behagen, auf Reisen zu sein, und erzählte allerhand Schnurren aus seinen Wanderjahren. Es war ihm gar nicht recht, daß die Eilfahrt mit dem Nachtzuge wieder fortgesetzt werden sollte. —

Zu Hause angelangt fand Reginald so viele und dringende Geschäfte, daß er nicht daran denken konnte, sich seinem Pflegevater zu widmen. Er mußte darauf verzichten, bei Arnold vorzusprechen, wie sehr es ihn immer drängte, über Clothilden und ihren Vater etwas zu erfahren, denn seine Wege führten ihn nach andern Gegenden. Den Alten übergab er einem seiner jüngeren Gehülfen, damit er ihm etwas von der Hauptstadt zeige. —

Meister Quassian war gar nicht einverstanden, daß er ohne den Sohn ausgehen sollte, zumal in für diesen, wie er meite, so wichtigen Angelegenheiten. Denn wie gerstreut und von hundert andern Dingen angezogt der Meister Gedanken während der Fahrt auch gewesen, von dem Augenblick, da er die Stadt betrat, stand ihm das Hauptziel seiner Reise unverrückbar vor Augen. Es galt vor Allem, jenes Banquierhaus aufzusuchen, sich zu überzeugen, ob die auf jenem Zettel angegebene Summe wirklich dort niedergelegt sei. Und nun wollte Reginald dringendere Geschäfte haben — der Alte begriff solche Gleichgiltigkeit nicht.

Doch war er um einen Entschluß nicht verlegen und machte sich mit seinem jungen Führer auf den Weg, um allein bei dem Banquier vorzusprechen. Der Weg war weit, und so sehr es ihn zum Ziel drängte, gab es doch genug Aufenthalt in den Straßen. Dieses Rennen, Laufen, Fahren, Karren, Lärmen setzte den Meister in Verwirrung. Er mußte oft stehen bleiben, um sich von seinem Erstaunen zu sammeln. Dann wurde er gestoßen und angerannt, und wenn er sich hinstellte, um in würdigem Tone dem Unhöflichen ein Wort des Vorwurfs oder der Zurechtweisung zu sagen, dann war dieser längst vorüber, und wer es vernahm, lachte ihm in's Gesicht. Sein junger Führer hatte ihn aus allerlei drohenden Conflikten zu retten, denn Meister Quassian wollte sich nichts Unrechtes bieten lassen, noch dazu in einer Stadt, wo sein Sohn doch etwas galt. Endlich, nach mancherlei Fährlichkeit, war das vielerschnte Ziel erreicht. Der Meister stellte sich dem Banquier vor, zeigte seinen Zettel und prüfte mit durchdringenden Blicken das Gesicht des Geschäftsmannes, der das Papier sorglam von allen Seiten besah.

„Das Capital ist, wie hier angegeben, richtig bei mir niedergelegt," begann der Banquier.

„Richtig? Dann bitte ich, es mir schnell auszuzahlen, denn ich werde es sogleich mitnehmen!" unterbrach ihn Quassian mit freudestrahlendem Gesicht und von der Genugthuung Hochgefühl durchdrungen.

„Sie, mein Herr?" — fragte der Kaufmann.

„Ja, ich, Ipse."

„Verzeihen Sie, mein Herr, es ist eine sehr große Summe" —

„Dieses habe ich nicht zu verzeihen, denn es ist mir sehr angenehm, gaudio nulli vertitur!"

Der Banquier lächelte. „Ich meine nur — Sie scheinen fremd hier, und Sie sind auch mir fremd — warum ist Herr Banbüren nicht mit Ihnen gekommen?"

„Hercle! das hab' ich auch gefragt! Aber Reginaldchen ist nun mal gegen das Geld eingenommen und in diesem Punkt gar nicht — minime tractabilis."

„Sonderbar! Haben Sie nicht hier irgend eine Bekanntschaft, durch die Sie eine Person legitimiren könnten?"

„Sine dubio. Herr Zimmermeister Arnold ist ein Freund von mir."

„Arnold — so? Sein Zeugniß würde mir genügen. Haben Sie nur die Güte, mich mit Herrn Arnold zu besuchen, wir würden dann über das Arangement des Geschäftes bald einig werden."

„Also noch einmal kommen? Iterum?"

„Wenn ich bitten dürfte —"

„Und das Geld ist wirklich fest und sicher bei Ihnen eingezahlt?"

„Wenn es Sie beruhigen kann, will ich Ihnen meine Bücher vorzeigen."

„Vorzeigen, optime!" rief Meister Quassian und griff mit beiden Händen nach dem dargereichten Buche, mit den Augen die verwirrenden Zahlenreihen überfliegend.

„Gestatten Sie mir eine Frage," bub der Kaufmann wieder an. „War Ihnen Herr Steinacker denn wirklich dieses Capital schuldig?"

„Herr Steinacker? Mir? Nunquam! Hat Er es denn bei Ihnen eingezahlt?"

„Das wissen Sie nicht?"

„Herr Steinacker ist mir nichts schuldig. Aber er wird mir sagen, wohin — ich werde mich noch heute zu ihm begeben."

„So wissen Sie vermuthlich seinen jetzigen Aufenthalt?"

„Nun, der ist doch hier in dieser Stadt?"

„Haben Sie ihn heut' schon gesprochen?"

„Heut'? Nein. Aber vor drei Tagen. Er reiste vor uns ab."

„O m in Herr, in diesen drei Tagen ist viel vorgegangen, was Ihnen noch unbekannt zu sein scheint. Herr Steinacker ist seit gestern verschwunden —"

„Verschwunden? Abiit, evasit, erupteur? Aus welchem Grunde?"

Der Kaufmann zuckte die Achseln. „Er ist ruinirt," sagte er. „Sein Haus, seine Fabriken sind gerichtlich mit Beschlag belegt. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß die Summe, die er Ihnen schulden will, ihm den letzten Stoß gegeben hat. Sein seit lange schwankendes Geschäft ertrug dies nicht mehr. Ihr selbst sucht man seit gestern vergeblich. Mich selbst betrübt dieser traurige Fall außerordentlich, da ich Herrn Steinacker stets als Ehrenmann gekannt habe. Etwas Unerbrochenes läßt sich auch jetzt nicht von ihm sagen. Um so unbegreiflicher ist sein Verschwinden. Man vermuthet noch schlimmere Dinge."

Meister Quassian stand wie eine Bildsäule erschreckt über den Bericht des Kaufmanns, an dem ihm doch noch Vieles dunkel blieb. Zwei Befürchtungen aber schossen ihm durch die Seele: einmal um den Unglück des hochgeachteten Mannes danken, die eine: an dem Unglück des Erbtheil seines Sohnes nur Schuld zu tragen, die andere: das Erbtheil seines Sohnes nun doch verlieren zu können, im Augenblick, da er es endlich wieder

Digitized by Google

zu haben glaubte. Denn wie er Reginald kannte, würde dieser jeden Anspruch auf das Geld ohne Weiteres zu Gunsten des unglücklichen Mannes aufgeben. Wie aber dieser ganze Konflikt möglich war, wie Herrn Steinacker's Niederlage mit seinem eigenen Glück Hand in Hand gehen konnte, darüber erfüllte ihn eine verwirrende Unklarheit. Angstvoll schlug ihm das Herz, er sah den Kaufmann fragend an, als müsse er von ihm Aufschluß über diese Verwicklung erhalten.

Der Kaufmann jedoch, der wohl einen Gläubiger sehr verschiedenen Charakters in ihm vermuthet haben mochte, sah den räthselhaften alten Mann nicht minder fragend an und wußte nicht, was er aus dem Schweigenden machen sollte. „Es wird gut sein," begann er endlich, „wenn Sie mit Herrn Banbüren und Herrn Arnold recht bald wieder zu mir kommen, damit wir uns deutlicher über Ihre Forderung aufklären."

„So ist Sie — nicht — klar?" stammelte der Schuster, indem er sich an einem Stuhle hielt, denn er fühlte, daß ihm die Knie zitterten und wankten.

„Wir werden sicher zu einem Resultat kommen," sagte der Bankier ausweichend. „Ich lasse Ihnen einen Wagen holen, denn Sie scheinen angegriffen." —

Ungefähr zu derselben Stunde flog Reginald die Treppe in Arnolds Hause hinauf und stürmte in des Freundes Arbeitszimmer.

„Kommst Du endlich!" rief ihm dieser entgegen. „Dein Aussehen sagt mir, daß Du schon gehört hast —"

„Ich weiß, ich weiß!" rief Reginald. „Wo ist Clothilde?"

„Bei meiner Frau. Gestern Abend holten wir sie zu uns."

„Laß mich sie sprechen!"

„Warte noch! Sie hat sich, wie ich höre, ein wenig zur Ruhe gelegt. Suche auch Du erst zur Ruhe zu kommen, denn was jetzt noch gethan werden kann, muß ohne Haß und Aufregung geschehen. Komm, setz Dich! Von wem hast Du erfahren —?"

„Von jedem Bekannten, der mir begegnete! Steinacker ist ruinirt, er selbst verschwunden. Und das Kapital, welches er auf meines Vaters und meinen Namen bei dem Bankier S. niedergelegt hat, soll die Ursache sein? O entsetzliche Schmach für mich! Ich will nichts wissen von dem fluchwürdigen Gelde, das nicht nur ihn und Clothilden dem Verderben, das auch meinen Namen der Schande preisgeben soll! Es versteht sich von selbst, daß ich es den Gläubigern vor die Füße werfe, die ein Recht darauf beanspruchen!"

„Fassung, lieber Freund! Verzichte und verachte nicht zu schnell! Denk' an Clothilden, der nichts geblieben ist und für die vielleicht dadurch gesorgt werden kann."

„Wenn Clothilde sich mir vertraut, wie ich ihr Wort habe, bedarf sie keiner andern Hilfe! Ich habe kaum nöthig sie zu fragen, was mit dem Gelde angefangen werden soll. Aber sage mir nur, wie war es denn möglich, daß der Mann sich in diesem Augenblick einer solchen Summe und auf meinen Namen entäußerte? Ich weiß nicht — eine abscheuliche Verdächtigung geht mir durch den Kopf, ich — mag sie nicht aussprechen!"

„Man zögert natürlich und sieht sich bei sich selbst vor, um nicht Unglaubliches zu vermuthen," meinte Arnold. „Allein nennen wir die Sache auch nur räthselhaft, so führen doch die Beobachtungen auf das Gegentheil — einer alten Schuld. Steinacker brauchte sich nicht verloren zu geben, seine Angelegenheiten standen keineswegs so schlimm, man hätte ihm gern geholfen, und eigentlich war die Gefahr eines Bankerottes bei ihm schon vorüber. Aber er hatte plötzlich den Kopf verloren, und that die unbegreiflichsten Dinge. Jenes für Dich eingetragene Kapital ist es keineswegs allein, was ihn zu Grunde richtete, im Gegentheil, es konnte Anfangs Vertrauen erwecken, daß er solcher Zahlungen fähig sei. Er war aber plötzlich wie von einem Dämon geplagt, und dieser Dämon war nichts anderes als — sein Gewissen. Erinnere Dich wie Clothilde oft über seine Schwermuth klagte, wie wir ihn zuweilen in den wunderlichsten Stimmungen sahen, in welchen Zustand er einst gerieth, als wir eine Novelle lasen, worin von einem Schatzgräber die Rede war. Da erzählte ihm Meister Quassian die Geschichte von seinem vergrabenen Erbtheil. Steinacker reiß sofort ab, und Quassian erhält jenen sonderbaren Zettel — das Uebrige füge Dir selbst zusammen."

„Und wenn Du Dir nun diesen Mann vergegenwärtigst," entgegnete Reginald, seine Erscheinung, seine Bildung, die Vornehmheit, Güte, die Liebenswürdigkeit seines Wesens, die Aufopferung, die er überall zeigte, wenn es Noth that — kannst Du Dir dann denken, wie er das Geld, das ein armer Schuster eingräbt, entwendet und mit seinem Raube entflieht?"

„Mein lieber Freund, das sind Fragen, welche die schwierigsten psychologischen Probleme berühren. Es wird vor zwanzig Jahren noch nicht der Mann von heute gewesen sein. Um eine solche That zu erklären, dazu fehlen uns alle Bedingungen, allein — der Schein spricht gegen ihn. Es thut mir leid, denn auch ich habe ihn sehr geschätzt."

(Fortsetzung folgt.)

Kissingen.

(Eingesandt.)

In Franken liegt ein Städtchen,
Dort ist's gar wunderschön;
Das haben viele Fürsten
Und Kaiser schon gesehn.

Da rauschen Silberquellen,
Im bunten Farbenschein;
Da wuschen sich seit Jahren
Viel Tausend Siechе rein.

Doch ach! was hielt das Schicksal
Ihm für ein Loos bereit!
Sind das die Siegestrophäen
Aus seiner Blüthezeit?

Wie hat's am 10 Juli
Gedonnert und geblitzt!
Wie haben da so viele
Ihr junges Blut versprützt!

Wie haben sie gestritten
Im Kampfe wild und graus,
Daß alles ist geworden
Zum blut'gen Leichenhaus!

Wie lange floß die Saale
So klar, so ruhig fort!
Nun hat sie sich geröthet
Durch grimmen Brudermord.

O Fürsten, deutsche Fürsten,
Habt ihr noch nicht gesehn
Das wunderschöne Städtchen,
Seit solches dort geschehn?

Zieht wieder, Heil zu suchen,
In Kissingen ihr ein,
Wo Alles ist vergessen
Von schnöder Zwietracht rein!

Mein und manch' andres Herze
Seufzt, wenn die Wunde brennt;
Der's schrieb, hat mitgefochten
Im 9. Regiment.

S. L. J. K.

Digitized by Google

Schuhsohlen haltbar zu machen. Bekanntlich empfiehlt man zu diesem Zwecke das sogenannte Sohlenolnat, einen Steinkohlentheer, wie es scheint, den man zu Apothekerpreisen verkauft. Es wurde nun folgender Versuch gemacht. Jemand hatte sich zwei paar neue Stiefel machen lassen und tränkte nun von dem einen Paar die Sohle des rechten und von dem andern Paar die Sohle des linken Stiefels mit dickem Steinkohlentheer so lange, als sie noch irgend etwas davon auffangten. Die Stiefel wurden hierauf ganz regelmäßig, d. h. gleichmäßig getragen; und wirklich waren die getränkten Sohlen noch in vollständig gutem und auch immer noch einige Dauer versprechendem Zustande, als die ungetränkten mit Anstand nicht mehr zu tragen waren. Spätere Versuche haben ergeben, daß getränkte Sohlen durchschnittlich die doppelte Dauerhaftigkeit zeigten, als ungetränkte.

Französische Blätter berichten von der Entdeckung eines neuen specifischen Mittels gegen den Croup, die ein dortiger Arzt gemacht hat. Demselben fiel es auf, daß die falschen Häute, welche bei dieser Krankheit, bei Diphtherie und andern Gelegenheiten sich bilden, im äußeren Ansehen eine auffallende Aehnlichkeit zeigten mit der die Trauben krankheit ausmachenden Pilzvegetation. Dies führte auf die Idee, auch hier die Anwendung des Schwefels zu versuchen, welcher bekanntlich den Traubenpilz tödtet. Die Versuche hatten den günstigsten Erfolg. Es wurde ein Löffel voll Schwefelpulver in ein Glas Wasser eingerührt und hiervon den kleinen Patienten stündlich ein Löffel voll gereicht. Es zeigte sich in allen Fällen sogleich Besserung, und, indem die falschen Membranen verschrumpften und ausgestoßen wurden, am zweiten oder dritten Tage völlige Herstellung, ohne daß ein einziger Fall unglücklich ablief.

Stolze Seelen empfinden die Ungerechtigkeit der Menschen um so schmerzlicher, je weniger sie sich darüber beklagen. Der Gedanke, von welchem sie eingenommen sind, nagt an ihrem Herzen, ohne daß eine Erzießung sie erleichtere. Das ist ein Schmerz, den nicht alle empfinden, dessen Qualen aus einem reinen und stolzen Charakter fließen, und die für ihn ehrenvoll sind.

Am 2. September starb in Baden bei Wien Hr. Mathias Gulija, Kassirer des Josephsbades — bekannt als der letzte kaiserliche Hofzwerg, zu Illrien 1814 geboren. Seine sonst im richtigsten Ebenmaße der Theile entwickelte Gestalt maß 2 Schuh 10 Zoll, und wog sein ganzer Körper 23 Pfund. Im Jahre 1833 wurde er zuerst in Wien in seiner Nationaltracht gezeigt, und erregte damals viel Aufsehen. Er sprach geläufig illyrisch, italienisch, kroatisch, auch deutsch, spielte Violine, blies fertig auf seinem Nationalinstrumente, (eine Art Doppelpfeife) und war ein geschickter Billardspieler, Zeichner, Reiter und Schütze. Er bereiste England und Frankreich, hielt sich längere Zeit in Paris auf, wo er im „Cafe de la Terrasse" sehr besuchte Bälle gab. In den vierziger Jahren kehrte er nach Wien zurück und erhielt von Seite des kaiserlichen Hofes viele Gunstbezeugung, bewohnte Laxenburg und wurde gewöhnlich bei Hoftafeln den fremden hohen Gästen vorgestellt. Se. Majestät Kaiser Ferdinand machte ihn zum Tafeldecker, und als solcher genoß er bis zu seinem Lebensende die Pension. Gulija hatte einen höchst gutmüthigen und liebenswürdigen Charakter, ließ sich von kleinen Kindern, die ihm trotz seines Schnurr und Knebelbartes für ihresgleichen hielten, gern herumgaukeln, und spielte mit ihnen nicht ungern. Er hinterläßt eine Wittwe mit vier stattlich gebauten Kindern.

Anagramm.

Man kann mich kein Verbrechen heißen,
Obgleich ich immer Unrecht bin;
Die Lehrer suchen zu beweisen
Den Irrthum oft mit scharfem Sinn.
Hast du zwei Zeichen rasch versetzet,
Kann wütkommen es Dir sein,
Wenn Dich Beleidigung verletzet,
Dir kräft'gen Beistand zu verleih'n

Mathematische Aufgabe.

Bekanntlich geht in Ansbach um 1 Uhr 20 Minuten Nachmittags ein Güterzug nach Würzburg ab, welcher um 6 Uhr 20 Minuten dortselbst ankömmt. Gesetzt nun, es würde in Folge irgend eines Mißverständnisses in Würzburg ein Extrazug um dieselbe Zeit, nämlich 1 Uhr 20 Min. nach Ansbach abgefertigt werden, welcher die Aufgabe hätte, die ganze in runder Zahl 24 geometrische Stunden betragende Strecke, ohne anzuhalten, in 2 Stunden zurückzulegen, resp. um 3 Uhr 20 Min. in Ansbach einzutreffen. Es fragt sich nun: in welcher Zeit und an welchem Punkt der Bahnstrecke wird der Zusammenstoß beider Züge stattfinden?

Auflösung der Homonyme in Nr. 38:

„Staar."

Auflösung des mathematischen Räthsels in derselben Nummer:

Im Walde wird es wieder still,
Nur das Halali klingt
Und weckt des Echos tönend Spiel
Bis es zu Ohren dringt.

Fünf Jäger ruft des Waldhorns Ton
Zusammen im Revier,
Wo ihre Beute liegt schon
Von allerlei Gethier.

Sechs Rehe hat der Schützen Schuß
Erlegt nach Jäger Brauch,
Und weil man acht addiren muß,
Sind's vierzehn Hasen auch.

Zwei Füchse nur sind's mehr als Reh,
Das thut der Schlauen acht;
Und nur drei Jäger wen'ger sah
Ich, die den Fang gemacht.

Das Wild, das sie erlegt durch's Blei,
Zählt achtundzwanzig Paar
Und dieses übersteigt um drei
Der Jägerzahl Quadrat.

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 40. Sonntag, den 7. August. 1866.

Willst Gutes Du und Schönes schaffen,
Das Lebensvoll das Leben mehre,
Mußt Du Dich ernst zusammenraffen
Und darfst nicht scheu'n der Arbeit Schwere!

Da hilft kein Schwärmen bloß und Hoffen,
Kein Traum von künftiger Entfaltung,
Nein, ringen mußt Du mit den Stoffen
Und stark sie zwingen zur Gestaltung!

Jul. Hammer.

Radulf's Buche.

Novelle von Otto Roquette.

(Aus Westermanns „Illustrirten Deutschen Monatsheften.")

Siebentes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Sophie öffnete leise die Thür, und reichte Reginald zur Begrüßung schweigend die Hand. Ihr Gesicht zeigte einen sonderbar gemischten Ausdruck, denn der Zug eines innigen Antheils an dem Unglück der Freunde konnte doch den Sonnenschein des Glückes, der sich in ihr aussprach nicht trüben. Auch flog sie, nachdem sie Reginald ernst begrüßt hatte, rasch auf ihren Gatten zu, damit er ja nicht zu kurz käme, und schlang die Arme um seinen Hals. „Arme Kleine!" sagte Arnold liebkosend, „Du fängst Deinen Ehestand mit nicht gar fröhlichen Tagen an.

„Damit ich nicht zu übermüthig werde!" entgegnete sie lächelnd, „denn dazu war eben so viel Grund und Gefahr vorhanden." Dann, zu Reginald gewendet, fuhr sie fort: „Clothilde weiß, daß sie hier sind. Sie bittet Sie, erst diesen Brief zu lesen, den ihr Vater ihr zurückgelassen hat. Nachher will sie Sie sprechen."

Arnold wußte nichts von diesem Briefe, doch vermuthete er, daß derselbe Clothilden bereits Aufschluß gegeben, und auch dem Freunde zu geben bestimmt sei. „So lies hier ungestört," sagte er, „ich muß in Geschäften ausgehen. Bald bin ich wieder hier."

Arnold ging. Der Brief, welchen Reginald jetzt entfaltete, war überschrieben: An meine Kinder, Clothilde und Reginald."

„An Euch Beide sind diese Zeilen gerichtet," schrieb Herr Steinacker, „denn Ihr gehört zusammen, ich weiß es längst, und zu hoch denke ich von Dir, Reginald, um zu fürchten, daß Deine Liebe durch das, was geschehen, und was ich noch mitzutheilen habe, getrübt werden könne. Verbannet, wenn Ihr müßt, mich selbst aus Euren Herzen, laßt mir aber den einen Trost, Euch um so fester verbunden zu wissen. Vernehmt denn die Geschichte eines Elenden, dessen ganzes Leben durch eine einzige verruchte That vergiftet und vernichtet worden ist."

„Vor jetzt zweiundzwanzig Jahren war ich Student in H. Drei Ehern früh verwaist, ging ich von einem Vormunde ab, der mein Vermögen schlecht verwaltete. Ich war wohl leichtsinnig, verbrauchte viel Geld, aber einer niedrigen Handlung konnte mich bis dahin Niemand, noch ich selbst, zeihen. Es war eine politisch bewegte und trübe Zeit in Deutschland, das unter dem Joch der Fremdherrschaft schmachtete. Aber das Leben ging darum doch seinen Gang, und eine leichtsinnige Jugend wußte sich mit dem Unvermeidlichen abzufinden. Ich verbrachte meine Tage in einer bunten Gesellschaft, wo man lebte und leben ließ. Da machte mein Vormund banquerott, und mein Vermögen ging damit verloren. Ich war rathlos, ohne Hilfe, auf mich selbst angewiesen, ohne schon die Fähigkeit zu besitzen, mir selbst fortzuhelfen. Im Gegentheil suchte der Verwöhnte sich durch Genuß gegen die mahnenden Gedanken zu betäuben. Ich gerieth in Schulden, und meine Lage wurde sehr bedrohlich. Ich kam zu dem Entschlusse, mir das Leben zu nehmen. Lange trug ich ihn, zugleich mit der geladenen Pistole mit mir herum, aber immer kam etwas, das mir das Leben anziehend machte — freilich um dann eine um so schwächlichere Stimmung zurück zu lassen. Ich lief Nachts in der Umgegend umher, ruhelos, ohne festen Vorsatz, ich setzte die todtbringende Waffe wohl hundertmal zögernd und prüfend an die Stirn — es war meiner Schwäche vorbehalten, ein viel erniedrigenderes Verbrechen auszuüben. — In einer Nacht schweifte ich im Walde umher, entschlossener meiner Lage durch eine Kugel schnell ein Ende zu machen. Schon ist der Hahn gespannt, schon erhebe ich die Waffe — da höre ich in meiner Nähe ein Geräusch, und sehe eine menschliche Gestalt sich vorsichtig einem Baume nähern. Ich erschrak, der Arm und die Waffe sanken mir noch einmal, doch blieb ich sonst regungslos, und beobachtete, gedeckt vom Schatten das sonderbare Treiben des Andern. Er schien an den Wurzeln des Baumes zu graben, zu schaufeln, er schien Moos zusammen zu tragen, und es dann mit den Füßen fest zu stampfen. Es dauerte wohl eine Stunde. Ein Gedanke durchzuckte mich. War es vielleicht geraubtes Gut, was hier vergraben wurde? Sollte man dem Verbrecher sein schmachvolles Werk nicht vereiteln? Die Pistole hatt' ich bei der Hand. Dies dacht' ich noch, nur dies allein, und nichts Schlimmeres daneben. Doch ich zögerte noch. Endlich ging der Andere. Ich folgte ihm langsam, zu sehen, welchen Weg er nähme. Er ging zur Stadt hinab. Ich aber kehrte an den Platz zurück, und fand den Baum wieder. Es war der größte umher, verringelnd stehend, nicht weit vom Abhange der Felsenwand. Rasch machte ich mich an's Werk, zu untersuchen, was man hier der Erde vertraut habe. Bald war ein Kästchen in meinen Händen. Ich erbrach es mit dem Taschenmesser. Ich machte Licht an, ich sah hinein

Digitized by Google

— Geld blinkte mir entgegen, eine ungeheure Summe! Da hielt ich es in Händen — schauderhafte Gedanken durchzuckten meine Seele, verlockend und zugleich mit Entsetzen erfüllend, ein Fieberfrost schüttelte meine Glieder, ich starrte regungslos in die verführerische kleine Truhe. Da erlosch die schwache Leuchte, die plötzliche Finsternis um mich her entzog meinen Augen den dämonischen Reiz, und ich fuhr auf aus meiner Betäubung. Rasch schloß ich den Deckel, warf das Kästchen hin und sprang auf. Eine bessere Stimme in der Brust mahnte mich, zu fliehen aus der unheilvollen Nähe des Schatzes, und dennoch blieb ich regungslos an den Baum gelehnt, laut athmend, wie gebannt an die Stelle. Wilde Gedanken, Beschönigungen eines verbrecherischen Gelüstes, bahnten sich tiefer und tiefer den Weg in meine Seele. Hier lag am Boden, was mich aus meiner Rathlosigkeit wenigstens äußerlich retten konnte — ich durfte wieder leben — die Verwirrung der aufgeregten Zeit begünstigte mich, wenn ich das Kästchen nahm und damit über's Meer entfloh. Wie lange ich unter solchen Ueberlegungen gestanden, ich weiß es nicht mehr, ich weiß nur, daß ich noch vor Morgengrauen mit meinem Raub der Stadt zu eilte. Ich fühlte mich, wie von Furien gejagt, aber ich hatte den Schatz, und das Bewußtsein eines rettenden Besitzes trotzte den Aengsten und Drohungen des Gewissens. Daheim angelangt, zählte ich bei verschlossener Thür und in fieberhafter Aufregung die geraubte Habe. Sie überstieg meine Erwartungen. Noch desselben Tages beschloß ich, mich heimlich aus der Stadt zu machen. Sie war voll von französischen Plünderern, die auch das Haus, worin ich wohnte, bedrohten. Ich zog die schlechteste Kleidung an, die ich besaß, und trieb mich, meinen Schatz in der Tasche, auf der Straße herum, um jedes Heimlichthun zu vermeiden. Ich stand Hunger aus, um nicht zu wechseln, und dadurch zu zeigen, daß ich Geld besaß. Gegen Abend betrat ich einen Augenblick meine Wohnung, aus der die Plünderer gewichen waren, da sie nichts gefunden hatten. Da trat einer meiner Gläubiger ein, ein armer Schuster, mit Namen Quassian — er kam nicht fordernd, er kam nur klagend über seine Noth, demüthig um eine kleine Abhilfe bittend. Mitleid ergriff mich, ich reichte ihm einen Hundertthalerschein, denn einen geringeren hatte ich nicht. Von dem Augenblick aber, da ich mein Geld hatte fehen lassen, erfaßte mich die Angst mächtiger. Kaum konnte ich die Nacht erwarten, die meine Flucht begünstigen sollte. — Und ich entkam wirklich. In Marseille fand ich eine Schiffsgelegenheit, und bald fühlte ich mich sicherer auf dem Meere. Aber ich sollte meinen Raub nicht mit an das Reiseziel bringen. Widrige Winde trieben uns lange umher, und endlich scheiterte unser Schiff im Angesicht der Küste westindischer Inseln. Mit wenigen Gefährten rettete ich mich und kam nackt und bloß an den Strand von Martinique. Schlecht war mir unrechtes Gut gediehen, allein ich gestehe, als ich mein armes Dasein gerettet, meinen verbrecherischen Besitz aber in den Wellen verloren wußte, fühlte ich mich zuerst wieder erleichtert und faßte den ernstesten, heiligsten Vorsatz, mein ganzes Leben der Arbeit, der treuen und pflichtvollen Arbeit, und einem tüchtigen Streben zu weihen. Ich fand bald eine Stellung in einem kaufmännischen Hause, und nicht lange darauf eine vortheilhaftere, die mich nach dem amerikanischen Festlande zog. Ich erwarb viel, mein Glück machte mich stutzen. Ich erwarb noch größeres Glück durch die Hand eines Mädchens, das ich bald zum Altar führen konnte. Sie war eine Deutsche und brachte mir nichts mit, als ihren eigenen stillen Werth, der mich meinen Unwerth nur um so tiefer fühlen ließ. Schon nach drei Jahren starb sie, nachdem sie mir eine Tochter gegeben hatte. Was ich an ihr verlor, versuche ich nicht auszusprechen. Aber nach diesem unverschmerzbaren Unglück schien das Glück mich in seine ganz besondere Obhut zu nehmen, indem es mich für die innere Leere mit äußerem Gewinn rastlos überhäufte. Ich wurde ein reicher Mann, dessen Besitz selbst amerikanischen Umgebungen Achtung einflößte. Glücklich war ich niemals, denn ein finsteres Schuldbewußtsein nannte mich jeder schönen Lebensfreude unwerth. Die Rückkehr in die Heimath schien mir für immer abgeschnitten. Und dennoch überkam mich die Sehnsucht nach Deutschland immer mächtiger. Wie gerne hätt' ich drüben im Vaterlande meine Schuld gesühnt! Die Rückgabe des entwendeten Gutes wäre mir jetzt so leicht gewesen, hätt' ich nur gewußt, an wen ich mich wenden sollte? Ich knüpfte brieflich die Beziehungen zu alten akademischen Freunden wieder an, deren Familienwohnort mir erinnerlich war, ich wagte es sogar, prüfend mich an einen Bekannten zu wenden, der der Universitätsstadt selbst angehörte. Die Antworten waren heiter und herzlich, keine Spur eines Verdachtes gegen meine Schuld war aus den Briefen zu lesen. Beschämend war mir das Vertrauen der Freunde, die mein in engen bürgerlich deutschen Verhältnissen, sich meiner günstigeren Lage freuten, und unbefangen mir von ihrer Stellung, von Weib und Kind, von ihren Welt- und Lebensanschauungen oder den inneren Ergebnissen ihres Denkens und Schaffens mittheilten, was einen lange entfernten Freund interessiren konnte. Wie glücklich schienen sie mir alle in ihrer bescheidenen Stellung, in ihrem reinen Charakter und tüchtigen Streben! Endlich widerstand ich der Sehnsucht nicht länger, und beschloß, meine Geschäfte in der neuen Welt aufzugeben, und nach Deutschland überzusiedeln. Ich erfüllte damit eine fromme Pflicht, denn mein geliebtes Weib hatte mir sterbend den Wunsch ausgesprochen, unser Kind einst in die Heimath ihrer Eltern zurückzuführen."

„So schiffte ich mich wieder ein, und zwar mit dem Vorsatz mein altes Schuldgefühl gleich an den schrecklichsten Platz zu führen, der die That selbst gesehen, ich wollte den Kelch gleich bis auf den bittersten Tropfen austeeren, auf die Gefahr hin, durch einen Zeugen oder überführende Verhältnisse entdeckt zu werden. Ich war gefaßt auf Alles, und wollte meinem Geschick nicht widerstreben. Doch hatte ich für diesen Fall alle Maßregeln zur Sicherstellung meines Kindes getroffen. — Ich kam in der Stadt an. Mit welchen Empfindungen, will ich verschweigen. Wenige Menschen erinnerten sich meiner. Diese aber freundlich und arglos. Ich wollte Keinen, der ich einst gekannt hatte, vermeiden, und besuchte auch Manchen, der sich meiner kaum erinnern mochte. Der wackere Meister Quassian war nicht der letzte, in dessen Haus ich trat. Ach, ich wußte nicht, daß er es war, dessen Leben ich sorgenvoll gemacht, an dem ich das Verbrechen meiner Jugend verübt hatte! Und Alle waren freundlich, höflich, voll Achtung gegen mich, es war, als ob meine That hier nie vollen Achtung gegen mich, es war, als ob meine That hier nie bezangen worden wäre. Nur draußen, der Platz im Walde, der bezangen worden wäre. Nur draußen, der Platz im Walde, der mich einsam und im tiefsten Seelenschmerz aufsuchte, sprach anklägerisch, finster, unerbittlich grausam von meiner Verworfenheit. Ich fand ihn, obgleich er sehr verändert war. Von dem geliebten Walde stand nur wenig, aber die große Buche, als äußerster Vorposten am Felsenabhange noch unangetastet. Ueber Kornfelder sah man die neuen rothen Ziegeldächer eines Gütehofes. Ich besuchte auch den Besitzer — denn ihm durfte bekannt sein, was hier einst der Erde anvertraut worden, ich sprach mit ihm von jenem Baume, ich wollte ihn sondiren. Er schien nichts zu wissen. Von diesem Besuche leitete sich die Bekanntschaft mit dem Oberamtmann Hermann, der Jahre lang mir und meiner Tochter ein wackerer Freund gewesen. Wochen vergingen, ich war bald sehr bekannt in der Stadt, Niemand schien Arges von mir zu denken. Und doch war ich einmal nahe daran, mich selbst öffentlich anzuklagen, überwältigt von meiner peinigenden Erinnerung. Doch siegte die Rücksicht auf das Glück meines Kindes, und ich beschwichtigte mein Gewissen."

„Allein, drüben im neuen Vaterlande, an rüstige Thätigkeit gewöhnt, überkam mich der Drang nach Arbeit auch bald nach der Rückkehr nach Deutschland. Es ist hier gleichgültig auseinanderzusetzen, durch welche Beziehungen ich bewogen wurde, nach Norddeutschland zu gehen und mich dort nieder zu lassen. Das Glück begünstigte mich nun einmal äußerlich in Allem, was ich unternahm, und so blühte mein Geschäft bald und mit unglaublicher Schnelligkeit auf. Ich war geachtet, geehrt, beneidet, ich durfte mich sicher fühlen, sicher auch vor einem Gefühle meiner alten Schuld. ich hatte eine Tochter, die mein Entzücken, der Abgott meiner Seele war, und doch — war ich glücklich? Konnte ich glücklich sein? Ich konnte auf Zeiten so scheinen, mein Herz im holden Traum des Glücks wiegen, um dann den Stachel in der Brust um so gewaltiger zu empfinden. Hörte ich von Jünglingen, die ihr Leben nutzlos vergeudeten, so ging mir ein Stich

Digitized by Google

durchs Herz, ich glaubte mich selbst in ihnen zu sehen, ich hätte dessen, retten mögen, denn ich wußte, wohin ein Moment der Versuchung den Schwachen führen kann. Verschuldetes und unverschuldetes Unglück, Dürftigkeit, Armuth ergriffen meine Seele, ich hätte überall beispringen mögen, um Schritten der Verzweiflung zuvor zu kommen. So kam ich in den Ruf großer Wohlthätigkeit — ach, ich verdiente auch ihn nicht, denn all mein Helfen war nur eine Waffe gegen die eigene innere Verzweiflung! Um so ehrwürdiger aber war mir jedes ernste und edle Bestreben, das mit dem Leben zu ringen hatte. Dies nicht unterliegen zu lassen, es zu fördern, war meine Freude, und wo es mir gelang, selbst mit eigener Demüthigung gelang, fühlte ich mich zufrieden, ich fühlte einen Schimmer ächten Glückes in meine Seele dringen. So drängte ich mich an Dich, mein theurer Reginald, so gewann ich Dich zum Freunde, Dich, der mich viel vergessen ließ, und in dem ich mich gewöhnen lernte, einen Sohn zu erblicken, wie ich ihn nicht erwarten durfte! Ich ahnte nicht, welche schwere Schuld ich an Dir begangen hatte! — Wir reisten zur Hochzeit Deines Freundes Arnold. Auf einem Spaziergang treffe ich unter der Radulfs-Buche Deinen Pflegevater. Er erzählte mir, daß er es gewesen, der einst jenen Schatz, das Erbtheil Deiner Mutter, unter dem Baume eingegraben. Es war eine Entdeckung, ein Augenblick, furchtbarer als jener, da ich einst mit meinem Raub von dem verhängnißvollen Platze entfloh. Nimm denn zurück Dein Erbtheil aus der Hand des reuigen Verbrechers. Damit aber, und mit diesen Geständnissen, streiche ich meinen Namen aus der Reihe der in Ehren Lebenden aus. Die Schmach, vor Denen, die ich am meisten liebe, am meisten schuldig und erniedrigt zu sein, macht mich gleichgültig gegen jede andere Achtung, ich will vor der Welt nichts mehr gelten, ich habe absichtlich mein seit lange wankendes Geschäft durch solche Manipulationen rasch untergraben, ohne einem Andern damit zu schaden, ich habe mich, wie ich es verdiente, selbst zu Grunde gerichtet. Dein Erbtheil wirst Du mit meiner Tochter theilen, und Dir, meine Tochter, lasse ich in unserem Freunde mehr zurück, als ich Dir dürfte bieten können, da wir noch reich waren. Und nun, meine Kinder, lege ich in Eure Hände mein Geschick. Ich werde nicht Hand an mich legen, es wäre nur ein neues Verbrechen, ich bin bereit, den Rest meiner Tage in Schanden zu leben, wie ich es verdiene. Ich fühle mich den Gesetzen verfallen, und es drängt mich, als mein eigener Ankläger aufzutreten. Zugleich aber erfüllt es mich mit tiefem Jammer, durch eine solche Veröffentlichung meiner Schuld auch über Euch eine Schmach zu bringen. D'rum sollt Ihr beide entscheiden, und Eurem Ausspruche unterwerfe ich mich. Gelitten hab' ich viel, und in mir selbst gebüßt, und kann nicht tiefer büßen, als dadurch, daß ich mich bei Euch anklage. Sage d'rum Niemand, daß ich das Leichtere wähle, wenn ich Euch zu meinen Richtern mache! — Ich bin nicht weit von Euch. Gebt mir Euren Ausspruch unter der Aufschrift, die ich beifetze, zur Post, und Ihr sollt erfahren, wo ich bin. Lebt wohl und liebet einander, auch wenn ihr mich verachten müßt!" —

(Fortsetzung folgt.)

Mondnacht.

Von Robert Prutz.

Mond mit deinem Silberglanze,
Wandelnd deine ew'ge Bahn
In der Sterne lichtem Kranze,
Mond, du hast mir's angethan!
Seit Dein Zauber mich umsponnen
In der stillen Dämmerzeit,
Fühl' ich längstverrauschte Wonnen,
Fühl' ich längstverklung'nes Leid.

Grüß euch Gott, ihr lieben Schatten,
Die ihr wandelt durch die Nacht,
Ueber herbstlich öde Matten
Durch den Nebel still und sacht!
Eure düstern Angesichter
Hat die Freude einst erhellt —
Und nun seine bleichen Lichter
Wirft der Mond auf Flur und Feld.

Ja, auch ihr in alten Tagen
Habt gelitten und gestrebt,
Glück und Noth habt ihr getragen,
Lieb' und Haß hat euch durchbebt!
Doch von all den heißen Trieben,
Doch von all der Lust und Qual
Ist, ihr Schatten, nichts geblieben
Als ein Hauch im Mondenstrahl.

Und so schwindet, traumbefangen,
Alles Ird'sche klein und groß;
Willst du Ewiges erlangen,
Mach dich von der Erde los!
In der Sterne ew'gem Kranze,
Wandelnd deine lichte Bahn,
Mond mit deinem Silberglanze,
Mond du hast mir's angethan!

Beitrag zur Naturgeschichte der Deutschen.

(Ausgezogen aus einem französischen Blatte.)

Die Deutschen sind keine Nation, sondern ein Volk. Von Natur aus sind sie bieder, ehrlich und treuherzig. Sie werden wie andere Menschen geboren, lernen aber das Laufen durch Beihilfe der zahlreichen Regierungen vermittels gesetzlicher Gängelbänder, deren sie im ganzen Leben nicht entbehren können. Sie leben meistens von Brod, Bier und Tabak, aber ihre zahlreichen Ländchen tragen auch viel Heu. —

Ein Grundzug des deutschen Volkes ist eine außergewöhnliche Genügsamkeit! Es ist daher mit Gewißheit anzunehmen, daß es Deutsche gibt, die sich selbst dann noch glücklich gefühlt haben würden, wenn sie Unterthanen von Hessen-Cassel geblieben wären, oder wenn ihre hochlöblichen Monarchen alles Geld ihrer Ländchen der französischen oder englischen Bank übergeben hätten. —

Allein ist ein Deutscher nichts, deßhalb wird er frühzeitig Mitglied eines Gesang-, Turn-, Schützen- oder anderen Vereins, jedenfalls aber eines Trinkvereins. — In den Gesangvereinen singen sie so lange „das deutsche Vaterland," bis es ihnen behördlich verboten wird.

Die Deutschen sind auch sehr gesprächig. Bei der Wahl von Vorständen wählen sie gewöhnlich die Dicksten, — damit's was zu lachen gibt. Solche Männer aber, die im Stande wären, sie zu einer Nation zu erheben, und dieser Nation ein solches Gewicht zu geben, daß ganz Europa mit ihr rechnen müßte, die lassen sie zu Hause.

Ihr System heißt „Abwarten", und so warten sie noch immer auf das, worauf schon ihre Großeltern gewartet haben: „auf die deutsche Einigkeit!"

Das ist für'n deutschen Michel gut,
Dem ist stets alles gleich;
Wenn er nur Bier und Tabak hat,
Dann ist er froh und reich.

Digitized by Google

Bregenz, 16. Sept. Auf einem prachtvollen Felsenvorsprung des Bregenzer Waldes, steil über Bregenz, liegt die berühmte Kapelle des heiligen Gebhard. Vor einigen Tagen kam der Dichter Friedrich Stolze, der flüchtige Redakteur der Frankfurter „Latern", mit seiner Gemahlin und einigen Herren aus der Schweiz herüber auf die St. Gebhards-Kapelle. Entzückt von der wunderbar schönen Gegend, ließ sich der Frankfurter eine Feder geben und schrieb die folgenden humoristischen Verse an die Wand:

O heiliger Gebhard, wie wohnst du so schön,
Hoch über den Gipfeln, hoch über den Höh'n!
Und schaust auf die Alpen, den See und Rhein;
Ich möcht' wohl auch so ein Heiliger sein!

Der heilige Nimmhard, der Herr in Berlin,
Der trieb zum St. Gebhard aus Frankfurt mich hin,
O heiliger Gebhard, mein Heil und mein Glück,
O bitt' für mein Frankfurt die Freiheit zurück!

Eine Art von Prophezeiung, die jetzt schon guten Theils in Erfüllung gegangen ist, wie sie das fürstlich Schwarzenberg'sche Wochenblatt von Markibreit, Mittwoch den 16. Januar 1850 in Nr. 3, S. 16 mitgetheilt hat unter der Ueberschrift:

Der politische Kuchen.

So steht et (erzählt der patriotische Herr Buddelmeyer), Jevatter Süddeutsch, det hilft dir Alles nischt, du mußt Preußisch werden. Weeste wie 't jetzen wird? Seetz mal, die Weltgeschichte macht aus Deutschland eenen Kuchen. Württemberg un Hannover, des is der Deeg, der werd von nen Bäcker ordentlich zusammenjerührt; Oesterreich is de Hefe, die werd zugethan, daß der Deeg ordentlich usjeht un nen jehörigen Umfang kriegt; Bayern sind die Eier, die machen den Deegklumpen feste un halten des nord- un süddeutsche Mehl zusammen; Mecklenburg is de Butter, des versteht sich von selbst, die macht den Deeg fett; Sachsen is der Zucker, denn des werd sehr süße schmecken; Kurhessen, des sind die bittere Mandeln, die müssen ooch drin sind, alleene schmeckt es eklich, aber mang Alles mang is et jut vor die Delikatesse. Die andern Fürschtendühmer sind de kleenen Rosinen, die werden jehörig usjewaschen von den Feudaldreck, der noch daran sitzt, un denn injeknetet, und die freien Reichsstädte sind der Zuckerjuß, die geben dem Kuchen auswendig en schönet Ansehen. Is nun der Deeg jut, denn werd er inne Form jethan, in den Kriegsbackofen geschoben, und wenn er jahr is, denn zieht sich Preußen den Kuchen zu Jemiethe.

Unser höchstes Glück ist die Vorempfindung des Glückes — die Hoffnung. In dem Augenblicke des Genusses — in der Gegenwart — zerreißen wir die zarten ätherischen Blüthen, woraus sie geflochten, und freuen uns dann klagend einer wehmüthigen Nachempfindung der Erinnerung.

Zur Aufklärung wird nicht so sehr erfordert, daß man eine gelehrte wissenschaftliche Bildung besitze, als daß man die Dinge in ihren Beziehungen zum Leben und zur ganzen Gesellschaft kenne. Die Dummheit verträgt sich ganz wohl mit der Gelehrsamkeit, aber mit der Aufklärung lebt sie in fortwährendem Kampfe.

Wahres Glück besteht nur in der Stille des häuslichen Lebens, wo wir vielleicht wieder sogenannte glänzende Genüsse haben, aber desto innigere und dauerhaftere. Es ist das stille Glück des häuslichen Lebens darum das beneidenswürdigste, weil es dasjenige ist, was wir ununterbrochen am längsten genießen können. Stilles Glück ist das theuerste, weil es nicht erkauft, sondern durch eigne Kraft und Seelengüte in der Eingezogenheit bereitet wird. Da ruht es verborgen, wie die Perle in der Muschel des Meeresgrundes, es bleibt von Lästerzungen unangefochten und wird vom Neid nicht verfolgt, weil es seinen Blicken unbekannt blüht.

Dreisilbige Charade.

1. und 2.
Nach uns nennt man der Diebe Viele
Und Ebb' und Fluth kehrt bei uns ein;
Auch Tausendkünstlern ihre Spiele
Läßt man von uns den Namen leih'n.

3.
Gestochen ward ich und geschlagen,
Geschoren von so manchem Wicht;
Bin ich gleich alt und abgetragen,
Schont man doch meiner Schwäche nicht.

Und doch schmieg' ich mich Deinem Willen,
Begleite Dich in Freud und Noth;
Ich helfe Deine Thränen stillen
Und bleib Dir treu bis in den Tod.

1., 2. u. 3.
Das Ganze tragen erst're weiter
Die Sehnsucht macht sein Wink beglückt:
Der Damen treuester Begleiter,
Wird es von ihnen oft geschmückt.

Wieder eine mathematische Aufgabe.

Der Jesuitenorden, welcher im Jahre 1773 vom Papste Clemens XIV. aufgehoben und im Jahre 1815 vom Pabste Pius VII wieder errichtet wurde, hat eine geraume Zeit gedauert. Wenn dieser Orden während der ganzen Zeit seiner Dauer jährlich 82 neue Mitglieder aufgenommen und von der gesammten Anzahl 628 Mitglieder als unfähig wieder verstoßen hat, so zählt er doch insgesammt zehnmal so viel Mitglieder, als die Jahreszahl seiner Wiederauflebung beträgt. Wie lange hatte dieser Orden bis zum Jahre 1773 gedauert, und wann wurde er gegründet?

Auflösung des Anagramms in Nr. 39:

„Fehler" „Helfer."

Auflösung der mathematischen Aufgabe in derselben Nummer:

Der Zusammenstoß würde erfolgen um 2 Uhr 43 6/11 Minuten und zwar an einer Stelle, welche 6 6/11 geometrische Stunden von Ansbach entfernt ist, d. h. zwischen Oberdachstetten und Burgbernheim."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe

der

Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 41. Sonntag, den 14. Oktober. 1866.

Abhülfe.

Gäben wir die Hälfte dessen,
Was wir, krank uns machend, essen,
Denen, die macht Mangel krank,

Könnten wir und sie gesunden
Und uns für die guten Stunden
Gegenseitig sagen Dank.

F. Rückert.

Radulf's Buche.

Novelle von Otto Roquette.

(Aus Westermanns „Illustrirten Deutschen Monatsheften.")

Siebentes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Reginald hatte noch nicht zu Ende gelesen, als er die Thür des Nebenzimmers leise gehen hörte, und gleich darauf Clothilden vor sich stehen sah. Er sprang auf sie zu, und, in einen Strom von Thränen ausbrechend, lag sie an seiner Brust. Es gab kaum Worte für das, was sie einander hätten sagen mögen, beredt genug war das Schweigen, das sie in dieser schmerzlichen Stunde innerlich verband, während ihre Arme sich umschlungen hielten. Nach einer Weile begann Clothilde, ihre Thränen abtrocknend: „Reginald, ehe wir Anderes reden, versprich mir Eins! Du hast jenen Brief gelesen — laß seinen Inhalt unser beider einziges Geheimniß bleiben! Es ist genug der Sühne und Buße für einen theuren — Unglücklichen!" Ihre Stimme erstickte von Neuem in Thränen.

„Brauch ich Dir noch zu versichern," entgegnete Reginald, „daß jenes Geheimniß in meinem Herzen begraben sein soll? Es gehört uns, uns beiden allein. Wenn sein strenges Rechtsgefühl ihm gleich sagen mag, daß seine Schuld vor ein irdisches Gesetz gehöre, so glaube ich nicht unsittlich zu denken, wenn ich sie für getilgt ansehe. Begangen ist sie gegen mich, der ich nie etwas davon ahnte, nie etwas darunter zu leiden hatte — ich streiche sie aus, und spreche seinem Gesetz mehr ein Recht zu, ihre Sühne zu verlangen!"

So sprach Reginald. Allein sein eigenes strenges Rechtsgefühl strafte im Innern seine Worte Lügen. Liebe, Theilnahme und seine persönlich peinliche Stellung zu der unglücklichen Entdeckung hatten ihm die Worte in den Mund gelegt, kaum aber waren sie seinen Lippen entflohen, als er sich im Gewissen als den Hehler einer Schuld empfand, die, wenn auch ohne sein Wissen und vor langer Zeit begangen, ihn, den Unbetheiligten, in ihren Kreis zu bannen drohte. Und war nicht sein Pflegevater halb und halb im Geheimniß? Eiskalt berührte es ihn — ernste Gewissensfragen drängten sich vor sein Gemüth. Lud er nicht eine Schuld auch auf die Geliebte, durfte er für sich und sie ein reines Lebensglück erhoffen, wenn sie solch ein Geheimniß zu bewahren hatten?

Clothilde ahnte, was in ihm vorging, denn die gleichen Empfindungen und Gedanken standen plötzlich auch vor ihrer Seele auf. Sie ließ die Arme, die ihn umschlungen gehalten, von ihm herab gleiten und sank auf einen Stuhl, bleich und verstört vor sich hinstarrend. Er nahm ihre Hand, strich liebkosend über ihre Stirn — sie schüttelte nur das Haupt und ein tiefer Seufzer entwand sich ihrer Brust.

Ein leises Klopfen an der Thür ließ sich hören. Beide fuhren empor, wie aufgescheucht aus verbotenen Gedanken. Meister Quassian trat ein. Er sah erschöpft aus, begrüßte die Anwesenden kaum, und fragte nur hastig nach Arnold.

Reginald sammelte sich und ging auf ihn zu. „Mein guter Vater!" rief er, „ich habe Dich gleich am ersten Tage Deines Hierseins sehr vernachlässigt, verzeih mir! Aber eine Freude hab' ich doch für Dich. Sieh in diesem lieben Mädchen stelle ich Dir meine Braut vor!"

Clothilde, erröthend, schmerzlich lächelnd, näherte sich ihm. Meister Quassian aber war so erschrocken über das Unerwartete, daß die Verwirrung, in der er schon eingetreten, nur noch stieg, und einem Ausdruck der Freude kaum Raum ließ. Nur Eins fühlte er in rascher Erkenntniß des Moments, daß er alle Würde zusammen zu nehmen habe. Und so begann er, wie er in solchen Augenblicken pflegte: „Meine Herren —!" Aber die Anrede paßte ja nicht, er besann sich, und verbesserte sich rasch: „Meine Damen —!" Er fühlte, daß das auch nicht paßte, und, verwirrt wie er war, verlor er die würdevolle Haltung, und stotterte in Thränen ausbrechend: „Kinder — Gott segne Euch, und — und —"

Er konnte nicht weiter, die Stimme versagte ihm, schweigend ließ er sich von Reginald umarmen, und duldete es, daß zwei schöne Lippen seine rauhe Hand berührten. Endlich hatte er sich gefaßt. Aber sein ganzes Sinnen war doch zu sehr auf einen einzigen Punkt gerichtet, als daß es durch das Unerwartete hätte aus der Bahn gelenkt werden können. „Reginaldchen," begann er — „Kinder ich war bei dem Banquier, Das Geld ist richtig niedergelegt, aber —"

Um Gotteswillen, Vater," unterbrach ihn Reginald, „kein Wort mehr von dem unglücklichen Gelde!"

Der Alte wollte unwirsch werden, allein seine Ungeduld wurde abgelenkt durch Arnold, welcher zurückkehrte und Reginald

Digitized by Google

einen Brief überreichte, den er dem Postboten draußen abgenommen hatte. Reginald erkannte Herrn Steinacker's Handschrift, und riß den Brief auf. So schmerzhaft bitter der Inhalt war, so überkam es ihn doch wie eine Erlösung. Clothilde hing mit banger Ahnung an seinen Augen. Er reichte ihr den Brief.

„Nein, meine Kinder," — so las sie — „ich kann Euch nicht in den furchtbaren Conflict mit Eurem Gewissen bringen, das meinige ließe sich doch niemals beschwichtigen. Wenn Ihr diese Zeilen empfanget, hab' ich mich bereits als meinen eigenen Ankläger vor Gericht gestellt. Viel neue Trübsal und harte Schmach vor der Welt bringe ich so über Euch, doch kann ich es Euch nicht ersparen. Erlasst mir jedes weitere Wort." — Clothilde wurde nicht ohnmächtig, wie Reginald gefürchtet. Sie faltete schweigend den Brief zusammen, und erhob sich mit ernster Ruhe, gefaßt und mit Kraft dem unvermeidlichen Geschick entgegen zu sehen.

Arnold, von dem Inhalt des Briefes nicht viel Gutes vermuthend, wußte unter einem Vorwand den Meister Quassian, der nicht recht begriff, was um ihn her vorging, mit sich aus dem Zimmer zu nehmen, um die Liebenden allein zu lassen.

Nach einigen Augenblicken bangen Schweigens begann Clothilde: „Sollen wir unthätig bleiben, Reginald? was werden wir thun?"

„Für ihn? Ich fürchte, es bleibt uns nichts zu thun übrig, als — auch wir vor die Schranken gefaden werden. Denn darauf müssen wir uns gefaßt machen, Geliebte, und bittere Stunden werden uns nicht erspart bleiben. Wir können Deinen Vater auffuchen, man wird uns zurückweisen, doch ist die Frage, ob er uns jetzt wird empfangen wollen. Vielleicht aber empfängt er uns bald getrösteter, und wir führen ihn freudig in unser Haus zurück. Denn mir bleibt eine Hoffnung. Die Schuld, deren er sich zeiht, ist alt, ist veraltet, und mir kommt der Gedanke, sie muß auch vor dem Gesetz verjährt sein. Man wird die Selbstanklage zurückweisen, sie durch die Zeit gesühnt erachten."

Clothilde athmete auf, und voll innigsten Dankes für den Ausweg, den Reginald's Gedanken ihr aus ihrem Schmerz eröffnete, schlang sie mit Heftigkeit die Arme um seinen Hals.

„Wie es aber auch komme," fuhr er fort, „wir beide stehen jetzt zusammen. Dein Vater hat uns gleichsam seinen letzten Willen ausgesprochen. Du sollst nicht allein bleiben, er gibt Dich mir zum Weibe. Laß uns den Willen des theuren Mannes, der uns durch nichts getrübt werden kann, ehren und erfüllen, laß uns, Geliebte, noch heut' zum Altar gehen! So, für die Ewigkeit verbunden, suchen wir ihn auf, es wird ihn trösten, ihm eine Genugthuung sein, uns vereinigt zu sehen. Wird er uns noch einmal wieder gegeben, so gehöre er ganz unserer Liebe und Sorge an. Gerechtfertigt vor sich selbst, wird er mit uns glücklich werden, und vor der Welt werden wir ihn zu bergen und zu schützen wissen."

Clothilde neigte erwilligend das Haupt, barg ihr Antlitz an seiner Brust, und sagte unter leisem Weinen: „Es sei! Ich folge Dir in Allem!"

* * *

Achtes Kapitel.

Nicht ungeschehen machen kann die Zeit, was vor langen Jahren im Dunkel begangen ist, und nicht völliges Vergessen lehrt sie selbst den Verzeihenden, aber sie hat eine reinigende und erlösende Kraft, die von einer innerlich geübßten Schuld die Hälfte mit sich hinweg nimmt, und den Rest einem mildern Urtheil ans Herz legt. Sie wandelt Leichtsinn und Schwäche zu fest ausdauerndem Ernst, sie entwickelt das haltlos Unsertige zu innerer Vollendung und aus scheinbaren Gegensätzen weiß sie ein einig Ganzes zu erschaffen. Was aber vor seinem Entstehen kräftig und gesund war, in Liebe, Muth, Wissen, freiem Pflichtgefühl und schönem Schaffensdrang, das läßt sie wachsen über alle Schranken des Lebens hinaus. Und diese sühnende, erlösende Macht der Zeit hat auch das Gesetz anerkannt, mit dem die Menschen ihr bürgerliches und staatliches Leben geregelt und befestigt, um sich gegen Eingriffe zu wehren, zu schützen. Das Gesetz will eine Schuld, (wenn sie nicht zu den finstersten gehört) nicht mehr zur Rechenschaft ziehen, die über eine Zeitdauer hinaus den Menschen innerlich verzehrt hat und drängt er, sich selbst noch vor die richterlichen Schranken, so weist es ihn verzeihend zurück und gibt ihn seinem eigenen Gewissen anheim. Wohl ihm, wenn er es nur halb so beschwichtigen kann, als die es wünschen, die ihm liebevoll verzeihen haben!

Unter solchen und ähnlichen Gedanken wandelte Meister Quassian aus dem Thor seines Heimathstädtchens, und mußte in sich versunken, wenn auch bald lächelnd den Kopf schütteln. Denn er hatte in alten Tagen noch eine merkwürdige Erfahrung über Menschen und Welt gemacht, er wußte ein Geheimniß, das einmal auf dem Wege gewesen, allgemein bekannt zu werden, nun aber einen kleinen Kreis um so enger verband. Langsam die Hände auf dem Rücken, schritt der Meister die vielgewundene Straße durch das Thal entlang, und nach einem oft gesuchten Ziele, einem Häuschen, das am Ende des Thales weit und versteckt, aber einsam und verborgen lag. Dort lebte seit länger als einem Jahr ein alter Herr mit seiner Tochter. Wer diesen alten Herrn noch kurz vor dieser Zeit gesehen, würde ihn kaum wieder erkannt haben. Die hohe stattliche Gestalt war zusammengesunken, er ging mühsam an einem Stabe, das Gesicht zu Boden gewendet, er war ein hinfälliger Greis geworden. Er floh die Menschen nicht, aber er war lieber allein. Er erschrack und seufzte, wenn Landleute ihn zuerst grüßten, aber er war freundlich gegen sie, und sie verehrten ihn wegen seiner Güte und Wohlthätigkeit. Sie wußten recht wohl, daß seine Tochter eine junge Frau sei, denn der junge Mann hatte sie und den alten Herrn selbst hier angekauft und hergebracht — und wunderten sich, daß der Mann sie hier beim Vater lasse, und allein in der Welt umherziehe.

Auch Meister Quassian wunderte sich, obgleich er über die Gründe unterrichtet war, und zu den häufigsten Besuchern des Häuschens gehörte. Und während er so sinnend dahinging, ließ er die Ereignisse, die er im vergangenen Jahr in der Stadt erlebt, durch seine Erinnerung gehen. Er dachte an die Stunde, da Reginald ihn seiner Braut vorstellte, und wie er selbst den Kopf voll von Geldangelegenheiten gar keiner rechten Freude hatte kommen können. Es war ein sehr sonderbarer Tag. Denn Meister Quassian glaubte seinen Augen nicht, als gegen Abend die ein Prediger im Amtskleide plötzlich im Zimmer stand und die jungen Leute traute, blos in seiner und Arnolds, wie dessen jungen Frau Gegenwart. Es war gar nicht wie eine wirkliche Hochzeit! Und es folgten an dem Tage noch sehr bewegte Stunden. Denn man meldete zwei Fremde, und herein trat Herr Steinacker, geführt von einem sehr würdig aussehenden alten Herrn. Was nun geschah, hatte Meister Quassian nicht mit angesehn, aber es blieb ihm nicht verborgen. Der andre alte Herr war ein Staatsanwalt, bei dem Herr Steinacker sich angeklagt hatte. Aber so sehr er darauf gedrungen, jener hatte die Anklage nicht angenommen, und ihm Gesetze und Bücher gezeigt, worin geschrieben stand, daß seine alte Schuld längst verjährt sei. Und weil Herr Steinacker so innerlich und äußerlich gebrochen vernichtet war, unternahm der Staatsanwalt es selbst, ihn zu seiner Familie zurückzuführen, denn er wußte nichts als Gutes von ihm, und wollte nicht, daß noch ein Aufheben von Dingen gemacht würde. Die selbst das Gesetz schon verziehen hatte. Freilich, als währenddem Arnold dem Meister in seinem Nebenzimmer erzählte, um was es sich eigentlich handle, da war sein Erstaunen über das Unerwartete groß, und er selbst gar nicht so schnell zum Verzeihen geneigt, denn ein langes Leben voll Kummer und Sorge stellte sich anklägerisch zur Wehr. Aber er gab sich denn wohl, da Alle so verzeihlich gestimmt waren, und vor Allem, das verlorne Erbtheil des Sohnes, mit den Zinsen, wieder da war. Dabei verstimmte es ihn allerdings auch wieder, daß Reginald auf das Geld feierlich und förmlich verzichtet, so daß Herr Steinacker lebe, und ihm dasselbe für die Dauer seiner lange Herrn Steinacker lebe, und ihm dasselbe für die Dauer seiner Tage zuschreiben ließ. Meister Quassian sah wohl ein, daß Herr Steinacker ohne das gar nichts gethan hätte, aber er konnte seinen Groll doch nicht ganz beherrschen. — Noch denselben Abend spät

Digitized by Google

reiste dann Reginald mit Clothilde und deren Vater weg. Der Meister wollte mit, allein Reginald drang in ihn, noch dazubleiben und seine Rückkehr abzuwarten.

(Schluß folgt.)

Die deutsche Kaiserkrone.

(Eingesandt.)

Der alte Barbarossa, der kaiserliche Graf,
Der saß am Marmortische und schlief den deutschen Schlaf:
Da hört' er, wie ein Donnern, ein wildes sich erhebt,
Daß selbst der Kopf, der alte, bis in die Wurzel bebt.

Er rieb sich schwer die Wimpern und rief den treuen Zwerg;
„Sieh nach, ob wohl die Raben noch fliegen um den Berg,
Und sende weit die Blicke, und bring' mir Kunde gleich!
Was macht mein Kaiseradler, was macht mein deutsches Reich?"

Der ging und kehrte wieder: „Mein kaiserlicher Herr,
Den Felsenberg umkreisen die Raben nimmermehr.
Viel tausend deutsche Leichen, die bluten in dem Thal,
Dort flogen hin die Raben und halten blutig Mahl.

Und in den Lüften sah ich ein grauenhaftes Bild:
Dort kämpft Dein deutscher Adler mit einem Geier wild.
Der Geier hat gedungen die Eule zum Verrath,
Dein Aar mit Macht und Tücke zugleich zu kämpfen hat.

Die Eule faßt der Adler mit einer seiner Klau'n,
Hat sie mit mächt'gem Hiebe zu Schanden schon gehau'n,
Da hat mit List und Tücke der Geier ihn zerstückt,
Daß er die Flügel senket und fliegend unterliegt.

Sein Blut es strömet nieder in mächtig heißem Strom,
Vor seinem Fall erbebet selbst Frankfurts großer Dom,
Die Städte rufen Wehe! Die Wälder rufen Ach!
Wie ist so stark die Tücke, wie ist das Recht so schwach!

Doch droben stolz der Geier die Krone setzt auf's Haupt,
Die Krone, Deine Krone hat er dem Aar geraubt.
Da kam das Rachegroßaar, die Raben allzumal,
Und huldigten, und dankten für's große Leichenmahl.

So sind die Raben alle geflogen über's Feld —
Sie gaben mir die Botschaft, die ich an dich bestellt.
Der Geier läßt dir sagen: die Raben sind entflohn,
Steh auf, o deutscher Kaiser, und bau' den deutschen Thron!

Der Kaiser schüttelt düster das weiße Lockenhaupt:
Die heil'ge deutsche Krone hat mir ein Dieb geraubt!
Die Krone ist gewoben aus Freiheit, Recht und Licht,
Und wer die drei verloren, der hat die Krone nicht.

Und sind die Raben alle geflob'n am Berge gleich,
So hausenoße doch diebisch im ganzen deutschen Reich.
Die Bruderwehr gekränket, verlassen Bruderblut,
Die halten mich im Kerker, daß ist ein Rabenbrut!

So künde denn dem Geier, daß ich noch nicht erstieb',
Daß ich auf hundert Jahre nun wieder schlafen geh',
Und wenn er dann noch lebet, und sieht beseh'n sein Werk,
Dann soll er mich erwecken aus diesem Felsenberg.

Und künde auch dem Adler, daß ich noch nicht erstieb',
Daß ich ihn tief betraure und wieder schlafen geh' —
Und sag', daß er nicht senke zu früh sein Doppelhaupt,
Die Kron', die deutsche Krone hat mir ein Dieb geraubt.

Und sag es ihm als Mahnung und sag's ihm trostesvoll,
Daß er zum Recht das Licht auch und Freiheit fügen soll,
Das ist die deutsche Krone — aus Freiheit, Recht und Licht,
Und wer die drei verloren, der hat die Krone nicht!

H. Herrieden. Anfangs Oktober. Witterungsverhältnisse Europas im Monat September. Der Witterungs-Charakter des Monats war im nordöstlichen Europa warm und trocken, im südwestlichen kühl und feucht. Das Centrum neigte sich in den ersten zwei Dritteln des Monats dem südwestlichen, im letzten dem nordöstlichen Europa zu. Der Luftozean wogte in raschem und tiefem Wellenschlage dahin, wovon nur die letzte der 12 Wellen eine Ausnahme machte. Die Richtung der Luftthäler ging meistens von Irland über Westfrankreich nach dem mittelländischen Meere, obwohl auch einige, namentlich zu Anfang des Monats, nach dem schwarzen und baltischen Meere sich wendeten. Am 21. forcirte ein Sirocco die Alpen, und brachte in unsere Regionen heitere und schwüle Temperatur, während er auf seinem Wege durch Sturm und Regengüsse große Verheerungen angerichtet hatte. Die heiteren Tage wurden durch den Einfluß eines im Nordosten Europas erschienenen Luftberges bei uns zu beständig heiterer Witterung umgewandelt. Die Regenmenge war von Nordosten nach Südwesten fortschreitend, in welch' letzteren Gegenden es oft an einem Tage mehr als das Doppelte geregnet hat, als bei uns den ganzen Monat, wesshalb auch in Italien und Frankreich große Ueberschwemmungen stattfanden, die durch das Ausrotten der dortigen Wälder um so verheerender auftraten. Obwohl die Aequatorialluftströmung bedeutend vorherrschte, so war doch die Atmosphäre auffallend arm an Ozon, so daß ich fast daraus schließen möchte, dasselbe würde durch das Choleramiasma entweder aufgezehrt oder in seiner Bildung verhindert. In Betreff des menschlichen Organismus wirkte unsere feuchte Witterung die ersten 2 Drittheile des Monats nachtheilig auf den Darmkanal, während der trockene Passat zu Ende desselben mehr die Luftwege krankhaft afficirte.

Für die Vegetation war namentlich der Sirocco sehr vortheilhaft, seine Wärme nach dem Regen beförderte die Reife der Trauben, die Zeitigung der erst spät angesetzenen Hopfendolden, ferner den Wuchs des Grummets, welches in den darauffolgenden heiteren Tagen sehr gut eingebracht werden konnte. Das heitere Wetter am Schlusse des Monats trat der Verbreitung der Kartoffelkrankheit entgegen und war der Ernte der Kartoffeln sehr günstig. Wie an letzteren, bemerkte ich übrigens auch heuer an vielen Spalieren die Traubenkrankheit, auch am Kraut der Brennessel und Pfingstrose fanden ähnliche Vorgänge statt.

Gewitter waren am 2. in Agram, Lesina und Studesnäs (Norwegen), am 3. in Prag, Wien, Klagenfurt, Szegedin, Lesina und Triest, der Gewittersturm am 8. war fast über ganz Deutschland verbreitet, setzte sich am 9. in Wien, Agram, Klagenfurt, Szegedin und Krakau fort, am gleichen Tage waren außerdem noch Gewitter in Florenz und Ajaccio, am 10. in Bludenz und Heermannstadt, am 11. in Neapel, Rom und Palermo, am 12. in Lesina, am 18. in Triest und Klagenfurt, während in Bludenz Schnee fiel, am 19. in Neapel und Agram, am 26. in Christiania, am 27. in Neapel und Wien, am 29. in Madrid. Am 14. war ein Erdbeben in einem großen Theile Frankreichs, am 22. ein solches in Turin. Am 8. waren große magnetische Störungen in Paris und Livorno, am 18. abermals in Paris.

Die durchschnittliche Bewölkung war auf der Insel Mallorka fast null, ¼ des Himmels betrug sie im mittlern und südlichen Spanien, im südlichen Frankreich, in Dalmatien, im südlichen Rußland, im mittlern und südlichen Italien, und im Innern Rußlands. Drei Viertheile waren bedeckt im nördlichen Spanien, in England und Irland, in Holland und Lappland. Alle übrigen Länder Europas hatten nur etwa die Hälfte.

Im Vergleich zum Vorjahre war der September wärmer in Rußland und Lappland um 3°, in Schweden und

Digitized by Google

Oesterreich um 2°, in Dalmatien um 1°; nahezu gleich war er im südlichen Frankreich, der Schweiz und Norwegen, um 1° kälter in Deutschland, im südlichen Spanien, in Belgien und in Sizilien, um 2° im nördlichen und mittleren Frankreich, Holland und im mittleren Italien, um 3° in Portugal, im mittleren Spanien und in Irland, um 4° im nördlichen Spanien, in Schottland und in England.

Die mittleren an den Hauptstationen Europas um 7 Uhr Morgens beobachteten Temperaturen sammt Extremen im Vergleich zum Vorjahre waren:

Station:	1866	1865	Differenz:	Extreme: 1866	1865
Alikante	26,6	27,6	—1,0	32,4 u. 18,2	28,8 u. 25,2
Palma	23,4	—	—	— „ —	— —
Palermo	22,2	23,0	—0,8	25,3 „ 19,2	24,7 „ 20,2
Lesina	20,5	19,5	1,0	24,3 „ 10,6	26,0 u. 16,3
Lissabon	19,1	22,5	—3,4	28,3 „ 14,2	26,9 „ 19,1
Marseille	18,9	19,3	—0,4	28,2 „ 14,9	22,4 „ 16,7
Triest	18,3	20,4	—2,1	21,4 „ 15,2	25,0 „ 15,9
Bilbao	17,8	22,3	—4,5	26,4 „ 9 8	28,5 „ 16,3
Rom	17,1	19,3	—2,2	21,0 „ 14,0	27,0 „ 14,0
Odessa	15,9	12,7	3,2	19,0 „ 5,8	19,4 „ 8,5
Brüssel	15,1	15,7	—06	18,4 „ 10,4	20,8 „ 10,4
Wien	14,7	12,6	2,1	21,3 „ 10,4	20,7 „ 6,5
Amsterdam	14,3	16,9	—2,3	17,1 „ 10,6	26,0 „ 14,2
Madrid	14.2	17,7	—3,5	19,7 „ 8,4	21,0 „ 5,1
Valentia	13,6	16,6	—3,0	16,1 „ 10,6	18,3 „ 14,0
Paris	13,5	15,9	—2,4	16,3 „ 10,1	19,4 „ 13,4
London	13,4	18,8	—5,4	16,9 „ 9,2	26,1 „ 10,9
Moskau	12,7	9,6	3,1	16,1 „ 9,0	15,3 „ 3,7
Stockholm	12,4	10 4	2,0	16,0 „ 7,8	15,8 „ 3,0
Herrieden	12,3	13,4	—1,1	17,6 „ 4,9	21,2 „ 6,9
Petersburg	11,8	8,2	3,6	19.5 „ 2,9	13,9 „ 4,8
Studesnäs (Norwegen)	11,3	12,0	—0,5	20,2 „ 8,3	14,7 „ 9,5
Nairn (Schottland)	11,3	15,2	—2,9	13,9 „ 8.9	20,0 „ 10,0
Bern	10,6	9,8	0,8	14,6 „ 4,9	15,2 „ 5,1
Haparanda	10,3	7,1	3,2	16,0 „ 4,6	11,1 „ 2,7

Absolute Extreme:

Paris 7,8 am 18. und 24,5 am 5.
Wien 9,5 am 14. und 28,1 am 8.
Herrieden 1,8 am 19. und 26,1 am 8.

Niederschlagshöhe:

Paris 79^{mm} an 14 Tagen, meiste am 23.: 16,5^{mm}
Wien 49^{mm} an 5 Tagen, meiste am 19.: 31,5^{mm}
Triest 85^{mm} an 5 Tagen, meiste am 3.: 39,3^{mm}
Lesina 169^{mm} an 4 Tagen, meiste am 12.: 77,1^{mm}
München 78^{dm} an 13 Tagen, meiste am 9.: 32,1^{mm}
Herrieden: 44^{mm} an 13 Tagen. meiste am 8.: 12,1^{mm}

Grundwasser dahier:

Am 1.: 1″ 7‴ unter, am 15.: 0″ 10‴ über dem monatlichen Durchschnitt.

Ozonbeobachtungen in Wien.

Keine Spur: Morgens: am 4., 5., 6., 11., 13., 17., 19., 20., 21., 22., 25, 26., 27., 28. und 29., Nachmittags: am 6., 11., 25., 28. und 30.

Volle Sättigung: Morgens: am 1. und 9., Nachmittags: am 19.

Mittel bei Tag 40,0%, bei Nacht 27,7%, überhaupt 33,5%.

Der junge Invalide.

(aus der Probenummer der in Augsburg erscheinenden Gall-Kepsel.)

Schwergekränkt und lebensmüde,
Frisch das Herz, das Auge klar —
Großer Gott! ein Invalide
Und noch keine zwanzig Jahr!

Ach, Euch Große muß ich hassen,
Gab Euch gerne Fuß und Hand,
Hättet Ihr mir nur gerettet
Diese Schmach vom deutschen Land!

Unstät meine Blicke schweifen,
Voll von Sorge und von Qual,
Möcht' die Flinte gern ergreifen,
Noch ein einzig — einzig Mal!

Thränen kommen in die Augen,
Ausgefangen ist das Lied, —
Lieber unter'm grünen Rasen,
Als ein junger Invalid!!!

Zwar eine schöne Tugend ist die Treue, doch schöner die Gerechtigkeit. Platen.

Homonyme.

Weil ich dich liebend umschlinge,
Weil ich in Noth für dich ringe,
Weil ich so Manches im Leben
Mächtig vermag, dir zu geben,
Werd ich von Allen geliebt.

Doch weil ich Kummer und Sorgen
Halte im Schooße geborgen,
Weil ich ein Quell von Beschwerden,
Gibt es auch Viele auf Erden,
Die mein Dasein betrübt.

Mathematische Aufgabe.

Eine der größten Meerestiefen, die je gemessen wurden, mag wohl die in der Nordsee gewesen sein, welche der Engländer Phillipps gemessen hat. Doch wäre sie auch 110mal größer gewesen, so fehlten ihr noch 100 Klafter, um nur dem 80. Theile des Erdhalbmessers gleich zu kommen. Der Erdhalbmesser beträgt 860 Meilen, eine Meile 4000 Klafter. Wie viel Klafter war dort das Meer tief?

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nr. 40.

„Taschentuch."

Lösung der mathematischen Aufgabe in Nr. 40.

„Der Orden wurde im Jahre 1544 gegründet und hat bis zu seiner Aufhebung (1773) 229 Jahre gedauert." (Eine richtige Lösung kam diesmal von Uffenheim ein, während das Räthsel und die mathematische Aufgabe der vorigen Nummer in Oberdachstetten richtig gelöst wurden.)

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe

der

Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 42. Sonntag, den 21. Oktober. 1866.

Gutes kommt mit trägem Schritte,
Unheil stürzt auf uns herab;
Langsam baut sich eine Hütte,
Und wie gräbt sich schnell ein Grab!

Radulf's Buche.

Novelle von Otto Roquette.

(Aus Westermanns „Zunftrichten Deutschen Monatsheften.")

Achtes Kapitel.

(Schluß.)

So blieb Meister Quassian denn in der großen Stadt, und wohnte bei Arnold, wo es ihm sehr gut ging. Der Herr Zimmermeister war jetzt in vorzüglicher Laune und zeigte dem Gaste allerlei Merkwürdigkeiten der Hauptstadt. Allein auf diesen machten nur dreierlei Dinge Eindruck. Erstens zwei Häuser, die sein Pflegesohn gebaut hatte, über deren Herrlichkeit er sich nicht beruhigen konnte, und vor die er sich jeden Morgen bei seinem ersten Ausgange hinstellte, ganz aufgehend in Bewunderung, und die gleichgültig Vorübergehenden beobachtend, was sie wohl dächten, und ob sie wohl eine Ahnung hätten, daß er der glückliche Vater sei. Zum Zweiten staunte er die außerordentliche Entwicklung der Schuhmacherarbeit in der Residenz an. Da sah man durch ganze Wände von Glas in die feinsten Läden hinein, in förmliche Museen von Stiefeln und Schuhen! Völlig unfaßbar war hier die Werkstätte geworden, das Pech und Rindsleder schienen mythische Begriffe, das Auge ruhte auf Saffian, Glanzlack, Atlas, Juchten, auf Kunstwerken, deren Entstehungsweise dem sonst kundigen Auge des Meisters ein Räthsel blieb. Zum Dritten endlich betrachtete er mit Staunen den Riesenbau der Universität, und durchwanderte mit Arnold ihre Sammlungen von ausgestopften Thieren. Er fand Alles verwirrend erhaben, und schwankte in seiner Empfindung, ob er sich stolz oder recht klein davor fühlen sollte. Doch konnte er nicht umhin, einmal auf seine eigne Hand den Pedell seine Aufwartung zu machen, um sich als einen entfernteren Verehrer und halben Angehörigen der akademischen Genossenschaft zu erkennen zu geben. Natürlich redete er ihn lateinisch an. Allein hier erlebte Meister Quassian eine arge Enttäuschung. Denn der Pedell, so vornehm er aussah, verstand kein Lateinisch, was bei einer solchen Universität und in einer so großen Stadt gewiß eine Schande war, ja noch mehr, der Mann war nicht einmal höflich, und wies dem Gaste endlich mit Unart die Thür. Dies verletzte den Meister auf's Tiefste, und gab ihm eine Art Widerwillen gegen die ganze Stadt ein. Das betäubende Straßenleben wurde ihm auch lästig, und die Bewunderung erlag der Sehnsucht nach seinem kleinen Heimathsstädtchen, wo die Wissenschaft gemüthlich und idyllisch lebte. Arnold's Frage, ob er sich nicht entschließen wolle, nunmehr ganz in der Residenz zu bleiben, konnte er bald mit einem entschiedenen Nein entgegnen.

Endlich nach acht Tagen kam Reginald zurück. Er schien überglücklich zu sein, zumal er in seiner Wohnung einen sehr ehrenvollen Auftrag zu einem großen öffentlichen Prachtbau vorfand, worau er seine ganze Kunst zum ersten Mal zu bethätigen hoffen konnte. Aber dieser Auftrag schien ihm die Erfüllung eines längst gehegten Wunsches zur Nothwendigkeit zu machen, und so beschloß er eine Studienreise über den Rhein und die Alpen hinaus. — Meister Quassian, der solche Dinge halb bewundernd, halb kopfschüttelnd anhörte, fühlte mit jedem Tage mehr, daß hier nicht sein Boden sei, und machte sich auf den Heimweg.

Und darüber war nun ein Jahr vergangen. Noch immer reiste Reginald in Italien umher, während Clothilde mit ihrem Vater hier in der Gegend still und verborgen lebte. Daß ein Verhältniß, wie das zwischen Reginald und Clothilde, eine ordentliche Ehe sei, obgleich sie einander richtig angetraut waren, mochte Meister Quassian nicht zugeben, und hoffte, die eigentliche feierliche Hochzeit werde eines Tags noch nachkommen. Trotzdem aber sagte er sich, daß seine Schwiegertochter ein gar vortreffliches und liebes Geschöpf sei, und konnte nicht viel dagegen aufbringen, daß sie bei dem jetzt sehr gebrechlichen, unglücklichen Vater vorerst ausharren wollte, bis er sich einigermaßen erholt habe. Mit Herrn Steinacker hatte sich der Meister, nachdem ein erstes erschütterndes Aussprechen stattgefunden, versöhnt, und jede Woche wanderte er ein paar Mal nach seinem Hause. Und während er dies heute that, gingen ihm alle die Erinnerungen, alte und neue durch den Kopf, und auch an daran geknüpften Betrachtungen fehlte es nicht. Denn war es nicht ganz merkwürdig, daß er den Verlust, um den er sein halbes Leben in Kummer gewesen, endlich doch noch ersetzt erhalten hatte? Und nun — was war denn nun? Außer einer überraschenden Erfahrung, die ihm geworden, fand er eigentlich keinen Gewinn dabei. Denn Reginald, dessen Phantasie er selbst absichtlich von Kindheit auf von einer Anhänglichkeit an den verlornen Schatz frei erhalten, machte sich auch nichts aus dem Wiedergewonnenen und ließ ihn unangetastet. Wir fragen und quälen uns und hoffen, dachte der Meister, und wenn sich's endlich erfüllt, dann sehen wir, daß es eigentlich unnütz ist, denn wir können's kaum noch brauchen! Aber leichter und freier war denn wackren Schuster doch um's Herz, daß er seines Kummers los, daß er gleichsam vor seinem eignen Gewissen gerechtfertigt war.

Als er sich dem Ziel seiner Wanderung näherte, bemerkte er zwei Wagen vor der Thür des Häuschens. „Hollah! Das ist bad? Quid novi?" dachte er. „Ist der eine nicht der Wagen des Arztes aus der Stadt? Der andre ist vom Gute des Oberamtmanns Hermann." Er beeilte seinen Gang.

Aus der Thür trat der Oberamtmann mit seiner Tochter, Frau Sophie Arnold, die nebst ihrem Kinde zu einem Sommer-

Digitized by Google

besuch zu den Eltern gekommen war. „Ich fahre mit dem Herrn Doktor nach der Stadt," sagte der Oberamtmann zu seiner Tochter, „und besorge Alles, was zum Begräbniß nöthig ist, die liebe Frau Banbüren braucht sich um gar nichts zu kümmern. Behalte Du unsern Wagen hier, oder laß' Die durch den Kutscher besorgen, was Du von zu Hause brauchst." Sophie verschwand wieder im Hause. „Sieh' da, Meister Quassian!" fuhr der Oberamtmann fort. „Wie ist's schnell gegangen!" Unser guter Herr Steinacker hat das Zeitliche gesegnet. Er schien kaum krank zu sein, fieberte nur ein bischen, kein Mensch dachte an das Ende, und heut' Mittag war er mit einem Mal weg. Ihm ist's am wohlsten so, zu einer rechten Lebensfreude kam er doch nicht mehr. Gott hab' Ihn selig? Na, wollen Sie mit nach der Stadt? Wir haben Platz im Wagen."

Meister Quassian konnte nur ablehnend das Haupt schütteln. Der Schreck war ihm in die Knie gefahren, er mußte sich auf das Bänkchen vor die Thür niedersetzen. „Cita mors ruit, rasch kommt der Tod, wenn er 'mal unterwegs ist!" sagte er still vor sich hin. Er hatte kaum den Muth, in das Haus einzutreten, und fühlte doch die Verpflichtung, wie das Bedürfniß, seinem lieben Schwiegerkinde ein freundliches Wort zu sagen. Sophie Arnold war es, welche ihn bald entdekte und herein bolte. Clothilde zeigte unter Thränen auf die entseelte Hülle ihres Vaters, und Meister Quassian, setzte sich zu ihr an das Lager, hielt ihre kleine Hand in der seinen und weinte mit ihr. —

Auch diese schweren und trüben Tage vergingen, und Woche um Woche flog vorüber, bis die Herbstsonne über die letzte Farbenpracht des Thals schien. Reginald war aus Italien zurück, hatte aber nur kurz hier verweilen können. Er rüstete in der Ferne das Haus, in das er jetzt erst Clothilde einzuführen dachte.

Von den beiden schönen weiblichen Gestalten, welche Arm in Arm durch das kahle Stoppelfeld gingen, trug die eine das schwarze Trauerkleid, und sah etwas blaß aus, während die andere in frischester Farbe blühte. Aber auch durch das blassere Gesicht ging ein Lächeln und ein rosiger Hauch flog über die Wangen bei den Worten der Freundin. „Clothilde!" sagte diese lebhaft, „Du weißt noch kaum, wie einer jungen Frau zu Muth ist, denn Du bist noch so gut wie im Brautstande! Aber bald wirst Du so glücklich werden, wie ich. Deinen Reginald brauch' ich Dir ja wohl nicht herauszustreichen, den guten Jungen! Mein Gott, was doch in so kurzer Zeit mit Einem vorgeh'n kann! Wie lange ist's her — drittehalb Jahre kaum — da wanderten wir auch hier durch das Korn, Du flochtest einen Kranz, und ich hatte thörichte Mädchendinge im Kopfe. Weiß der Himmel so thöricht war es doch nicht, daß ich damals dem schlafenden Handwerksburschen Deinen Kornblumenkranz aufsetzte! Was ist nicht Alles daraus geworden! Viele scheuen sich zu bekennen, wie glücklich sie sind, ich aber kann es nicht verhehlen, und Dir am wenigsten, obwohl Du es längst haarklein auswendig weißt. Es ist zwar nicht so ganz leicht, wie man sich's als Mädchen denkt, mit einem Manne auszukommen, und selbst ein so vortrefflicher, wie mein Arnold, hat seine Tücken. Dein Reginald wird sie auch haben, und — ich sage: hoffentlich! Denn ein Mann, der sich so ganz um den Finger wickeln läßt, taugt nicht viel, und ich möchte ihn weder haben, noch Dir wünschen."

Unter solchen Worten waren sie bis zur Radulfs-Buche gekommen, von deren Krone der Herbstwind das Laub bereits wie einen goldnen Regen schüttelte. „Schau hin," rief Sophie lachend, „unser Platz ist wieder einmal besetzt!" Und von der Steinbank erhob sich Meister Quassian mit einer sehr vergnügten Verbeugung. „Mein liebes, schönes Töchterchen!" begann er — „es wird Herbst, aber auf Ihre Wänglein kehrt der Frühling zurück. Allein ich weiß wohl, non nesecio, bald werde ich auch den nicht mehr sehen! Wie lange währt es, ein paar Wochen, dann kommt unser Reginald und holt Sie ab —"

„Ein paar Wochen?„ unterbrach ihn Clothilde halb erschreckt. „Er kommt übermorgen, wie er mir schrieb!"

„So? Uebermorgen?" meinte Meister Quassian schmunzelnd, und tuff die Aeuglein schlau zusammen.

„Ueberlegen sie noch einmal, Papa — oder entschließen Sie sich besser schnell, mit uns zu kommen, und mit uns zu leben. — Sie sind hier so allein! Wie lieb wir Sie haben, wissen Sie —"

Kindchen, Kindchen, ich weiß es! Aber es ist Alles überlegt und beschlossen, conclusum. Ein alter Schuster gehört nicht in Eure junge, feine Wirthschaft! Nicht unterbrechen, Engelchen! Zwar mit Euch zu leben, könnte mir schon gefallen, denn ich bin stolz auf Euch, aber, meine Herren — Kindchen, wollt' ich sagen, ich gehöre nicht da in Eure große Stadt, die mir fremd ist, und der ich fremd bin. Ich habe sie in Augenschein genommen, veni, vidi — das viel paßt nicht. Da, hier steht ein dicker alter Baum, eine Buche, fagus, manches Jahr ist darüber hingegangen, der Baum hat auf diesem Boden sein Theil erlebt, er gehört zu diesem Boden, sie können ihn nicht mehr verpflanzen. Alsogleich ist es mit mir, wiewohl ich nicht nach Jahrhunderten zähle, sondern noch nicht einmal sechs Decennien, welches mir gar angenehm ist, dieweil ich hoffen kann, es noch auf eine Handvoll Jahrlein zu bringen Also laßt mich hier, und habt die Genugthuung, daß mich Eure Lieb' und Güte auch da drinnen im alten Nefte gar warm und sorglos eingebettet hat. Allein werd' ich nicht sein, denn wer an viel Schönes und Gutes zu denken hat, mein Töchterchen, der hat von gar lieber Gesellschaft zu sagen. Also nichts weiter davon, dixi!"

Der Meister war in sehr guter Laune, und während er sich weiter mit den Damen unterhielt, konnte er nicht umhin, mit schlauer Miene ein paar Mal hinter sich zu blicken. Plötzlich spitzte er das Ohr, ein Lächeln ging durch sein Gesicht, und schalkhaft suchte er die Aufmerksamkeit seiner Zuhörerinnen auf irgend einen gleichgültigen Gegenstand unten im Thale zu fesseln. Aber im Rücken der Gruppe näherten sich rasche Schritte, Männerstimmen wurden laut „Da sind sie!" und „Gesunden!" erscholl es — die beiden jungen Frauen sprangen jauchzend auf, und flogen in die Arme ihrer Gatten.

Die alte Buche schüttelte ein Gestöber von buntem Laub über die Glücklichen, hoch durch den sonnigen Aether reiste ein Zug von Kranichen davon — Meister Quassian aber rieb sich mit strahlendem Gesichte die Hände und dachte: „Finis coronat opus, Ende gut, Alles gut!"

Lied der Spinnerin.

Schnurre, Schnurre meine Spindel,
Dreh' dich ohne Rast und Ruh,
Todtenhemd und Kinderwindel
Und das Brautbett rüstest du.

Goldner Faden kann nicht sagen,
Welch ein Schicksal dir bestimmt,
Ob mit Freuden, ob mit Klagen,
Das Gespinnst ein Ende nimmt.

Anders wird's, als wir's begonnen,
Anders kommt's, als wir gehofft;
Was zur Hochzeit war gesponnen,
Ward zum Leichentuch schon oft.

Schnurre Spindel, schnurre leise,
Rund ist wie dein Rad das Glück —
Eilst du selig auf die Reise,
Kehrst du weinend wohl zurück.

In die Wolken geht die Sonne,
Schnell verweht im Wind ein Wort;
Wie der Faden rollt die Wonne,
Rollen Lieb und Treue fort.

Schnurre Spindel, schnurre im Kreise,
Dreh' dich ohne Rast und Ruh
Und ihr Thränen fließet leise,
Fließt unaufhaltsam zu.

E. Geibel.

Digitized by Google

General von Moltke.

Die Nummer des „Daheim“ vom 6. Oktober bringt einen Besuch beim General v. Moltke, den durch dem letzten böhmischen Feldzug weltberühmt gewordenen Chef des preußischen Generalstabes. Er war aber schon lange ein ausgezeichneter Mann, der sich auch durch Schriften hervorgethan, und u. a. der Erste war, der nach Xenophon gewisse Gegenden Kleinasiens als gebildeter Reisender der allgemeinen Kenntniß aufschloß. Nichts kann die Einfachheit und Liebenswürdigkeit übertreffen, mit welcher der gefeierte Stratege den ihm gut empfohlenen Berichterstatter empfing, und ihm in langem Gespräche die merkwürdigsten Umstände seines Lebens mittheilte, welches seiner Meinung nach zu einer glänzenden Beschreibung sich nicht eignet, und doch reich war an Arbeit und reich an Erfolgen. Er war geboren am 26 Oktober 1800 in Samrow bei Ribnitz, und ist also ein Mecklenburger von Geburt. Erst später kaufte sich sein Vater, welcher im Regimente Möllendorf diente, in Holstein an. Mit 12 Jahren kam er als Kadet nach Kopenhagen, wo er eine harte Zeit durchlebte. Auch als er im Jahre 1822 in preußische Dienste trat, war der junge Mann gewiß nicht auf Rosen gebettet. Er erzählte darüber: „Ja, die erste Zeit meiner Carrière war arm an Freuden des Lebens. Ich kam auf die Kriegsschule in Berlin zu einer Zeit, wo das Vermögen meiner Eltern durch die Kriege und eine unabsehbare Reihe von Unglücksfällen fast gänzlich verloren gegangen war. Kein Pfennig Zulage konnte mir gewährt werden, und Sie können sich kaum vorstellen, wie ich mich einschränken mußte. Und trotzdem gelang es mir, so viele Ersparnisse noch zu machen, daß ich Unterricht in neueren Sprachen nehmen konnte; aber dieß war eine dermaßen schwierige Operation, daß mich sicherlich Herr v. d. Heydt um ihren Erfolg beneidet haben würde. Es ist wahrhaftig kein beneidenswerthes Loos, das eines armen Lieutenants! Glücklicher Weise kehrte ich bald zum Regimente zurück, wo mir die Direktion der etwas verwilderten Divisionsschule übergeben wurde.“ Ueber seinen Aufenthalt in der Türkei (1835—1839) hat er selbst sehr interessante Berichte veröffentlicht. Auch über den russisch-türkischen Feldzug von 1828—1829 veröffentlichte er ein Werk, das aber, wie alle seine Schriften, anonym herauskam. Von seinen Aeußerungen heben wir zunächst die über den deutschen Bundestag hervor. Es heißt im „Daheim“: „Da Sie Anekdoten von mir hören wollen, so will ich Ihnen eine erzählen, die zugleich ein belehrendes Licht auf den jüngst verstoffenen geschichtlichen Zeitpunkt wirft. Es ist vielleicht nicht generös von mir, die Schwächen eines Dahingeschiedenen so offen an den Tag zu legen, denn de mortuis nil nisi bene — sagt man sehr richtig; wenn aber der Todte unter dem Freudenrufe von Millionen dahingeschieden ist, so fühlt man sich solcher Rücksichten enthoben.“ — Von wem sprechen Exzellenz?“ fragte ich verwundert. — „Vom hohen Bundestage!“ erwiderte er, „der — doch hören Sie. Ich war zum Chef des Generalstabes der Armee ernannt, und von den vielen interessanten Aufträgen, die mir in dieser Stellung zufielen, muß ich meine Bereisung der ganzen norddeutschen Küste hervorheben, welche den Zweck hatte, ein gemeinsames Vertheidigungs-System für alle deutschen Küstenstaaten zu ermitteln. Ich kann Ihnen nicht sagen, von welcher Himmelsgegend das desfallsige Ungewitter heraufzog, welches diesen Plan nothwendig machte, es genüge Ihnen, zu erfahren, daß mir die größte Eile aufgetragen wurde, sowohl von der preußischen Regierung, als auch vom Bunde selbst. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich rüstig ans Werk ging, und daß ich meine Entwürfe, welche durch Marine- und Ingenieur-Offiziere bis ins kleinste Detail ausgearbeitet waren, so schnell es mir faktisch irgend thunlich war, der hohen Gesellschaft überreichte. Ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, anzuerkennen, daß sie stante pede eine Kommission ernannte und derselben meinen Entwurf, in Betracht der Dringlichkeit der ganzen Sache, zur schleunigen Erledigung anempfahl. Nun rathen Sie, Herr Doktor, wie lange man auf diese „schleunige Erledigung“ wartete, ohne das Geringste davon zu hören?“ — „O, Exzellenz, ich habe so viel von der schneckenartigen Bebendigkeit des früheren Bundestages gehört, daß ich mir recht gut das denken kann. Sechs Monate vergingen sicherlich darüber!“ — „Sechs Monate? . . . O, Sie verleumden den Bundestag! Sechs Monate? Wie wäre das möglich? Drei Jahre, Herr Doktor! . . . . Drei Jahre dauerte es, ehe man sich entschließen konnte, die Sache in Angriff zu nehmen. Da trat endlich die Bundes-Kommission in Hamburg zusammen, mit welcher ich nochmals die Küste bereiste, und nachdem Alles von ihr geprüft und erwogen, stimmte sie natürlich, wie vorauszusetzen, in ihrer Majorität gegen alle preußischen Vorschläge und besonders gegen den einer deutschen Flotte unter Preußens Führung! Und so blieb Alles beim Alten, d. h. so schlecht, wie es war — denn welcher Act die Küstenbefestigungen noch vor wenigen Wochen waren, das hat die Wegnahme von Stade und Geestemünde am besten gezeigt!“

Ueber den letzten Krieg führen wir folgende bemerkenswerthe Aeußerungen an: „Hohe, achtungswerthe, gewichtige Stimmen hatten sich hören lassen und meinten, daß in einem deutschen Kriege Preußen nicht den ersten Schuß thun dürfe; allein der König, nachdem er alle seine Räthe gehört hatte, erkannte glücklicher Weise, daß jedes weitere Abwarten den Staat in wirkliche, handgreifliche Gefahr brächte. Da ergriff er die Initiative des Handelns, so wie Oesterreich die der Rüstungen ergriffen hatte, und durch diesen Akt schrieb er für die ganze Folge dem Gegner das Gesetz vor. Ich habe die feste, unumstößliche Ueberzeugung, daß, wenn man das Ueberschreiten der sächsischen Grenze nur um wenige Tage verzögert hätte, wir heute die Schlachtfelder des verflossenen Krieges auf der Landkarte von Schlesien suchen müßten. Es war ein kühner und glücklicher Zug, und sein so treffliches Gelingen ein gutes Omen für die künftigen Erfolge. Nun aber mußte marschirt werden — und das haben unsere Soldaten redlich gethan; jedoch die schließliche Vereinigung konnte nur durch Verbrängen des Feindes aus allen Punkten geschehen, und auch das gelang! — gelang trotz der großen Erwartungen, die der König auf seine Armee setzte, mit einem solchen Waffenglücke, daß zehn Tage genügten, um die Oesterreicher zur Entscheidungsschlacht zu nöthigen. Sie werden wahrscheinlich alle Einzelheiten des Tages von Königgrätz kennen; er war die Krönung unseres ganzen Feldzugsplanes, der sich hier in seiner Wirksamkeit so vollständig zeigte. Am Morgen dieses Tages standen unsere Streitkräfte auf einer Front von vier Meilen — sie durften sich in dieser Ausdehnung nicht angreifen lassen. Unser offensives Vorgehen hingegen vereinigte alle Korps auf dem Schlachtfelde selbst und verwandelte so den strategischen Nachtheil der Trennung in den taktischen Vortheil einer völligen Umfassung des Feindes. Sehen Sie unseren ganzen Vormarsch an, und Sie werden stets dasselbe finden. Wir waren mit unseren drei so weit von einander getrennten Armeekorps in keiner brillanten Lage beim Beginne des Feldzugs, aber jeder Tag, der verfloß, ohne unser Vordringen zu verhindern, brachte uns nach menschlichem Berechnen der Siegesgewißheit näher.“ Merkwürdig ist, daß Moltke vielleicht selbst durch sein Werk über den italienischen Feldzug dazu beigetragen hat, Benedek jenen Namen zu schaffen, der ihn zum Ober-Befehlshaber beförderen ließ. Moltke äußerte sich denn auch über Benedek, mit achtungsvoller Theilnahme: „Ein besiegter Feldherr!“ sagte er. „O, wenn der Baie nur eine entfernte Idee hätte, was das zu bedeuten hat! Der Abend von Königgrätz im österreichischen Hauptquartier! O, wenn ich mir den vorstelle — solch ein verdienstvoller, tapferer, umsichtiger General wie Benedek!“ — „Exzellenz,“ sagte ich, „aus einer mir sehr glaubwürdig scheinenden Quelle erfuhr ich vor kurzer Zeit, daß General Benedek gleich nach dem Gefechte bei Skalitz nach Wien telegraphirt habe, man möge um jeden Preis Frieden mit Preußen schließen — war aber ist Ihnen dieses Faktum bekannt?“ Der General sah mich einige Sekunden scharf an: „Kann schon möglich sein,“ meinte er dann, „der österreichische Oberbefehlshaber ist ein sehr umsichtiger Mann!“ Die Darstellung des Berichterstatters gewinnt um so höhere Bedeutung, als General von Moltke die Güte hatte, ihm eigenhändig je Aufzeichnungen zu schicken.

Die edelsten Thaten sind nicht die glänzendsten. Ein großes Opfer ist leichter in Einer Stunde gebracht, als tausend kleinere in einem Zeitraume von — Jahren.

Digitized by Google

* Das „Morgenblatt zur Bayer. Ztg." eröffnet in seiner Nr. 264 mit 265 vom 24. Sept. eine Rubrik mit der Bezeichnung

„Sagenhafte Entstehung bayerischer Städte und Städte-Namen"

und führt unter solcher mit Benützung von Schöppners Sagenbuch mehrere Städte vor, aus welchen wir heute vorläufig ausheben:

Feuchtwangen, Stadt in Mittelfranken.

Die Stadt Feuchtwangen dankt, wie so viele ihrer Schwestern in Deutschlands Gauen, ihre Entstehung sowohl, wie ihren Namen, dem Kaiser Karl dem Großen.

Dieser soll nämlich auf seiner Rückreise von Sachsen, wo er die heidnische Bevölkerung besiegt und zum Christenthum bekehrt hatte, nach Frankreich auch in den Riesgau gekommen sein. Hier überfiel ihn nun einstmals auf der Jagd ein heftiges Fieber. Gänzlich ermattet setzte er sich auf einen Fichtenstock, und rief lechzend nach Wasser. Seine Begleiter eilten, das Verlangte zur Stelle zu schaffen, doch einer der ausgesandten Boten kehrte nach dem andern zurück, ohne das so heiß ersehnte Labsal für den kranken Kaiser gefunden zu haben. Als nun sein ganzes Gefolge so rathlos um ihn stand, flog aus einem nahen dichten Gesträuche eine wilde Taube empor; man folgte ihrer Spur, und fand die reinste Quelle aus dem Felsen hervorsprudeln.

In gierigen Zügen trank Karl von dem ihm dargereichten Wasser derselben, und sieh', das Fieber verließ ihn. Neugestärkt bestieg der Kaiser sein Roß, hob seine Hände zum Himmel empor, und gelobte an der Quelle der heiligen Jungfrau Maria, der er seine Errettung vom Tode des Verschmachtens zuschrieb, ein Kloster zu bauen, und ihrer Verehrung zu widmen. Bald begann man auf Karl's Befehl mit de Erbauung desselben, und nannte es nach seiner Vollendung, zum Andenken, daß hier heißer Fieberschweiß des Kaisers Wangen netzte, Feuchtwangen. So war mitten in der Wildniß das Kloster entstanden, dem sich bald die gleichnamige Stadt anschloß.

Bei einer Reparatur der Stiftskirche im Jahre 1572 fand man eine verfleineten Fichtenstock, der Sage nach derselbe, auf dem der schmachtende Kaiser saß. Ebenso zeigt man unweit des Dechanthofes einen mit Quadersteinen eingefaßten Brunnen, das „Taubenbrünnlein" genannt, weil es die Quelle sein soll, von der die Taube aufflog, und deren Wasser den Kaiser erquickte und rettete. Auch werden auf dem nahen Petzenberge die Grundmauern eines alten, grabenumgogenen Jagdschlosses angetroffen, das Karl der Große erbaut und bewohnt haben soll.

Der Abschluß eines festen Engagements Albert Niemann's am Berliner Hoftheater ist unter folgenden Bedingungen erfolgt: der Künstler erhält achttausend Thaler Jahresgage, sowie die Zusicherung einer jährlichen Pension von achtzehnhundert Thalern, im Fall er dienstunfähig wird — mag das nun geschehen, wann es will. Mit Frau Marie Niemann-Seebach ist noch kein fester Contract geschlossen, indeß steht eine Einigung wohl auch ihr gegenüber außer Zweifel. So besitzt denn nun also die Berliner Hofbühne in ihrem Personale die beiden berühmtesten deutschen Tenoristen der Gegenwart, und beide können ganz wohl neben einander bestehen und brauchen sich nicht „ins Gehege zu kommen." Niemann wird z. B. singen: Tannhäuser, Prophet, Eleazar, Cortez, Raoul, Joseph; Wachtel dagegen: Manrico, Arnold, Edgar v. Ravenswood, Germaro, Stradella, G. Brown, Postillon rc. Jedoch dürfte leider eine so glänzende Collegenschaft keine allzulange Dauer haben, da, wie das Gerücht geht, Theodor Wachtel große Lust verspüren soll, vom nächsten Jahre ab die ihm angebotene Direction des Stadttheaters in seiner Vaterstadt Hamburg zu übernehmen.

Die Verwerthung von Sägespähnen und anderen Holzabfällen in der Art, daß man sie mittelst Schwefelsäure in Stärkezucker und dann etwa weiter in Spiritus zurückverwandelt, ist ein alter Plan, der aber bisher an praktischen Schwierigkeiten, namentlich einem zu starken Verbrauch von Schwefelsäure gescheitert ist. In Genf hat sich indeß eine neue Patentgesellschaft gebildet, welche davon ausgeht, den Umwandlungsproceß nur theilweise durchzuführen, so daß neben einer Menge Alkohol in dem übrigbleibenden feinen Holzpulver ein Stoff gewonnen wird, der von allen Papierlieferogaten die größte Aehnlichkeit mit dem Papierzeug aus getrogenen Leinen haben soll. Somit gäbe das geringwerthige Material gleich zwei gut lohnende Producte. Papierproben, sowohl braunes Pack- als ganz weißes Papier, sind ausgegeben und gut befunden worden, obwohl sie aus ganz unvermischter Holzmasse bestehen sollen.

Mathematische Aufgabe.

Der englische Kapitän Pooth segelte am 4. März 1724 — es war sein Geburtstag — von Portsmouth nach dem Cap der guten Hoffnung. Er lebte stets sehr mäßig und aß auch an diesem Tage nur sein gewöhnliches Gericht, welches in einer Anzahl Eier bestand. Es ist nun eigenthümlich, daß die Anzahl der Lebensjahre, welche dieser Kapitän an dem Tage seiner Abfahrt erreicht hatte, ferner die Anzahl der von ihm an jenem Tage verzehrten Eier zu den Hauptdimensionen seines Schiffes, sowie auch zu einigen Umständen, in Folge deren er während der Fahrt einen Unfall zu erdulden hatte, in einem bestimmten Verhältnisse standen. Es betrug nämlich die Zahl seiner Lebensjahre ebenfoviel, als die in Fußen ausgedrückte Höhe des Mastbaumes, weniger der halben Breite seines Schiffes, und die Eierzahl so viel, als der 10. Theil der Differenz zwischen der Schiffslänge und der Mastbaumhöhe. — Kaum war unser Kapitän einen halben Tag auf der Reise, als ihn in einer Entfernung von 7 Meilen ein portugiesischer Seeräuber erblickte und sofort ihm nachfuhr. Dieser hatte den Kapitän bereits 20 Meilen weit verfolgt, als er bemerkte, daß letzterer seinen Weg änderte und in senkrechter Richtung zu seinem bisherigen weiter steuerte. Sogleich änderte auch der Seeräuber seinen Lauf, um jenen einzuholen, was ihm auch sicher gelingen mußte, da er in einer Stunde 10 Knoten, der Kapitän aber nur 8 Knoten in derselben Zeit zurücklegte. Die Meilenzahl, die der Seeräuber bis zur Einholung des Kapitäns zurückzulegen hatte, betrug gerade so viel, als der 3. Theil der Höhe des Mastes des Kapitäns und halb so viel, als die Anzahl der Lebensjahre des Letzteren.

Wenn nun das englische Schiff 125 Fuß lang und 50 Fuß breit war, so fragen wir:

1) Wie alt war der Kapitän?
2) Wie viel Eier hat er an seinem Geburtstage gegessen?
3) Wie hoch war der Mastbaum seines Schiffes und
4) Wie viel Meilen mußte im Ganzen der Seeräuber zurücklegen, bis er das andere Schiff einholte?

H.

Auflösung der mathematischen Aufgabe in Nr. 41.

390 Klafter.

Richtige Lösungen sind eingekommen: von Fr. K. in Windsheim, F. K. in Hechlingen, eine von Immeldorf und eine durch die Stadtpost Ansbach.

Räthsel.

Vor meinem Ersten sieht sogar der leidige Teufel;
Die beiden Andern hat das Ganze sonder Zweifel;
Das Ganze lebt in düstern Tannenhainen
Sag' mir, was könnt ich damit meinen?

Auflösung der Homonyme in Nr. 41:
„Arm" und „arm."

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 43. Sonntag, den 28. Oktober. 1866.

Wer die Wahrheit sagt, kann nirgend Herberge bekommen.

Die Wahrheit.

Eine Erzählung.

Erstes Kapitel.

Maxima veritas.

„O, das ist sehr leicht!"

„Meinst du?"

„Ja wohl, versteht sich. Uebrigens rede ich auch ohnehin immer die Wahrheit!"

„Glaubst du?"

„Ich glaube es nicht, sondern ich weiß es gewiß; oder willst du vielleicht behaupten, ich redete die Wahrheit nicht?"

„Das will ich durchaus nicht gesagt haben. Ich für meine Person rede aber nicht immer die Wahrheit, zum Beispiel, wenn es unhöflich wäre —"

„Franz! Ich glaube wirklich, du willst meine Wahrheitsliebe in Zweifel ziehen. Das lasse ich mir von Niemandem gefallen, folglich auch von dir nicht."

„Oder wenn es gefährlich wäre," fuhr Franz fort, ohne auf die Unterbrechung seines Freundes zu achten.

„Was zum Henker meinst du? Es ist mir, als läge in deinen Worten etwas, was ich eigentlich übel nehmen sollte."

„Das thue ja nicht, lieber Karl! Ich will weiter nichts sagen als: wenn du immer die Wahrheit sprichst, so bist du ein moralisches Wunderthier, ich hätte beinahe gesagt ein Ungeheuer von Dummheit und Bosheit."

„Ich habe in meinem Leben noch nicht gelogen; ich habe von Kindesbeinen an stets die Wahrheit gesprochen!" rief Karl und ward ordentlich roth im Gesicht.

„Ach, du mein Himmel, er hat keine Ahnung, welch eine ungeheure Lüge das schon ist!" dachte Franz bei sich selbst.

„Das Lügen," fuhr Karl, immer wärmer werdend, fort, „das Lügen ist das niedrigste, gemeinste, eines civilisirten Menschen unwürdigste Laster; es ist —"

„Schon gut, schon gut, das wissen wir alles selbst; gleichwohl aber ist das Lügen ein nothwendiges Uebel".

„Aber die Wahrheit — die göttliche Wahrheit — ha, sie ist die herrlichste, die schönste, die erhabenste Tugend und —"

„Sehr richtig! Und dennoch, wenn diese herrliche, schöne und erhabene Tugend auch nur einen einzigen Tag lang ihre Rechte geltend machen wollte, so würden wir einen Mirrwarr erleben, wie ihn die menschliche Phantasie sich nicht zu denken vermag!"

„Franz, du laborirst wohl an einem Anfall von gelindem Wahnsinn!"

„O, keineswegs! Ich versichere dich vielmehr bei vollem Verstande: die Zerstörung Jerusalems, die Verwüstung Roms und die Schreckensregierung der ersten französischen Revolution wären Kinderein gegen den gräßlichen Zustand, der in dieser Welt eintreten würde, wenn die Menschen auch nur einen Tag lang die Wahrheit sprächen."

„O Franz, für so schlimm kann ich die Welt unmöglich halten!" rief Karl eifrig.

„Sie ist es aber!" entgegnete Franz, der allmählich ebenfalls in Eifer gerieth. „Ich sage dir, die Welt ist so schlecht, so falsch und in so großer Selbsttäuschung befangen, daß sie das Licht der Wahrheit auch nicht einen einzigen Augenblick lang ertragen könnte. Strömt einmal dieses volle Licht auf die Welt herab, dann ist der jüngste Tag angebrochen, denn dann hört die Erde auf, für Menschen bewohnbar zu sein."

„Franz, ich kann dir nicht recht geben — ich glaube nicht an deine Theorie!"

„Nun, so stelle sie doch auf die Probe, lieber Freund — thue es, wenn auch nur in deiner eigenen kleinen Sphäre. Rede nur eine Woche, ja nur einen Tag lang die Wahrheit und nichts als die Wahrheit, und du wirst wohl sehen, was die Folge davon sein wird."

„Und was könnte denn die Folge davon sein?"

„Das will ich dir, ohne mich für einen Verpheten ausgeben zu wollen, sogleich sagen. Wenn du, Karl Stillfried, Neffe und muthmaßlicher Erbe des alten ehemaligen Butter- und Käsehändlers Christian Gottlieb Stillfried, verlobter Bräutigam der schönen Louise Glöckner und erster Commis in der großen Modewaarenhandlung von Schulze, Müller und Meyerheim — es wagen wolltest, auch nur einen Tag lang die Wahrheit zu sprechen, so würfen dich deine Herren Prinzipale zum Laden hinaus, deine Braut gebe dir den schimpflichsten Korb und dein Onkel enterbte dich. Führest du dann noch eine Woche lang fort, die Wahrheit zu sprechen, so würdest du als ein Verrückter, den man ohne Gefahr für sich und andere nicht länger auf freiem Fuße lassen dürfte, in ein Irrenhaus gesperrt."

„Mein Himmel, du glaubst doch nicht, Franz, daß ich die theuersten irdischen Güter, die ich jetzt besitze — die Zuneigung meines Onkels, die Liebe meiner Louise, das Vertrauen meiner Chefs und obendrein sogar meine Freiheit — nur unter der Bedingung bewahren könne, daß ich ein fortwährender Lügner sei und daß ich sie sämmtlich verwirken würde, wenn ich nur eine Woche lang der Wahrheit huldigte?"

„Ja wohl — versteht sich — das meine ich!"

„Du verdientest wirklich, daß ich dir die Freundschaft kündigte."

„Thue das nicht, denn du würdest es bald bereuen. Ueber-

Digitized by Google

dies wäre es auch weit klüger von dir gehandelt, wenn du die Thatsachen erprobtest, und ich wäre auch wirklich selbst neugierig, ein solches Experiment mit anzustellen. Wie, wäre es, wenn wir, um die Sache interessanter zu machen, eine Wette eingingen?

„Du weißt, daß eben meinem offenen Charakter alles, was Wette oder Spiel heißt, zuwider ist."

„Nun, wenn du einmal nicht wetten willst, so will ich dich auch nicht dazu zu bereden versuchen. Dennoch aber wäre es mir sehr erwünscht, die Sache probiren zu sehen, und ich will dir daher sagen, wie wir es machen wollen. Wenn du mir dein Ehrenwort geben willst, eine ganze Woche lang die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sprechen, wenn du dies einen Tag lang thust, ohne die vorhin erwähnten dir so schätzenswerthen irdischen Güter zu verwirken, und wenn du eine Woche lang damit fortfährst, ohne noch vor Ablauf der gegebenen Zeit in ein Irrenhaus gebracht zu werden, so mache ich mich verbindlich, dir eine Conventionsstrafe von hundert Thalern zu bezahlen, obschon ich, wie du weißt, nicht reich bin."

„Aber ich mag nicht hundert Thaler von dir haben."

„Oder ich will mir eine Tracht Hiebe von dir verabreichen lassen, obschon ich der Größere und Stärkere bin."

„Aber ich mag die keine Tracht Hiebe verabreichen."

„Nun gut; wenn du weder etwas nehmen noch etwas geben willst, so muß ich dich auf andere Weise zu bestechen suchen, und ich will mich daher verbindlich machen, niemals wieder meine Augen auf deine Louise zu richten, obschon dies, wie du weißt, stets ein Hochgenuß für mich ist."

„Darauf gehe ich ein."

„Die Sache ist also abgemacht?"

„Ja, aber, wohlgemerkt, wenn ich sage, daß ich einen Tag oder eine Woche lang die Wahrheit sprechen will — wie ich überhaupt stets thue — so meine ich damit nicht, daß ich unaufgefordert umherlaufen werde, um die Leute dadurch zu beleidigen, daß ich ihnen den Spiegel ihrer kleinen Fehler oder Gebrechen vor die Augen halte."

„Das sollst du auch nicht; du sollst blos die Fragen, die man an dich richtet, und die Bemerkungen, welche man im täglichen Geschäftsverkehr oder bei dem geselligen Umgang innerhalb deiner eigenen kleinen Sphäre dir macht, der strengen Wahrheit gemäß beantworten."

„Nun, dann ist die Sache sehr einfach! Doch noch eins — du hast doch nicht etwa die Absicht, bei unseren Bekannten umherzulaufen und sie zu veranlassen, delicate Fragen an mich zu thun, deren Beantwortung mir peinlich sein müßte?"

„Nein, auf Ehre, das ist meine Absicht durchaus nicht! Alles soll mit ehrlichen und rechten Dingen zugehen, denn es liegt mir selbst viel daran, daß das Experiment in vollkommen unparteiischer Weise durchgeführt werde. Ich werde daher während der ganzen dazu bestimmten Woche mit keinem Menschen, weder direct noch indirect, über die Sache sprechen, aber ebenso wenig darfst auch du, im Fall du vor Ablauf dieser Zeit arg ins Gedränge kommen solltest, die ganze Geschichte dadurch verderben, daß du zu jemand sagst: Ich bitte um Verzeihung, ich habe mich verbindlich gemacht, eine Woche lang die Wahrheit zu sprechen!"

„Nein, durchaus nicht — ich werde unter keinerlei Umständen um Entschuldigung bitten, daß ich die Wahrheit gesprochen!"

„Dann verstehen wir also einander?"

„Vollkommen. Wann beginnt meine Probezeit?"

„Wann pflegst du des Morgens aufzustehen?"

„Um sieben Uhr?"

„Gut, dann wirst du also von morgen Montag den ersten April früh sieben Uhr an anfangen, die Wahrheit zu sprechen und damit fortfahren bis Montag den achten April, bis wohin du wahrscheinlich ganz gemüthlich im Irrenhause sitzest, um mit Zwangsjacke und Douchebad nähere Bekanntschaft zu machen," sagte Franz.

Karl lachte ungläubig und da die beiden Freunde soeben mit ihrer Streitangelegenheit zum Abschluß und gleichzeitig an der Ecke der Straße, die sie gemeinschaftlich wanderten, angelangt waren, so trennten sie sich und gingen jeder seinen eigenen Weg.

Franz und Karl waren Schulkameraden gewesen und überdies als Nachbarskinder schon von Kindheit an miteinander befreundet. Sie standen beide in demselben hoffnungsvollen Lebensalter — im fünfundzwanzigsten Jahre. Franz aber war bereits Theilhaber eines Wechselagentursgeschäfts und dabei weit stattlicher, hübscher und vermögender als sein schlichterer Freund, der demzufolge das Leben noch nicht von so mannichfachen Seiten kennen gelernt hatte als jener.

Die beiden Freunde kamen eben aus der Kirche, wohin sie die Neugier gelockt, um einen erst seit kurzem dort angestellten Prediger zu hören, der durch die schonungslose und nachdrückliche Art und Weise, womit er sich über das sündige Thun und Treiben der heutigen Welt aussprach, allgemeine Aufmerksamkeit erregte, sodaß — trotzdem daß nothwendig mancher seiner Zuhörer sich schwer getroffen und verletzt fühlen mußte — doch die Kirche allemal zum Erdrücken voll war.

Der Text seiner heutigen Predigt war das so weit und allgemein verbreitete Laster des Lügens gewesen und er hatte diesen dankbaren Stoff nach seiner eigenthümlichen Weise bestens zu verarbeiten gesucht. Er hatte den vornehmen Personen, welche die Neugier, diesen modernen Abraham a Sancta Clara zu hören, herbeigelockt, gesagt, daß sie einander selbst, ihre Freunde und die Welt belögen; den Gelehrten, daß ihr ganzes Wissen und Studium auf Lügen und Unwahrheiten beruhe; den Gewerbtreibenden, daß sie von Lügen lebten, und den kleinen Kindern, daß sie, schon lange zuvor ehe sie sprechen könnten, ihre Umgebung durch Mienen und Geberden belögen.

Am Schlusse seiner Predigt ging der Donner seiner Vorwürfe in einen sanften Regen des Mitleids über und mit thränenden Augen bat er seine Zuhörer, dieser sündhaften Gewohnheit des Lügens gänzlich zu entsagen, damit sobald als möglich einen Anfang zu machen und, wenn auch nur eine Woche oder einen Tag lang, die Wahrheit zu sprechen. Sie würden dann sehen, wie anders und wie besser alles in der Welt sein würde.

Franz und Karl sprachen auf dem Nachhausewege über diese soeben mit angehörte Predigt. Karl meinte, es könne unmöglich eine schwere Aufgabe sein, immer die Wahrheit zu sprechen, und Franz nahm ihn in der vorstehend erzählten Weise beim Wort

Zweites Kapitel.

Die Wahrheit wird euch frei machen.

Karl Stillfried wohnte bei seinem unverheiratheten Onkel Christian Gottlieb Stillfried und dessen ebenfalls unverheiratheten Schwester Marie Sophie, von welchen beiden ehrenwerthen Personen wir weiter nichts zu sagen brauchen, als daß sie zwei ganz gewöhnliche Exemplare aus der Klasse der alten Junggesellen und alten Jungfern waren — behäbig und wohl beleibt wie die meisten Leuchen dieser Art in den Jahren zwischen fünfzig und sechzig, gutmüthig, wenn ihnen niemand die Laune verdarb, und freundlich und freigebig gegen ihren Neffen, wenn er that, was sie haben wollten.

Da Karl an diesem Sonntag, nachdem er sich von seinem Freunde getrennt, einen ziemlich weiten Ausflug über Land machte, so waren sein Onkel und seine Tante, als er Abends nach Hause kam, schon zu Bett und er begab sich daher sofort auf sein Zimmer, um sich ebenfalls schlafen zu legen, ohne die Stürme zu ahnen, welche infolge der von ihm übernommenen Verpflichtung gegen ihn im Anzuge waren.

Am nächstfolgenden Morgen stand er zur gewohnten Stunde auf, kleidete sich an und ging hinunter in das gemeinschaftliche Wohnzimmer, wo er seine Tante mit Bereitung des Frühstücks beschäftigt fand, während sein Onkel die Zeitung las.

„Guten Morgen, Tante! Guten Morgen, Onkel! Wie ist das Befinden heute?"

„Ach, guten Morgen, Karl!" antwortete der Onkel. „Ich befinde mich sehr wohl — du dich doch auch?"

„Ja wohl, ich danke," stand Karl im Begriff zu sagen; er fühlte aber, daß er infolge einiger im Laufe des vergangenen Nachmittags und Abends zu viel genossenen Seidel starken Bieres etwas Kopfweh hatte, und da ihm zugleich einfiel, daß er sich

Digitized by Google

verbindlich gemacht, nur die Wahrheit zu sprechen und sich folglich auch aller herkömmlichen Unwahrheiten zu enthalten, so antwortete er:

„Nein, ich fühle mich nicht recht wohl; ich habe Kopfschmerzen."

„Wie? Kopfschmerzen? Du mein Himmel, was seid Ihr jungen Leute doch für Schwächlinge! Als ich so alt war wie du, wußte ich gar nicht, daß ich überhaupt einen Kopf hatte. Und auch jetzt noch — sieh' mich an — wie rüstig und wohl sehe ich aus!"

„Ja, das ist wahr!" wollte Karl sagen, aber er besann sich, daß er auf jede an ihn gemachte Bemerkung nur der Wahrheit gemäß antworten durfte, und deshalb entgegnete er:

„Ich glaube nicht, daß dein Aussehen ein ganz gutes ist, Onkel!"

„Wie? Was? Was willst du damit sagen? Was findest du an mir auszusetzen?"

„Du bist zu dick, lieber Onkel, dein Hals ist zu kurz, dein Gesicht zu roth und — und —"

„Du meinst, ich hätte Aussicht, über kurz oder lang vom Schlage gerührt zu werden?"

„Allerdings!"

„Wie!" rief der alte Mann erschrocken und entrüstet.

„O Karl, wie kannst du so etwas sagen!" rief seine Tante bestürzt.

„Der Onkel fragte mich und ich sagte ihm die Wahrheit," entgegnete der junge Mann in sehr sanftem Tone.

„Ich glaube gar, er wünscht mir den Tod!" rief der alte Mann.

„Nein, Onkel, das ist nicht der Fall. Dein Tod würde mich sehr betrüben!"

„So, so — die feine Erbschaft aber, die du von mir erwartest, würde dich gleichzeitig auch sehr erfreuen, nicht wahr?"

„Allerdings!" antwortete der Wahrheitsfreund.

„Ha!" rief der alte Mann, indem er aufsprang und im Zimmer auf- und abging, „das wird ja immer besser! Was soll dieses Benehmen heißen, Bursche? sagte er, indem er plötzlich vor seinem Neffen stehen blieb und vor erhaltener Wuth zitterte.

„Ich will blos ohne Furcht oder Gunst die Wahrheit reden."

„O du undankbarer Wicht!" rief der alte Mann und bebte an allen Gliedern.

„O Karl", rief die Tante, „wie kannst du dich so abscheulich benehmen! Womit haben wir das nu die verdient?"

„Ich rede blos die Wahrheit, Tante?"

„Ach nein, das thust du nicht! Ich weiß, du würdest untröstlich sein, wenn ich oder dein guter Onkel sterben sollte!"

„Nein, das würde ich nicht sein, Tante!"

„Ha! Du Ungeheuer, willst du uns umbringen?" kreischte die Tante, indem sie sich in einen Lehnstuhl warf, sich das Tuch vor die Augen hielt und in Thränen ausbrach.

„Nein, ich will euch durchaus nicht umbringen, Tante! Ich sagte blos, ich würde nicht untröstlich sein, wenn ihr, du oder der Onkel, stürbet. Kein junger Mann grämt sich je zu Tode, weil sein Onkel oder seine Tante gestorben ist."

„Ha, du herzloser Bösewicht! das ist ja entsetzlich!" schluchzte die alte arme Frau.

„Laß ihn gehen, Marie! sprich nicht weiter mit ihm!" rief der alte Mann, indem er in einen Stuhl sank und sich die Schweißtropfen von der purpurrothen Stirn wischte. „Sprich nicht weiter mit ihm — wir haben eine Schlange in unserm Busen genährt, die uns nun zum Dank ihren Giftzahn ins Fleisch schlägt. Er ist aber einmal der einzige Sohn unsers guten verstorbenen Bruders und wenn er seine Worte zu Herzen nehmen und sagen will, es thue ihm leid, dieselben gesprochen zu haben, so will ich ihm verzeihen."

„Ja, nimm deine Worte zurück, lieber Karl! Sage, es sei nicht dein Ernst gewesen — deine alte Tante weiß, daß es nicht dein Ernst war", sagte Marie, indem sie das Tuch von den Augen nahm und den jungen Mann mit innig flehendem Blicke ansah.

„Hm! Ja — nein — ja, es war mein Ernst, Tante", antwortete Karl, mit sich selbst kämpfend, „und ich kann meine Worte nicht zurücknehmen!"

„Dann packe dich augenblicklich aus meinem Hause, Bursche! Ich leide dich keine Minute länger!" schrie der edemalige Butter- und Käsehändler. „Uebrigens gehe ich heute noch zu meinem Anwalt und ändere mein Testament! Du erbst von meinem ganzen Vermögen keinen Heller, sondern ich vermache alles, mit Ausnahme einer Leibrente für deine Tante, zur Gründung eines Hospitals für arme alte Leute ohne Kinder. Also marsch fort mir aus den Augen!" rief der alte Mann außer sich vor Wuth und stürzte auf seinen Neffen los, als ob er ihn nöthigenfalls eigenhändig hinaustreiben wollte.

„Laß ihn aber wenigstens erst sein Frühstück zu sich nehmen, Gottlieb!" rief die gutmüthige Marie, „Wir können ihn doch nicht mit nüchternem Magen in die feuchte, kalte Morgenluft hinausschicken!"

„Das ist mir ganz egal!" rief der alte Mann. „In meinem Hause soll er keinen Bissen wieder genießen und wenn er verhungern müßte!"

Karl traten die Thränen in die Augen. Wie gern wäre er seiner Tante und seinem Onkel um den Hals gefallen, wie er früher zu thun gepflegt, wenn er wegen eines muthwilligen Knabenstreiches in Ungnade gefallen war. Er hatte aber einmal versprochen, sich weder in Erklärungen noch in den Entschuldigungen, weshalb er die Wahrheit sprach, einzulassen. Deshalb nahm er kurz und gut seinen Hut, und sagte: „Leb' wohl, Onkel, — leb' wohl, Tante!" und verließ das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

O sage nicht, wie tief auch deine Wunden,
Du möchtest lieber ruh'n im stillen Grabe;
Verleugne nicht des Himmels höchste Gabe,
Die „Leben" heißt — ein Lenztraum wen'ger Stunden.

Sieh' um dich her, welch' eine Welt von Freuden,
Von Licht und Duft und Glanz und goldnen Bildern;
Wie viel der Blumen und des Thau's, zu mildern
Die Fiebergluthen deiner Seelenleiden.

So lang du lebst, sind dein all diese Wonnen,
So lang du lebst, beherrscht sie dein Gedanke;
Wie eng und finster auch die ird'sche Schranke,
Er bricht sie ab und trägt dich zu den Sonnen.

Und ob dein guter Engel noch so ferne.
Er flüstert dir im Rauschen der Cypressen:
O glaube nicht, du seist allein vergessen,
Geduld! Geduld! einst glüh'n auch deine Sterne!

Ein Etwas gibt es, das wir Alle kennen,
Das plötzlich pfeilschnell blitzt vor unser'm Blicke;
Es naht, es trifft — und du schweigst schon im Glücke —
Die Thoren pflegen „Zufall" es zu nennen.

Cajetan Ferri.

„Sagenhafte Entstehung bayerischer Städte und Städte-Namen."

(Fortsetzung.)

Kitzingen, Stadt in Unterfranken.

Die Mythe über die Entstehung des freundlichen Städtchens Kitzingen tritt mehrfach variirt auf, einigt sich aber doch in allen Abzweigungen im Grundgedanken. Die älteste Sage, welche existirt, berichtet über den Ursprung des Städtchens Folgendes:

Hadalagia war die Tochter Karl Martell's, und der Ruf ihrer wunderbaren Schönheit hatte sich schon so weit verbreitet, daß sich Königs- und Fürstensöhne aus den fernsten Landen um sie versammelten und die Holde zu freien gedachten. Hadalagia

Digitized by Google

aber wollte nur Gott allein dienen, und ihr Beichtvater bestärkte sie noch mehr in diesem Vorsatze. Ihr Vater war jedoch anderen Sinnes, er hätte allzu gerne einen der mächtigsten Fürstensöhne zu seinem Eidam gehabt, und daher suchte er seine Tochter durch Zureden zu bewegen, einem der Jünglinge ihre Hand zum Ehebunde zu reichen. Aber alle seine Bemühungen waren umsonst, die fromme Tochter ließ sich in ihrem Entschlusse nicht wankend machen; darob ergrimmte Karl so sehr, daß er in seinem Zorne sie sammt dem Geistlichen, der sie auf den Gedanken gebracht hatte, aus dem Schlosse jagte. Da wanderten nun die Beiden fürbaß, und kamen endlich in einen dichten Wald. Hier schien ihnen nun der rechte Ort, Gott zu dienen. Hadalagia versammelte nun noch mehr Jungfrauen um sich, und errichtete mit ihnen das Kloster, das sie nach dem Hirten Kitz nannte, der in der Gegend seine Heerde weidete, und einstmals mit Hilfe der heiligen Jungfrau einem Wolf ein geraubtes Lamm entriß.

Endlich drang die Kunde, daß Hadalagia in der Wildniß wohne, und Gott diene, auch zu Karl Martell. Da erfüllte sein Herz die bitterste Reue über die begangene That, und es erfaßte ihn eine unnennbare Sehnsucht, die Verstoßene zu sehen. Er machte sich daher auf, und that, als er bei ihr angekommen, sie knieend und unter Thränen um die Verzeihung seiner Grausamkeit, die er denn auch erhielt; aber erst nachdem er das Kloster überreich beschenkt, verließ er es, von dem Segen seiner Tochter begleitet.

Nach einer Sage jedoch, die uns die alten Chroniken des ehemaligen Frauenklosters in Kitzingen aufbewahrten, verhält sich die Sache also:

Die Gründerin der Stadt Kitzingen und des so eben erwähnten Klosters war Hadeloga (Adelheid), eine Tochter des Frankenkönigs Pipin, des Vaters Karls des Großen. Hadeloga hat ihren Vater einst um ein Stück Land, woselbst sie ein Kloster bauen könne, und Pipin gewährte den Wunsch. Da zog Hadeloga ihren Handschuh ab, um dem Vater die Hand zum Danke zu reichen, da entführte ein Sturmwind vom Schwanenberge aus, wo sie stand, den Handschuh plötzlich über den Main hinüber, an dessen Ufer ein Hirt seine Schafe weidete. Dieser hob den Handschuh auf, und brachte ihn der Prinzessin zurück, die darin einen Wink des Himmels erblickte, und an der Stelle, wo der Handschuh zur Erde gefallen war, das Kloster erbaute, und es Kitzingen nannte, weil der Hirt, welcher den Handschuh gefunden hatte, Kitz hieß.

Dieses geschah nach den Urkunden des 1444 aufgehobenen Frauenklosters anno domini 745.

Die eiserne Krone.

In der fruchtbaren Ebene zwischen Tessin und Adda und zwar NNO von Mailand, liegt an der Eisenbahn, die vor 1859 noch österreichisch gewesene, nun aber italienische Stadt Monza, welche die Ehre hatte, die eiserne Krone der lombardischen Könige zu bewahren. Diese Krone heißt deßhalb die eiserne, weil inwendig ein schmales Reifchen, angeblich aus einem Nagel des Kreuzes Christi geschmiedet, sich herumwindet; außerdem ist sie golden und mit Edelsteinen und Perlen geschmückt. Durch den am 11. Juli 1859 abgeschlossenen Frieden zu Villafranka kam Monza an Italien, damit aber nicht die eiserne Krone. Erst in jüngster Zeit, nachdem Oesterreich Besitz in Italien von Mincio bis Isonzo an das Königreich Italien übergiung, wurde die eiserne Krone, mit der sich auch Napoleon einst als König von Italien gekrönt hatte, Victor Emanuel, König von Italien, übertiefert. Die eiserne Krone besaß zuerst Theudelinde oder Theodolinde, die Gemahlin des longobardischen Königs Autharis (584—590). Theudelinde war eine bayerische Prinzessin, die Tochter des ersten historisch beglaubigten Herzogs in Bayern, des Herzogs Garibald I. (554—595). Theudelinde bekam diese werthvolle Krone von Papst Gregor den Großen (590—604) als Anerkennung für ihren Eifer, mit welchem sie unter den Longobarden den athanasianischen Glauben zu verbreiten suchte. Autharis aber war der Sohn Klephs, dieser der Nachfolger des Heerkönigs Alboin, welch letzterer im Jahre 568 mit seinen Longobarden aus Pannonien kommend, Oberitalien einnahm. Die Gegenden, die im Alterthume Pannonien hießen, sind jetzt österreichische Provinzen.

(Zur Geschichte der Krinoline.) Eine sächsische Krinolinenfabrik hat innerhalb der letzten zwölf Jahre 9,597,609 Stück Krinolinen fabrizirt und in den Handel gebracht. Da zu einer solchen im Durchmitt 90 Ellen Reifen erforderlich waren, so sind zur Fabrikation der namhaft gemachten Anzahl 863,784,000 Ellen Reife verbraucht worden; ein Quantum, mit welchem der Erdball, dessen Umfang bekanntlich 71,982 geographische Meilen beträgt, 13½ Mal umspannt werden kann. Der Reingewinn an einer Krinoline nur zu 2½ Sgr. gerechnet, so hat der Fabrikant während der zwölfjährigen Thätigkeit das anständige Vermögen von 779,800 Thlrn. erworben.

Mathematische Aufgabe.

In der Mitte eines Arrondissement's, welches ein Quadrat von 625 Morgen bildet, sitzt ein Hase. Wie viel Morgen hat der Hase zu durchspringen, um aus dieser Arrondirung herauszukommen, wenn er parallel der Seiten des Quadrates läuft und wie viel, wenn er den Weg der Diagonale einschlägt?

Auflösung der mathematischen Aufgabe in Nr. 42.

Antwort auf Frage 1: „50 Jahre", Frage 2: „5 Eier", Frage 3: „75 Fuß" und auf Frage 4: „25 Meilen."

Richtige Lösungen sind eingekommen von: Ansbach 2, Bindelheim 2, Eggenbauien, Immeldorf, Grünschwinden, Windshofen, Weidenbach, Altgeregnet und Recht 2c.

Räthsel.

Eins hat sich schon mancher genommen,
Was er zuletzt doch liegen ließ,
Weil ihm ein and'rer Sinn gekommen,
Der Wind von and'rer Seite blies!

Zwei hat wohl jeder Dieb zum Stehlen,
Sonst wählt er sich ein bess'res Ziel;
Zum Frieden läßt sich Zwei empfehlen —
Doch die Empfehlung hilft nicht viel.

Erst wenn das Ganze ist — gefallen,
Wenn Jeder freundlich zieht nach Haus,
Wenn statt der Bomben — Pfropfen knallen,
Erst dann ist die Comödie aus.

— — —

Erräthst du's nicht? Nur keinen Kummer?
Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Räthsels in Nr. 42:

„Kreuzschnabel."

„Der Standvogel Kreuzschnabel (Loxia curvirostra), der sich vorzüglich in den dichten Fichten- und Tannenwäldern des Harzes aufhält und von gelblicher, grünlicher und röthlicher Farbe ist, hat seinen Namen von der eigenthümlichen Bildung seines Schnabels, dessen Unterkiefertheile über den Rücken der linken Seite des Oberkiefers hervorragt, so also, daß Ober- und Unterschnabel kreuzweise über einander gelegt erscheinen. Um Weihnachten fängt der Kreuzschnabel an, in seinen düstern Tannenhainen an nehmliche Concerte zu geben, in der kalten Zeit des Januars brütet er und bis Ende Staar, Frau Nachtigall, Familie Drossel und das beliebte Kind Rothkehlchen von ihren Concerteisen im Ausland retour kommen. Ist der Kreuzschnabel bereits glücklicher Papa einiger flüggen Jungen geworden. Der Kreuzschnabel lebt vom Samen der Tannen und Fichten, der gerade im Winter seine volle Reife erhält. Kommt Kreuzschnabel in die Sclaverei, so producirt er sich in seinem Käfig als komischer Schauspieler, indem er sich bald bei den Füßen, bald beim Schnabel aufhängt. Deßwegen und wegen seines bunten Gefieders wird er auch nicht selten der „deutsche Papagei" genannt. (Dank dem Herrn Einsender auch für diese naturgeschichtliche Notiz. Die Red.)

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe

der

Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 44. Sonntag, den 4. November. 1866.

Wird einer niedern Sinns zu reich
Und brüstet sich damit zugleich,
So wird er bald in Stolz sich überheben;
Zu reich, zu arm, ich seh es oft im Leben,
Wie's der Gesinnung Schaden thut;
Wo Ueberfluß die Zucht erstücket,
Zu große Noth den Muth erdrücket,
Da dünkt mich keins von beiden gut.

Karl Barthel.

Die Wahrheit.

Eine Erzählung.

Zweites Kapitel.

(Fortsetzung.)

„Welch ein undankbarer unnatürlicher Bösewicht!“ rief der aufgebrachte Mann in jener Stimmung, in welche der Mensch nur durch solche Personen versetzt werden kann, welche er liebt.

„Ja, er ist ein Bösewicht! Die Haut schaudert mir, wenn ich daran denke, was er sagte!“ schluchzte die alte Tante!“

„So etwas von dem einzigen Sohne unseres Bruders erleben zu müssen!“ rief Gottfried Stillfried.

„Ach, wenn der es wüßte, er drehte sich im Grabe um!“ setzte Marie weinend hinzu.

„Ich möchte nur wissen, was ihm einfiel, daß er sich mit einemmale so gegen uns kehrte?“ fragte der Onkel.

„Ich kann mir's auch nicht erklären“, entgegnete die alte Marie verzweiflungsvoll. „Er wird doch nicht etwa übergeschnappt sein! Daß er Kopfschmerzen hatte, sagte er selbst, und gleich als er eintrat, bemerkte ich, daß er um die Augen herum ganz sonderbar aussah“, sagte die arme Alte, obschon das letzterwähnte Symptom lediglich dem Bereich ihrer Phantasie angehörte.

„Bemerktest du das wirklich?“ fragte ihr Bruder, indem er sich rasch umdrehte.

„Ja wohl, ganz bestimmt bemerkte ich es, und es wäre auch gar kein Wunder, wenn der arme Junge wirklich im Kopfe verdreht geworden wäre! Den ganzen Tag lang muß er zahllose Ellen Band und Spitzen abmessen und dabei endloses unsinniges Zeug mit den Kunden schwatzen und Abends über endlosen zahlreichen Büchern brüten. Ja, ja, ganz gewiß es ist so — er hat den Verstand verloren, und es wird eine schöne Geschichte werden, wenn es sich herausstellt, daß du deinen armen geisteskranken Neffen aus dem Hause gewiesen hast!“

„Ach dummes Zeug,“ entgegnete der prosaische alte Butter- und Käsehändler. Karl war ebensowenig geisteskrank als du oder ich! Es war die angeborene Bosheit seines Gemüths, welche zum Durchbruch kam; und ich mag nichts mehr mit ihm zu thun haben!“

„Na, du wirst es schon sehen! Er ist wirklich übergeschnappt! Wenn er es nicht wäre, so hätte er ganz gewiß nichts gesagt, was unser Gefühl verletzt hätte! Er hat ja früher nie so etwas gethan!“ schluchzte die Tante.

„Mir ganz egall ich enterbe ihn, und er darf mir nie wieder über die Schwelle!“ entgegnete Gottfried Stillfried hartnäckig.

„Also das wäre das Ende der ersten Section!“ seufzte der arme Karl, während er sich niedergeschlagen auf den Weg nach dem Geschäftslokal machte, in welchem er als Commis angestellt war. „Ich habe kaum seit einer Stunde angefangen die Wahrheit zu sprechen, und schon sehe ich mich aus dem Hause gewiesen und enterbt — Ha! ich bitte um Entschuldigung, Mamsell Walter!“

In seiner Zerstreutheit war er gegen eine umfangreiche Frauensperson angerannt, welche mit ihrer Krinoline die ganze Breite des Trottoirs einnehmend, einhergerauscht kam wie eine Fregatte unter vollen Segeln.

„Hi! hi! hi! Woran dachten Sie denn, Herr Stillfried?“ kicherte die Fregatte.

„An meine Tante und an meinen Onkel, Mamsell Walter“, sagte Karl, indem er seine Augen zerstreut über die so stattlich herausgeputzte Gestalt schweifen ließ.

„An Ihre Tante und Ihren Onkel? Ha, das nenne ich einen gut gezogenen Neffen! Aber — hi! hi! hi! — Sie sehen sich wohl meinen neuen Hut an! wie?“

„Ja!“

„Hi! hi! hi! Nun, da Sie einmal so aufrichtig sind, wie gefällt er Ihnen?“

„An und für sich ganz gut — auf Ihrem Kopfe aber durchaus nicht!“

„Und warum denn nicht, wenn ich fragen darf?“

„Weil er für Sie nicht paßt!“

„Und warum paßt er denn nicht für mich? Sagen Sie mir es ganz aufrichtig, denn ich weiß, Sie sind ein junger Mann von Geschmack.

„Nun denn, aufrichtig gesprochen, nach meiner Ueberzeugung ist der Hut für eine so starke Person zu leicht, für eine so alte Person zu jugendlich und für eine dienende Person zu elegant.“

Digitized by Google

„Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich alt sei?“ rief die entrüstete Mamsell Walter und wurde roth bis hinter die Ohren.

„Drei sichere Kennzeichen verrathen es mir — Ihre corpulente Gestalt, Ihr dünnes Haar und Ihre schwachen Augen. Diese Symptome sind zusammengenommen unträgliche Kennzeichen des Alters.“

„Herr Stillfried, Sie beleidigen mich!“

„Das ist durchaus nicht meine Absicht, Mamsell Walter! Sie verlangten aber meine Meinung zu hören und ich habe Ihnen dieselbe aufrichtig mitgetheilt.“

„Sie sagten, ich sei eine alte, dicke, überputzte, dienende Person.“

„So ungefähr war es allerdings, dies gebe ich zu.“

Sie sind ein unausstehlicher, vorwitziger, dummer Ladenschwengel!“ rief die aufgebrachte Jose und rannte davon.

„Da, sagte Karl bei sich selbst, habe ich mir abermals eine Feindin dadurch gemacht, daß ich die an mich gestellten Fragen der Wahrheit gemäß beantwortete — und diese neue Feindin ist die Dienerin der trefflichen Helene, die ich um keinen Preis beleidigen möchte. Um keinen Preis! Hm, es ist gut, daß ich es nicht laut sagte, denn es war eine Lüge. Um irgend einen Preis würde ich sie beleidigen, obschon es natürlich ein anstehnlicher sein müßte. O, diese Angewohnheit des Lügens! Wenn wir nicht andere belügen, so belügen wir uns selbst, obschon dazu durchaus keine Nothwendigkeit vorliegt. Aber verwünscht wäre auch dieses Wahrheitsprechen! Höchst wahrscheinlich werde ich dadurch in so viel Verlegenheiten geraden, daß ich mich gar nicht wieder herauszufinden kann.“

Während Karl Stillfried so mit sich allein sprach, näherte er sich dem prachtvollen Spiegelglasschaufenster der Modewaarenhandlung von Schulze, Müller und Meyerheim.

Mamsell Walter suchte mittlerweile in ihrer Wuth alle Bekannten auf, die sie in diesem Stadttheile hatte, und sagte:

„Was hat nur dieser unverschämte Mensch, der Stillfried, von Schulze, Müller und Meyerheim? Ich war heute früh in dem Laden, um für meine Herrin etwas zu bestellen und auf dem Heimwege begegnete ich ihm auf der Straße, wo er sich höchst unanständig gegen mich benahm.“

„Wie ein so bescheidener junger Mann, wie Herr Karl Stillfried zu sein scheint?“ sagte Luise Glöckner, die kleine Putzmacherin, welche zufällig die erste Person war, an welche Mamsell Walter sich wendete.

„Mag er bescheiden sein oder nicht, er hat mich aufs gröblichste verletzt und ich glaube, er war im höchsten Grade betrunken.“

„Wie? ein so solider junger Mann sollte am Tage schon betrunken gewesen sein?“

„Nun so hat er den Verstand verloren!“ rief die Jose.

Aber mein Gott, Mamsell Walter, auf welche Weise hat er Sie denn beleidigt? Was hat er denn gesagt oder gethan?“

„Das können Sie sich selbst denken“ entgegnete die Gefragte, indem sie mit dunkelglühendem Gesichte zum Laden hinausrauschte; denn sie hatte natürlich keine Lust, die schlechten Wahrheiten, welche Karl Stillfried ihr gesagt, zu ihrem eigenen Nachtheil zu wiederholen.

Und die hübsche kleine Putzmacherin war ganz bestürzt über die ihr zu verstehen gegebene Thatsache, daß der schöne junge Mann einen so abscheulich schlechten Geschmack gehabt hatte, einen alten, dicken, widerlich aufgeputzten Kammerjose auf zudringliche Weise den Hof zu machen.

„Ja, dann muß er wirklich den Verstand verloren haben!“ sagte Luise, indem sie sich wieder hinter den Ladentisch zu ihrer Arbeit verfügte.

Diese Conversation war mit geringen Veränderungen in wenigstens einem Dutzend Kaufläden wiederholt, so daß im Verlaufe von zwei Stunden wenigstens die eine Hälfte von Karl Stillfrieds Bekannten unter dem handeltreibenden Publikum in diesem Stadttheile überzeugt war, es müsse mit dem Verstande des jungen Mannes höchst bedenklich aussehen.

(Fortsetzung folgt.)

Den Verneinenden.

Ich will es immerhin euch gern erlauben,
Daß ihr mich rechnet für der Schwachen einen,
Doch sollt ihr meinem Auge nicht das Weinen,
Und meinem Mund der Freude Lächeln rauben.

Zu eurer Höhe kann ich mich nicht schrauben,
Wo statt der Sonne frost'ge Sterne scheinen;
Ich kann nicht hassen blos und bloß verneinen;
Dies Herz bedarf zu lieben und zu glauben.

Daß ihr euch Heiden nennet, hört' ich sagen.
Doch jene sah'n den Gott im Sturm der Meere,
Den Gott im Donner und im Sonnenwagen.

Ihr aber möchtet frech mit ex'nem Speere
In Trümmer jedes Götterbild zerschlagen,
So bleibt euch nichts denn, als die große Leere.

E. Geibel.

Die Frithjofs Sage*).

von Esaias Tegnér.
(Eingelandt.)

König Bele in Schweden und sein Freund und Waffenbruder Thorsten Wikingsson hatten, wie es in alter Zeit öfters der Fall war, ihre Kinder Ingeborg und Frithjof einem einfachen Mann, Namens Hilding, zur Erziehung übergeben. Beide Kinder verlebten auf dem Gut Hildings die schönsten Tage der Kindheit, und in kindlicher Liebe und Einfalt thun sie sich gegenseitig Alles zu liebe. Der kleine Frithjof ist glücklich, wenn er seiner Gespielin die Runen [1]) lehren, oder wenn er ihr die Erstlingsblume des Feldes bringen kann. „Wie lustig schwamm er nicht und kühn im Nachen, längs des Ufers Grün! Wie herzlich, bei des Segels Wenden, klatscht sie mit kleinen weißen Händen. Da war so hoch kein Vogelnest, ihrs zu erobern war sein Fest. Zu reißend tief kein Bach ihm war, er trug sie durch das Wasser klar.“ Doch — schnell sind die schönen Tage der Kindheit entflohn und Ingeborg, die Jungfrau, senkt das Auge vor den Blicken des blühenden, schönen Jünglings. Wie freut sich die Königstochter, wenn Frithjof ihr seine ersten Heldenthaten erzählt, „von holder Scham die Wang ihr brennt.“ Und Frithjof singt: „Und frei wie Baldur [2]), stürb auch ich, beweinte, die ich liebe, mich! — Doch bald trübt sich der heitre Himmel, eine Ahnung künftigen Wehs kommt uns entgegen. Sohn, diese Liebe nähre nicht! Unähnlich fielen eure Loose, nur Dornen trägt dir diese Rose,“ spricht der alte Hilding zu Frithjof. — Kurz darauf läßt König Bele seine 2 Söhne Helge und Halfdan, Thorsten Wikingsson seinen Sohn Frithjof zu sich in den Königssaal kommen; ihr baldiges Ende ahnend geben beide ihren Söhnen Lebensregeln des tiefsten Inhalts. Dem trotzigen Helge ruft der Vater zu: „Sein eigen Volk bedrückt kein weiser Mann, weh, wenn statt des Gesetzes die Willkür wär. Denn Recht ist Heil dem Lande, des Königs Ehre.“ Zu Halfdan dem jüngern: „Ein heitrer Sinn ist, Halfdan, des Weisen Zier; doch eitel Scherz ziemt keinen; viel minder Dir.“ Und Thorsten spricht zu Frithjof: „Zuerst verehr die Götter, dann gehorch dem König! Einem gebört die Macht, und Uebermuth, o Frithjof, erzeugt den Fall. Du selber stirbst, es schwindet, was Muth erwirbt. Doch Eines weiß ich, Frithjof, das nimmer stirbt; das ist des Todten Nachruhm durch die Geschlechter — drum wolle nur, was edel, thu nur das Rechte!“ Zuletzt empfiehlt

*) Die hier im Anfang vorliegende Frithjofs Sage wurde unlängst zu dem Zweck bearbeitet, die Mitglieder des hiesigen Liedertranzes mit diesem Heldengedicht bekannt zu machen, da einige Scenen daraus — von Max Bruch vortrefflich in Musik gesetzt — bei einer Liedersram: Production demnächst zur Aufführung kommen werden. Vielleicht sieht sich aber auch in andern Kreisen Mancher dazu veranlaßt, mit der nunmehrigen Tichtung selbst in einer der bekannten Uebersetzungen nähere Bekanntschaft zu machen.

1) Zeichen der Buchstaben.

2) Der Gott des Lichts, der schönste und liebenswürdigste unter den Göttern, von seiner Gattin Nanna nach seinem Tode tief beweint.

Digitized by Google

der alte König dem Helge, wie ein Vater Sorge zu tragen für Ingeborg, seine Schwester. Die beiden alten Freunde geben sich hierauf, wie damals ihnlich, um in Walhallas Reich zu kommen, selbst den Tod, und zwei Hügel am Ufer des Meeres bezeichnen den Ort ihrer Ruhe. Helge und Halfdan theilen sich gemeinschaftlich in die Regierung, Frithjof dagegen nimmt, als der einzige Sohn, allein Besitz von des Vaters Gut. Unter den vielen Schätzen, welche Frithjof ererbt, sind besonders drei von hohem Werth: Das treffliche Schwert Angurwadel, mit dem einst der Großvater einen Riesen erschlug; dann ein Armring, kunstvoll gearbeitet aus reinem Gold, welcher einmal von einem kühnen Seeräuber entwendet, von König Bele selbst unter den größten Gefahren zurückerobert wurde; endlich Ellida, ein Schiff, von Aegir, dem Gott des Meeres, dem alten Wiking geschenkt, welches die Eigenschaft hatte, die Befehle seines Herrn zu vernehmen, und dem das Bewußtsein innewohnte, wodurch es sich selbst steuern konnte. Doch trotz all des Reichthums kann Frithjof nicht heiter sein, sein Herz sehnt sich nach Ingeborg. Auch sie klagt: „Im Königssaale, wie schwül doch ists dort gegen Hildings Thale!“ Frithjof kann nicht länger ruhen und fährt auf seinem Schiff über die Bucht zum Orie, wo die Königssöhne wohnen. Diese sind eben auf des Vaters Grabhügel zu Ting[3]); Frithjof tritt hervor, „ihr Fürsten, ich steh vor Euch bittend hier, ich liebe schön Ingeborg, gebt sie mir.“ Doch der stolze Helge spricht mit Hohn: „Nicht paßt unsre Schwester zum Bauernsohn; nicht ziemt dirs, um fürstliche Maid zu werben.“ Und auf die Aufforderung Helges, Frithjof könne sein Dienstmann werden, giebt dieser sein Schwert und spaltet unter Drohung Fürst Helges Goldschild mit einem Streich in zwei Halbrunde. — Nicht fern von hier, regierte in Norwegen König Ring, berühmt im ganzen Norden. Jüngst erst hat ihm der Tod die theure Gattin geraubt, und Ring verkündet nun dem Volk, daß König Beles Tochter, Ingeborg, er zu freien gedenkt, und der alte König meint, „doch gnüget zum Glück ihr ein biedrer Mann, ob weiß ihm auch glänze der Schimmel.“ Ring schickt Boten zu Helge und Halfdan, um Ingeborg zu werben; doch diese weisen die Werbung mit Hohn zurück. Geblitzet ziehen die Boten heim und König Ring ruft sogleich sein Volk zu den Waffen, um den Spott an Beles Söhnen zu rächen. Diese, von König Rings Heerzug unterrichtet, schicken Hilding zu Frithjof und lassen ihn um seinen Beistand bitten; doch Frithjof sagt, nur Ingeborg ist der Preis, um den er kämpft. Sie aber wies von ihren Brüdern in Baldurs Tempel verborgen gehalten. — Frithjof von Sehnsucht getrieben, wagt sich bei Nacht in Baldurs Tempel, seine Ingeborg zu sehen. Sie aber glaubt durch die Gegenwart zweier Liebenden den Tempel zu entheiligen; doch Frithjof beruhigt sie und spricht vor dem Bilde Baldurs, „o daß auf uns er niedersähe, in unsre Herzen liebentzündt, ihm flammt kein Opfer würdger vom Altar, als Liebe, die vom Himmel stammt und Treu', fest wie die seine war.“ Erst die Morgensonne, welche herauf vom Meere leuchtet, trennt die Beiden. Frithjof kehrt heim, doch legt sich sein Grimm gegen Beles Söhne nicht. Ingeborg erwartet ihn ein anders Mal im Tempel, doch erst gegen Morgen kommt Frithjof mit wildem Blick und erzählt seiner Ingeborg, was vorgefallen war. Frithjof hatte nämlich nochmals vor dem versammelten Volk um Ingeborg gebeten, zugleich seine Hilfe gegen König Ring anbietend: das ganze Volk bittet für Frithjof; „er ist die beste Klinge doch im Lande, drum gib ihm Ingeborg!“ Auch Hilding, selbst Halfdan bitten für Frithjof. Doch Helge spricht: „Dem Bauernsohn vielleicht gäb ich die Schwester, doch dem Tempelschänder nicht! Sahst Du nicht Ingeborg in Baldurs Tempel?“ Offen bekennt dies Frithjof; mit Schaudern wendet sich das Volk von ihm. Helge beschießt ihm, zur Sühne seiner Sünde von Jarl Agantyhr, einem mächtigen König im fernen Lande, der früher Schatzung gezahlt, sie aber jetzt verweigert, die jährliche Schatzung zu holen, wo nicht — sei seine Ehre verloren. Als Frithjof dies seiner Ingeborg mitgetheilt hatte, fragt sie: „Und dein Beschluß?“ „Ich gehe und du gehst mit mir!“ antwortete Frithjof und sucht sie zu überreden, mit ihm zu fliehen; denn nicht der Norden sei das Schönste, viel schönere Länder gäbe es im Meer der Griechen, wo die Natur das Schönste bietet, dort im Süden wollen sie sich ein kleines Nordland bauen. Aber Ingeborg läßt sich nicht bewegen, „ich leis' klagend zu vergehren, das ist mein Loos, Helge ist mein Vater, ist mir an Vaters Stelle, mein Glück beruht auf ihm, und Beles Tochter stiehlt ihr Glück sich nicht. Du kannst wohl wiederkehren, doch findest deine Ingeborg nicht mehr.“ Frithjof zieht nun auf seinem Schiff mit treuen Waffengefährten fort, und Ingeborg sieht ihm lange nach; da sitzt sie nun manchen Tag an des Meeres Ufer und klagt den Wellen ihr tiefes Leid. Auch Helge hat dem Schiff nachgesehen und ihm Zauberspruch nachgesendet. Bald erhebt sich der heftigste Sturm, alle Schreckensmächte schreiten in der Woge wildem Lauf aus dem Meere auf; Hagelschauer fährt aus Wolkengraus und finster wie im Grabesraume wird Alles rings umher, die Fluthen stürzen über Bord schon her. Sieh, wie ein loses Eiland breitet schwimmend sich ein Walfisch aus, drauf 2 Meerunholde reiten, und wälzt sich auf Ellida los. „Ellida, borche meiner Stimme, bist ein Götterwerk du, trifft mit mächt'gem Kiele Zauberungethüm.“ Ellida hört, was Frithjof ruft und stürzt gegen des Unthiers Brust; nicht mehr tauchet Helges Drachschiff auf aus blut'gem Schlamm. Und der Sturmwind stiebt von der See fort, bald landen sie am grünen Strand von Agantyhrs Land und laben sich am Methhorn. Frithjof mit den Gefährten wird vom Wächter erblickt und von Aganthyr als Thorsiens Sohn erkannt. Einer dessen Kämpen stürmt sofort gegen Frithjof und läßt ihm die Wahl, zu fliehen oder sich zum Kampf zu stellen. Frithjof, obwohl von der Fahrt müde, zieht sein Schwert Angurwadel und Todesbiehe ertlingen wie Hagel dicht; doch Frithjof spaltet dem Gegner den Schild und bricht ihm die Klinge. „Schwertlose, sprach er, hat nie mein Schwert verletzt, doch, wenns dich noch ergötzet, sei andrer Kampf gewährt.“ Sie ringen nun und Frithjof streckt den Gegner bald zu Boden, doch senkt er seine Klinge und reicht dem Liegenden die Hand. Versöhnt gehen sie zusammen in die herrliche Burg Aganthyrs, wo Frithjof festlich empfangen und bewirthet wird. Als er zuletzt auf den Zweck seiner Fahrt kommt, spricht Aganthyr ganz ruhig: „In diesen Meeren erkenn ich keine Pflicht, heischen sie den Zoll, bereit bin ich zum Streit.“ Doch als Freund Beles und Verehrer Frithjofs gibt er ihm einen schweren Beutel voll gemünzten Goldes. Frithjof bleibt den Winter über noch bei Aganthyr, aber, als der Lenz sich einstellt, zieht es ihn fort nach der Heimath. Auf seinem Schiff Ellida erreicht er nach 7 Tagen das Heimathland, siehe — da fliegt ihm sein Folke entgegen, sein weißes Roß und sein treuer Hund springen auf ihn zu, doch — von Ingeborg sieht er nichts, und bald ist die Stätte, nur Schutt und Stein, wo sein Hof gestanden. Der alte Hilding erzählt ihm, daß König Helge, nachdem er von König Ring geschlagen, Frithjofs Hof verheert habe, und Ingeborg mit Ring nach Norwegen habe ziehen müssen. „O Weib!“ ruft Frithjof, „das allerերste, was Loke[4]) dachte, war eine Lüge, die vielgewandt in Frauenbildung zur Erd er sandt: mit Veilchenaugen und falschen Zähren uns zu entzücken, uns zu bethören.“ Hilding sagt ihm weiter, daß, als Helge Frithjofs Ring an Ingeborgs Arm sah, er diesen ihr abnahm und damit das Bild Baldurs schmückte. „Alvater rächet!“ Frithjof ruft und geht nach Baldurs Tempel, wo eben die Priester in Gegenwart Helges die Opfer brachten. Als Frithjof den Fürsten erblickt, schleudert er ihm den goldschweren Beutel an die Stirn, daß er sinnlos am Altar niederstürzte. Frithjof nimmt von Baldurs Bild seinen Armring; doch in demselben Augenblick fährt zornig der Gott in die Flammen; Frithjof und die Priester wollen löschen, aber es ist umsonst, der Tempel brennt nieder. Frithjof muß fliehen und vertraut sich wieder dem Meere an, beim Abschied seinem Land oftmals „leb wohl, leb wohl,“ nachrufend. So trieb er, ein rechter Wiking[5]), lange auf dem Meer umher, bis er zogar nach Griechenland kam. Hier gedenkt er wieder lebhaft seiner Jugeborg, wie schön es wäre, mit ihr da zu wohnen. Nach drei Jahren sehnt er sich

3) Volksversammlung.

4) Loke stellt unter den Göttern gleichsam das böse Prinzip vor, der Gott des Bösen.

5) Seefahrer.

Digitized by Google

zurück nach Norden, aber nicht nach seiner Heimath, sondern zu König Ring, um, wie er sagt, Abschied zu nehmen von ihr. — König Ring saß einst mit der Königin und vielen Gästen im Festsaal, als ein Greis, umhüllt mit einem Bärenfell, eintrat. Dieser setzt sich wie ein anderer Bettler zunächst an die Thür des Saales. Gereizt durch den Spott etlicher Hofherren nimmt der Greis Einen dieser und rüttelt das Männlein tüchtig hin und her. Wegen der außergewöhnlichen Stärke vermuthet man gleich Vermummung, und auf Befehl des Königs muß der Greis seine Maske fallen lassen; ein schöner Jüngling steht vor dem König, es ist Frithjof selbst. Da stürzt der Königin das Blut in die bleichen Wangen und zitternd reicht die schöne Herrin auf Befehl des Königs dem Gast den vollen Becher, den er mit Einem Zuge leert. Frithjof bleibt noch lange als Gast bei Ring, auch während des Winters. Bei einer Eisfahrt, welche der König mit Ingeborg und dem Gast machte, rettet er die Geliebte vom Tod. Der Frühling kommt, und der alte König will jagen. Ingeborg eilt rasch den Bewohnern des Forstes tief in Waldesnacht nach; der alte Fürst kann nicht so schnell folgen, und Frithjof bleibt ihm zu zur Seite zurück. Von der Jagd ermüdet legt sich der König nieder und schläft, das Haupt auf Frithjofs Knie gestützt ein. Da ruft ein Vogel schwarz von Farbe, hoch vom Zweig; „Eile Frithjof, triff den Alten, end' den Zwist mit einem Streich!“ Doch ein andrer Vogel, weiß an Farbe, singt: „Frevler, was du immer auch gewinnest, Heldenruhm gewinnst du nicht. Sieht dich auch kein menschlich Auge, Odins Auge sieht den Streich.“ So die beiden Vögel sangen und sein Schlachtschwert wirft mit Abscheu Frithjof weg. Da erwacht der König. „Lieblich schlummert's hier im Schatten, wenn uns schützt des Tapfern Schwert. Doch wo ist dein Schwert, o Fremdling? Nicht geschlafen hab ich, Jüngling, nur erproben wollt ich dich; du bist Frithjof! Ich erkannt dich schon, als den Saal du hast betreten. Alt bin ich geworden, nimm mein Reich hin, nimm die Gattin, sie ist dein.“ Doch düster entgegnet Frithjof: „Schon zu lang in deiner Halle weilt ich, unversühnter Götter Zürnen ruht auf meinem Haupte schwer. Fort muß ich, den Gott zu sühnen.“ — Kurz darauf ladet Ring seinen Freund Frithjof und die Gemahlin zu sich, nimmt Abschied von ihnen und gibt sich selbst den Tod. „Schön wars zu schauen, wie Trotz an Tropfen purpurn auf silbernes Brustharnisch ihm lief.“ Eilbotschaft geht durchs ganze Land: Ring ist todt! Zu Ting, zu Ting!“ Das Volk versammelt sich und Frithjof hebt Rings unmündigen Sohn auf den Schild und verspricht, ihm sein Reich zu bewahren. Frithjof zieht fort in sein Heimathland, obgleich ihn das Volk bei Ingeborg vermählen will. Auf dem Grabhügel des Vaters bittet er um Vergebung seiner Schuld. Er baut nun Baldur einen neuen Tempel, herrlicher als der erste war. Die Priester und zwölf Tempeljungfrauen kommen, den Tempel zu weihen. Doch der Oberpriester spricht: „Was frommt dir, zu bauen Baldurs Haus? Mit Stein versöhnt man Baldur nicht, mit deinem Feind und mit dir selbst versöhne dich zuvor. Von einem Baldur spricht der Süd, dem Sohn der Magd, die Runen zu erklären sandt Allvater ihn. Sein Feldgeschrei war Friede, Liebe war sein Schwert. Fromm lebt' und lehrt' er, so auch starb er und verzieh. Doch seine Lehre geht, so heißt's, von Thal zu Thal, erweichet harte Herzen, leget Hand in Hand und baut das Reich des Friedens auf versöhnter Welt. Nicht kenn ich recht die Lehre, doch geahnt schon hab ich in meinen besseren Stunden dunkel sie. Einst wird sie kommen, weiß ich, und dann schwebt sie leicht mit weißen Taubenflügeln über Nordens Höhen. Du glücklicher Geschlecht, das aus dem Strahlenkelch des neuen Lichtes trinken darf, ich grüße Dich.“ Der Oberpriester theilt nun Frithjof mit, daß König Helge todt sei, und Halfdan allein auf dem Thron sitze. Da tritt eben Halfdan in den Tempel ein, und Frithjof bietet ihm die Hand zum Frieden. Auch Ingeborg tritt, im Brautschmuck leuchtend, in den Tempel, und am Altare Baldurs reicht sie die Hand dem Jugendfreunde, dem Heißgeliebten freudig dar.

Mit der Liebe ist so viel Enthaltsamkeit, Zucht und Redlichkeit verbunden, daß sie auch ein zügelloses Gemüth durch ihre Berührung von anderen Leidenschaften abziehen kann. Denn sie rettet die Frechheit in demselben aus, drückt den Uebermuth nieder, impft ihm Schamhaftigkeit, Stillschweigen und Ruhe ein, umhüllt es mit dem Gewande der Ehrbarkeit, und macht es einem Liebhaber unterthan.

Je mehr der Jüngling von den Sitten des Kindes bewahrt, desto besser. je mehr er sich im Voraus von den Sitten des Mannes anmaßt, desto schlechter ist er.

Charade.

Ein jedes Ding auf dieser Welt,
Vor welches man die Erste stellt,
Ist, sei's auch tausendmal vorhanden,
Doch nur für sich allein verstanden.

Die Zweite strebt oft ans Barocke,
Auch ist sie einfach, fein und zierlich,
Beträgst Du Dich nicht hübsch manierlich,
Bekommst Du sie mit einem Stocke.

Das Ganze wünsch' ich meinem Volke,
Dann trotzt es jeder Sturmeswolke.

Auflösung des Räthsels in Nr. 43:
„Vorhang.“

Mathematische Aufgabe.

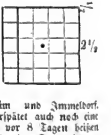
Ein junger Hirte ließ mit Freuden
Eintausend und 8 Schafe weiden,
Bis daß der Sonne letzter Strahl
Entweicht von seinem grünen Thal
Und dunkler Abend war geworden.

Jetzt führete er sie in zwölf Horden,
Doch so, daß jegliche zwei mehr
Enthielt, als das nächst vor'ge Heer.
Sag, wie viel in das erste kommen
Und jede andere aufgenommen.

Auflösung der mathematischen Aufgabe in Nr. 43.

„Der Hase mag mit den Seiten des Quadrats parallel oder nach der Diagonale laufen, so muß er über $12\frac{1}{2}$ Morgen. (Doch ist der Weg der Diagonale länger.)

Zur Veranschaulichung.



Dem V 6,25 = 25 Morgenlg. d. $\square$
4
4: 225 25 = $12\frac{1}{2}$ „ „ $\square$
225 2

Richtige Lösungen kamen ein von Burgbernheim und Immeldorf. Zu den richtigen Lösungen der vorigen Aufgabe, traf verspätet auch noch eine von Sindelburg ein. Statt „verschwinden“ sollte es vor 8 Tagen heißen Erkmichverschwinden, und in der naturgeschichtlichen Reise über den Kreuzschnabel ist Zeile 10 unrichtig „im Auslande“ statt ins Ausland gesetzt worden. Wir ersuchen den gedrehten Herrn Einsender, sich uns gefälligst nennen zu wollen, worauf dann auch seine letzte Sendung zur Aufnahme gelangen soll. D. R.

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 45. Sonntag, den 11. November. 1866.

„Frei war von Schuld — nicht Einer.
Ja von uns Allen Keiner
Ist, der nicht schwer geirrt.
Nur laßt uns frei bekennen
Und endlich das erkennen,
Was uns so lang verwirrt.

Wir stehen in der Reihe
Der edeln Völker doch,
Wie auch die Zeit uns zeihe,
Des Unglücks hohe Weihe
Giebt uns die Krone noch!"

Die Wahrheit.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Der Knabe Karl fängt an, mir fürchterlich zu werden.

Mittlerweile betrat Karl Stillfried den Schauplatz seiner Berufsthätigkeit.

„Herr Stillfried", sagte der dritte seiner Chefs, ihm entgegenkommend: „Sie haben sich heute etwas verspätet, da Sie aber sonst im höchsten Grade pünktlich sind, so will ich weiter nichts darüber sagen. Vor allen Dingen packen Sie hier diese ausgesuchtesten Brokat und Moiréestoffe zusammen! Dieselben sollen heute Nachmittag zur Ansicht an unsere geschätzte Abnehmerin Fräulein Helene Ehrenreich befördert werden. Höchst angenehm wäre es mir, wenn Sie das Packet selbst hintragen wollten. Ich weiß wohl, daß ich das eigentlich nicht von Ihnen verlangen kann, aber wir möchten eine so werthvolle Sendung unserm neuen Markthelfer nicht gerne anvertrauen. Ueberdies würde Fräulein Ehrenreich es auch als eine große Aufmerksamkeit betrachten, wenn Sie selbst kämen, und sie ist eine unserer einträglichsten Kunden. Ihre Dienerin war heute morgen da und machte eine bedeutende Bestellung, während sie zugleich den Wunsch aussprach, daß diese Seidenstoffe ihrer Herrin diesen Nachmittag zur Ansicht zugesendet werden möchten. Wenn Sie daher nichts dagegen einzuwenden haben, so wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie damit hingehen wollten."

„Mit dem größten Vergnügen werde ich das thun, Herr Meyerheim! antwortete Karl Stillfried mit heiterer Miene; denn r war in seinem Innersten erfreut, daß er endlich einmal im Stande war, eine höfliche Antwort zu geben, die zugleich mit der Wahrheit übereinstimmte.

Der arme junge Mann! Er hatte schon angefangen zu fürchten, daß es ihm niemals wieder möglich sein werde, den Mund aufzuthun, ohne jemand zu beleidigen, oder sich einen Feind zu machen.

„Nun das freut mich!" sagte Herr Meyerheim. „Wisser Sie übrigens, Sie kleiner Adonis, daß Fräulein Ehrenreich es höchst wahrscheinlich vorzugsweise gerne sehen wird, wenn gerade Sie ihr die Sachen bringen? Ich habe bemerkt, daß sie, wenn sie hieher in den Laden kommt, allemal von Ihnen bedient sein will. Versucht es einer von uns alten Knacksen und ist er gegen sie auch noch so höflich, so macht sie ein verdrießliches Gesicht, findet an nichts Gefallen, sondern steht auf und sagt, Sie werde wieder kommen. Ach ja, es ist etwas Schönes, fünfundzwanzig Jahre alt zu sein und einen Kopf voll schöner brauner Haare zu haben!" sagte Herr Meyerheim, und fuhr sich mit der Hand über sein spiegelglattes, „marmorfahles Haupt", wie Professor Momma, der Erfinder des bekannten Haarbalsams, sagt.

„Karl Stillfried erröthete bescheiden, antwortete aber der Wahrheit gemäß:

„Ja, das ist wahr!"

Herr Meyerheim blickte durch diese Antwort doch ein wenig überrascht, auf und sagte bei sich selbst;

„Der eingebildete Narr! für so eitel hätte ich ihn nicht gehalten! Doch nein, er kann es nicht sein, denn er erröthet ja über die Vermuthung, daß eine reiche Erbin Gefallen an ihm finde! Ich habe ihn wahrscheinlich nicht recht verstanden."

Dann setzte er laut hinzu:

„Uebrigens habe ich Ihnen auch noch etwas mitzutheilen, Herr Stillfried! Aber, wohl gemerkt, die Sache ist noch ein Geheimniß. Kommen Sie einmal hieher!"

Der junge Mann folgte seinem Prinzipale in ein Versteck hinter einigen auf Lattengestellen hängenden Damenmänteln und Herr Meyerheim fuhr fort:

„Ich wünschte nämlich mir das Vergnügen zu machen, der erste zu sein, der es Ihnen sagte, und da ich wahrscheinlich noch heute Vormittag eine Geschäftsreise antreten werde, so wird sich mir weiter keine Gelegenheit darbieten.

Stillfrieds Miene verrieth Spannung und Neugier. Herr Meyerheim schaute sich um, um sich zu überzeugen, daß keine Lauscher in der Nähe wären und fuhr dann fort!

„Vergangenen Sonnabend hatten wir drei Inhaber der Firma uns zu einem kleinen Souper versammelt. Natürlich drehte sich das Gespräch während desselben um das Geschäft und um unsere Leute und wir kamen dabei auch auf Sie sprechen. Wir erwähnten Ihrer Intelligenz und Zuverlässigkeit, Ihrer angenehmen Manieren, Ihrer Beliebtheit bei dem Damenpublikum und und — und — kurz, wir kamen zu dem Schlusse, es sei nicht mehr als billig, wenn wir Sie in die Firma aufnähmen und Ihnen einen Antheil an dem Geschäft zugestünden."

O, Herr Meyerheim!" stammelte der junge Mann und zitterte vor Dankbarkeit und Freude.

Digitized by Google

Mit der Zeit einmal, nach langen Jahren treuer Dienste und wenn er sich etwas ansehnliches erspart haben würde, als Theilhaber des Geschäfts eintreten zu können, war das Ziel seines höchsten irdischen Ehrgeizes gewesen; aber schon jetzt aufgenommen zu werden, ohne Kapital, blos auf seine persönlichen Eigenschaften hin, dies übertraf seine kühnsten Erwartungen.

„Still, still! Schreien Sie doch nicht so! Man könnte Sie hören, und die Sache soll vor der Hand noch tiefes Geheimniß bleiben! Doch wie ich sehe, haben sich eine Menge Kunden eingefunden und wir müssen daher vor der Hand davon abbrechen. Gehen Sie daher und bedienen Sie jene Damen, welche dort die gedruckten Stoffe ansehen!"

Mit diesen Worten entfernte sich Herr Meyerheim und der junge Mann verfügte sich auf seinen Platz hinter dem Ladentisch, um die Kunden zu bedienen.

„Wissen Sie gewiß, daß diese Farben nicht ausgehen?" fragte eine junge Dame, die ein hübsches Kattunmuster betrachtete.

„Nein, mein Fräulein, ich bin vielmehr überzeugt, daß sie ausgehen werden!" entgegnete der Wahrheitsfreund.

„Aber auf der Etikette steht doch „echt" — woher wissen Sie dann, daß diese Farben ausgehen?"

„Weil vergangene Woche eine alte Dame von diesem Stoff kaufte und einige Tage darauf mit der Klage wiederkam, daß von einem kleinen Stück, welches sie zur Probe gewaschen, die Farbe fast gänzlich geschwunden sei."

„Dann hatte die alte Dame allerdings ein Recht, sich zu beklagen; aber Sie sollten auch nicht Stoffe als echtfarbig bezeichnen, wenn Sie nicht gewiß wissen, daß dieselben es wirklich sind!"

„Allerdings, mein Fräulein, das sollten wir nicht!"

„Und nun, da Sie erfahren haben, daß die Farben ausgehen, sollten Sie diesen Zettel abnehmen!"

„Ja, mein Fräulein, das sollten wir!"

„Wie? Sind diese Zettel noch nicht beseitigt?" rief Herr Schulze, der älteste Theilhaber der Firma, indem er sich dastig herbeidrängte. Reißen Sie dieselben sofort ab, Herr Stillfried! Wir bezeichnen niemals Farben als echt, von denen wir nicht gewiß wissen, daß sie es auch wirklich sind. Womit können wir Ihnen sonst dienen, mein Fräulein?" fragte er, indem er sich dienstfertig zu der jungen Dame wendete.

„Ich danke Ihnen, ich werde wiederkommen!" antwortete sie und verließ den Laden.

Nicht sobald war sie hinaus, so ward das Benehmen des Prinzipals ein ganz anderes. Sich heftig nach Stillfried herumwendend, welcher eifrig beschäftigt war, die lügenhaften Etiketten von den betreffenden Stücken abzureißen, sagte er in unfreundlichem Tone:

„Lassen Sie nur diese Etiketten daran, Stillfried! Was zum Teufel fiel Ihnen ein, daß Sie dieser jungen Dame sagten, diese Farben seien nicht echt?"

„Ich sagte es, weil es wahr ist. Die alte Madame Lämmergeier, welche vorige Woche ein Kleid von diesem Stoff kaufte, brachte ein Stück davon zurück, auf welchem durch das Waschen die Farben theils ganz verschwunden, theils ineinander verschwommen waren."

„Aber das brauchten Sie doch dieser jungen Dame nicht zu sagen! Diese Erfahrung konnte sie selbst machen, nachdem sie das Kleid gekauft und bezahlt hatte."

„Aber dann wäre es zu spät gewesen."

„Was geht das uns an? Wenn wir den Leuten sagen wollen, daß dieses Stück Waare unecht ist, daß jenes keine Haltbarkeit hat und daß das dritte hier und da kleine Fehler sehen läßt, so thun wir klüger, wenn wir das Geschäft sofort schließen. Ich muß mich sehr wundern, daß Sie, da Sie doch schon so lange bei uns sind, unsern Vortheil nicht besser in Acht zu nehmen verstehen. Hüten Sie sich ja, dergleichen Fehlgriffe wieder zu begehen!" sagte der erzürnte Pinzipal und verfügte sich nach einem andern Theile des Geschäftslokals.

Der arme Karl! Kaum hatte er nach dieser Strafpredigt aufgeathmet, so wurden seine Wahrheitsliebe und sein Muth abermals auf die Probe gestellt.

„Zeigen Sie mir doch einige Sorten guten, wohlfeilen Flanell, ungefähr wie der, welcher am Fenster als ganz wollen für 9 Silbergroschen die Elle bezeichnet ist," sagte eine alte Dame, indem sie an den Ladentisch trat.

Mit einem Seufzer über das in Aussicht stehende Verhör und mit der innigen Hoffnung, daß die alte Dame alles für baare Münze nehmen und keine Frage thun möchte, holte Karl ein Stück Flanell und rollte es vor ihr auf.

„Ist das dieselbe Sorte wie die am Schaufenster ausgestellte?"

„Ja wohl, ganz dieselbe!"

„Und sie ist durch und durch wollen?"

„Nein, das allerdings nicht, Madame! Es ist ein wenig Baumwolle darunter."

„Baumwolle ist darunter? An dem Fenster steht ja „ganz wollen"? Warum schreiben Sie Dinge an, die nicht wahr sind? Indessen, der Flanell fühlt sich sehr schön und weich an und wenn er nicht zu sehr einläuft, so ist der Preis auch billig. Glauben Sie, daß er einläuft?"

„Allerdings thut er das, und zwar sehr bedeutend!"

„Woher wissen Sie denn das?"

„Meine Tante kaufte sich einige Ellen, um sich etwas zu fertigen; aber er lief so ein, daß sie sehr unzufrieden damit war."

„Nun das ist sehr schön und ehrlich von Ihnen, daß Sie mir dies sagen, denn sonst hätte ich mich wirklich anführen lassen!" sagte die alte Dame und erhob sich, um sich zu entfernen.

„Ich kann Ihnen aber wirklich ganz wollenen Flanell zeigen, der nur höchst unbedeutend einläuft; freilich ist der Preis dafür etwas höher," sagte der junge Mann, um die Käuferin womöglich zurückzuhalten.

„Ich danke Ihnen; ich will mich erst anderswo umsehen!" entgegnete die alte Dame, welche trotz der Ehrlichkeit, womit ihre Fragen bis jetzt beantwortet waren, angenscheinlich fürchtete, am Ende doch noch betrogen zu werden.

Herr Schulze, welcher dieser Conversation ebenfalls mit angehört, war vor Wuth dunkelroth im Gesicht. Der sich entfernenden Käuferin nacheilend, rief er:

„Es ist mit den Flanells ein Irrthum vorgegangen, Madame; die Etiketten sind an die falschen Stücke geheftet worden. Ich befahl meinen Leuten, den Irrthum sofort wieder zu berichtigen; wie es aber scheint, ist es vergessen worden; es soll jedoch sogleich geschehen! Wenn Sie mittlerweile wieder näher treten wollen, so können wir Ihnen einige Sorten zeigen, welche —"

„Ich danke, ich danke!" entgegnete die alte Dame hastig und machte, daß sie aus dem Laden hinauskam.

„Was soll denn aber das wieder heißen?" murmelte der Principal in leisem Tone verhaltener Wuth. „Sind Sie denn wirklich rein toll? Warum sagen Sie dieser alten Dame, daß dieser Flanell nicht ganz wollen sei und daß er beträchtlich einliefe?"

„Weil sie mich fragte und ich ihr die Wahrheit antworten mußte."

„Die Wahrheit!" rief der Principal, kaum noch im Stande, seine Wuth zu beherrschen. Gerade in diesem Augenblick aber kamen mehrere Damen auf Karl zu und Herr Schulze zog sich wieder in den Hintergrund zurück.

„Sind das wirklich echt französische Seidenzeuge?" fragte eine der Damen.

„N — ein, Madame!" stammelte Karl, indem er bis an die Augen erröthete.

„Auf der Etikette steht es aber doch, obschon ich gleich meine Zweifel hatte! Warum bezeichnen Sie diese Stoffe aber als etwas, was sie nicht sind? Wahrscheinlich ist es ein Irrthum, nicht wahr?"

„Nein Madame, es kein Irrthum!"

„Wie? Wollen Sie damit sagen, es sei mit Fleiß geschehen?"

„Ja, Madame!"

„Aber warum hängen Sie falsche Etiketten an Ihre Waaren?"

„Um sie zu einem bessern Preis zu verkaufen."

Digitized by Google

„Aber das ist ja Betrug," rief die Dame im Tone der Entrüstung.

„Ich weiß es, Madame!" mußte der Wahrheitsfreund zugestehen. „Wir halten es aber für ein erlaubtes Mittel, um mit Vortheil zu verkaufen."

„Und ist dies in Ihrem Geschäft so Gebrauch?"

„Ja, Madame!"

„Entsetzlich! Und — Aber warum offenbaren Sie diese Dinge? Haben Sie sich mit Ihren Principalen verunreinigt?"

„Nein, Madame! Ich stand mit meinen Principalen nie auf einem bessern Fuße als gerade heute morgen!"

„Das ist seltsam! Warum aber erzählen Sie mir denn alles das?"

„Weil Sie Fragen an mich richten, die ich mich gedrungen fühle, der Wahrheit gemäß zu beantworten."

„Sonderbar! Und reden Sie immer die Wahrheit?"

„Ich thue es jetzt, Madame!"

„Und wissen es Ihre Principale?"

„Ich glaube nicht!"

„Ja ich glaube es selbst nicht! Doch kommen wir wieder auf diese fälschlich als französische bezeichneten Seidenstoffe zurück. Ich möchte wissen, was für Fabrikat dieselben eigentlich sind?"

„Englisches, von etwas untergeordneter Qualität."

„Und was sind sie im Detail wirklich werth?"

„Ungefähr 20 Silbergroschen die Elle."

„Und Sie verkaufen sie für einen Thaler! Also für ein Drittel mehr, als sie wirklich werth sind! Das ist ja abscheulich! Ich komme keinen Schritt wieder in diesen Laden und werde auch allen meinen Freundinnen zu wissen thun, wie sie hier betrogen werden!" sagte die Dame, indem sie die Seidenstoffe zurückschob und den Laden verließ.

Augen- und Ohrenzeugen dieses Auftritts waren nicht blos der von panischem Schrecken ergriffene Müller, sondern auch Schulze und Meyerheim, welche, nachdem die Dame den Laden verlassen, ein paar Sekunden lang wie vom Donner gerührt dastanden, worauf sie dann alle drei mit einemmal auf den unglücklichen Karl Stillfried losstürzten.

„Was ins Teufels Namen soll das heißen?" rief Müller.

„Haben Sie den Verstand verloren? Wollen Sie uns ruiniren?" fragte Schulze.

„Sie treiben ja alle Kunden fort! Sie machen uns in einer Stunde für mehr als hundert Thaler Schaden!" rief Meyerheim.

„Was veranlaßt Sie nur, auf so unsinnige Weise zu handeln?" fragte Müller.

„Man thut Fragen an mich und ich sage die Wahrheit," antwortete Karl, durch diesen Sturm von Schwüngungen zur Verzweiflung getrieben.

„Die Wahrheit! Was soll das heißen? Sie sagen, unsere Etiketten wären falsch!" sagte Schulze.

„Sie sagen, wir hefteten falsche Etiketten an unsere Waaren, um sie zu einem höhern Preise zu verkaufen!" rief Müller.

„Und es sei dies in unserm Etablissement so Gebrauch!" setzte Meyerheim hinzu.

„Nun, das ist ja auch die Wahrheit! Die Wahrheit! Die Wahrheit! Und ich muß die Wahrheit sprechen und wenn es mein Tod wäre!" rief Karl außer sich.

„Verlassen Sie unsern Laden, Sie sind verrückt!" schrie Schulze.

„Packen Sie sich Ihrer Wege, Sie sind ein Schurke!" donnerte Müller.

„Kommen Sie uns nicht wieder über die Schwelle, Sie Bösewicht!" rief Meyerheim.

„Marsch! Fort! Hinaus!" riefen alle drei.

Es war die höchste Zeit. Karl Stillfried nahm seinen Hut, schwang sich leichtfüßig über den Ladentisch, raffte schnell noch das ihm zur Besorgung empfohlene Packet mit fort und verschwand aus dem Laden.

Na, dachte er, als er sich mit dem Packet unter dem Arm auf der Straße sah, ich habe erst seit wenigen Stunden die Wahrheit gesprochen und ohne einen andern Fehler als diesen begangen zu haben, sehe ich mich von meinem Onkel enterbt und aus dem Hause gewiesen und von meinen Principalen mit Schimpf und Schande aus dem Dienste gejagt. Wird auch der übrige Theil der Prophezeiung meines Freundes sich erfüllen? Wird meine angebetete Louise mich auch verstoßen, wenn ich ihr eine unangenehme Wahrheit sage? Und wird die erschrockene und entrüstete Gesellschaft mich als einen Verrückten, der ohne Gefahr für sich und andere nicht auf freiem Fuß gelassen werden dürfe, ins Irrenhaus sperren? — —

Nachdenklich begab er sich zu seiner Braut.

(Fortsetzung folgt.)

Kreislauf des Weines.

Aus der Traube in die Tonne,
Aus der Tonne in das Faß,
Aus dem Faße dann — o Wonne!
In die Flasche und in's Glas.
Aus dem Glase in die Kehle,
In den Magen, in den Schlund;
Und als Geist dann in die Seele
Und als Wort dann in den Mund;
Aus dem Worte etwas später
Formt sich ein begeistert Lied,
Das durch Wolken in die Aether
Wie der Menschen Jubel zieht;
Und im nächsten Frühling wieder
Fallen dann die Lieder fein
Nun als Thau auf Reben nieder
Und sie werden wieder Wein.

Vogel von Falkenstein.

Das „Dabeim" schildert einen „Vormittag bei Vogel von Falckenstein." Der Lebenslauf dieses berühmten Generals ist merkwürdig genug. Sohn eines armen preußischen Majors und Neffe des damaligen Bischofs von Breslau, verlebte er seine ganze Jugend in der Idee zum katholischen Priester bestimmt zu sein, aber all sein Denken und Trachten ging auf den Soldatenstand. Als nun die deutsche Erhebung gegen die französische Zwingherrschaft erfolgte, riß es den Sechzehnjährigen unwiderstehlich mit fort; doch hatte er noch viele Schwierigkeiten zu überwinden, bis man den körperlich Schwächlichen in die Reihen aufnahm. Siebenzehnjährig war er so glücklich sich bei Montmirail das eiserne Kreuz zu erkämpfen, und mit 18 Jahren beseligte er ein Bataillon. Aber erst nach Eintritt des Friedens konnte er daran denken, systematische kriegswissenschaftliche Studien zu beginnen; wobei er sich zugleich in Musestunden als Zeichner und Maler vervollkommnete. Seine militärische Carrière ging langsam, so daß er im Jahre 1848 noch als Major gegen den Volksaufstand in Berlin kämpfte. Von da an ging es schnell, und im deutsch-dänischen Kriege ward er zum Generalstabschef des alliirten Heeres ernannt. Von hier an geben wir den Wortlaut des Gespräch.

„Ich wurde (fuhr der General fort) zum Gouverneur von Jütland ernannt, doch der Wille des Königs bestimmte, daß mein Plan zur Ausführung komme — Alsen wurde genommen, und der bald darauf erfolgte Frieden brachte mir neue Grade und Ehrenbezeugungen. Jetzt glaubte ich mein Leben beschlossen, meine Carrière beendet, der Ehrgeiz meines ganzen Lebens war erfüllt, denn um meinen Hals prangte derselbe Orden pour le mérite, der den meines Vaters einst schmückte, und den zu erlangen mein einziger Wunsch war; ich glaubte, daß ich jetzt einen ruhigen Lebensabend im Kreise der Meinen verbringen könne, ich schmeichelte mir, daß mein Leben ein so accidentirtes wie wenig andere gewesen; da geschah das Unwahrscheinlichgeglaubte, ich habe in den letzten zwei Monaten mehr gelebt als in meinem ganzen verflossenen Leben. Aber ich sagte es Ihnen ja schon, beim ersten Kanonenschuß fängt mein Glück an! Alles war bei der Main-Armee improvisirt, selbst der Oberkommandant, und diese Improvisation ist die beste Antwort, die man den Feinden der Regierung geben kann, wenn sie behaupten, daß dieser Krieg gegen Süddeutschland schon seit lange vorbereitet gewesen sei.

Digitized by Google

Eine preußische Armee, die sich vorbereitet hat, sieht wahrhaftig anders aus, als die, deren Commando ich übernahm. Mir fehlte — mir fehlte alles was eine Armee in einer Campagne braucht; aber was ich in Ueberfluß hatte, war Bravour meiner Soldaten, Hingebung und Einsicht der Officiere und eine Intelligenz und Energie der Führer, die unter mir Befehlshaber, wie ich selbst sie nicht zu finden erwartete. Eine andere Armee soll mir einmal eine Division Gorben aufweisen, wahrhaftig, es gibt keine zweite!"

Des alten Herrn Wangen glühten, und jugendliches Feuer sprühte aus seinen Augen. Es war ein Anblick, der des Mannes, welcher, seit seiner Kindheit fast Soldat, den Traum seines ganzen Lebens in seinem 70. Jahre sich realisiren sieht, und so vollständig wie er es vielleicht nie gedacht — es war ein Anblick, den meine Feder unfähig ist, wiederzugeben.

„Sie wollen wissen, wie ich es gemacht habe, um diese unerhörten Erfolge zu erreichen?" fuhr er fort. „Ich habe meinen Truppen alles zugetraut, das ist das ganze Geheimniß! Wie ein Keil habe ich mich zwischen die beiden feindlichen Armeen geschoben, und habe so auf beiden Seiten gedrückt, daß sie auseinandergesprengt sind. Aber ich war gezwungen zu handeln wie ich es that. es ging nicht anders, die unglückliche Affaire bei Langensalza hat mich während der Concentration überrascht; freilich dasselbe Resultat hätte ohne so vieles unnützes Blutvergießen erzielt werden können; aber es mußte sein! In meiner Lage hatte „ein Tag" eine Bedeutung von der vielleicht das Schicksal des Feldzugs abhing, und es mußte gehandelt werden, da die stets fruchtlosen Unterhandlungen schon eine kostbare Zeit geraubt hatten; man kann eine solche Katastrophe tief bedauern, und ich bin der erste, der die Bravour und die unglückliche Lage der Cameraden von der hannöverschen Armee anerkennt, aber es scheint mir dennoch Zeit mit den Lamentationen über Langensalza aufzuhören; überdieß ist der Krieg ja keine Schule der Philantropie!"

„Ich begreife wohl, Excellenz," sagte ich, daß nach Langensalza Ihre Stellung eine ganz andere wurde."

„Gewiß! Wie ein Reiter, der sich fest aufs Pferd gesetzt hat und sich Herr des Thiers fühlt, so fühlte ich erst nach Langensalza, daß ich überhaupt eine Armee habe! Nun kam Dermbach und Reitbardshausen, in meinen Augen die Entscheidung des ganzen Feldzugs."

„Ich verstehe nicht, Excellenz, ich dachte mir, daß das Schicksal des Feldzugs sich auf dem Scheidewege vor Schweinfurt entschieden hat, als Bayern eine Schlacht bei Kitzingen oder einen Angriff auf Würzburg erwarteten, und Sie gegen die Reichstruppen zogen."

„Dem ist nicht so, denn bei Dermbach wurde mir selbst mein ganzer Feldzugsplan klar; bei Dermbach begriff ich, daß ich die Feinde nur zurückdrängen müßte, daß meine Hauptaufgabe wäre, sie zu trennen, sie aus der Fassung zu bringen. Es ist mir gelungen, aber ich sage Ihnen, es ward mir an diesem Tag ganz wehmüthig um's Herz, als ich Göben inmitten seiner brillanten Affaire aufhalten mußte, und die braven Jungen sahen mich an, als wenn sie mich auffressen wollten, als sie erfuhren, daß auf meinen ausdrücklichen Befehl sie am Abend des Sieges dieselben Quartiere beziehen mußten, die sie am Morgen verlassen. Mein Plan gelang. . ."

„Und wie man sagt, hat der Gegner redlich dabei mitgeholfen," unterbrach ich lächelnd.

„Ich weiß nicht, was ich Ihnen hierauf antworten soll," erwiederte der General, „ich weiß allein nicht, wo es bei unsern Gegnern stockte; ich verschiere Sie, sowohl die Bayern als auch die Reichsarmee haben sich wie brave tüchtige Soldaten geschlagen, und die deutsche Tapferkeit hat auf beiden Seiten wahrhaft Bewunderungswürdiges geleistet; die Officiere haben ihre Pflicht gethan, und die Zahl der Todten und Verwundeten beweist es zur Genüge, die bayerischen Schützen schießen zweifelsohne besser als unsere Soldaten, prächtige Kavallerie, gute Waffen, genaue Kenntniß des Terrains, stets die Vortheile der Devensive auf einem Terrain, das der Offensive gar große Hindernisse darbietet, und doch, doch, trotz alledem! ich weiß nicht woran es liegt."

„Vielleicht an der obersten Leitung!"

„Die mag freilich zu wünschen übrig gelassen haben, wenn man auch nicht das geringste Gewicht auf all diese Schandchristen die jetzt im Süden erscheinen, und die man mit regelmäßig zuschießt, legen muß. Es fehlte Einheit, Energie und Führung, man sah, daß die Oberleitung der Gegner, die Organisation der preußischen Armee nicht oder gar wenig kannte, von deren Leistungsfähigkeit keine Idee hatte. Die Führung war nicht unserer Zeit angemessen, alles das ist richtig und wahr, aber immer noch nicht der wahre Grund dieser beispiellosen Schwäche; der Grund liegt meiner Ansicht nach in der ganzen Organisation! Ich werde es nicht mehr sehen, aber wenn alle deutschen Armeen einst nach dem Muster der unseren organisirt sein werden, dann möge die Welt nur kommen! Bei Aschaffenburg habe ich die Reichsarmee uns gegenüber gesehen. O, wenn ich die braven Jungen im Verein mit meinen Westphalen einst gegen einen auswärtigen Feind führen könnte, dann würde man Wunder sehen."

Der General hielt inne und seufzte: „Luftschlösser, wenn man im Januar 70 Jahre alt wird!" sagte er. „Gehen Sie zu Göben, der hat noch 20 Jahre vor sich, bevor er mein Alter erreicht hat, und das sage ich Ihnen, wenn in diesen 20 Jahren dem Vaterland Gefahr droht, dann wird der Commandant meiner ersten Division bei der Mainarmee mich und andere genügend ersetzen."

Als ich am nächsten Morgen dem Generallieutenant von Göben meine Aufwartung machte, sagte mir dieser: „Unser Commandirender ist 20 Jahre jünger als wir alle."

Zweisylbige Charade.

Die erste Sylbe weiß dich stets nach oben;
Durch sie wird jedes Ding emporgehoben.

Die zweite Sylbe eine Krankheit nennt,
Die mancher nur nach ihrem Namen kennt.

Doch zeigt sie dir zugleich auch einen Fluß,
Der jedem Geograph bekannt sein muß.

Das Ganze ist dem Bürger stets entsetzlich,
Und doch erhebt sich's oft in einem Lande plötzlich.

Es wandelt Weiber in Hyänen bald,
Nicht Recht heißt seine Losung, nur Gewalt.

Auflösung der Charade in Nr. 44:
„Eintracht."

Mathematische Aufgabe.

(Als Gruß an Herrn P. F. in J.)

Ein Händler bringt Geflügel auf den Markt und zwar Hühner, Enten und Gänse, zusammen 100 Stück. Er verkauft das Huhn zu 12 kr., die Ente zu 45 kr. und die Gans um 1 fl. 20 kr., und löst für sein sämmtliches Geflügel 100 fl. Wie viel Gänse, Hühner und Enten waren es?

E. B.

Auflösung der mathematischen Aufgabe in Nr. 44.

Eine Schafsheerde von tausend acht Stück
In zwölf Horden von der Weide zurück
Zu führen, daß je der Stücke zwei
In der folgenden mehr, als der vor'gen dabei:
Muß die erste aus siebzig drei Stücken bestehn,
Müssen neunzig fünf Stück in der letzten gehn.

Diesesmal kamen nicht weniger als 20 und zwar lauter richtige Lösungen ein: von Ansbach 6, Gbs 2, Lehrberg 1, aus dem Tauberthal 1, von Tauberzell, Ussenheim, Egenhausen, Gunzenhausen, Heidenheim, Beiersthausen, Ebingen, Preunnsfelden, Beitsweiler und Dorf-Kemmathen.

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 46. Sonntag, den 18. November. 1866.

Nicht den leichtsten Fehler kannst du hegen,
Der mit schwerem Schaden dich verschone;
Doch auch nicht die kleinste Tugend pflegen,
Die sich dir nicht zweifach lohne.

Rückert.

Die Wahrheit.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Souvent femme varie,
Bien fou, qui s'y fie!

„Wohin soll ich nun meine Schritte lenken?“ fuhr Karl Stillfried in seinem Alleingespräch fort, während er so dastand, und die Straße auf- und abschaute. „Was soll ich nun, da mich mein Onkel verstoßen und meine Prinzipale mich fortgejagt haben, beginnen?“ Je eher ich der Sache ein Ende mache und in's Irrenhaus komme, desto besser wird es sein. Dort habe ich wenigstens Kost, Logis und Bedienung. Dort wird man mich nicht hinauswerfen, weil ich die Wahrheit spreche; im Gegentheil, je mehr Wahrheit ich spreche, desto länger kann ich darauf rechnen, zu bleiben; denn desto verrückter wird man mich halten. Ich lobe mir daher das Irrenhaus — hoch lebe das Irrenhaus!“

„Ein armer Mann bittet um einen Dreier!“ sagte in klägelichem Tone ein blasser halbverhungerter Bettler, der dicht neben ihn trat.“

„Ich bin selbst ein armer Mann,“ antwortete Karl in immer mehr zunehmender Ueberreizung.

„Ich bin außer Arbeit.“

„Lieber Mann, ich bin es auch.“

„Es ist nicht meine Schuld.“

„Und die meinige auch nicht.“

„Ich habe eine Frau und acht Kinder, und sechs davon liegen an den Masern.“

„Dann muß ich Euch freilich sehr bedauern; aber, aufrichtig gesagt, ich bekomme Furcht — Ihr steckt mich am Ende auch damit an. — Macht lieber, daß Ihr fortkommt!“ rief Karl Stillfried, indem er dem Bettler eine Silbermünze zuwarf und sich dann in das nahe gelegene, ihm wohlbekannte Gasthaus zum „Grünen Baum“ begab, wo er sich ein Zimmer geben ließ. In diesem verwahrte er das Packet, um es im Laufe des Nachmittags an seine Bestimmung zu befördern, und ging mittlerweile, seiner Verlobten einen Besuch abzustatten.“

Luise war die Nichte einer wohlhabenden Putzmacherin in der nächsten Straße, und muthmaßliche Erbin des Ladens, des Geschäfts und des erwarten Kapitals. Sie war eine kleine niedliche Person mit feiner weißer Haut, rosigen Wangen, blauen Augen, gelbem Haar, runden vollen Formen, und stets so gekleidet, daß sie dem Putzladen als wandelnde Annonce dienen konnte. Ihre Aufgabe war, im Laden zu sitzen, den Kunden die neuen Moden vorzulegen und sie zu unterhalten, bis ihre Tante aus dem innern Zimmer, in welchem die Arbeiterinnen saßen, herbeikam. Sie verstand diese Aufgabe in sehr trefflicher Weise zu lösen und besaß, was ihren Vortheil betraf, durchdringenden Scharfblick. In andern Beziehungen war jedoch ihre Intelligenz eine sehr mäßige und ihre Bildung in der That eine sehr oberflächliche.

Seit ungefähr einem Jahr war sie mit Karl Stillfried verlobt, welcher als erster Commis bei Schulze, Müller und Meyerheim und als Erbe des alten reichen Christian Gottlieb Stillfried von Mädchen ihrer Klasse als eine gute Eroberung betrachtet wird. Luise hatte deßhalb die Angel nach ihm ausgeworfen und Karl, der von Natur gutmüthig und gefällig war, hatte sehr bald — „angebissen“. Der Schauplatz war der Kaufladen der Herren Schulze, Müller und Meyerheim gewesen, welchen Luise oft besuchte, um Einkäufe zu machen. Und nun waren sie verlobt und die Hochzeit war auf den ersten des nächstfolgenden Monats festgesetzt.

Karl war so für sie eingenommen, daß er ihre persönliche Erscheinung für Ihr eigentliches Ich hielt und aus ihren weichen, runden Formen und blauen Augen auf eine liebreiche Gemüthsart, aus ihrer phlegmatischen Unbeweglichkeit auf Beständigkeit und häuslichen Sinn schloß. Er hatte noch nicht einmal angefangen zu argwohnen, daß alles das bei ihr weiter nichts bedeutete als Trägheit, Egoismus und Selbstsucht. Jetzt war er auf dem Wege, ihrem, wie er meinte, zärtlichen und treuen Herzen die große Bedrängniß anzuvertrauen, in welche er gerathen war.

Sie empfing ihn wie gewöhnlich in dem kleinen Vorderzimmer über dem Kaufladen, wo sie täglich unter Spitzenvorhängen und andern dergleichen luftigen und leichten Draperieen saß wie eine hübsche kleine Spinne in einem eleganten kleinen Netz, um verlockende Putzgegenstände zur Schau zu legen und weibliche Fliegen zu umstricken.

Sie trug ein weites, wallendes, rosenfarbenes Kleid, welches ihr das Ansehen einer großen, vollaufgeblühten Rose gab. Sie saß an dem in der Mitte des Zimmers stehenden Tische und war beschäftigt, einen pariser Modellhut zu copiren, der auf einem kleinen Gestell vor ihr stand. Außer ihr war bei Karl's Eintreten sonst niemand weiter im Zimmer.

Digitized by Google

„Nun, kommst du endlich?“ sagte sie, ohne sich von ihrem Platze zu erheben.

„Ja“, entgegnete er, indem er ermüdet auf einen Stuhl niedersank.

„Wo warst du denn gestern Nachmittag? Wahrscheinlich bei deiner Freundin Mamsell Walter?“

„Ich war in der Kirche“, entgegnete Karl, indem er überrascht aufblickte. „Ich wünschte Magister Sturm, den neuen Nachmittagsprediger, zu hören und —“

„Ja, ja, und bei dieser Gelegenheit mit Mamsell Walter zusammentreffen. Ich habe schon gehört, daß das Publikum dieses Kanzeldonnerers hauptsächlich aus Ladendienern und Dienstmädchen besteht.“

„Ich weiß nicht was du damit sagen willst, Luise. Magister Sturm ist kein Kanzeldonnerer und hat Zuhörer aus allen Klassen, von den vornehmsten Herrschaften bis allerdings zu Eckensteihern und Lumpensammlern herab.“

„Mamsell Walter mit inbegriffen!“

„Warum nennst du fortwährend diesen Namen, Luise? Du scheinst etwas gegen mich zu haben, obschon ich mir durchaus nicht bewußt bin, dir etwas zu Leide zu gethan haben. Was hast du denn?“

„O du glaubst wahrscheinlich, ich wüßte nicht, wie du es treibst; aber ich erfahre alles!“

„Luise, du überhäufst mich mit unverdienten Vorwürfen, während ich gerade jetzt ganz besonders des Trostes bedarf. —“

„Ja, ja, ich kann mir es wohl denken! Du hast Mamsell Walter beleidigt — ist es nicht so?“

„Allerdings.“

„Na da siehst du ja! Bei mir brauchst du keinen Trost zu suchen! Geh' lieber und söhne dich mit ihr aus, dieser ausgezeichneten Person, welche deine Mutter sein könnte!“

„Luise, du beleidigst mich!“ rief der junge Mann in so erzürntem Tone und mit so dunkelrother Stirn, daß Luise ein wenig erschrak. Sie hatte von der Geschichte, welche die alte Kammerzofe ihr angedeutet, natürlich kein Wort geglaubt, gleichwohl aber dieselbe benutzt, um dadurch ihre Sucht, andere zu ärgern und zu kränken, zu befriedigen. Sie bot ihm daher die Hand und sagte:

„Na, wenn du Mamsell Walter auch nicht wirklich Aufmerksamkeiten erwiesen hast, so hatte ich doch guten Grund, es zu glauben. Sie war heute morgen hier und sagte ganz aufser sich vor Wuth, du hättest ihr eine Liebeserklärung gemacht.“

„Wie? sie sagte —“

„Nun, wenn sie es auch nicht geradezu sagte, so gab sie es doch zu verstehen.“

„Was sagte sie denn eigentlich?“

Luise erzählte es ihm.

„Und nun will ich dir sagen, wie die Sache eigentlich war“, entgegnete Karl und erzählte den Auftritt, der zwischen ihm und dem alten Kammermädchen stattgefunden hatte.

Luise lachte herzlich. Sie war schadenfroh genug, um über die bittern Wahrheiten, welche die pufsüchtige Zofe anzuhören bekommen, lebhaftes Vergnügen zu empfinden. Als sie sich satt gelacht hatte, trocknete sie sich die thränenden Augen, blickte ihn an, und fragte:

„Aber was um aller Welt willen bewog dich denn ihr so etwas zu sagen?“

„Sie fragte mich und ich mufste die Wahrheit antworten.“

„Aber, mein Himmel, die Wahrheit darf man nicht immer sprechen — es wäre unklug. Du hast dir die vertraute Dienerin des reichen Fräulein Ehrenreich zur Todfeindin gemacht und sie wird nun ihre Herrin bereden, in eurem Laden nichts mehr zu kaufen — und in dem meinigen vielleicht auch nicht.“

„Das halte ich allerdings für sehr wahrscheinlich, Luise! Uebrigens ist dies auch nicht die einzige Unannehmlichkeit, welche ich mir im Laufe des heutigen Vormittags zugezogen habe“, seufzte der junge Mann.

„So? — Was gibt es denn noch?“

Karl erzählte nun die Frühstücksscene zwischen ihm und seinen Verwandten.

„Und“, schloß er, weil ich zur Antwort auf die mir gemachten Bemerkungen gestand, daß ich, wenn mein Onkel und meine Tante stürben, nicht ganz untröstlich sein und das Erbtheil, welches ich von ihnen erwartete, mich über ihren Verlust trösten helfen würde, hat mein Onkel mich aus dem Hause gewiesen und enterbt.“

Jetzt lachte Luise nicht. Sie erwuß sofort den pecuniären Nachtheil, welchen sie als Karls Gattin durch den Verlust dieser Erbschaft erleiden würde. Die Röthe des Mifsvergnügens überzog ihre Wangen und sie nahm den Ton berechtigten Zornes an, indem sie antwortete:

„Das ist dir ganz recht! Es war auch wirklich abscheulich liebl0s, grausam und unnatürlich von dir, deinem Onkel und deiner Tante so etwas zu sagen — noch dazu einem so reichen Onkel, dessen einziger Neffe du bist! Ich begreife nicht, was auf einmal in dich gefahren sein muß. Warum sagtest du nur so etwas?“

„Weil ich gefragt ward und die Wahrheit antworten mußte, wie ich dir schon vorhin sagte.“

„Und wie ich dir schon vorhin sagte: man darf die Wahrheit nicht immer sprechen! In dem vorliegenden Falle war es geradezu schlecht, die Wahrheit zu sagen — besonders einem so reichen Verwandten. Wenn meine Tante zu mir sagt: „Ach, Luise, liebes Kind, was würdest du wohl beginnen, wenn du mich verlörest?“ Dann antworte ich nicht etwa: „Ich würde mich ohne dich weit besser befinden, Tante, weil dann das ganze Geschäft mir gehört“ — obschon dies die Wahrheit wäre — denn wenn ich so etwas sagte, so würfe sie mich sofort zur Thür hinaus und es geschähe mir daran auch ganz recht. Nein, ich antworte vielmehr: „Ach, Tante, sprich doch nicht davon! Du brichst mir das Herz! Wenn du stürbest, so weinte ich mir die Augen aus und härmte mich binnen wenig Wochen zu Tode.“

„Und glaubte sie das?“

„Sie glaubt, daß ich wenigstens dies denke und daß meine Worte vollkommen aufrichtig gemeint seien. Deswegen gewinnt sie mich immer lieber und schätzt immer mehr zusammen, um es mir einmal zu vinterlassen.“

„Luise, deine Worte setzen mich in Erstaunen! Ich hätte nicht geglaubt, daß du so gefühllos und falsch sein könntest“, sagte der junge Mann in entschiedenem Tone.

„Es ist nicht Falschheit, sondern Klugheit und gutmüthige Rücksicht gegen Verwandte. So schlecht ich aber auch sein mag, mein lieber Tugendheld, so bin ich doch nicht so schlecht, daß ich Personen, die mich erzogen und die für mich gesorgt, aufs bitterste kränken sollte, wie ein gewisser jemand gethan hat“, bemerkte Luise in gereiztestem Tone.

„Es wird am besten sein, wenn ich dir gleich alles mittheile, Luise, denn der Bruch bei meinem Onkel ist nicht das einzige Unglück, welches mich heute ereilt hat“, sagte der junge Mann zaghaft.

„Nun, was gibt es denn sonst noch? Nach dem, was ich schon gehört, bin ich auf alles gefaßt!“

Karl erzählte ihr die Ereignisse des Morgens in seinem Geschäftslokal und schloß mit den Worten:

„Auf diese Weise, Luise, habe ich blos deswegen, weil ich die an mich gestellten Fragen der Wahrheit gemäß beantwortete, meine Stelle verloren.“

„Und das ist dir doppelt recht! Ich glaube, du hast den Verstand verloren!“ rief Luise. Hattest du denn die Absicht, das Geschäft deiner Principale geradezu zu ruiniren? Ich für meine Person würde es ihnen durchaus nicht verdenken, wenn sie dich wegen Verleumdung und Geschäftsbeeinträchtigung gerichtlich belangten. Was willst du denn nun beginnen?“

„Das weiß Gott! Ich weiß es nicht.“

„Und ich“, bemerkte Luise,“ weiß nur so viel, daß du, wenn du nur die mindeste Rücksicht auf mich nähmst, gewiß nicht auf eine Weise gehandelt haben würdest, welche dich innerhalb vier Wochen vor unserer Vermählung an den Bettelstab bringt.“

„Tadelst du mich, daß ich die Wahrheit gesprochen?“

„Die Wahrheit!“ rief Luise im höchsten Grade aufgebracht und ergrimmt. „Ja wohl tadle ich dich deswegen! Es war reiner Wahnsinn von dir, den Kunden die Wahrheit zu sagen!

Digitized by Google

Ich glaube gar nicht, daß dieselben das Recht haben, die Wahrheit zu erfahren. Wenn ich unsern Kunden die Wahrheit sagen wollte, so könnten wir morgen in Gottes Namen unsern Bankrott anmelden. Die Wahrheit! Diesen Hut, den ich hier fertige, verkaufe ich um das Doppelte, was er werth ist, indem ich sage, es sei ein pariser, und er ist auch wirklich so gut wie ein solcher, da er nach einem dergleichen gefertigt ist. Wenn man Geschäfte machen und in der Welt vorwärts kommen will, so darf man es mit der Wahrheit nicht so genau nehmen."

„Schlimm genug!" sagte Karl niedergeschlagen.

„Und was dich betrifft, mein lieber Wahrheitsapostel, so muß ich mich über deine plötzliche Gewissenhaftigkeit wirklich verwundern", fuhr Luise fort. „Mir hast du im Laufe unserer Bekanntschaft Lügen genug gesagt, das weiß der Himmel."

(Fortsetzung folgt.)

„Blick in den Strom."

Von N. Lenau.

Satz'st du ein Glück vorübergeh'n,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut, in einen Strom zu seh'n,
Wo alles wogt und schwindet.

O, starre nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen,
Was dir, und sollt's dein Liebstes sein,
Vom Herzen ward gerissen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Thränen fallen,
Und sie durch ihren warmen Guß
Die Fluth hinunter wallen.

Hinträumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen;
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen.

H Herrieden, Anfangs November. Witterungsverhältnisse Europa's im Monat Oktober 1866.

Der Witterungscharakter dieses Monats war im Westen und Norden Europa's warm und mäßig feucht, dagegen im Süden, im Süden und namentlich im Centrum kühl, heiter und sehr trocken.

Das Luftmeer bewegte sich nur langsam, und zwar ziemlich über dem mittleren Stand. Von den drei großen über Centraleuropa ziehenden Luftwellen gingen die Thäler nur wenig unter das mittlere Niveau herab. Dabei herrschte in einer Zone, welche sich von der pyrenäischen Halbinsel über Großbritannien und Skandinavien nach Nordrußland erstreckte, der feuchtwarme Antipassat, während der trockenkalte Polarstrom seinen Weg vom Kaukasus her über die Karpathen nach Oesterreich, Deutschland, der Schweiz, Frankreich gegen Algerien zu nahm.

Die Regenmenge war im Bereiche des Passats auffallend gering, aber auch bei der Aequatorialströmung nicht bedeutend.

Das Ozon wagte sich fast in gleichem Maaße, als die Cholera zurücktrat, wieder hervor. Während z. B. in Wien zu Anfang des Monats halbe Tage lang keine Spur davon zu finden war, trat es von da an wieder viel intensiver auf, so daß ungeachtet des vorherrschenden ozonarmen Polarstromes das Mittel des Monats sich um 3 % über den 12jährigen Durchschnitt erhob, während es im choleareichen Monat Septemb er trotz des vorherrschenden ozonreichen Antipassats um 9 % unter dem Durchschnitt geblieben war.

Auf den menschlichen Organismus wirkte der bei uns fast ununterbrochen herrschende Passat nachtheilig durch krankhafte Affektion der Respirationsorgane, und auf den pflanzlichen Organismus durch seine Trockenheit, indem er dem Aufgehen der späten Wintersaat hinderlich war, und sich bis jetzt die Frühjaat, die ich in einem vorigen Artikel empfohlen hatte, bewährte.

Gewitter fanden im Monat Oktober statt: am 8. in Bludenz und Rom, am 5. in Lesina, am 6. in Neapel, am 7. in Lissabon, am 10. in Madrid und Pola, am 11. wieder in Neapel am 14. in Agram, Szegedin und Pesth, sowie in Palermo, am 15. in Balona, am 16. in Münster, am 28. in Neapel und Balona, am 30. nochmals in Balona (neue Station in der Türkei).

Nordlichter zeigten sich am 3. in Hernösand, Stockholm und Haparanda, am 10. abermals in Hernösand, dabei wurden in Livorno große magnetische Störungen beobachtet.

Die Bewölkung nahm im südlichen Frankreich, in Deutschland, dann am adriatischen Meere durchschnittlich nur ein Viertel des Himmels ein, drei Viertheile desselben betrug sie in Spanien, im Norden von Frankreich, in England, den Niederlanden, der Schweiz, im südlichen Italien und in Lappland. In allen übrigen Ländern war nahezu die Hälfte des Himmels im Mittel bedeckt.

Gegen vorigen Jahr war es kälter, und zwar um circa 2°C. in Deutschland, Oesterreich, im Norden von Frankreich und Spanien, in Belgien, Dalmatien, sowie in Italien und am schwarzen Meere, bis 1° in Portugal und der Schweiz, wärmer war es bis 1° im Süden von Spanien und Frankreich, in England und in Nordrußland, bis 2° im mittleren Spanien, in Irland und Schweden, bis 3° in Schottland und Norwegen, und bis 4° im Inneren Rußlands und in Lappland.

Die mittleren an den Hauptstationen Europas um 8 Uhr Morgens beobachteten Temperaturen sammt Extremen im Vergleich zum Vorjahre waren der Reihe nach die folgenden:

Station:	1866	1865	Differenz:	Extreme: 1866*)
Alikante	22,6	22,2	0,4	15,0 und 24,2
Palma	20,0	19,6	0,4	10,1 „ 22,4
Palermo	17,9	20,4	—2,5	13,2 „ 22,9
Bilbao	15,8	17,9	—2,1	7,5 „ 24,2
Lesina	15,5	17,1	—1,6	8,2 „ 20,8
Lissabon	15,2	15,6	—0,4	4,2 „ 22,1
Marseille	14,4	14,3	0,1	8,6 „ 20,3
Madrid	13,6	12,1	1,5	3,2 „ 16,1
Triest	13,1	15,1	—2,0	7,0 „ 20,4
Valentia	12,4	11,3	1,1	10,6 „ 13,3
Rom	11,5	13,4	—1,9	6,5 „ 20,1
London	11,1	10,7	0,4	4,7 „ 15,5
Brüssel	10,1	11,8	—1,7	2,0 „ 16,2
Amsterdam	10,0	10,6	—0,6	1,2 „ 16,0
Paris	9,8	10,8	—1,0	4,3 „ 15,7
Kairn (Schottland)	8,6	6,0	2,6	4,4 „ 12,8
Studesnäs (Norwegen)	8,5	5,5	3,0	3,0 „ 12,5
Odessa	7,3	9,5	—2,2	—2,3 „ 19,0
Bern	6,6	6,5	0,1	0,6 „ 13,7
Wien	6,0	8,4	—2,4	—2,8 „ 16,3
Moskau	5,6	1,4	4,2	0,1 „ 16,0
München	4,4	?	?	—1,6 „ 12,9
Herrieden	3,9	6,0	—2,1	—3,9 „ 12,1
Petersburg	3,6	3,3	0,3	—3,8 „ 10,6
Haparanda	2,3	—1,9	4,2	—4,6 „ 7,6

*) Das Manuscript mit den Extremen von 1865 ist mit leider nöthigend der Eingruppirung abhanden gekommen.

Absolute Extreme:
Paris am 29. 1,8°, am 7. 20,1°.
Wien am 24. —3,3°, am 1. 25,1°.
Herrieden am 28. —8,9°, am 1. 21,3°.

Niederschlagshöhe:
Paris 18^{mm} an 6 Tagen, meiste am 19.: 7^{mm}
Wien 4^{mm} an 2 Tagen, meiste am 14.: 3^{mm}
München 3^{mm} an 3 Tagen, meiste am 15.: 2^{mm}
Herrieden: 5^{mm} an 3 Tagen. meiste am 31.: 2^{mm}
Lesina 137^{mm} an 7 Tagen, meiste am 6.: 36^{mm}

Grundwasser dahier:
Am 1. um 3" 7‴ über, am 15. um 6" 11‴ unter dem Monatsmittel.

Digitized by Google

Ozonbeobachtungen in Wien.

Keine Spur am 1., 2. und 3. Morgens, am 1., 3., 4. und 5. Nachmittags.

Volle Sättigung kam nicht vor.

Mittel bei Nacht 45 %, bei Tag 33 %, überhaupt 39 % um 3 % mehr, als der von Herrn Direktor Jelinek berechnete 12jährige Durchschnitt entspricht.

Macht das Glück fröhlich, so macht das Unglück weise, und die Weisheit macht doch am Ende trotz dem Unglücke wieder fröhlich.

(Geschmacksachen.) In China reißen sich die Frauenzimmer die Haare aus den Augenbrauen, um ihre kleinen Augen womöglich noch kleiner zu machen. Sie bestreichen ihre Lippen mit Zinnober, weil sie dies für eine besondere Schönheit halten. Die Türkinnen pflegten früher ihre Augenbrauen zu vergolden und ihre Fingernägel rosenroth anzumalen. Die Grönländerinnen färben ihr Gesicht blau und gelb. Die Japanesterinnen vergolden sogar ihre Zähne, und die indischen Weiber färben sie in einigen Gegenden roth, in anderen schwarz. In Natal tragen die Frauen zehn Zoll hohe Hauben aus Rindsdarm, in China gar einen kupfernen oder goldenen Vogel auf dem Haupte, dessen Schnabel die Nasenspitze berührt, während die Flügel Stirn und Schläfe der Dame bedecken, der lange, emporstehende Schweif aber einen Federbusch bildet.

Ein Preis-Räthsel.

(Zur Auflösung für Solche, denen die letzten Räthsel zu leicht waren *)

Nenne mir die Königsstadt,
Die den ew'gen Frieden hat;
Nenne mir das holde Mädchen,
Das stets spinnt gart goldne Fädchen;
Nenne mir das Brüderpaar,
Riesengroß und braun von Haar,
Doch auch klein wie eine Milbe —
Und du hast die erste Sylbe.

Sage mir, woher es stammt,
Daß die Menschen insgesammt
Weinen, wenn ein Gram sie kümmert,
Lachen, wenn die Freude schimmert;
Sage, welches Loos vermag
Nächst dem Tod zu bringen Schmach,
Ja das Leben zu verleiden —
Und du hast die letzten beiden.

Sage mir, was ganz gemächlich
Jeder mit zwei Händen trägt,
Und was groß und unaussprechlich
Dich erhebt und niederschlägt;
Sage mir, was auf den Auen
Freudig deine Augen schauen,
Wenn die Sonne strahlt im Glanze —
Und du hast das schöne Ganze.

* Dem ersten Einsender der richtigen Auflösung zahlt die Redaktion einen Dukaten. — Jede eingekommene Auflösung wird sofort in der „Fränk. Ztg." bekannt gegeben. — Da die Auflösung dieses, einem norddeutschen Blatte entnommenen Räthsels uns die jetzt nicht bekannt ist, so entscheidet über die Richtigkeit der Lösung ein Comité von 5 Mitgliedern, die hier als die gewandtesten und besten Räthsellöser bekannt sind. — Ausdrücklich bitten und wollen wir nicht lassen, daß wir dasselbe Räthsel schon einmal, aber schon vor länger als 10 Jahren — am 21. Januar 1855 — den lesern unserer Sonntags-Beigabe zur stillen und lauten Unterhaltung und Lösung vorlegten, daß damals 43 Auflösungen einkamen, daß sich deren ein Räthsel-Comité, welches aus den HH. Mathematik-Professor Dr. Friedrich, Staatsanwalt Ritter, evang. Pfr. Dr. Heidenreich, Rechtsrath Beigel und Buchhändler Gummi bestand, am 1. Februar 1855 in einer längeren Sitzung nach allseitigen gründlichen Erwägungen mit 4 gegen 1 Stimme beschlossen hat, daß keine der eingekommenen Auflösungen die richtige sein könne. Eine Stimme erklärte (übertreibte) die beiden Auflösungen „Preis-Räthsel" und „Utopien" für richtig, als der Wahrheit nahe kommend wurde von einer Stimme „Zeitwechsel" und von zwei Stimmen „Lichtwechsel" bezeichnet. Gebührende Anerkennung fand auch die unmittelbar begründete Auflösung „Wahlerbe" (eine Distanz). — Seitdem ist nun die Welt um fast 11 Jahre älter und sind die Menschen vielleicht im Allgemeinen wie im Besondern auch scharfsinniger und gescheider geworden, zudem hat damals die Zahl der Leser unseres Blattes auch kaum noch den 10. Theil der gegenwärtigen betragen. Unter solchen Umständen dürfte es geschäftsklug erscheinen, wenn wir, einer speziellen Aufforderung jetzigen, d. J. wieder einen Versuch zur Erzielung der Auflösung dieses durch seine Form so sehr ansprechenden und beschenden Silben-Räthsels machen und auf's Neue zur Preisbewerbung freundlichst einladen.

FT Zugleich wollen wir damit auch eine Concurrenz zur Einsendung von guten Original-Räthseln (Logogryphen, Anagrammen 2c.) eröffnen und setzen für das einkommende beste und preiswürdige derselben gleichfalls eine Prämie von einem Ducaten aus. Ueber die Preiswürdigkeit entscheidet ebenfalls wieder ein sünfgliedriges Räthsel-Comité. Zur Bedingung wird gemacht, nach Beantwortung des prämirten Räthsels auch die übrigen eingekommenen veröffentlichen zu dürfen. Die Namen der Verfasser und die Auflösungen sind den Einsendungen versiegelt beizulegen. Die Entscheidung findet erst nach dem gefällten Urtheil in der Commissitzung statt. Als letzter Termin zur Einsendung ist der 31. Dezember ds. Js. festgesetzt.

Auflösung der Charade in Nr. 44:
Aufruhr.

Mathematische Aufgaben.

1) Ein Vater vertheilte 3600 fl unter seine 11 Kinder so, daß jeder Sohn 300 fl. und jede Tochter 360 fl. bekam, wodurch die Summe gerade aufging. Wie viel hatte er Söhne und wie viel Töchter?
2) Ein Oeconom löste in der Schranne für eine Fuhr Gerste 100 fl. und nahm solche in Kronenthalern, Preußenthalern und Vierundzwanzigern ein. Wie viel mußte er von jeder dieser 3 Geldsorten einnehmen, daß es gerade 100 Stücke und 100 fl. wurden? (Von L. K. in E.)
3) Zwei Zahlen mit einander multiplicirt geben 4046, die größere durch die kleinere dividirt gibt 3 1/7. Welches sind die beiden Zahlen?

„Lösung der mathematischen Aufgabe in Nr. 45."
„Gegengruß an Herrn P. B. in E.

„So groß die Differenz ist zwischen Drei und Vier,
„So weicht der Gänse Zahl von ihrem Preise hier.
„Die Hälfte weniger Eins — das ist die Zahl der Enten,
„Für welche Zwanzig Eins von Gulden mußten spenden
„Die letzten Käufer. Doch auch Hühner sind nicht rar,
„Und eines mehr als halb so viel der Enten war.
„Mit Fünfe dividirt, stellt sich der Preis heraus,
„Um welchen dies Gestig der Käufer trug nach Haus. —
„Und damit grüßt sinnmal so viel, als Flügel dorten
„Auf jenen Markte sind verkauft vom Händler worden.

„J. F."

Oder unumwundener von C. H. in S.

Der Gänse unsres Mannes sind fünfzig und noch sieben,
Auch zwanzig und acht Enten hat er herbeigetrieben;
Dazu noch fünfzehn Hühner addirt, gibt hundert Stück,
Die er veräußert hat in einem Augenblick.

Richtige Lösungen kamen dieselmal ein: von Ansbach 13, Lehrberg 2, Petersaurach 2, dann 1 von Gsb. von J. . . . . Großhaslach, Flachslanden, Obertegernau, Obernjenn, Mkt. Bergel, Bartholomäusreuth, Merkendorf, Gumpenhausen, Bechhofen, Ehingen, Sachsbach, Sinnbrunn, Schwabthein im Ries, Feuchtwangen, Leinburg, Dornbeim, Nordenberg, Neudorf bei Dietenhofen (von den beiden Bauernburschen HH. Scheiberer und Gg. Sterzenbotecker, welche auch schon die zwei vorhergehenden Aufgaben richtig gelöst, die Auflösungen für die Veröffentlichung aber zu spät eingeschickt hatten), Rengenheim, Obersinlbach, Dentlein, Weimersheim, Prennstetten, Windsbeim (sowie einem Schäfer), und Gößelsdorf.

Das lebendige Interesse, welches seit einigen Wochen die theils leichteren, theils schwereren sog. mathematischen Aufgaben in diesem unserm Sonntagsblatte finden, und die gelöste Anregung, welche solche Aufgaben in gewissenhaft denkliche Kreisen bringen, bestimmen uns, dergleichen Aufgaben länger fortzusetzen.

NB. Nachdem uns im Laufe der letzten Woche auch wieder zwei unfrankirte Briefe zukamen, die wir der Post unerbrochen zurückgaben, glauben wir zur Darnachachtung wiederholt bemerken zu sollen, daß die Redaktion unfrankirte Briefe nicht annehmen kann.

Verantwortlicher Redakteur: J. E. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 47. Sonntag, den 25. November. 1866.

Menschen von dem ersten Preise
Lernen kurze Zeit und werden weise;
Menschen von dem zweiten Range,
Werden weise, lernen aber lange;
Menschen von der letzten Sorte,
Bleiben dumm und lernen Worte.

Rückert.

Die Wahrheit.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Souvent femme varie,
Bien fou, qui s'y fie!

„Ich! Ich hätte dir Lügen gesagt?“ stand Karl schon im Begriff auszurufen, plötzlich aber besann er sich, daß er im Feuer seiner Zuneigung für Luisen oft Ausdrücke der Liebkosung und Bewunderung gebraucht hatte, welche nicht thatsächlich verbürgt waren. Er hatte während dieser Antwandlungen von momentanem Wahnsinn sie seinen Engel, sein Leben, seine Seele genannt, während sie doch keins von diesen Dingen war und keins davon sein konnte, sondern blos eine hübsche runde kleine Blondine, der er allerdings sehr zugethan war. Der Wahrheitsfreund sah sich demgemäß genöthigt, zu antworten:

„Ja, Luise, ich habe Unwahrheiten gesagt, aber ich will es nicht wieder thun!“

„Das muß ich sagen!“ rief Luise entrüstet. „Dann war es also auch eine Unwahrheit, als du sagtest, du liebtest mich?“

„Nein, Luise, dies war die Wahrheit, denn ich liebe dich wirklich!“

„So! Nun, was meinst du denn, wenn du sagst, du hättest mir Unwahrheiten gesagt?“

„Ich habe dich mehrmals für das schönste Mädchen von der Welt erklärt und dies war unwahr, denn du bist es nicht!“

„Nicht übel! — Ferner?“

„Ich habe dich einen Engel genannt, was natürlich auch nicht wahr ist.“

„Hm! — Weiter im Text!“

„Ich habe dich „mein Leben““ und „„meine Seele““ genannt, während du doch ebenfalls keins von beiden bist, liebe Luise — aber, nimm mir's nicht übel —!“

„Du sagtest mir auch mehr als einmal, du würdest sterben, wenn ich dich nicht heirathe. Wahrscheinlich war das eben so erlogen wie das Uebrige! Wie?“

„Allerdings.“

„So! — Nun — nach diesem Geständniß hoffe ich, daß du deinen Hut nehmen und dich entfernen wirst!“

„Nein, liebe Luise, das werde ich nicht thun! Du mußt dich aber jetzt begnügen, die reine Wahrheit zu hören. Du bist allerdings kein Engel und keine Schönheit, aber dennoch ein sehr hübsches junges Mädchen, und obschon nicht geradezu mein Leben von deiner Beständigkeit abhängt und ich mich nicht todtgrämen würde, wenn du dein Wort zurücknähmst, so sollte es mir doch sehr leid thun, wenn irgendetwas geschähe, was unsere Trennung zur Folge hätte. Es ist mein fester Vorsatz, dir als Geliebter wie als Gatte in Worten und Werken stets treu zu sein“, sagte Karl in eindringlichem Tone.

„Ei, das ist ja für mich sehr schmeichelhaft! Jetzt wenigstens sprichst du wohl nur die Wahrheit?“ entgegnete Luise in spöttischem Tone.

„In dieser Beziehung habe ich stets die Wahrheit gesprochen — nämlich, daß ich niemals die Absicht hatte, dich zu hintergehen. Jene überschwenglichen Ausdrücke der Bewunderung und der Zuneigung aber waren, obgleich nicht buchstäblich wahr, doch im schlimmsten Falle nur die zärtlichen Uebertreibungen eines aufrichtig Liebenden“, sagte Karl im Tone der Entschuldigung.

„Entweder hast du mich niemals geliebt oder du liebst mich jetzt nicht mehr, sonst würdest du nicht glauben, daß jene Ausdrücke überschwenglich oder mit andern Worten für mich zu gut gewesen seien! Wahrscheinlich liebst du eine andere!“

Karl schwieg, denn seine Gedanken drehten sich um etwas, was ihm nicht ganz klar war: nämlich den Zustand seines eigenen Herzens. Nach einer Weile antwortete er der Wahrheit gemäß:

„Nein, Luise, es gibt niemanden auf der Welt, den ich so liebte wie dich!“

„Du sagst dies in sehr langsamem und zweifelhaftem Tone“, entgegnete sie, „und ich sehe recht wohl, wie die Sache steht. Es gibt eine Person, die dir besser gefällt als ich und die du mehr lieben würdest als mich, wenn du nicht gebunden wärest. Ist das nicht die Wahrheit?“

Karl ward blutroth und unmittelbar darauf marmorbleich, während er in langsamem, unsichern Tone antwortete:

„Luise, wenn du diese Frage gestern an mich gethan hättest, so hätte ich sie mit Nein beantwortet und dir damit eine angenehme, im gewöhnlichen Leben für erlaubt geltende Unwahrheit gesagt; heute aber rede ich nur die strenge Wahrheit und antworte daher: „Ja!““

„Aber warum nimmst du denn nicht deinen Hut und gehst, wie ich dir schon vorhin sagte?“ rief Luise mit einer Entrüstung,

Digitized by Google

sie, wie wir diesmal selbst einnehmen müssen, eine sehr natürliche war.

„Weil ich dir erst die Sache auseinandersetzen muß, Luise!“ entgegnete Karl. „Vielleicht verstehst du mich dann besser und wünschest nicht, daß ich gehe. Höre mich an, theure Luise, denn du bist mir wirklich theuer! Mehr als es nicht, so würde ich dich nicht so nennen. — Wir Menschen sind des Mehrzahl nach Wesen, welche oft nach dem seufzen, was unerreichbar ist. Ich für meine Person habe während der Jahre von meinem Knabenbis zum Mannesalter ein liebliches kleines Mädchen zu einer liebenswürdigen Jungfrau heranwachsen sehen. Sie ist schön, ohne eitel, klug und gebildet, ohne pedantisch, treu, ohne sklavisch zu sein — ein vollkommenes Wesen, Luise, wenn es jemals in dieser Weise eins gegeben hat —“.

„Nun, so geh zu dieser Person und sage ihr dies, anstatt hier zu sitzen und mich durch diese Lobreden auf sie zu beleidigen!“

„Laß mich ausreden, Luise! Du verlangtest von mir die Wahrheit und ich sage sie dir offen und ehrlich. Diese edle, herrliche Dame ist nicht für mich — ihre Stirn ist vielleicht bestimmt, eine Grafenkrone zu tragen. Niemals erniedrige ich sie durch den familiären Gedanken, sie zu meinem Weibe zu machen, und deshalb wagte ich auch nie, sie zu lieben —“.

„Nein, das halte ich nicht mehr aus! Also der Heirathsantrag, der für mich nach deiner Meinung eine Schmeichelei sein mußte, wäre, wie du sagst, eine Entwürdigung, wenn er jener Person gemacht würde! Nein, dies ertrage ich nicht länger! Hier, mein Herr, nehmen Sie das Unterpfand Ihres Wortes zurück und verlassen Sie augenblicklich das Haus!“ rief Luise im höchsten Grade aufgebracht, indem sie den Verlobungsring vom Finger riß und auf die Diele warf.

„Aber so höre mich doch, Luise, und wenn du mich richtig verstehst, so wirst du sehen, daß du durchaus keinen vernünftigen Grund zur Eifersucht hast! Jene edle junge Dame, bei deren Namen ich niemals an Liebe oder Heirath auch nur gedacht habe, ist mir ein Leitstern gewesen und hat mich sogar würdiger gemacht, dein Gatte zu werden —“.

„Ich will mich näher erklären, dann wirst du es ihr vielleicht Dank wissen — Wir waren in unserer Kindheit Schul- und Spielgenossen und auch jetzt noch interessirt sie sich, wie ich glaube, trotz der großen Veränderung, die in ihren äußern Verhältnissen stattgefunden hat, noch fortwährend für mein Wohlergehen auf die freundschaftlichste Weise. Oft, Luise, in mancher Stunde der Versuchung und Gefahr, hat daher der Gedanke an sie — der Gedanke, daß sie meine Schwäche oder Thorheit erfahren würde, mich vor Schuld und Unheil bewahrt. Dies, Luise, ist es, was diese Dame für mich gethan hat — nicht mehr und nicht weniger. Nimm daher deinen Ring zurück und glaube mir, daß ich dir treu sein werde so lange, als du meine Treue annimmst!“ sagte Karl, indem er den Ring aufhob und ihr ihn wieder an den Finger zu stecken versuchte.

Sie entriß ihm aber heftig ihre Hand, warf den Ring zum Fenster hinaus und rief:

„Nein, ein halbes Herz mag ich nicht, ebenso wenig als eins aus zweiter Hand! Geh' nur zu deiner Unvergleichlichen! Wir haben nichts mehr miteinander gemein! Ich hatte niemals eine sehr hohe Meinung von dir, nun aber weiß ich, daß auch gar nichts an dir ist. Eigentliche Liebe fühlte ich ohnehin nicht für dich und jetzt hasse und verachte ich dich! Ich bitte Sie daher nochmals, mein Herr, gehen Sie und verlassen Sie das Haus, damit ich nicht erst genöthigt bin, die Polizei zu Hülfe zu rufen!“

Dies wurde in sehr leidenschaftlichem Tone gesprochen, aber es lag dabei zugleich in Luisens Blicken und Worten ein giftiger, boshafter Ausdruck, der in Bezug auf ihre wirkliche Meinung und ihren wahren Charakter in Karl's Gedanken keinen rettenden Zweifel mehr übrig lassen konnte. Der ganze Auftritt war ihm wie eine plötzliche Offenbarung. Er erhob sich mit Würde und sagte:

„Leb' wohl, Luise! Du bist nicht die Luise, für welche ich dich hielt! Ich habe mich in dir ebenso sehr getäuscht, als du dich in mir getäuscht zu haben vorgibst! Dank sei dem Himmel, daß der Irrthum noch zeitig genug sich herausgestellt hat! Ich danke auch dir, Luise, für meine wiedergeschenkte Freiheit! Ja, es ist eine bittere Lehre, aber eine heilsame!“ setzte er hinzu, wischte sich rasch einige Thränen der Entrüstung von den Augen, drehte sich um und verließ das Haus.

„Dem Himmel sei Dank, daß ich ihn los bin! Jetzt, wo sein Dünkel ihn verstehen und er seine Stelle eingebüßt hat, besitzt er ja gar nicht einmal die Mittel,“ um nur sich selbst, geschweige denn eine Frau zu ernähren! Wenn ich ihn jetzt heirathete, so müßte ich ihn ernähren. Das fällt mir aber nicht ein und ich wäre sehr albern, wenn ich es thäte, besonders da er mit einer Dame bekannt ist, die er so unendlich hoch über mich stellt! Ich möchte wissen, wer sie ist! Doch gleichviel — es kommt nichts darauf an! Ich werde Sorge tragen, seinen Freund, den hübschen Franz, wissen zu lassen, daß ich nun frei bin; denn der ist ein Mann, welcher für mich eine weit bessere Partie wäre als Karl!“

Und während dieses Alleinegespräch nahm Luise wieder an ihrem Arbeitstische Platz, um den Pariser Hut vollends fertig zu machen.

Mittlerweile ging Karl, noch ganz erfüllt von schmerzlichem Erstaunen über die Selbstsucht, Härte und Falschheit in Luisens Gemüth, wie dieses ihm sich jetzt auf einmal gezeigt hatte, seines Weges weiter. In seinem tiefen Hinbrüten gewahrte er nicht, daß ein Mann von dem entgegengesetzten Ende der Straße auf ihn zukam, so daß er beinahe an ihn angerannt wäre.

„Hoho, Karl! Bist du wirklich so toll geworden, wie die Leute sagen?“ rief der Begegnende rasch ausweichend.

„Ach Franz, du bist es? Nimm es nicht übel!“

„Nein, nein, durchaus nicht! Nun, wie steht's?“

„Ach, lieber Franz, ich habe noch nicht sieben Stunden lang die Wahrheit gesprochen und schon habe ich mich mit meinem Onkel, mit meinen Principalen und mit meiner Verlobten entzweit!“

„Sagt' ich's dir nicht?“ entgegnete Franz „Wenn du dich nicht derb zusammennimmst, so fliegst du, ehe noch weitere sieben Stunden vergehen, im Irrenhause! Deine gute alte Tante ist schon bei Schulze, Müller und Meyerheim gewesen, um sich nach dir zu erkundigen. Die Geschichte, die man ihr dort erzählt hat, ist, wie du dir leicht denken kannst, durchaus nicht geeignet gewesen, sie zu beruhigen. Sie ist fest überzeugt und hat auch deine Principale überzeugt, daß du vollständig übergeschnappt bist, wie sie es nennt, und man hegt jetzt die größte Besorgniß, daß du dir am Ende selbst etwas Schlimmes zustigt.“

„Diese letztere Besorgniß ist auch durchaus nicht unbegründet“, bemerkte Karl. „Ich glaube, ich habe mir in den letzten sieben Stunden so viel Schlimmes zugefügt, als ein Mensch dadurch, daß er einfach die Wahrheit spricht, sich möglicherweise nur zufügen kann.“

„Das mag wohl sein, lieber Freund“, entgegnete Franz, „und das Stück kann nun nicht zu Ende gespielt werden. Was wirst du beginnen, Aermster? Der ganze Stadtheil ist durch das Gerücht, daß du plötzlich den Verstand verloren hast, schon in nicht geringe Aufregung versetzt. Man sucht dich überall, um dich anzuhalten und einer ärztlichen Untersuchung unterziehen zu lassen. Da du nun kein Wort gegeben hast, dich vor Ablauf dieser Woche in keine Erklärung dieses Benehmens einzulassen, so mußt du entweder das Weite suchen oder ins Irrenhaus spazieren; laß den Scherz jetzt sein!“

„Nein, ich werde es darauf ankommen lassen“, sagte Karl von Zorn ergriffen. „Da ich indessen noch einen Geschäftsgang abzumachen habe, so will ich vor allen Dingen diesen besorgen.“

„Lieber Freund, sei vernünftig! Hörst du denn nicht!“ rief Franz, aber vergebens, der Wahrheitsfreund war verschwunden.

Karl kehrte in das Gasthaus zurück, stärkte sich durch ein Beefsteak und ein Glas bayrisches Bier, nahm dann sein Packet, rief einen vorüberfahrenden Omnibus an, sprang hinein und rasselte mit demselben hinaus nach der ziemlich entfernten Vorstadt, in welcher Helene Ehrenreich, die reiche Erbin, eine schöne Villa als ihr Eigenthum bewohnte.

Digitized by Google

„Und nun, Helene", sagte Karl während der polternden Fahrt bei sich selbst, „nun, du sanfte, edle Helene mit deinem reinen Gemüth, wirst auch du deinem alten Schulkameraden die Thür weisen, weil er die Wahrheit spricht? Das verhüte der Himmel!"

Nach einer etwa halbstündigen Fahrt stieg Karl am Eingange eines schattigen Heckenweges ab, auf welchem er sehr bald das liebliche kleine waldige That erreichte, in welchem Helenens Villa stand.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schneeflocken.

Aus dem Busen der Luft,
Aus den Falten der Wolkengewande,
Ueber das Flachland ob' und leer,
Ueber die herbstlich baren Lande
Langsam, still aus der Höh',
Rieselt der Schnee.

Wie wenn umstorter Sinn
Plötzlich anfaßt und sichtbar strahlet,
Wie wenn das bangende Herz
Bleich dem Dulder die Wange malet,
So der Himmel durch Schnee
Kündet sein Weh.

Das ist der Luft Poesie,
Langsam im schweigenden Rhythmus klingend,
Das ist des Grams geheime Qual,
Lang im geprestten Busen ringend:
Jetzt mit flüsternder Klag'
Kommt sie zu Tag.

Longfellow.

Landwirthschaftliche Charakterköpfe.

Der Oberverwalter.*)

„Potz Himmel Hagel Herrgotts Millionen Schock Schwerenoth!" brüllte eine Stimme über den Hof, daß alle lebende Creatur sich unsichtbar zu machen strebte und selbst der kühne Tiras, der Wachhund, den Schwanz zwischen die Beine klemmte und ins hinterste Verliß seiner Hütte retirirte — „wo ist einer von den Verwaltern? Die Sackermenter sind überall, nur nicht, wo man sie braucht! Heda, Sie junger Herr, wollen Sie nicht die ausnehmende Gewogenheit haben und sich in drei Teufels Namen sofort hierher bemühen, oder soll ich Ihnen Beine machen?" — Diese freundliche Einladung galt meiner Wenigkeit; ich war eben arglos aus der Brennerei getreten, um mich, es ist wahr, auf ein Stündchen zu drücken, des edlen Billardspiels halber, dessen Feinheiten man für einen Groschen Einsatz in dem nahen Gasthof nebst anderem vortheilhaften Dingen erwerben konnte; da schreckte mich die wohlbekannte Löwenstimme. Sie kam aus der Lücke des Heubodens über dem Pferdestall, und in derselben stand mein Chef, der gestrenge Herr Oberverwalter, ganz schwarz vor Staub und Schmutz, den ganzen Flaus bestreut mit Heu und Spreu — und dabei funkelten seine runden wasserblauen Augen und der riesige Schnurbart war so hoch unter die Nase gezogen, daß ich sofort gewahrte, es sei ein starkes Wetter im Anzug. Daher nahm ich mich zusammen. „Was befehlen der Herr Oberverwalter?" fragte ich in stammer Haltung. — „Hier herauf sollen Sie sich scheren und Ihre Nase hineinstecken, wo sie hingehört!" schrie er mich an, und drei Stufen auf einmal nehmend, flog ich die Bodentreppe hinan. — Hier stand mein Vorgesetzter in seiner ganzen Majestät. „Herr," sagte er, „wenn Jemand Ihnen sagt, daß der Graf seine Verwalter nicht fürstlich bezahle, so entgegnen Sie ihm getrost in meinem Namen, Sie wüßten das besser, denn sie bekämen hundertmal mehr, als sie verdienten, und seien blos dazu da, um mir die Höhle heiß zu machen. Was ist wieder vorgegangen?" — „Herr Oberverwalter" — Halten sie die Schnauze, bis sie gefragt werden! Warum haben die Pferde alle Augenblicke Koliker Wo ist das Kleehen? Ich frage Sie, wo ist das Kleehen?" Antworten Sie mir Herr, oder ein heiliges Donnerwetter soll Sie regieren!" — „Aber um Gotteswillen, lassen Sie mich doch nur antworten!" replizirte ich, „Sie wissen doch, daß ich mit den Ställen und Vorräthen gar nichts zu thun, sondern nur Brennerei und Ackerwirthschaft unter mir habe; jene sind Sachen meines Collegen, des Herrn Rothe, der, wie Sie wissen, heute auf dem Viehmarkt in H. sich befindet. Wenn Sie übrigens wissen wollen, wo das Kleehen ist, so stehen sie ja gerade davor; hier ist es!" — „Das nennen Sie Kleehen?" schrie mich der Oberverwalter an, „Dr — ist es; ich will Ihnen gleich zeigen, was es ist; nur hierher!" Und damit begann er von der Seite den mächtigen Stoß zu erklimmen; ich mußte ihm folgen. Wir gelangten in ganz dunkle Regionen unter dem Dach, auf einmal verschwand der vor mir herkriechende Oberverwalter, als sei er versunken; ich hatte aber nicht Zeit, mich zu verwundern, denn mir ging es gerade so; ich rutschte einen senkrechten Schacht hinab und kam meinem Chef auf den Rücken zu sitzen, ward aber sofort abgeschüttelt — „da sehen Sie nun selber die liederliche Wirthschaft!" sagte er grimmig im Dunkeln, wo kein Stich vor den Augen zu sehen war „das halbe Kleehen ist gemaust und an die Pferde verfüttert, während sie doch durchaus keines haben sollen und ich es für die Kühe so nothwendig brauche, wie das liebe tägliche Brot. Aber jetzt weiß ich auch, weshalb die Braunen immer dämpfig sind und weshalb wir so oft Kolik im Stalle haben Den Hafer verkaufen die Himmelsackermenter und machen's dann mit Kleehen. Und warum? Weil keine Aufsicht da ist, weil die Herren Verwalter sich um nichts bekümmern, woran sie nicht mit der Nase gestoßen werden, die großen Herren spielen und sich den Teufel drum kümmern, ob dem Grafen die Wirthschaft zu Grunde geht! Antworten Sie, Herr, oder muß man Ihnen noch das Reden vorkauen?" — „Ist schon geschehen, Herr Oberverwalter," entgegnete ich nunmehr gereizt, „lassen Sie mich nur zu Worte kommen, ehe Sie verurtheilen. Wie gesagt, ist das Stallbepartement das meinige nicht; trotzdem kann ich Sie versichern, daß Herr Rothe die Futterverabfolge unter strengster Controle und Verschluß hält, ja daß er zum Aufgeben den Schlüssel nicht einmal dem Vogt überläßt, sondern stets selber zugegen ist, wie auch meistens beim Füttern. Ich sehe allerdings — aber vielmehr ich errathe es an dem Raume, denn man sieht hier gar nichts — daß vieles Kleehen abhanden gekommen ist, allein es ist nicht möglich, als daß es gestohlen und Nachts verfüttert wurde. Daß der Hafer nebenbei unterschlagen worden sei, glaube ich nicht, dazu seyen die Gespanne zu wohlleibig aus, trotz der harten Arbeit, was mir allerdings jetzt auffallend erscheint." — „Nun es ist ein Glück, daß dem Herrn Verwalter doch noch Etwas auffällt!" brummte der Oberverwalter „aber einerlei, ob das Heu verfüttert, der Hafer gemaust wird, oder nicht; es ist gegen meinen Befehl und die Futterordnung und ein Himmelkreuzhagelbonnerwetter soll hineinfahren! Jetzt wollen wir aber einmal untersuchen, wo die Kerle ihren Einschlupf haben; ich will es ihnen schon vertreiben! Lüften Sie einmal ein paar Ziegel, daß man einen Stich vor den Augen sehen kann — so jetzt gehts!, Und im Dämmerschein, der durch ein paar Spalten des Dachs fiel, kroch er auf dem Boden umher, während ich selber allerdings erschrak über die Menge des schon widerrechtlich entnommenen Kleehens, die ich jetzt erst zu übersehen vermochte, zumal ich bei dem Einlassen zugegen gewesen war und wußte, hier dürfe sich keine Lücke zeigen. „Da haben wirs!" schrie plötzlich mein Chef und bob eine Planke empor, welche eine lichte Oeffnung zeigte, durch welche man hinab in den Verschlag des Stalles gelangen konnte, in dem die Knechtbetten angebracht waren „aus ihren Betten steigen die Herrgottsbimmelhunde herauf, und so ist's kein Wunder, daß man im Stalle selbst keine Spuren findet. Aber wartet nur, Euch will ich das Handwerk legen." Damit ließ er sich hinab in den Verschlag, bedeutete mich, den Rückweg über den Boden zu nehmen und erwartete mich vor dem Stalle. „Sehen Sie einmal in die Materialkammer," sagte er „holen Sie mir zwei alte Sensenblätter, ein paar Nägel und und einen Hammer." Als ich diesen Auftrag ausgeführt, hatte

*) Von einem denkthätigen Freunde der rationellen Landwirthschaft aus der „Agronomischen Zeitung" mitgetheilt erhalten.

Digitized by Google

der Oberverwalter eine kleine Blendlaterne in der Hand; er verabschiedete mich mit den liebenswürdigen Worten: „Jetzt können Sie sich zum Henker scheren!“ und ich ließ mir das nicht zweimal sagen, sah aber noch, wie er mit den von mir gebrachten Werkzeugen beladen abermals die Hruboden-treppe erstieg. Ich dachte, er wolle die Planke vernageln und die Sensenblätter zu mehrer Befestigung als Bänder gebrauchen, schlug mir auch bald die Sache aus dem Kopf, da es Angenehmeres zur Beschäftigung für denselben gab, und Auftritte, wie der erzählte, alle Tage vorkamen.

Fortsetzung folgt.

Logogryph.

Ich bin des Friedens schützende Macht,
Doch rief nur der Streit mich ins Leben;
Unbeugsam und fest und nach gleichem Maß
Soll ich Jedem das Seine geben.

Ein Laut davor — und im Grundprincip
Bin ich durchlöchert, gespalten;
Jetzt nehm ich, was man mir gibt; doch nur
Damit es And're erhalten.

Die Auflösung des Preis-Räthsels in Nr. 46 ist z. B. noch nicht bekannt. Die Entscheidung des Räthsel-Comites wird im nächsten Sonntagsblatte bekannt gegeben werden.

Zur Auflösung des Preis-Räthsels.

Aus den eingekommenen vielen Auseinandersetzungen und Auslassungen glauben wir folgende drei ausheben und hier mittheilen zu sollen.

Witzworte.

Kannst Du nennen eine Stadt,
Die den ew'gen Frieden hat
Und zugleich ein holdes Mädchen,
Das sein spinnt(?) (zart gold'ne Fädchen);
Ferner noch ein Brüderpaar,
Mißerkennen, auch Rieben gar,
Deutne Haare an der Spitz' —
Ei, dann hast Du sicher — Witz!

Sagst Du dann, woher es stammt,
Daß die Menschen insgesammt
Weinen, wenn ein Gram sie drücket,
Lachen, wenn die Freude blicket;
Sagst Du, welches Loos vermag
Lebensüberdruß und Ekel nach,
Leid zu bringen jeder Sorte —
Und Du machst und hast dann — Worte!

Wolltest gar, was ganz gemächlich
Jeder mit zwei Händen trägt,
Sagen Du — was unaussprechlich (!)
Dich und mich niederschlägt,
Alles sagen, was auf Erden
Du im Sonnenlicht kannst schauen —
Düftest reden fort und forte —
Denn das schöne Ganze spricht:
Lieber Leser! — Witzworte
Sind es, doch ein Räthsel nicht! —

F. M.

* * *

Aus Feuchtwangen, 18. Nov. erhielten wir von einem Hrn. M. M. folgende Zuschrift:

H. Dr. Redakteur! Zur Auflösung des in Nr. 46 der „Sonntags-Brigade vom heutigen Dato mitgetheilten Preisräthsels erlaube ich mir folgende Darlegung:

Es mag schon vor 25 Jahren gewesen sein, als mir Jemand nachstehendes Räthsel aufgab:

Das Erste ziert die junge Braut,
Die Zweit' gehört zum Sauerkraut,
Ist Dir das Drit' gestohlen,
Kannst Du's beim Bierten holen.
Das Ganze ist ein dreifig Ding,
Das einstens in Europa hing.

Ich quälte mich lange, die Auflösung dieses verlockenden Räthsels zu finden, und brachte die harte Nuß auch einmal in der Gesellschaft zur Sprache, mit der ausgesprochenen Absicht, die bisher vergebens gesuchte Lösung zu erhalten. — „Zerbrechen Sie sich den Kopf nicht länger damit,“ sagte mir ein anwesender Pfarrer, „Dieses Räthsel wurde von einem meiner Bekannten vor einigen Jahren veröffentlicht, um sich den Spaß zu machen, die Leser mit fruchtlosen Nachdenken über eine phantastische Zusammenstellung zu necken. — Zwar hat man damals eine ziemlich zutreffende Lösung: „Brutwurstmasstab“ gefunden, der einst am Thore zu Nürnberg aufgehangen gewesen sein soll; allein auch die beste anderweitige Lösung ändert nichts an der Thatsache, daß die Aufgabe ein bloßer Scherz ist, und als solcher eine eigentliche Auflösung gar nicht voraussetzt.“ — Ganz dieselbe Bemerkung — behaupte ich nun — hat es auch mit dem obengenannten Preis-Räthsel, und die vollkommene Richtigkeit dieser Auflösung ist so lange nicht in Abrede zu stellen, als nicht eine durchaus zutreffende ungezwungene Lösung gefunden, oder eine Erklärung des Verfassers beigebracht wird, wovon meiner Ueberzeugung nach das erste so wenig wie das zweite je realisirt werden kann. — Inzwischen nun das Gesagte als einzig möglichste und völlig befriedigende Lösung Ihrer Preisaufgabe wird gelten müssen, glaubt der ergebenst Unterzeichnete, begründeten Anspruch auf die ausgesetzte Prämie machen zu können, und bestehet mit ausgezeichneter Hochachtung

M. M.

* * *

Ein weiterer Beitrag zur Auflösung des Preis-Räthsels.

Es gibt keine Königsstadt,
Die den ew'gen Frieden hat,
Auch'ee lieben holden Mädchen
Spinnen meistens gar kein Fädchen;
Und dann noch ein Brüderpaar,
Die begabt mit braunem Haar
Auf ein' einz'ge Sohl' zu bringen,
Möchte Keinem je gelingen.

Aber, daß wir lachen, weinen,
Nun, das möchte leicht erscheinen,
Dazu brauchen wir nicht viel,
Das stammt doch aus dem Gefühl.
Doch man kommt zu seinem Schlusse.
Mit dem Lebensüberdrusse
Schmach und Tod, „Ueksühl“ verbinden,
Möchte wicht so leicht sich finden.

Zwar in unsern beiden Händen
Tragen wir leicht das Gefühl,
Doch das Ganze so zu wenden,
Ist wahrhaftig doch zu viel,
Daß auf sonnenklamten Auen
Wir das Ganze freueig schauen,
Führt trotzdem auf dunkle Pfade,
Täuschung ist die ganz' Parade.

Gunzenhausen, im November 1866. . . . . r.

Mathematische Aufgaben.

1. Einem Hasen, der bereits 780 Sprünge gethan, jagt ein Hund nach, welcher 4 bis der Hase 3 Sprünge macht. Wenn nun 7 Hasen-Sprünge gleich sind 5 Hunds-Sprüngen, wie viel Sprünge kann der Hase noch thun, bis er vom Hunde eingeholt wird?
2. Eine Gesellschaft sollte eine gemeinschaftliche Schuld von 144 fl. bezahlen. Weil aber zwei Personen kein Geld hatten, mußte jede der übrigen 1 fl. mehr zahlen, als wenn Alle bezahlt hätten. Wie viel Personen waren in der Gesellschaft?
3. In dem Treffen bei Trautenau machirte ein preußisches Truppenkorps in einer regelmäßigen Colonne mit 5 Mann mehr in der Tiefe als in der Fronte; bei Annäherung der Oestreicher wurde die Fronte um 845 vermehrt, so daß das Corps jetzt 5 Mann hoch marschirte. Wie stark war das Corps?

* * *

„Lösung der 3 mathematischen Aufgaben in Nr. 46.

ad 1) 6 Söhne (à 300 fl.) und 3 Töchter (à 360 fl.)

In Weimersheim in folgendem Verse gelöst:

Guter Vater, gar zu zärtlich . . . Sorgst Du für Dein schön' Geschlecht;
Freiten unser fünf Gebrüder . . . Deine Töchter, wär mir's recht.
Doch da meiner Nichten sechse . . . Deiner Söhne Bräute sind,
Acht' ich, Du liebst mehr das Schöne, Für das Starke bist Du blind.

ad 2) 12 Kronenthaler, 24 Preußenthaler und 64 Viernutzwanziger.

Folgender Vers wieder von Weimersheim:

Alles Geld, Getreid und Holz Macht den Herren Bauernstolz.
Drum will für die Gerit' der Prahler Vier und zwanzig Preußenthaler
Halb so viel in Kronenzeit, Und was ihm zu hundert fehlt,
Vier und sechzig Zwanz'gerstücke Steckt er ein mit frohem Blicke.

ad 3) Die Zahlen 34 und 119.

In einem Weimersheimer Reim:

Drei einhalbmal vier und dreißig Ist die räthselhafte Zahl.
Nimm sie vier und dreißigmal, So wird sie gerad und rein
Die genannte (4046) gerad'r sein.

* * *

Richtige Lösungen sind bisjetzt eingekommen: von Ansbach 6, Obergrenn 2, Eyb 2, dann je 1 von Windsheim, Ilsenheim, Neudorf, Gutenhardt, Neuendettelsau, Hirschlach, Schopfloch, Burgbernheim, Rothenburg, Großhaslach, Mit Bergtheim, Rügland, Oberaltenbernheim, Ornskirchen, Gunzenhausen, Wettringen, Baiersheimsaurach, Windsheim, Sinnbronn, Wassermungenau, Neustadt a/A., Wernsbach, Taubertzell, Reichenbach bei Feuchtwangen, Dombühl, Weimersheim, Oberickelsheim, Grimmelsbronnen, Neureuth, Nordheim, Krailsheim, Wolfertswetter Dorfenmathen, Altheimgerstetten, Westheim. Theilweise richtig waren je 1 Lösung von Lehberg, Hergershach, Mkt. Dietenhofen, Unterhörgenau u. v. J. N. S. in Spalt. — Zur vorstehenden Aufgaben in Nr. 45 sind nachträglich noch richtige Lösungen zu verzeichnen von Pfaffenhofen und von Landt.

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe

der

Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 48. Sonntag, den 2. Dezember. 1866.

Wenn Alles eben käme,
Wie Du gewollt es hast,
Und Gott Dir gar nichts nähme
Und gäb' Dir keine Last, —

Wie wär's dann um Dein Sterben,
Du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest schier verderben,
So lieb wär' Dir die Welt!

v. Fouque.

Die Wahrheit.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Vae victis!

Helene Ehrenreich, die jetzige reiche Besitzerin der Villa, war die einzige Tochter des alten Lehrers, von welchem Karl Stillfried den ersten Schulunterricht erhalten hatte. Da der alte Ehrenreich seine Tochter ebenfalls selbst mit unterrichtete, so waren Helene und Karl Schulgenossen bis zu der Zeit gewesen, wo Karl bei Schulze, Müller und Meyerheim als Lehrling eintrat und Helene ihrem Vater als Hülfslehrerin zur Seite stand. Dabei blieben sie fortwährend gute Freunde, bis an einem stillen Herbstnachmittag der gute alte Lehrer die Ruhe, von der er nur selten Gebrauch gemacht, fallen ließ, mit dem Kopfe lanasam auf sein Pult nieder und in den Schlaf sank, von welchem er nicht wieder erwachte.

Nach dem Tode ihres Vaters sah Helene sich genöthigt, sich durch Unterrichtertheilen ihr tägliches Brot zu verdienen. Mit dieser undankbaren Aufgabe wüßte sie sich ein Jahr nach dem andern, bis sie an einem kalten, unfreundlichen Winterabend, nachdem sie für diesen Tag die letzte Unterrichtsstunde ertheilt, bei ihrer Nachhausekunft eine gerichtliche Vorladung vorfand, in deren Folge sie am nächsten Tage an Amtsstelle die unerwartete Kunde vernahm, daß sie, die bis jetzt nur Armuth und Mangel gekannt, nun auf einmal die Gegensätze des Reichthums kennen lernen sollte. Ihr Großonkel, der als junger Mann nach Amerika ausgewandert, war kürzlich dort mit Hinterlassung eines Vermögens von mehreren hunderttausend Thalern gestorben, welches nun, da er weder Weib noch Kind besessen, Helenen als seiner nächsten Erbin zufiel.

Helene war jetzt zweiundzwanzig Jahre alt, sodaß sie sofort das ihr zugefallene Erbe selbstständig übernehmen und verwalten konnte. Sie genoß die ihr dadurch gebotenen Vortheile mit der Schüchternheit eines sanften Gemüths, welches die bittre Schule widriger Schicksale durchgemacht hat. Die Liebe zum Landleben bewog sie, die geräuschvolle Stadt zu verlassen, während doch auch zugleich die Anhänglichkeit an ihre alten Freunde und Nachbarn sie abhielt, weit fortzuziehen. Deßhalb kaufte sie diese gerade zum Verkauf ausgebotene Villa und lud eine arme Verwandte, die Wittwe eines Landgeistlichen, ein, diesen Aufenthalt mit ihr zu theilen.

Sie richtete sich in ihrem Hause mit eleganter Einfachheit ein und wählte eine Lebensweise, die viel anspruchsloser war, als wozu ihr Reichthum sie eigentlich berechtigt hätte. Es geschah dies aus Rücksicht auf jene alten schlichten Freunde und Nachbaren, an welchen sie immer noch mit so großer Liebe hing und welche sie fortwährend in ihre Villa einlud und bewirthete und die sie nicht durch eine allzu große Ungleichheit in ihrer bisherigen Lebensweise von sich zu scheuchen wünschte. Der auf diese Weise sich herausstellende Ueberschuß ihres Einkommens ward wohlthätigen Zwecken gewidmet.

Vergebens suchten die Damen der höhern Stände, welche einen Sohn oder Bruder in dem Besitz einer so schönen und reichen jungen Erbin zu sehen wünschten, die reiche junge Erbin mit in ihre Cirkel zu ziehen. Helene besaß zu viel wahre Würde und Selbstbewußtsein, um auf dergleichen Annäherungsversuche das mindeste Gewicht zu legen und war für dergleichen vollkommen unzugänglich.

Helene war zu der Zeit unserer Erzählung seit drei Jahren im Besitze ihres Vermögens und folglich jetzt fünfundzwanzig Jahre alt. Ihre Gestalt war hoch, schlank und zierlich geformt. Ihr bleiches ovales Antlitz war von dunkelbraunem Haar beschattet und durch große braune Augen erleuchtet. Ihre unter angestrengter Arbeit und Entbehrungen verlebte Jugend hatte ihren schönen Zügen und anmuthigen Geberden einen Ausdruck von Ernst mitgetheilt, den man eigentlich nur von einem vorgerücktern Lebensalter erwartet hätte.

Sie saß an diesem Nachmittage allein in ihrem kleinen Salon, als ihr Diener eintrat und ihr meldete, daß Herr Karl Stillfried mit den von ihr bei Schulze, Müller und Meyerheim bestellten Kleiderstoffen da sei

„Laß Herrn Stillfried eintreten und trage das Packet zu Mamsell Walter!" sagte Helene.

Der Diener gieng hinaus und gleich darauf trat Karl Stillfried ein.

Helene erhob sich, ging ihm über die ganze Breite des Zimmers entgegen, bot ihm die Hand und sagte lächelnd:

„Schon seit drei Jahren wohne ich hier und das ist das erste mal, daß Sie mich besuchen! Ist das wohl recht von einem alten Freund?"

„Unter den obwaltenden Umständen allerdings, Fräulein Ehrenreich", antwortete der Wahrheitsapostel.

Digitized by Google

„Aber warum!“ fragte Helene, indem sie sich auf ein Sofa niederließ und ihn durch eine Geberde auffortexte, neben ihr Platz zu nehmen.

„Die Ungleichheit unserer Stellung, Fräulein Ehrenreich, scheint die Fortdauer unserer Bekanntschaft zu verbieten.“

„Da frage ich wieder: Warum? Ich sehe den Grund nicht ein!“

„In der Sphäre, in welcher sie sich jetzt bewegen, Fräulein Ehrenreich, würde ich als ein Eindringling und Fremdling betrachtet werden.“

„Von wem denn? von mir ganz gewiß nicht!“ sagte Helene.

„Dann doch jedenfalls wenigstens von den Personen, von welchen Sie umgeben sind, Fräulein Helene, und denen es nicht behagen würde, in Ihrem Salon dem Commis zu begegnen, der ihnen hinter dem Ladentische aufwartet.“

„Dann mögen diese Leute wegbleiben! Ich selbst bin ein Kind des Standes, der von seiner Arbeit lebt; das Geld, welches ich geerbt habe, ist durch Geschäftsthätigkeit und Betriebsamkeit erworben worden; meine Neigungen und Sympathieen gehören den Kreisen an, aus welchen ich hervorgegangen und in welchen ich erzogen worden bin. Ich suche keine Bekanntschaften unter den sogenannten Vornehmen; suchen diese aber mich auf, so begegne ich ihnen mit Höflichkeit und erwarte von ihnen, daß sie ebenso artig den Freunden meiner Kindheit begegnen, mit welchen sie in meinem Hause zusammentreffen.“

„Das ist sehr schön und edel und ganz Ihrer würdig gesagt und gedacht, Fräulein Ehrenreich; aber ich fürchte, daß diese Theorie unausführbar ist! Ich fürchte, die Forderungen Ihrer neuen Stellung werden Sie nöthigen, sich von Ihren Freunden loszusagen.“

„Nimmermehr!“ rief Helene. „Aber, lieber Karl, warum nennen Sie mich Fräulein Ehrenreich? Warum wollen wir einander nicht auch noch ferner Karl und Helene nennen, wie wir von Kindheit an gethan? Oder wünschen Sie vielleicht, daß ich Sie Herr Stillfried nenne?“

„O nein, mein, thun Sie das nicht! Nennen Sie mich Karl, ich bitte inständig darum!“ rief er, als er sah, daß Helene bald roth, bald blaß ward.

„Nun dann nennen Sie mich auch Helene! Ja, Karl, wir müssen Freunde bleiben! Ich habe weder Aeltern noch Geschwister und heirathen — werde ich niemals! Sie und ihre Frau, lieber Karl, müssen mir daher Bruder und Schwester sein. Wie ich höre, werden Sie bald Hochzeit machen und es ist mir sehr lieb, daß Sie heute zu mir gekommen sind, denn ich habe ein Geschenk für Ihre Braut zurecht gemacht und —“

In diesem Augenblick ward die Gräfin von Harras mit ihrem Sohn angemeldet.

Karl griff rasch nach seinem Hute, um sich zu entfernen.

„Ach bitte, gehen Sie noch nicht, Karl! Es ist dies das erstemal, daß Sie mich besuchen! Ich habe Sie so lange nicht gesehen und — und — ich habe Ihnen so viel zu sagen! Bitte, warten Sie, bis diese Leutchen wieder fort sind!“ flüsterte Helene hastig.

Karl verneigte sich und zog sich mit hochklopfendem Herzen nach dem andern Ende des Zimmers zurück, wo er sich anscheinend in das Betrachten einiger dort aufgestellter Stereoskopen vertiefte.

Die Gräfin begrüßte Helenen mit vielem Empressement, faßte sie bei beiden Händen und küßte sie mit allen Zeichen der liebreichsten Theilnahme. Zu Karl's Erstaunen — denn er konnte seine Ausmerksamkeit nicht ausschließlich auf die Stereoskopen beschränken und ebenso wenig ganz umhin, diesen Auftritt zu beobachten — schien Helene durch die ihr bewiesene Herablassung sich angenehm berührt und geschmeichelt zu fühlen.

Der junge Graf legte gegen die junge Herrin des Hauses dieselbe Ausmerksamkeit an den Tag. Sie sprachen von vornehmen Gesellschaften, von der letzten Galavorstellung des Hofs, von Bällen, Concerten, von der neuesten Oper und gaben ihr Bedrauen darüber zu erkennen, daß Helene mit ihrer Verwandten nicht wenigstens während des Winters ihre Wohnung in der Stadt nähme. Die Gräfin überreichte ihr dann eine Karte zu dem bei ihr in einigen Tagen stattfindenden Morgenconcert und nahm mit denselben Kundgebungen von Zuneigung und Freundschaft bald darauf wieder Abschied.

„Nun“, sagte Helene, indem sie, nachdem ihr vornehmer Besuch sich entfernt hatte, auf Karl zulam, „was denken Sie davon?“

„Ich denke“, entgegnete der junge Mann, „daß die Gräfin einen sehr wichtigen Zweck im Auge hat, da sie sich herablässt, hierherzukommen und so freundlich gegen Sie zu sein, Helene.“

„Diese Meinung ist für mich keinesfalls sehr schmeichelhaft“, entgegnete Helene. „Woher wissen Sie, daß es nicht mein persönlicher Werth ist, was die Gräfin bewogen hat, mich aufzusuchen?“

„Ihr persönlicher Werth, Helene“, entgegnete Karl, „würde, auch wenn er noch zehnmal größer wäre, die Gräfin sicherlich nicht angezogen haben, wenn Sie jetzt noch, wie früher, eine arme Lehrerin wären. Das wissen sie eben so gut als ich! Wie vortheilhaft überdies auch ihre Vermögensverhältnisse sich gestaltet haben, so muß doch noch irgendein sehr wichtiger Grund vorhanden sein, welcher die Gräfin veranlaßt, Sie in ihrem Hause aufzusuchen. Gränonen machen sich nicht so leicht mit bürgerlichen Erbinnen zu schaffen, wie reich dieselben auch sein mögen!“

„Sie sprechen sich mit einer Aufrichtigkeit aus, die wirklich etwas Peinliches hat, lieber Karl“, sagte Helene. „Worauf hat die Gräfin denn es noch ihrer Meinung abgesehen?“

„Auf Ihr Geld, liebe Helene, um damit die Schulden ihres verschwenderischen Sohnes zahlen zu können, der in so schlechtem Rufe steht, daß sie trotz ihrer vielen und zahlreichen Connexionen nicht im Stande gewesen ist, ihn bei der Armee oder im Staatsdienst unterzubringen. Die Gräfin glaubt, eine bürgerliche Erbin werde, um ihre Schwiegertochter zu heißen, es sich zur Ehre anrechnen, mit ihrem Gelde einen ruinirten hochadeligen Verschwender seinen Bedrängnissen zu entreißen.“

„Nun, eine Grafenkrone ist auch etwas nicht ganz zu Verachtendes“, entgegnete Helene. „Wie glauben Sie wohl, daß mir dieselbe stehen würde?“

„Nicht sonderlich, Helene!“

„Warum nicht?“

„Weil Sie, wie man zu sagen pflegt, nicht dazu geboren sind. Sie besitzen nicht — wie soll ich sagen? — das Air, den Ausdruck, das — das unbeschreibliche Etwas — sozusagen — das feine Aroma der vornehmen Geburt. Man sieht Ihnen wirklich noch die Stubenmeisterin zu sehr an.“

„In der That, Herr Stillfried, ich weiß nicht recht, ob diese Worte sich mehr durch Mangel an Klarheit oder an Höflichkeit auszeichnen!“ rief Helene ganz erstaunt.

„Daß meine Worte nicht höflich sind, weiß ich“, entgegnete Karl. „Ach, Helene, die Wahrheit ist es nur selten! Ebenso weiß ich auch, daß meinen Worten die Klarheit mangelte, denn ich versuchte etwas zu definiren, was sich eigentlich nicht definiren läßt — Sie wissen aber schon, was ich meine.“

„Ja; aber wenn dieß wahr ist, so befremdet es mich, daß Sie glauben, die Gräfin wolle mich zur Schwiegertochter haben.“

„Sie würde es auch nicht wollen, wenn ihre Vermögensumstände nicht durch die Verschwendung ihres Sohnes so vollständig zerrüttet wären, daß derselben nur durch eine reiche Schwiegertochter wieder aufgeholfen werden kann.“

„Aber dennoch scheint ihr, auch abgesehen hiervon, daran zu liegen, mich in ihrer Nähe zu haben.“

„Das glaube ich nicht! Man würde Sie immer nur als die Bürgerliche betrachten, welche der junge Graf aus Noth geheirathet, und Ihnen höchst wahrscheinlich sehr bald irgendein abgelegenes Landgut in der Provinz zur Wohnung anweisen, während die Gräfin und ihr Sohn mit dem erbeuteten Gelde ihre Rolle in der Residenz weiter spielten.“

„Aber das grenzt ja fast an Beleidigung!“ rief Helene, während eine dunkle Röthe ihre Wangen und Stirn überzog. „Warum sagen Sie mir nur so etwas?“

„Erstens weil ich fühle, daß es wahr ist, und zweitens weil ich sie womöglich vor einem übereilten, unheilvollen Schritte bewahren möchte.“

„Glauben Sie, daß ich in Gefahr schwebe, ihn zu thun?“

„Ja.“

„Warum?“

„Weil ihr Benehmen gegen die Gräfin und deren anrüchtigen Sohn von der Art war, wie —“

„Nun, warum reden Sie nicht aus? Wie war mein Benehmen?“

Digitized by Google

„Nicht so, wie ich es von Helenen Ehrenreich erwartet hätte.“

„Sie sagen mir da, wie es nicht war — sagen Sie mir, wie es war.“

„Hm! Aufrichtig gesagt — schmeichlerisch — “

„Wirklich — “

„Ja! Sogar ein wenig charakterlos —“

„Was Sagen Sie!“ rief Helene, während ihre großen braunen Augen vor Entrüstung funkelten. Sie fuhr von ihrem Sitze empor und ging mit hastigen Schritten auf und ab. Er folgte ihr mit den Augen. Ihre Brust bob sich, ihre Wangen glühten, ihre Augen sprühten Feuer. Das Herz ward ihm schwer wie Blei. Sein Gesicht war todtenblich und seine Hände eiskalt. Es war ihm, als hätte er auf der Stelle sterben können. Lieber hätte er die ganze Welt beleidigt als Helenen.

Plötzlich kam sie auf ihn zu und blieb keuchend vor Aufregung und Entrüstung vor ihm stehen, indem sie sagte:

„Charakterlos! Sie sagten charakterlos!“

„Ja, ich hätte liebedienerisch sagen sollen und dies Wort kann ich nicht zurücknehmen, denn es drückt genau das aus, was ich meine, und es fällt mir kein höflicheres ein, dessen ich mich an seiner Statt bedienen könnte. Sie verlangten von mir die Wahrheit zu hören, Helene, und ich habe sie gesprochen! Ich kann nicht anders; Gott helfe mir!“ rief der junge Mann in verzweiflungsvollem Tone, indem er sich, ohne daran zu denken, derselben Worte bediente, in welche der furchtloseste aller Wahrheitsprediger, der muthige Martin Luther, in der Stunde seiner größten Bedrängniß ausbrach.

Helene trat rasch von ihm hinweg und begann in unverminderter Aufregung wieder auf und ab zu gehen. Es ging in ihr etwas vor. Sprach aus ihrem Mienen Zorn oder Bewunderung —? Empfand sie für den wunderlichen jungen Mann Haß oder Liebe —?

(Fortsetzung folgt.)

Nicht mit heiligen Allianzen
Werden Fürsten sich verschanzen,
Und mit Trug die Völker nicht,
Sondern wenn sie mit Vertrauen
Auge sich in Auge schauen
Und zu Gott mit Zuversicht.

Bittet Gott, der Korn beschieden,
Daß er senk' ein Körnlein Frieden
In der Trennung offnen Spalt,
Daß die Klaffung sich verschöne,
Unserr Wund ein Halm entgrüne,
Der im Licht zum Himmel wallt.

Dieser Halm, zu diese Palme,
Mit dem schlanken Riesenhalme,
Sei der neue Freiheitsbaum!
Nicht mit Blut, mit Thau begossen,
Soll er rein zum Himmel sprossen,
Schatten über'm Erdenraum.

(Aus Auerbachs Volkskalender.)

Landwirthschaftliche Charakterköpfe.

Der Oberverwalter.

(Fortsetzung.)

— Am nächsten Morgen rapportirte beim gemeinschaftlichen Frühstück, das der Oberverwalter — wie waren sämmtlich Junggesellen — mit großer Kunstfertigkeit in einer riesigen Kaffeemaschine bereitete, mein College Rothe: „der Jörwillem (Georg Wilhelm) konnte heute nicht zu Acker fahren, er hat sich mit dem Häckselmesser schwer in die Hand geschnitten und geblutet, daß er frisches Beitzeug hat bekommen müssen; er möchte gern heim, um sich curiren zu lassen.“ — Da zog ein sonniges Schmunzeln über das Gesicht des Oberverwalters. „So, so!“ sagte er seelenvergnügt „mit dem Häckselmesser? Ei sieh mal an! Ja, solch ein Häckselmesser ist ein gefährliches Ding. Ist denn die Wunde recht schwer?“ frug er lauernd. „Sie scheint sehr bedeutend,“ entgegnete Rothe „die ganze obere Hand ist durchgeschnitten; der Knecht behauptet, das Messer sei ihm darauf gefallen, als er die Lade habe drei Seite stellen wollen!“ „Die Lade, das Messer!“ schmunzelte der Oberverwalter, „dermuthlich hat er das Kleben schneiden gewollt.“ „Wie so, Kleben?“ fragte der Verwalter mit großen Augen, „Kleben wird ja gar nicht gefüttert!“ Nun ging es aber los. Nicht?“ Kleeheu wird nicht gefüttert? Sie wissen den Teufel, Herr, was gefüttert wird, oder nicht, das heißt an die Pferde; was Sie an sich selber füttern, mögen Sie wissen, aber Ich sage Ihnen, Sie sind das Futter nicht werth und wenn es kalte Kartoffeln wären. Steigen Sie auf den Heuboden, wenn Sie die Tiere kennen, stecken Sie Ihre Nase hinein und dann kommen Sie wieder und behaupten, es wird kein Kleeheu gefüttert. Den Pferdeknecht aber, den Jörwillem lohnen Sie sofort ab, und sagen Sie ihm, er soll Kleeheu kauen und auf die Hand binden, dann besseres es bald; wenn er mir aber wieder auf den Hof kömmt, so sollten ihm Dreißigtausend Dutzend Donnerkeile auf den Buckel fallen, dem Messergreifer!“ Ganz verdutzt den Kopf schüttelnd ging mein College hinaus; der Oberverwalter schüttelte sich vor Vergnügen. „Darauf wollen wir Einen nehmen!“ sagte er mit dem Tone der besten Laune und schloß das bekannte Wandschränkchen auf, dessen Geheimnisse sich nur in guten Stunden enthüllten „hier ist noch ein alter Zwetschenbranntwein, wenn man den im Leibe hat, dann fängt man den Teufel auf freiem Felde und streibt ihm den Schwanz bimmelblau an; runter mit!“ Und damit floß ein Weinglas voll des goldgelben, trefflichen Stoffs in die Kehle so glatt und prompt, daß es mir schwer hielt, es nachzumachen — aber es gelang, denn Beharrlichkeit zwingt Alles. „Es ist mir doch lieb,“ lachte nunmehr der Oberverwalter und drehte die Spitzen des gewaltigen Schnurrbarts martialisch nach oben „daß wir den Kleebieb erwischt und tüchtig bezahlt haben. Denn sehen Sie, mit den zwei Sensenblättern habe ich eine Guillotine gebaut, so daß sie niederfallen mußten, sobald einer durch das Loch kroch; wäre der verdammte Hund nur mit dem Kopfe voran statt mit der Hand!“ Ich stand verstimmt.

Das war der im ganzen Lande berühmte Oberverwalter, bei welchem eine Stelle zu erhalten für ein wahres Glück galt, nach welchem Alle strebten, denen an wirklich gründlicher Ausbildung in der Landwirthschaft gelegen war; deren gab es damals aber wenige, sonst hätte ich den Platz nicht erhalten, nachdem ich vorher die Akademie Hohenheim absolvirt, außerdem die genügende Praxis, auch als Verwalter, hinter mir hatte. Um den sonderbaren Mann aber nach einer Richtung hin noch besser zu charakterisiren, was um deswillen ausführlich geschieht, weil sein Geschlecht jetzt schon ausgestorben ist, gestatte ich, mir noch, vorher ein anderweites Begebniß zu erzählen. In den ersten Tagen meines Antritts als Verwalter traf ich eines schönen Morgens den Schäfer mitten im jungen Klee mit der ganzen Heerde. Ich war fuchswild und drohte ihm mit sofortiger Anzeige, er schien sich aber nicht viel daraus zu machen, weil er bei dem Grafen einen Stein im Brette hatte, der in seine Merinoheerde verliebt war, trotzdem sie die Räude hatte. Als ich auf den Hof kam, wollte der Oberverwalter gerade vom Pferde steigen; ich machte meinen Rapport, und ohne ein Wort zu sagen, warf er seinen müden Gaul herum, und jagte hinaus, dem Ort des Schadens entgegen. Wie ein Unsinniger ritt er die völlig gerade Linie, über Hecken und Gräben; er kam gerade recht, noch die letzten Schafe von dem ganz jungen Klee abjagen zu sehen, aber auch, um dicht am Felde dem Grafen, seinem Herrn zu begegnen. „Wohin? Wohin? Was gibts?“ rief ihm dieser zu — aber der Oberverwalter hörte nicht. Der Schäfer, welcher merkte, was es galt, sing an zu laufen; aber trotz seiner Sprünge ward er er eingeholt, und Hiebe mit wuchtigen Reitgerte regneten hageldicht auf ihn herab. Allein der Graf, gleichfalls berittet, war gefolgt, und rief entrüstet: „Was unterstehen Sie sich in meiner Gegenwart? Hören Sie auf zu schlagen — ich befehle es Ihnen, bei Ihrer Entlassung!“ Ganz gehorsam nahm der Oberverwalter schnell wie der Blitz die

Digitized by Google

Reitgerte zwischen die Zähne, erwischte aber mit der Rechten den Schäfer in der Halsbinde und zog ihn, riesenstark wie er war, zu sich empor, gab ihm noch einige Stöße mit dem Steigbügel, und warf ihn dann zur Erde, daß er kollerte, wie ein Ball, und lange nicht wußte, ob der Himmel oben war oder unten.

„So, mit Vergunst, Ew. Erlaucht!“ sagte dann der Diener zum Herrn, „Strafe muß sein, wer nicht hört, der muß fühlen. Wenn Ew. Erlaucht mir nun meine Entlassung geben wollen, so kann ich nichts dagegen haben; erwische ich aber den höllverbrannten Mordschwefelader zum andernmal, dann kommt er nicht lebendig davon, und wenn alle Grafen der Christenheit und der Türkei auf den Knien für ihn bitten. Haben der Herr Graf sonst noch was zu befehlen? Gehorsamsten guten Morgen!“ Der Gebieter hatte ihm stumm den Rücken gewandt und war davon geritten; er hatte ihn aber nicht entlassen, denn er wußte wohl, was er an ihm hatte. Und sonderbar, selbst der arg gezüchtigte Schäfer schien es ihm nicht nachzutragen; als ich denselben später einmal bei einem andern Vergehen in ähnlicher Weise zu Rede setzen wollte, stellte er sich glücklicherweise sofort zur Wehr und sagte: „Sie glauben wohl, Sie seien der Oberverwalter? Von dem läßt man sich etwas gefallen, aber von Andern nicht!“ Man bedenke, es sind dreißig Jahre her, und wir befanden uns in einer Gegend des lieben Vaterlandes, die von der Cultur erst höchst oberflächlich beleckt war.

(Fortsetzung folgt.)

Erziehung des kaiserlichen Prinzen in Frankreich.

Vor etwa 2 Jahren handelte es sich darum, für den kaiserlichen Prinzen in Frankreich einen passenden Erzieher zu finden. Sobald der Entschluß des Kaisers bekannt geworden war, kamen Meldungen und Empfehlungen von vielen Seiten; aber der Kaiser ließ lange auf eine Entscheidung warten, der man natürlich mit großer Spannung entgegen sah. Eines Tages gelangte an einen jungen, bisher wenig bekannten Gymnasialprofessor ein Schreiben aus dem Ministerium des Kaiserl. Hauses, welches ihn ersuchte, sich zu einer gegebenen Stunde in den Tuilerien einzufinden. Der junge Mann erschien und wurde mit der Weisung, zu warten, in ein Zimmer geführt. Nach wenig Minuten tritt der Kaiser durch eine Seitenthür und macht dem erschrockenen Professor die Mittheilung, daß er ihn zum Erzieher seines Sohnes ausersehen habe. In höchster Ueberraschung sucht der Angeredete nach allerlei Einwendungen und erklärt, daß er einer solchen Aufgabe nicht gewachsen sei, daß er überdies die ihm zugedachte Ehre auch darum ablehnen müsse, weil er seine arme Mutter nicht verlassen könne, die an ihm ihre einzige Stütze habe. Der Kaiser erwidert dem jungen Manne, daß er auf diese Einwendung schon gefaßt sei und daß eben seine kindliche, aufopfernde Liebe wesentlich zu seiner Erwählung beigetragen habe. Er brauche zur Erziehung seines Sohnes eben einen Mann, der in treuer Erfüllung der Kindespflichten den besten Beweis seines guten Herzens und seine Befähigung zum Erzieher geliefert habe; seine alte Mutter solle ihn in die Tuilerien begleiten und dort bei ihm wohnen. Jetzt war eine Einrede nicht mehr möglich; der Professor nahm dankbar die hohe Stellung an und nimmt sie noch heute ein. Der kaiserl. Prinz macht nach Allem, was man von ihm hört und liest, seinem Erzieher viel Freude.

(Der Musik entlehnte Redensarten.) Es wäre der Mühe werth, nachzuforschen, ob die deutsche Sprache, die Sprache der Nation, deren ganzes Leben ja mit Musik durch- und verwebt ist, nicht sehr viele auf die Musik bezügliche Sprüchweisen aufzuweisen hat, und wie deren Ursprung herzuleiten wäre. Wir erinnern uns momentan nur einiger wenigen, die wir hier gleich citiren wollen: „Der Himmel hängt voll Geigen“. — „Er spielt die erste Geige“. — „Nach seiner Pfeife tanzen.“ — „Die große Posaune blasen oder auch die große Glocke läuten, ins Posthorn blasen“. — „Das Geld ist flöten gegangen“. — „Pfeifen aus dem Rohre schneiden.“ — „Aus einem andern Tone reden“. — „Trübsal blasen“. — „Wo du nicht bist, Herr Organist, da schweigen alle Flöten“. — „Alle Engel singen hören“ (ein Satz, der sonderbarer Weise in manchen Gegenden Deutschlands gebraucht wird, um gerade die unbehaglichste Stimmung, empfindlichen Schmerz, Zahnreißen ꝛc. zu bezeichnen). — „Andere Saiten aufziehen“. — „Hier stehen die Musikanten“. (eine volle Geldtasche), — „Die alte Litanei.“ — „Ich kann auch ein Lied davon singen.“ Es ist nicht zu bezweifeln, daß neben diesen der Musik entnommenen bildlichen Redensarten, die uns nur im ersten Augenblicke einfielen, noch sehr viele derartige im Munde des Volkes gangbar sind.

Räthsel.

Ich bin nicht Fleisch und Bein,
Wenn beiden auch entflammt;
Doch bin ich auch nicht Geist,
Obgleich er in mir flammt.
Unmägbar leicht bin ich,
Doch schwer oft von Gewicht;
Erleuchte heil die Welt,
Und bin doch nicht das Licht.
Verwunden kann ich tief,
Bin doch nicht Schwert, — noch Pfeil;
Bin keine Arzenei,
Mach' dennoch Wunden heil,
Ich gelte oftmals viel,
Oft wenig in der Welt,
Doch ist verächtlich, wer
Mich nicht in Ehren hält.

Auflösung des Logogryph in Nr. 47.
„Richter.“ „Trichter.“

NB. Die Entscheidung des Räthsel-Comité über die eingekommenen zahlreichen Auflösungen zu dem Preisräthsel in Nr. 46 ist noch nicht erfolgt und kann somit heute auch noch nicht bekannt gegeben werden. Das vorliegenden Materials durch zum Theil dezeitlange Begründungen ist so viel, daß es noch nicht allen Mitgliedern des Comité möglich war, sich durch dasselbe hindurchzuwinden. Wir müssen darum unsere geehrten Leser bitten, mit uns noch weitere 8 Tage die Geduld nicht zu verlieren.

Mathematische Aufgaben.

1. Ein Weinhändler kaufte 48 Eimer Niersteiner und eine gewisse Quantität Laubenheimer. Für den Eimer von dem ersten gab er noch einmal so viel Gulden, als er Eimer Laubenheimer kaufte; für den Eimer von dem letzten gab er 6 fl. weniger, als für den Eimer von dem ersten. Er mischte beide untereinander und verkaufte den Eimer Mischung für 60 fl. wobei er aber im Ganzen einen Verlust von 792 fl. erlitt. Wie theuer war der Eimer Niersteiner, und wie viel Eimer Laubenheimer hatte er gekauft?
2. Der berühmte Rechenmeister Adam Riese wurde gefragt, wie viele Schüler er in seiner Schule habe. Er antwortete: Wenn kein Schüler aus der Schule bleibt, so sitzen auf einer Bank so viel wie auf der andern, nur in der zweiten Bank sitzt einer weniger. Bleiben 20 Schüler aus der Schule, so sitzen auf jeder Bank 4; sollte aber zu den gewöhnlichen Schülern einer mehr kommen, so kommen auf jede Bank 7 Schüler zu sitzen. Wie viel waren es Schüler und wie viel Bänke?

„Lösung der 3 vorigen mathematischen Aufgaben in Nr. 47:“
ad. 1., 900 Sprünge; ad. 2., 18 Personen; ad. 3., 4550 Mann.

Richtige Lösungen und zwar a l l e r l i e b s t sind diesmal eingelaufen: je eine Auflösung von Andreä (Hr. W. S., ein seltenes Zahlen- und Rechengenie, löste sämmtliche Aufgaben innerhalb 15 Minuten im Kopf, ohne jede Anwendung von Stift oder Feder, vollständig richtig.) von Gastenfelden, Colmberg und M. Nordheim, Bartholomäusarach; b. von z w e i Aufgaben: je eine Auflösung von Egenhausen die 1. und 2., Freudnongen 1. u. 2., Simmbernn 2. u. 3. und Rothenburg 2. u. 3. — c. von e i n e r Aufgabe: je eine von Großhaslach die 2., Mkt. Schwarzach 2., Dorfmerkathen 2., Weimersheim 3., Reichenbach 2., Neudorf 2. und Oberaltenbernheim auch die 2. Aufgabe.

Verantwortlicher Redakteur: J. C. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Tag.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 49. Sonntag, den 9. Dezember. 1866.

Leicht hat die Waag ihr Gleichgewicht gehalten,
Wenn man in jede Schale gleichviel legte;
Du aber sollst Dein Gleichgewicht behalten,
Wenn das Geschick Ungleiches Dir auflegte.

Fr. Rückert.

Die Wahrheit.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Nil desperandum.

Als Helene in ein Schweigen versunken war, brach Karl Stilfried plötzlich ab.

„Ich fühle, daß ich Sie tödtlich beleidigt habe, Fräulein Helene, und daß ich gehen muß", sagte er, indem er seinen Hut nahm und sich verbeugte, während er an ihr vorüberging.

„Nein, bleiben Sie!" rief Helene in so nachdrücklichem Tone und mit so befehlender Geberde, daß Karl unwillkürlich stehen blieb wie eine Bildsäule.

Helene war immer noch sehr aufgeregt. Ihr Busen wogte, ihre Wangen wurden bald dunkelglühend, bald aschbleich und aus ihren Augen leuchtete die Leidenschaft, die sie nicht gänzlich bezwingen konnte.

„Es ist sehr bitter — sehr bitter — aber es ist — die Wahrheit!" rief sie mit einer Anstrengung, die ihr fast den Athem zu rauben schien, während sie in eine Ecke des Sofas niedersank und einige Augenblicke lang den Kopf in die Hand stützte. Dann blickte sie auf und als sie sah, daß Karl immer noch dastand, forderte sie ihn durch eine Geberde auf, auf dem Stuhle, der neben ihr stand, Platz zu nehmen, indem sie sagte:

„Setzen Sie sich, Karl! Ich habe kein Recht, Ihre ehrliche Geradheit übel zu nehmen und ebenso wenig darf es ihnen einfallen, um einer solchen Ursache willen mein Haus zu verlassen. Der gerechte Verweis, den Sie ertheilt, Karl, stellt Sie in meiner Achtung nur um so höher!"

„Ach, Helene, wenn Sie sich einen Begriff von der qualvollen Ueberwindung machen könnten, die es mir kostete, Ihnen jene Wahrheit zu sagen, so würden Sie mir beinahe verzeihen! sagte der junge Mann mit gebrochener Stimme, während er demüthig vor ihr stand.

„Ich weiß es! Ich weiß es! Und ich verzeihe Ihnen nicht, sondern ich danke Ihnen! Ich sah die furchtbare Anstrengung, die es ihnen kostete, jene demüthigende Wahrheit auszusprechen, und ich fühle, daß es um so edler von ihnen war, es zu thun. Gütiger Himmel, was ist doch die Wahrheit! Sie erbeben wie vom Sturme geschüttelt, als Sie dieselbe aussprechen sollten, und mein ganzes Sein empörte sich dagegen, sie zu hören! Aber setzen Sie sich, setzen sie Sich und versprechen Sie mir, hinfort stets so zu thun, wie Sie heute gethan —, sagen Sie mir stets die Wahrheit über mich selbst, wie bitter, demüthigend und verwundend für meine Eigenliebe sie auch sein möge!"

„Ja, Helene, ich verspreche es Ihnen!"

„Selbst dann, wenn ich über die Worte meines Mentors in Zorn geriethe, wie ich vorhin that —"

„Auch dann werde ich die Wahrheit sprechen!"

„Ach, Karl, Sie hatten in jeder Beziehung vollkommen recht! Ich besitze nicht jene Selbstbeherrschung, welche ein Kennzeichen des feinsten und vornehmsten Tones ist, denn ich verlor meine Fassung vollständig. Ja, ich besitze die Leidenschaften des Standes, aus dem ich hervorgegangen bin, und in meinen Manieren liegt nicht die Ruhe, welche der wahren Aristokratie ihr hervorstechendes Gepräge gibt", sagte Helene lächelnd.

„Und dennoch, liebe Helene, bezweifle ich, ob die bildsäulenähnlichste aller verknöcherten Aristokratinnen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, das hätte ertragen können, was Sie vor wenigen Minuten ertrugen. Niemand würde es Ihnen verdacht haben, Helene, wenn Sie mir befohlen hätten, augenblicklich Ihr Haus zu verlassen! Es wäre dies von Ihnen nur ganz natürlich gehandelt gewesen."

„Nein, das hätte ich nicht thun können, denn Ihre Worte, obschon dieselben mich aufs schmerzlichste verwundeten, waren Worte der Wahrheit — der peinlich, aber edel gesprochenen Wahrheit", sagte Helene wieder lebhaft erröthend. „Aber denken Sie deswegen nicht schlimmer von mir, als ich es verdiene", fuhr sie fort. „Wenn ich mich heute verleiten ließ, mich gegen jene Gräfin kriechend und schmarotzerisch, wie Sie ja wohl sagten, zu benehmen, so bitte ich Sie doch inständig, nicht zu glauben, daß dies meine Gewohnheit ist!"

„Ich weiß, daß so etwas nicht mit Ihrem Charakter vereinbar, und deßhalb glaube ich auch, daß es nicht Ihre Gewohnheit ist, Helene!"

„Sie sind nur gerecht gegen mich, wenn Sie dies sagen, Karl", entgegnete Helene. „Es fällt mir nicht ein, den vornehmen Leuten, mit welchen ich zuweilen in Berührung komme, den Hof zu machen. Diese Gräfin aber mit ihrer übermüthigen Entstaltung von liebenswürdiger Artigkeit äußerte gleichsam einen bestrickenden Einfluß auf mich und zwingt mich gewissermaßen eben-

Digitized by Google

falls zu einem Uebermaß von Höflichkeit, welches allerdings einem redlichen Beobachter faſt wie Kriechend und ſchmarotzerisch erſcheinen muß. Der Grund liegt aber nur in dem Einfluſſe, den diese Dame auf mich äußert — in etwas anderm durchaus nicht."

„Ich verſtehe nun alles, Helene, und dennoch wundere ich mich, daß Sie ſich auf dieſe Weiſe feſſeln ließen, obſchon ich weiß, daß die Gräfin für die liebenswürdigſte und bezauberndſte Dame der ganzen Reſidenz gilt."

„Dennoch aber dürfen Sie nicht glauben, Karl, daß ſie mich beſchwatzen konnte, ihren Sohn zu heirathen!"

„Das will ich auch nicht hoffen, —"

„Und was die Gräfin ſelbſt betrifft, ſo werde ich ihren Ruf her dadurch brechen, daß ich die Bekanntſchaft mit ihr aufhebe."

„Daran werden ſie ſehr wohlthun, Helene!"

„Und nun laſſen Sie uns wieder auf den Gegenſtand zurückkommen, von welchem wir ſprachen, als wir durch den Beſuch der Gräfin geſtört wurden", ſagte Helene, indem ſie einen kleinen Sofatiſch heranzog, auf welchem ein Juwelen-Kästchen ſtand. Sie öffnete dieſes und ſagte:

„Hier, Karl, ſind einige hübſche Perlen, die ich für Ihre Braut ausgewählt habe. Sie werden der unartern kleinen Blumdine recht gut ſtehen! Ueberreichen Sie ihr dieſelben in meinem Namen und bitten Sie ſie, damit zugleich die beſten Wünſche der älteſten Freundin ihres Bräutigams zu empfangen!"

Helenens Stimme wankte ein wenig, als ſie dieſe letzten Worte ſprach, während ſie zugleich das Schmuckkäſtchen mit ſanfter Bewegung dem jungen Mann hinſchob. Dieſer war einen Augenblick lang ſtumm vor Erſtaunen; als er ſich einigermaßen wieder gefaßt hatte, antwortete er:

„Ich danke Ihnen, theuerſte Helene, für dieſe große Güte, aber — Dank ſei dem Himmel! ich — habe — keine Braut!"

„Keine Braut —? Wie ſoll ich das verſtehen —? Ich glaubte — oder vielmehr man verſicherte mir aufs beſtimmteſte, daß Sie im Begriff ſtänden — ſich mit — der kleinen hübſchen Luiſe Glöckner zu verheirathen", rief Helene in zitterndem Tone und mit raſch wechſelnder Farbe.

„Allerdings beſtand ein ſolches Verhältniß, aber es iſt mit wechſelſeitiger Zuſtimmung wieder aufgehoben worden", ſagte der junge Mann ernſt.

Helene war von dieſer Antwort ſo betroffen, daß ſie einige Augenblicke lang nicht antworten konnte. Endlich ſagte ſie in gedämpften Tone:

„Wahrſcheinlich handelte es ſich blos um einen kleinen Zwiſt, wie er unter Liebenden zuweilen vorzukommen pflegt und ſich wohl ſchlichten laſſen wird."

„Nimmermehr, Helene! Er kann niemals geſchlichtet werden!" rief Karl mit Nachdruck.

„Das ſagen Sie nur, weil Sie noch ſehr erzürnt auf ihre Braut ſind, aber Sie fühlen ſich auch ſehr unglücklich, was ich ganz in Ordnung finde. Und Luiſe, das arme Kind, ſitzt in dieſem Augenblick wahrſcheinlich zu Hauſe und weint ſich faſt die hübſchen Augen aus."

„O nein! Möchſt wahrſcheinlich reibt ſie ſich vergnügt lächelnd die Hände, daß ſie einem Verhältniß entronnen iſt, welches ihr nicht mehr in vortheilhaftem Lichte erſchien."

„Das denken Sie blos, Karl! Geſtatten Sie, daß ich, eine alte Freundin, zwiſchen Ihnen und Ihrer Braut, vermittele."

„Nicht für die Welt! Nicht für zehntauſend Welten! In dieſer anſcheinend übertriebenen Sprache, Helene, rede ich blos die Wahrheit. Nichts in der ganzen Welt könnte mich verlocken, wieder in jenes verhängnißvolle Verhältniß zurücktreten, von welchem ich mich jetzt in ſo ehrenvoller und glücklicher Weiſe freigemacht habe!" rief der junge Mann eifrig.

„Sie ſetzen mich in das größte Erſtaunen! Wollen Sie mir nicht näher erklären, wie dies ſo gekommen iſt? Ich will doch nicht hoffen, Karl, daß Sie Ihr Wort zuerſt gebrochen haben?" ſagte Helene in einem Tone, welcher das lebhafteſte Intereſſe verrieth.

„Nein, ich war es nicht, der das Verhältniß löſte. Luiſens eigenes Benehmen am heutigen Vormittag bewahrte mich vor den Folgen eines furchtbaren Irrthums, welcher ihrem Lebensglück hätte verderblich werden können, dem meinigen aber hätte verderblich werden müſſen!"

„Aber warum that ſie das? Sie gaben ihr doch hoffentlich keine gerechte Urſache dazu?"

„Nein, durchaus nicht!"

„Aber warum ward denn Ihre Heirath rückgängig?"

„Weil Luiſe mich nicht liebte.

„Und wann gewann ſie zuerſt dieſe Ueberzeugung?"

„Als ſie erfuhr, daß mein Onkel mich entſetzte, meine Principale mich fortgeſchickt und ich mit einemmale ein mittelloſer junger Mann geworden, der keine Frau ernähren konnte."

„Hat Ihr Onkel Sie denn wirklich enterbt —?" fragte Helene beſtürzt.

„Allerdings, Helene!"

„Aber ums Himmels willen, warum denn?"

„Weil ich die Wahrheit ſprach."

„Weil Sie — die Wahrheit ſprachen?"

„Ja, Helene! Weil ich, als die Frage an mich geſtellt ward, geſtand, daß ich nicht unbedingt untröſtlich ſein würde, wenn mein Onkel ſtürbe."

„Aber das iſt ja höchſt ſonderbar! Erwartete er dies denn wirklich von Ihnen?"

„Das weiß ich nicht; auf alle Fälle wollte er nicht etwas anderes hören."

„Aber das iſt ja im höchſten Grade unvernünftig von dem alten Manne! Möchten ja doch ſelbſt Aeltern nicht, daß ihre Kinder ſich über ihren Verluſt zu Tode grämen ſollen!"

„Gewiß nicht! Aber wie man ſieht, ſind Onkel und Tante egoiſtiſcher und weniger uneigennützig als Aeltern."

„Und hat er ſie aus dieſem Grunde wirklich enterbt?"

„Ja!"

„Welch eine Schwäche von dieſem alten Mann und welch ein Unglück, daß Sie durch die Wahrheit gezwungen worden ſind, ihn an ſeiner empfindlichen Stelle zu verwunden!"

„Allerdings."

„Und ſagten Sie nicht auch, Ihre Principale hätten Sie —"

„Fortgeſchickt, ja wohl!"

„Wie ſeltſam, daß zwei ſolche Unfälle Sie an einem und demſelben Tage treffen mußten!"

„Und zwar durch dieſelbe Veranlaſſung, Helene."

„Durch dieſelbe Veranlaſſung?"

„Ja; weil ich die Wahrheit geſprochen."

„Weil Sie die Wahrheit geſprochen —?"

„Ja!"

„Wie eigenthümlich! Und welch ein Unglück, daß Sie in ſo kurzer Zeit ſo viele anſtößige Wahrheit ſprechen mußten, daß Sie dadurch gleichzeitig Ihres Erbtheils und Ihres Poſtens verluſtig gegangen ſind! Aber wie war es denn in dieſem zweiten Falle? Welche verhängnißvolle Thatſachen ſahen Sie ſich abermals genöthigt zu enthüllen?"

„Auf directe Fragen unſerer Kunden ſah ich mich in dem einen Falle genöthigt, zu geſtehen, daß die als echtfarbig bezeichneten Stoffe nicht die Farbe hielten; in einem andern, daß die als franzöſiſch und mit dem Preis von einem Thaler die Elle bezeichneten Seidenſtoffe geringhaltige engliſche von höchſtens 20 Silbergroſchen Werth ſeien, und ſo ging es weiter während des gewöhnlichen Ausfragens von Seiten der Kunden, denen ich dieſen Morgen entſchlüpfen war, nur der Wahrheit gemäß zu antworten."

„Mein Himmel, dann wundere ich mich freilich nicht, daß man Sie fortgeſchickt hat! Und aus welchen Gründen ſagte Ihre Verlobte ſich von Ihnen los?"

„Ja, eigentlich aus dieſen Gründen, Helene, anſcheinend aber infolge derſelben Urſache, welche mir mein Erbtheil und meine Stelle koſtete."

„Sie meinen doch nicht, weil Sie die Wahrheit geſprochen?"

„Allerdings!"

„Aber welche unverzeihlichen Wahrheiten konnten Sie Ihrer Verlobten zu ſagen haben?"

„Erſtens, daß ſie kein Engel, zweitens, daß ſie nicht einmal ein vollkommenes Frauenzimmer ſei und drittens allerhand Dinge von derſelben Art."

„Dann fanden Sie alſo allerhand an ihr auszuſetzen?"

„Nein, ich ſagte ihr einfach die Wahrheit — zur Antwort

Digitized by Google

auf Fragen und Bemerkungen, die sie mir aufdrängte. Auch würde sie meine Antworten nicht übel genommen haben. wenn es ihr nicht erwünscht gewesen wäre, einen Vorwand zu finden, um mit mir zu brechen. und deßhalb seine wünschenswerthe Partie mehr für sie war. Natürlich würde sie sich geschämt haben, wegen meines Unglücks mit mir zu brechen. und deßhalb ergriff sie begierig die Gelegenheit, welche meine Wahrheitsliebe ihr gewährte. Es wird jedoch am besten sein, wenn ich Ihnen die ganze Geschichte ausführlich erzähle, liebe Helene; dann werden Sie die Sache besser verstehen."

Karl erzählte nun beinahe Wort für Wort alles, was zwischen ihm und Luisen vorgefallen war, und schloß mit den Worten: „Auf diese Weise entdeckte ich, wie eigennützig, hartherzig und falsch das Wesen ist, welchem ich im Begriff stand, das Wohlergehen meines ganzen Lebens anzuvertrauen. Dabei übergoß ich mich zugleich, daß ihre anscheinende Zuneigung zu mir weiter nichts gewesen war als Eigennutz und die meinige zu ihr eine moralische Täuschung, welche durch den Hauch der Wahrheit vertrieben wurde. Bedauern Sie mich daher nicht, Helene, sondern wünschen Sie mir Glück zu dieser Errettung! Ebenso wie Sie, Helene, heirathe ich vielleicht nun niemals, aber ich bin, Gott sei Dank, wenigstens frei!"

Es trat ein minutenlanges Schweigen ein, dann richteten beide sich empor und wie von einem und demselben Gedanken bewegt, begegneten sich ihre Augen.

„Karl", flüsterte Helene, „Sie versprachen, mir stets die Wahrheit zu sagen — wollen Sie dies auch jetzt thun?"

„Jetzt und immerdar, liebe Helene!"

„Dann nennen Sie mir den Namen der Dame, welche Sie in ihrer Phantasie so hoch gestellt, welche sie blos zu bewundern glauben, die Sie aber wahrscheinlich, ohne es selbst zu wissen, so innig lieben —"

Feuer und Eis schienen abwechselnd Karls Blut erglühen zu lassen und zu erkälten, während er mit vor Bewegung halb erstickter Stimme stammelte:

„Ach, Helene, es ist eine Dame, die in Bezug auf persönlichen Werth sowohl, als auf irdische Glücksgüter so hoch über mir steht, daß ich niemals gewagt habe, auf ihre Liebe zu hoffen oder auch nur mir selbst zu gestehen, wie innig ich sie geliebt haben würde, wenn es mir erlaubt gewesen wäre, dies zu thun!"

„Aber wie heißt sie? — Nennen Sie mir ihren Namen!"

„Helene Ehrenreich!" hauchte Karl Stillfried, indem er auf seine Knie niedersank und sich über die Hand beugte, die er ergriffen.

Sich tief über seinen braunen Locken herabneigend, flüsterte sie: „Und wird Helenens Liebe dich ein wenig über alles das trösten, was du heute verloren hast?"

„Ich Helene, meine einzige, meine ewige Liebe!" rief Karl mit vor innerer Bewegung erstickter Stimme.

„Nun denn, wenn du sie willst, so ist sie dein!" flüsterte Helene, indem sie sich noch inniger ihm zuneigte.

Dann hob sie ihn mit sanfter Gewalt aus seiner knienden Stellung empor.

Einen Augenblick später saß er an ihrer Seite. Das Band seiner Zunge war nun gelöst und mit der ganzen Beredsamkeit der Leidenschaft ließ er seine lange verhehlte Bewunderung und Liebe in ein Ohr strömen, welches dieser Kunde mit freudigem Entzücken lauschte. Nun erfuhr er, wie lange, wie ausschließlich und wie unabänderlich Helene auch ihn schon von ihrer Kindheit an geliebt; wie sie beschlossen hatte, nie einem andern anzugehören, und wie sie, als sie erfahren, daß er mit Luisen verlobt sei, immer noch gewünscht hatte, ihm dienlich und förderlich zu sein, weshalb sie heimlich zu Schulze, Müller und Meierheim gegangen war und bei diesen für Karl Stillfried's Rechnung 10000 Thaler unter der Bedingung deponirt hatte, daß sie ihn gleich nach seiner Verheirathung als Theilhaber in ihr Geschäft aufnähmen.

Alles dies kam durch die Wahrheit, welche sich beide Theile zur Pflicht gemacht, nun zu Tage und zuletzt ward es ihnen mit einemmal klar wie Sonnenglanz, daß es eben die Wahrheit war, welche all dieses Glück zu Stande gebracht.

„Gott segne die Wahrheit! Sie lebe die Wahrheit! Sie führte mich anfangs in einige arge Fallstricke, aber sie hat mich auch glorreich wieder aus allen errettet, und hinfort will ich die Wahrheit und nur die Wahrheit sprechen, so lang ich lebe!" rief Karl begeistert, als er spät an diesem Abend mit fröhlichem, beglücktem Herzen von Helenen Abschied nahm, um mit dem ersten vorüberfahrenden Omnibus nach der Stadt zurückzukehren, welche er am Nachmittag in einer Stimmung verlassen hatte, die so verschieden war von seiner jetzigen.

(Fortsetzung folgt.)

Geh nicht vorüber.

Siehst du am Meeresstrande
Die Perle ruhn im Sande —
Nimm sie an deine Brust!
Wohl von den nächsten Wogen
Wird sie hinabgezogen,
Und schaut nie mehr des Tages Lust.

Und schlägt auf deinen Wegen
Ein Herz die warm entgegen
So geh nicht kalt davon!
Heut ist sein Kelch noch offen;
Wie leicht, vom Frost getroffen,
Schließt sich's auf ewig morgen schon.

Eg. Scherer.

Landwirthschaftliche Charakterköpfe.

Der Oberverwalter.

(Fortsetzung.)

Das war die eine Seite des Bildes vom Oberverwalter: ein leidenschaftlicher, aufbrausender, jähzorniger Mann, überall bereit zur nächsten Selbsthülfe, streng im Dienst, nachsichtslos gegen jeden Fehler, unerbittlich nach Oben und Unten hin, wo er sich in seinem Rechte glaubte, was er jedoch keineswegs immer war; mit Worten nicht geizig: im Fluchen so erfindersch, als ob er ein besonderes Studium daraus gemacht hätte; kurz eine überaus knorrige, rauhe Schale. Aber sie barg einen trefflichen Kern. Dieser Oberverwalter, den gar viele kennen und sich seines Porträts sofort erinnern werden, war einer der tüchtigsten Landwirthe, welche ich jemals auf meinem Lebenswege angetroffen habe, der mich mit vielen Tausenden, darunter die Besten ihrer Zeit, bekannt gemacht hat. Er war damals vielleicht der einzige, wirklich wissenschaftliche Mann des Fachs in seinem ganzen Lande, und jede Stunde, die er angestrengtester Arbeit abzuringen vermochte, verbrachte er über dem Studium neuer Erscheinungen auf dem literarischen Gebiete der Landwirthschaft. Sie befriedigten ihn alle nicht. Oft hat er mir gesagt: „Sie werden eine neue Zeit erleben; ich kann Ihnen nur rathen, sich darauf zu rüsten. Was wir als Landwirthe gelernt haben und wissen, ist nichts, weil uns die Grundlage fehlt. Naturwissenschaft müssen wir studiren; das Mistkarren und Lehmtreten lernt sich allein, das kann jeder Bauernjunge. Gehen Sie auf eine Universität und eignen Sie sich so viel Wissen an, als Sie können; wenn Sie Lust und Liebe zur Landwirthschaft haben, so werden Sie dasselbe schon soll sie anzuwenden verstehen. Was unsere Lehrbücher uns bis jetzt geboten haben, das will wenig sagen; sie kommen mir alle nicht anders vor, wie die Kochbücher, worin steht: um einen Kalbsbraten zu machen, nimmt man ein Stück Kalbfleisch; wer keines hat, kann keinen Braten machen. Wüßte ich nur, daß ich die Zeit erlebte, in der unser Beruf zu Ehren kommt; denn das wird er, ich bin fest davon überzeugt; es wird der Tag kommen, wo man nicht jeden dummen Jungen, der zu beschränkt ist, um Schreiber zu werden, Landwirth werden läßt; wo man den Männern mitzusprechen erlaubt im Staate, welche die Säule des Staates sind; wo man nicht mehr wähnt, es gehöre mehr Ingenium zum Heften eines Aktenfascikels, als zur Bewirthschaftung eines ausgedehnten Gutes. Sie werden diese Zeit vielleicht noch erleben, mich wird sie, wenn sie bald kommt, schon als abgenutzten Mann finden. Aber sie wird überhaupt nicht Viele finden, die sich gleich in sie zu schicken wissen werden; die Wenigen, die das können, müssen dann das Feld für die

Digitized by Google

nachfolgende Generation bereiten. — Wie gesagt, rüsten Sie sich dazu; verreisen Sie sich nicht in die Sachsenlande des Schlendrians, schwören Sie nicht auf des Magisters Worte, sondern untersuchen, prüfen Sie selber, und halten Sie stets einen Platz im Kopfe bereit für das, was noch kommt; es bleibt nicht aus, glauben Sie mir, der alte Oberverwalter hat's gesagt!" — So sprach dieser Mann zu mir, lange vor Liebig und der beginnenden Reformation des Gewerbes, welchem er mit ehrfurchterweckender Leidenschaft ergeben war. Und er erlebte noch die neue Zeit, er durfte sich ihrer noch von Herzen freuen. — Häufig, wenn ich ihn um Rath fragte, ihn bat, mir seine Erfahrungen über dies und das mitzutheilen, so befriedigte er mich zwar stets ausführlich mit der größten Bereitwilligkeit, aber nie versäumte er, hinzufügen: „Blos glauben sollen und dürfen sie mir nicht; Sie müssen selber denken und forschen, sonst bleiben Sie ihr Lebtag ein dummer Bauer, wie die Andern." — (Schluß folgt.)

Dreifältiges Silberräthsel.

Dort wo der brausende Strom die schäumenden Wogen dahinwälzt,
Schaukelt der schwankende Kahn, vom Föhrmann an's Ufer befestigt.
Eilenden Schrittes erscheint an dem Gestade ein Jüngling;
Schon von ferne der ruft er die ersten Beiden dem Mann zu,
Springt voll Hast in den Kahn, doch der Schiffer ermißt die Stirne,
Schüttelt das Haupt und spricht: „Mir fehlt bei dem Sturme die Letzte,
Denn gefährlich ist bei so hohen Wellen die Strömung."
Aber der Jüngling spottet des ältern Mannes Bedenken.
Flugs hat den Kahn er gelöst und freuet alkein in die Brandung.
Doch zu schwach ist die Kraft, die mit Sturm und Wellen zu kämpfen
Wagte, das Schifflein treibt stets weiter die Strömung hinunter,
Und die wogende Fluth wird das Grab des verwegenen Jünglings.
Wohl war das Ganze die eigen, so spricht der erfahrene Föhrmann,
Darum düsset du jetzt mit dem eigenen Leben dein Wagniß."

Auflösung des Räthsels in Nr. 48.
Wort.

Zum Preis-Räthsel.

Das Räthsel-Comité, gebildet aus den HH.: 1) Regierungsrath v. Auffin, 2) Gerichtsrechtsrath Hamm, 3) Gymnasialprofessor Dr. Friedlein, 4) Stiftungsadministrator Mayer und 5) Regierungsrathssecretär Mayr, hatte — nachdem jedes der Comité-Mitglieder sämmtliche eingekommenen Räthsel-Auflösungen — 89 an der Zahl — vorher schon mitgetheilt erhalten und dieselben geprüft hatte — in einer Sitzung am Mittwoch den 5. d. Abends zwischen 5 und 7 Uhr den einstimmigen Beschluß, daß von den vorliegenden Auflösungen zu dem in Nr. 46 der „Sonntags-Beilage" der Zeitg. vom 15. November laufenden Jahres richtig aufgelösten Räthsel, welches, als keine derselben als durchaus zutreffend und entsprechend erkannt, — Mit Anerkennung fand der Antrag von Wip und Scharfsinn die vielen ausführlichen Erörterungen, namentlich von Sonnwende, Schwarzkünstler, Pariserkleid, Nachtschatten, Glasbrenner, Pfeffer, und Weinschlaf. — Das Comité ist gleich einem der 17 Jahren der Ueberzeugung, daß es dem Auflösung dieser Räthsel gibt, daß der Verfasser mit der selben rechnenden und scharfsinnigen poetischen Form schon weiter als eine Variation beschäftigt hat. — Von zwei Comité-Mitgliedern sind schriftliche Gutachten abgegeben worden, welche wir hier folgen lassen. —

1) Die eingekommenen 89 Auflösungsversuche lassen sich alle sehr zusammenstellen: Trotz der Dunkelheit des Räthselbildes treten das „Licht" eine hervorragende Rolle: Lichtwechsel, Lichtschwund, Lichtreflex, Lichtschwäche, Lichtfüße, Lichtträger, Lichtjammer, Lichtfänger, Nachtlicht. — Nacht dem Licht erscheint der „Wechsel" in folgenden Variationen: Zeitwechsel, Mondwechsel, Lichtwechsel, Nichtwechsel, Heimwechsel, Wetterwechsel, Aufgangswechsel und Abwechslung. — Drei Konkurrenten greifen auf die „Sonne" zurück: Sonnenschein, Sonnenhell, Sonnwende. — Bei auf den „Mond": Neumondwechsel, Mondschein, Mann im Mond, weil zweideutig: „Planeten" (Plan-nützen), drei Andere greifen noch weiter und fanden das ganze „Firmament". Himmelreich — Zwei-Ring, während sich ein weiterer mit einem „Ehrenring" begnügte. — In Landwirthschaftlichen Verhältnisse bezogenen sich die Lösungen: Landrente und Landarrest, in denen sich auch Einer mit „Kanzlarre" verirrte. — Andere Lösungen spielten einen ganzen Strauß von Räthsel, Rathschlag, Zeitlose, Augenlos, Zungenlos, denen ein Anderer den Gesammtausdruck: Lenzlosen Unsinnige. Auch fehlt es nicht an „Seelenleben und einem „Bienenschwarm", an „Trauerspiel und Kornfülle". — Einer einmal leicht „Phantasie", während Anderer den „Unwelten", „Ungewalt", „Naturwirk" und „Reich Gottes", „Jenseitsleben", „Glaube, Lieb, Hoffnung, (Kant herrliche) und Christen" philosophirten. — Daß auch das Gefühl eine große Rolle spielt, versteht sich von selbst, und zwar Gefühle aller Arten: „Zufallsgefühl, Wohlgefühl, Ausdrucksgefühl, Selbstgefühl", mit welchen Lösungen gottesverwandte zwei zwischenliegen: Liebesleid, Liebesleid und Herzliebe auftauchten. — Einer sah in dem Räthsel einen Wahrheitsspiegel, ein Anderer ein apokryphisches Glaubensbuch und wir verbessern die Ansichten der Menschen, während es einem wie ein „Standbild" vorkam, entdeckten Andern einen „Verlierer", und einen „Goldgrund", in Einer sogar eine „Goldwahle". — Einem blieb das Gange „Erbeimnis", ein Anderer hielt es für „Schlangenlicht", wieder Einer hielt es für „Unwahrheit", ein Anderer verspürte „Nachtschatten" und während Einer „Traumbild" schaute, schien es seinem Andern nur ein „Hungerem". — Einer fand die „Freiheit", ein Andere nur eine „Parasite", Einer hielt es für einen „Erbs", der andere für einen „Aug-Apfel", und während eine Lösung „Brachtnatur" fand, findet eine andere das Ganze „romantisch", während ein Kenner des Alterthums „Schlaraffenland" las. Weniger poetisch löste sich Einer das Räthsel als „Dukaten", welch den Preis allein in Frage bedeutet. — Nun sprechen über Meinung dahin aus, das Ganze sei nicht zu lösen, weshalb es Einer „Räthselhaft", ein Anderer „Wahrwerte" taufte. — Die voranzusetzen haben alle Lösungsversuche, besonders aus dem Bruderspaar — riesengroß und braun vor Haar — ein Haar gelungen aus es ist mitunter bewunderungswerth, mit welchem Aufgebot von Scharfsinn sie diesem Brüderpaar zu Leibe gingen. Dem Comité blieb nur eines ein Räthsel, daß sich so viele finden, die das sogenannte „Preis-Räthsel" ernsthaft zu lösen versuchten.

2) Die Preis-Charade in der Sonntagsbeilage zur Frkmt. Ztg. Nr. 46 behielt durch ihre schöne poetische Form, durch ihren anscheinend leicht darzustellenden Inhalt und reizte so Manchen, Zeit und Mühe auf die Lösung derselben zu verwenden. — Und demnach ist diese Charade weiter Nichts, als ein Conglomerat von leeren Worten und das Produkt eines Müßlers, der Räthelfreunde und Räthselfreunde Mich anarbeiten und bei dem Gelingen seiner Absicht sich ins Fäustchen lachen wollte. — Die Charade ist keiner Lösung fähig, da sie nichts, als bildenden Unsinn birgt und sind daher alle eingekommenen, mitunter geistlos Grauen erregende Auflösungen in gedundener und ungebundener Form sammt Begründung verfehlt, ja noch selber Charakterisirung der Charade begreiflicherweise auch nicht normal anzuerkennen richtig. — Es kann daher der ausgesetzte Preis keinem derjenigen Räthelsteller zuerkannt werden, die an Kraft und innerem Gehalt des Machwerk glaubend, in diesem Glauben die Lösung versuchten. Bloß aber dürfte dieser Preis, zugleich zum Strafe der Redaktion, welche sich verantwortlich in, Scharfsinn erhalten Weiter Mittelfrankens nach 11jährigem Schlummer wach gerufen und zu neuen fruchtlosen Anstrengungen provocirt hat, demjenigen unter den 83 (richtig 87) Bewerbern zuerkannt werden, der so poetischen Form zuerst die Richtigkeit der Charade beleuchtet, und dargethan hat."

Mit diesem Vorschlage waren sämmtliche Comité-Mitglieder einverstanden, und der Redakteur sagte sich, ohne Berufung an die obere Instanz das verehrlichen Publikums zu erzielen, völlig und gerne diesem Beschlusse, nach welchem dem Verfasser der „Chymotene, die wir in Nr. 284 der Frkmt. Ztg. unter Ziffer 7 haben eingehen und in der Sonntagsbeilage vom 29. November Nr. 47 haben abdrucken lassen, Hrn. J. Mosch, der ausgesetzte Dukaten zu verabreichen war, was nun bereits auch geschehen ist. Allgemeine Anerkennung fand auch das gleiche Anerbieten und dessen zum Theil gute und weise Begründung von mehreren Andern und ganz besonders die Auslegung des Hrn. M. Z. in Frankfurt, welchen und der vorstehende Bericht zur Aufnahme und . . . in Empfehlung sei.

Eine Absetzung ob das Preisräthsel von dem Hrn. Einsender der Auflösung „Sonnwende" zu deren Annahme uns bezüglich der Nummer bewogen, wiederholt auf Verlangen in nächsten Sonntagsbeilage noch nachgetragen. D. R.

• Die nachträglich (eigentlich verspätet) eingekommenen Auflösungen Adjudant, Bienenschwarm, Baltrevier und Buchgewinn" (1) haben auch noch die verdiente Berücksichtigung gefunden. D. R.

Mathematische Aufgaben.

1) Zwei Bombardiere werden aus einer Batterie verschiedene Bomben. Der erste hatte schon 36 Würfe gemacht, ehe der zweite zu seinem ersten aufsah, und machte in eben der Zeit 8 Würfe, worin der zweite deren 7 macht; hingegen brauchte der zweite zu 3 Würfen eben so viel Pulver, wie der erste zu 4. Wie viel Würfe wird der zweite machen müssen, bis er so viel Pulver verbraucht hat, wie der erste?

2) Wie viele sind Zahl, deren dritter und sechster Theil addirt und durch 4 multiplizirt, das Dopperte dieser Zahl gibt?

Lösung der 2 übrigen mathematischen Aufgaben in Nr. 48 — auf 1. d. Elm. Nierseinerfort, 72 M. auf 2. Schüler waren es 43, Zahne 7.

Richtige Lösungen der vorigen Aufgaben wurden eingesendet je eine von W. G. dahier (selbst) wieder im Kopf berechnet in 3 Minuten), von J. G. in Coburg, W. in Hersbruck, D. in Weimersheim, ohne Namen von Neuhof, von M. in Eschenbach, G. in Cronbronn, K. von Schwand, M. in Isohelm, von zwei Mädchenschulen in Oberlindenbronn und von B. in Mönchsroth.

Demjenigen gebührt Lösung welche wünschen, daß ihrer eingesendeten Auflösungen der mathematischen Aufgaben im Blatte Erwähnung geschehen soll, diene zur gefälligen Notiz, daß die Sonntagsbeilage schon immer am Samstag Vormittag gedruckt wird und darum die bekannt zu gebenden Lösungen Auflösungen am Freitag Abends bei der Redaktion eintreffen müssen.

Zur Concurrenz um den ausgesetzten Preis von 1 Dukaten für das einkommende beste Original-Räthsel ist bis jetzt erst ein solches eingelaufen und werden, und bitten wir deshalb um gefälligen Beitrag. D. R.

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Karl Drechsel und Sohn in Amberg.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 50. Sonntag, den 16. Dezember. 1866.

Wenn die Blüthen abgestreift,
Ist nicht gleich die Frucht gereift
An dem Baum im Garten.
Zwischen der Empfindung Zeit
Und der Zeit, wo That gedeiht,
Liegt ein banges Warten.

E. Geibel.

Die Wahrheit.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Tandem bona causa triumphat.

Karl Stillfried stieg mit vor Freude und Glück verklärtem Antlitz eben aus dem auf seinem Stationsplatze angelangten Omnibus, als eine bekannte Stimme, wiewohl mit sehr verändertem Ton, an sein Ohr schlug, indem sie ausrief:

„Ach, da kommt er, der arme gute Schelm! Gott sei Dank, daß wir ihn endlich gefunden haben! Aber mein Himmel, wie seltsam er ausschaut! Gerade als ob er anfangen wollte zu tanzen und zu springen. Man müßte noch niemals einen Verrückten gesehen haben, wenn man nicht sofort erkennen wollte, daß unser guter armer Karl rund und rein übergeschnappt ist — Kennst du denn keine alte Tante noch, mein gutes, liebes Karlchen?“ fragte die gutmüthige Alte, indem sie ihren Neffen mit dem Ausdruck der größten Besorgniß ins Gesicht schaute.

Des Erstaunen über diese Frage lieh, in Verbindung mit der Freude, die in seinem Herzen gährte und aus seinen Augen strahlte, unserm Helden allerdings ein ziemlich sonderbares Aussehen. Er ergriff seine Tante bei der Hand, drückte sie in dem Wonnetaumel seines Herzens aus Leibeskräften und antwortete jubelnd:

„Ob ich dich kenne? Warum sollte ich dich denn nicht kennen? Freilich kenne ich dich, mein liebes Tantchen! Ach, ich bin so glücklich!“

„Wirklich, mein armer, guter Junge?“ sagte sie in schmeichelnd begütigendem Tone, indem sie zugleich furchtsam und vorsichtig einige Schritte vor ihm zurückwich. Dann wendete sie sich zu dem sie begleitenden Polizeidiener und flüsterte:

„Er wird immer toller. Es wird am besten sein, wenn Ihr ihn sofort festnehmt, ehe er sich oder andern ein Leids zufügt. Ihr werdet ihn wohl binden müssen, damit er uns nicht etwa wieder entweicht; aber geht ja dabei so schonend als möglich zu Werke. Er ist ja kein Verbrecher!“

Karl Stillfried, der an das, was sein Freund Franz ihm vom Irrenhaus und dergleichen gesagt, gleich von vornherein nicht geglaubt und nun es vollständig wieder vergessen hatte, betrachtete bald seine Tante, bald ihren Begleiter mit einem Ausdruck, welcher, in Verbindung mit der überschwenglichen Freude, die aus seinem Gesicht strahlte, und den authentischen Mittheilungen über sein seltsames Benehmen während des Tags, vollauf Grund gab, an seinem Verstande zu zweifeln. Der von der alten Tante instruirte und durch Karl's eigenes seltsames Mienenspiel getäuschte Polizeidiener näherte sich ihm vorsichtig und ehe Karl noch Zeit hatte, sich von seinem Erstaunen zu erholen oder sich gegen die beabsichtigte Gewaltthat zur Wehre zu setzen, sah er sich an beiden Händen durch eine geschickt übergeworfene Schlinge gefesselt. Vergebens begann er sich zu sträuben, mit den Füßen zu stampfen und zu drohen, indem er ausrief:

„Was soll das heißen? Gleich nehmt mir die Fesseln wieder ab! Was habe ich gethan? Laßt mich los, sage ich! Ihr sollt das schwer bereuen! Laßt mich augenblicklich los, sage ich!“

„Ach, mein Gott, er wird immer rasender! Mein gutes liebes Karlchen, verhalte dich doch ruhig und geh' mit dem guten Mann da! Es ist ja zu deinem eigenen Besten!“ sagte die alte Tante beschwichtigend, obschon sie sich hütete, ihrem Neffen, trotz seiner Fesseln, allzu nahe zu kommen.

„Mit dem guten Mann da?“ rief Karl, sich immer noch heftig sträubend. „Wer ist denn dieser gute Mann? Ein unverschämter Polizeidiener, der seine Befugniß überschreitet! Er soll aber schwer dafür büßen!“

„Ach mein armer, guter Junge, es geschieht ja blos zu deinem eigenen Besten!“ rief die Tante wieder. „Man will dich blos abhalten, Unheil anzurichten!“

„Unheil anzurichten! Ich glaube, Ihr seid verrückt!“

So machen es diese Unglücklichen alle; sie halten die ganze Welt für verrückt, nur sich selbst nicht!“ stammelte die alte Tante und vermochte kaum noch die Thränen des innigsten Mitleids zurückzuhalten.

„Es ist gerade wie mit Säufern, die auch alle Welt für betrunken halten, nur sich selbst nicht,“ sagte der Polizeidiener, dem infolge seiner angestrengten Bemühungen, den vermeinten Wahnsinnigen in eine Droschke zu schieben, der Schweiß vom Gesicht troff.

Digitized by Google

„Ich sage euch nochmals, Ihr sollt es schwer büßen, Ihr unverschämter Wicht! Und du auch, Tante!“ rief Karl ergrimmt.

„Ach, der arme, gute Junge, er weiß nicht, was er spricht: das ist eben das Schlimmste bei diesen armen Unglücklichen, daß sie sich in ihrer Wuth allemal gegen ihre besten Freunde kehren!“ schluchzte die alte Frau.

„Das kann auch gar nicht anders sein, denn die Gefühle sind bei solchen Menschen ebenso verkehrt als der Verstand, was sie von allem, was vernünftige Menschen machen, das Gegentheil thun“, bemerkte der philosophische Polizeidiener, dem es trotz aller seiner Anstrengungen bis jetzt immer noch nicht gelungen war, seinen Gefangenen in die Droschke hineinzubringen.

„Wir wollen doch noch jemanden zu Hülfe rufen! Kutscher, warum legt Ihr nicht mit Hand an?“ rief die alte Tante verzweifelt.

„Ich kann das Pferd nicht allein lassen — es könnte scheu werden und durchgehen“, entgegnete der phlegmatische Droschkenkutscher, der sich an diesem Auftritt viel zu sehr ergötzte, als daß er sich hätte entschließen können, etwas zur Abkürzung desselben beizutragen.

„Ein Droschenpferd sollte durchgehen? Davon habe ich in meinem ganzen Leben noch nichts gehört!“ rief die alte Tante. „Will denn niemand diesen unglücklichen Mann in den Wagen heben helfen?“ fuhr sie zu den Umstehenden gewendet fort.

„Warten Sie, ich will mit helfen!“ sagte ein Mann, aus dem Haufen der Neugierigen hervortretend. „Der arme junge Mann! Ich dachte gleich heute Morgen, daß es in seinem Oberstübchen nicht recht richtig sei, denn er redete allerhand sonderbares Zeug und schenkte mir 10 Silbergroschen, während ich doch nur einen Dreier von ihm verlangt hatte.“

Der freiwillige Helfer war niemand anders als der Bettler, welchen Karl am Vormittag so freigebig beschenkt hatte.

„Ihr sahet und sprachet ihn also diesen Morgen, guter Mann? Dann kommt mit uns und erzählt uns alles, was Ihr wißt — was er sagte und was er that!“ bemerkte Karl's Tante.

Der Bettler, ein Mann von herculischem Wuchse, legte sofort Hand an und Karl ward trotzdem, daß er strampelte, stieß, biß und sich auf alle mögliche Art, welche seine gefesselten Hände gestatteten, widersetzte, nun binnen wenigen Augenblicken in die Droschke hineinbefördert. Der Polizeidiener und der Bettler stiegen dann ebenfalls hinein, um ihn während der Fahrt festzuhalten; Karl's Tante aber, welche keine Lust hatte, sich so dicht in die Nähe eines Wahnsinnigen zu wagen, nahm eine Droschke für sich allein.

So fuhren sie unter dem Hurrah und Jubelgeschrei der Straßenbummler und Gaffer, welche diesem Auftritte beigewohnt hatten, fort nach der Straße, in welcher Karl's Onkel wohnte.

Der Polizeidiener und sein improvisirter Gehülfe hatten die Zeit während der Fahrt so gut benutzt, daß es ihnen gelungen war, den vermeinten Wahnsinnigen auch an den Füßen zu binden, und in diesem hülflosen Zustande ward Karl aus dem Wagen gehoben in die Wohnung seines Onkels hinaufgetragen und hier auf ein Sofa gelegt. Sein Gesicht war dunkelroth, seine Adern waren geschwollen, seine Augen stier und sein Mund schäumte vor ohnmächtiger Wuth. Sein Aussehen war jetzt in der That das eines Teufhäuslers, den man nur mit der größten Gefahr für ihn selbst und andere seiner Fesseln hätte entledigen können.

Das Zimmer war bald voll von Leuten, welche sich eingefunden, um der Untersuchung über den Zustand des jungen Mannes beizuwohnen und sein Erscheinen mit Geduld erwartet hatten.

Die Hauptperson unter den hier Anwesenden war natürlich Karl's Onkel, Christian Gottlieb Stüfried, der ehemalige Butter- und Käsehändler, welcher sich dem Gesellesten näherte und in Tone des innigsten Mitleids und mit Thränen in den Augen sich über ihn neigte, indem er sagte:

„Ach der arme Schelm! Der arme Schelm! Ich würde ihn um Verzeihung bitten, aber er versteht ganz gewiß kein Wort von allem, was gesprochen wird. Was meinen Sie, Doctor?“

Doctor Treffer, der langjährige Hausarzt der Familie Stüfried, trat an das Sofa, betrachtete mit theilnehmendem Blicke das dunkelrothe, stiere, schäumende Gesicht des jungen Mannes und seufzte; dann fühlte er dem Gefesselten an den fieberhaft pochenden Puls und stöhnte, hierauf sah er die versammelten Freunde der Reihe nach an und schüttelte den Kopf.

„Also meinen Sie, Doctor?“ stöhnten wir nicht besser, wenn wir ihn sofort in eine Irrenanstalt bringen ließen, wo er angemessene Pflege und Behandlung findet?“ fragte die liebevolle, aber furchtsame und ängstliche Tante.

„Ehe ich eine entscheidende Meinung ausspreche, möchte ich erst einige der Freunde befragen, welche sein Thun und Wesen während des Tags beobachtet haben“, sagte Doctor Treffer.

Ungefähr ein halbes Dutzend Männer und Frauen drängten sich herbei und begannen alle auf einmal zu sprechen.

„Nur eins auf einmal, meine lieben guten Freunde. Fräulein Ehrenreich, sprechen Sie zuerst und sagen Sie uns, was Sie in der äußern Erscheinung Ihres Neffen bemerkten, als Sie ihn heute früh zuerst sahen?“ bemerkte Doctor Treffer.

„Ach, Doctor, als er in das kleine Zimmer hier nebenan trat, wo wir gewöhnlich zu frühstücken pflegen, sah er uns die Augen herum ganz sonderbar und sagte, er habe Kopfweh.“

„So — und dann?“

„Nun, und dann ward er auf einmal und ohne daß wir ihm die mindeste Veranlassung gegeben hätten, ganz wild und sagte, er mache sich nichts daraus, wenn wir, ich und mein Bruder, auf der Stelle stürben. Wir erschracken natürlich über eine solche Aeußerung aufs heftigste, aber er blieb taub gegen alle unsere Vorstellungen und rannte fort wie besessen“, sagte die alte Tante, ohne selbst zu wissen, welcher Uebertreibung und Entstellung des wirklichen Herganges sie sich schuldig machte.

„Mein Himmel, das ist ja entsetzlich! Also Sie waren auch Zeuge dieses seltsamen Benehmens, Herr Stüfried?“ sagte der Doctor, indem er sich zu Karl's Onkel wendete.

„Allerdings“, entgegnete dieser. „Ich ahnte jedoch nicht, daß der arme Junge den Verstand verloren hätte, sondern ward vielmehr zornig und sagte, ich würde ihn entehren.

„Und dennoch hätte es dir denken können, Gottlieb“, bemerkte seine Schwester, „denn noch nie hatte Karl sich auf solche Weise benommen und wir hatten ihm auch nicht die mindeste Veranlassung dazu gegeben!“

„Das ist freilich wahr, sehr wahr!“ stöhnte der arme alte Onkel.

„Nun, Herr Meyerheim“, sagte Doctor Treffer, „wollen Sie vielleicht Ihrerseits uns sagen —“

„Ich glaube, Herr Doctor, erst werde wohl ich befragt werden, wissen“, unterbrach Mamsell Walter sich vordrängend, „denn ich war höchst wahrscheinlich die erste Person, welche Herrn Karl Stüfried sprach, nachdem er das Haus seines Onkels verlassen hatte.“

„Und wer sind Sie, wenn ich fragen darf?“ fragte Doctor Treffer.

„Ich heiße Henriette Walter und stehe in Diensten bei Fräulein Ehrenreich. Ich hatte gegen Abend einige Geschäfte in der Stadt zu besorgen und da ich dabei zufällig hörte, was hier im Hause vorginge, so hielt ich es für meine Pflicht, hierherzugehen, um meine Aufsage zu machen.“

„Das ist sehr lobenswerth von Ihnen, Mamsell Walter“, entgegnete Doctor Treffer. „Ich bitte Sie, uns mitzutheilen, was Sie über den vorliegenden Fall wissen.“

„Nun sehen Sie, Herr Doctor, ich begegnete dem jungen Mann heute Morgen, als ich eben von Schulze, Müller und Meyerheim kam, wo ich im Auftrage meines Fräuleins eine Bestellung aufgegeben hatte. Herr Karl Stüfried war auf dem Wege dahin und sein Benehmen im höchsten Grade sonderbar.“

„In welcher Hinsicht, Mamsell Walter?“

„Nun — er benahm sich ganz wunderlich.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Kinderstube.

Am Kamin von Julius Sturm.

Wilde Stürme hör' ich brausen,
Wüste Flocken seh' ich tanzen
Und das Dach vor'm Fenster draußen
Droht mir mit krystallnen Lanzen.

Digitized by Google

Doch des Winters rauhes Wüthen
Hat mich wenig noch verdrossen,
Da die schönsten Frühlingsblüthen
Mir im Zimmer lustig sprossen. —

Bunte, duftige Aennemmädchen
Blühen frisch mir aus dem Munde,
Und ein kleines holdes Pärchen
Rauscht der wunderbaren Kunde,

Von Rothkäppchen, das begraben
In des Wolfes Bauch gelegen;
Von den sieben schwarzen Raben
Und vom Sternenthalerregen;

Von des treuen Heinrich Kummer
Und vom Pfefferkuchenhäuschen;
Von Dornröschens tiefem Schlummer
Und vom lieblichen Schneewittchen,

Und was sonst mir noch gefallen
Im Gedächtniß von „Grimm's Mährchen"
Das erzählt ich meinem lieben,
Holden, blühenden Kinderpärchen.

Und ich danke still den beiden,
Die gesammelt und gesichtet,
Was in altersgrauen Zeiten
Unser deutsches Volk gedichtet.

H Herrieden, Anfangs December.

Witterungsverhältnisse Europas im Monat November.

Der Witterungscharakter war im Allgemeinen sehr stürmisch und veränderlich. In einer Zone, welche sich von Irland über Portugal, Südspanien, Nordafrika, Sicilien und die Türkei bis zum schwarzen Meere erstreckt, war er wärmer, dagegen in der Richtung von Nordspanien über Schweden nach Lappland kälter als gewöhnlich. Im Süden und im Centrum Europas war es ziemlich feucht, weniger im Westen, Osten und Norden. Das Luftmeer zeigte eine seltene Unruhe. Von den 12 Luftwellen, welche über Centraleuropa zogen, bewegten sich jeden um die Mitte des Monats so rasch, daß sich am 17. die über uns ruhende Luftsäule um den 18. Theil ihrer Schwere veränderte. Sämmtliche Wetlenhöhen repräsentirten in Mitteleuropa ein Druck von über 104^{mm}, während derselbe im Monat Oktober nur 33^{mm} betrug. Die dadurch erzeugten Stürme waren mehr cyclonenartig und überwanden die Drehung der Erde in solchem Grade, daß sie häufig als Föhn direkt von Süden kamen. Die Menge des Niederschlages wurde dadurch bei uns so vermehrt, daß sie ausnahmsweise viel höher war als im Westen und wir selbst mit dem Süden typusfrei kamen. Die Aequatorialluft-Strömung herrschte in Mitteleuropa bedeutend vor, nur an einzelnen Tagen siegte die Polarluftströmung trotz heftigen Kampfes. Dieser Monat brachte in den meisten Gegenden den ersten Schnee, selbst um Rom, und, was eine große Seltenheit ist, bei Palermo, wo das Thermometer noch gar nie unter den Gefrierpunkt sank, schneite es.

Die Bewölkung war fast überall bedeutend, nur im mittleren Spanien, im südlichen Frankreich, in Rom und Triest betrug sie zwischen $^1/_4$ und $^1/_2$, sonst überall zwischen $^1/_2$ und $^3/_4$, ja in manchen Gegenden wie z. B. in Lappland war $^9/_{10}$ des Himmels durchschnittlich bedeckt. Gewitter gab es für den Monat November ungewöhnlich viele, am 3. in Bludenz, am 4. in Lesina, am 6. in Neapel, am 9. in Pola und Madrid, am 11. wieder in Neapel, am 14. in Aschaffenburg, Augsburg, Ofen, Agram, Szegedin und Palermo, am 15. in Balona, am 16. in Münster, am 28 in Neapel und Balona, am 30. abermals in Balona.

Nordlichter waren am 4. in Stockholm, Hornefand und Haparanda, am 11. abermals in Hornefand.

Im Temperaturvergleich zum Vorjahre war der November kälter um circa 4° in Schweden und Lappland, um 2° im nördlichen Rußland und nördlichen Spanien, um 1° in Norwegen, Südfrankreich und im mittleren Spanien; wärmer um 1° war er in Schottland, England, Portugal, im südlichen Spanien, Sicilien, sowie am schwarzen Meere nördlich bis nach Moskau, um 3° in Irland. Sonst war er in allen Gegenden dem vorjährigen nahezu gleich.

Die mittleren an den Hauptstationen Europas um 8 Uhr Morgens beobachteten Temperaturen sammt Extremen im Vergleich zum Vorjahre waren der Reihe nach:

Station:	1866	1865	Differenz:	Extreme: 1866		1865	
Palma	16,7	15,6	1,1	19,9 u.	12,9	18,0 u.	13,0
Alikante	16,3	15,1	1,2	19,0 „	10,0	17,2 „	12,1
Palermo	14,2	13,1	1,1	18,9 „	9,3	18,0 „	6,8
Lissabon	12,4	12,3	0,1	16,2 „	8,9	15,4 „	12,2
Valentia	11,4	8,3	3,1	15,3 „	6,7	12,2 „	1,7
Lesina	11,0	13,4	—2,4	17,6 „	3,1	19,6 „	6,1
Bilbao	9,9	12,1	—2,2	20,5 „	1,0	21,0 „	6,1
Marseille	8,7	9,9	—1,2	13,9 „	2,5	16,9 „	5,0
Rom	8,7	8,9	—0,2	15,6 „	—0,2	18,0 „	1,0
Brüssel	8,6	8,6	0,0	18,7 „	1,2	14,8 „	3,2
Triest	8,5	9,2	—0,7	18,8 „	2,9	15,3 „	3,0
Amsterdam	8,1	8,0	0,1	12,4 „	2,1	11,8 „	—4,8
London	8,0	7,0	1,0	13,8 „	—0,4	12,6 „	0,6
Paris	6,5	6,6	—0,1	14,6 „	—0,9	11,9 „	—0,2
Madrid	5,4	6,8	—1,4	11,9 „	0,2	10,9 „	1,9
Nairn (Schottland)	5,1	4,5	0,6	10,0 „	0,0	12,2 „	—1,7
Wien	4,2	4,6	—0,4	14,0 „	—2,5	10,5 „	—4,1
Herrieden	3,6	3,9	—0,3	11,2 „	—4,1	10,4 „	—3,0
Odessa	3,5	2,1	1,4	19,0 „	—5,4	11,8 „	—4,0
München	3,2	—	—	11,4 „	—4,4	— „	—
Skudesnäs (Norwegen)	3,0	4,4	—1,4	10,0 „	—5,0	9,6 „	—4,6
Bern	2,8	1,9	0,4	11,7 „	—5,3	8,3 „	—4,8
Moskau	0,6	—0,1	0,7	8,2 „	—7,5	10,5 „	—14,3
Petersburg	—1,3	0,4	—1,7	4,5 „	—7,8	7,9 „	—11,3
Stockholm	—1,4	2,6	—4,0	8,2 „	—9,5	8,3 „	—2,7
Haparanda	—6,5	—2,9	—3,6	0,4 „	—16,4	5,2 „	—16,8

Absolute Extreme:
Paris —1,4 am 23., und 15,7 am 13.
Wien —3,9 am 30., und 15,5 am 13.
Herrieden —4,8 am 18., und 14,1 am 13.

Niederschlagshöhe:
Paris 18,7^{mm} an 11 Tagen, meiste am 25.: 4,8^{mm}
Wien 22,6^{mm} an 16 Tagen, meiste am 12.: 9,9^{mm}
München 71,0^{mm} an 22 Tagen, meiste am 26.: 14,9^{mm}
Augsburg 70,8^{mm} an 20 Tagen.
Herrieden 88,2^{mm} an 15 Tagen, meiste am 17.: 11,4^{mm}
Lesina 95,7^{mm} an 9 Tagen, meiste am 22.: 31,4^{mm}

Grundwasser dahier:
Am 1.: 1' 6" 0''' und am 15.: 0' 8" 10''' über dem Normalbrunnstrich.

Ozon in Wien:
Keine Spur: an keinem Tage;
Volle Sättigung: am 19. und 21.;
Mittel bei Tag 52, bei Nacht 50, überhaupt 51 %, um 11 % über dem 12jährigen Monatsmittel.

Charade. (Eingesandt)

(Bierstilbig)

Ohne meine ersten beiden,
Die entblößt vom grünen Kleid,
Könnte man das mich befreiten,
Das, wenn's gut, uns oft erfreut.

In dem Walde gibt's die letzten
Sterben dort den frühen Tod;
Oefters muß man sie ersetzen,
Manchen machen's viele Noth.

Und die Ersten überwinden
Ganz die letzten nach und nach;
Willst das Ganze du nun finden,
Merke, was ich weiter sag.

Digitized by Google

Hoch in Reih und Glied es stehet,
Wie im warmen Sonnenschein
So auch wenn der Wind oft weht
Und wenns regnet oben drein.

Auflösung des Syben-Räthsels in Nr. 49. „Uebermuth."

Apostrophe an das Preisräthsel in Nr. 46 dieses Blattes.

Gutes Räthsel! Du bist so viel unterschätzt, mißdeutet, gescholten und verkannt worden, daß es mir eine Freude macht, daß einmal die Zeit gekommen ist, wo ich der Welt dein Lob verkünden kann und darf. — Preisräthselhaftes Räthsel! Du kriegst nicht nur ein schönes äußeres Gewand, wie man Dir zu lassen für gut befunden hat, nein, Du hast auch Inhalt und Gehalt, innere und äußere Schönheiten, welche freilich dem weniger scharfen Sinne immer verborgen bleiben werden. — Dein Leib ist eine tropische Blume, nämlich die auch bei uns namentlich in Dichtungen heimisch gewordene Sonnenwende oder Heliotrope; Deine Seele ist Licht, Blendet oder Wende des Lichts, Sonnenaufgang, Sonnenuntergang, Sonnenstillstand. — Dein Ganzes stellt eine schöne Figur vor, nämlich die rhetorische Figur der Tropa, durch welche bekanntlich die Umtauschung des eigentlichen Ausdruckes mit dem uneigentlichen, des sinnlichen, anschaulichen Ausdrucks mit dem allgemeinen abstracten Ausdruck vermittelt wird. Darum freilich ist es auch mit Dir selbst ein ganz wirres Wechsel- und Wendes-Spiel, indem Du bald den allgemeinen Ausdruck „Wechsel" mit dem anschaulichen „Wende" wechselst, bald das Wort „Wende" in „Wechsel" wendest. Auf der Anwendung dieser rhetorischen Tropę beruht Deine Auflösung, welche richtig folgende ist:

Sonn' Wende Wechsel.

Du leidest nur an einem einzigen äußeren Gebrechen, indem Dir im ersten Worte ein Fuß fehlt. Deine Freunde werden diesen Mangel wo möglich zu vergrößern suchen, allein lasse Dich das nicht kümmern, liegt es doch in der Natur des Räthsel- und Vergleichs, daß je alle etwas hinken. Doch ist es zutreffend ist ja nicht ein einziges Räthsel, wenn man statt nach den verschiedenen zutreffenden Punkten nach dem einzigen nicht zutreffenden sucht, und nur diesen sehen will. Bedenke, daß der Gegenstand eines Räthsels nicht beschrieben, sondern nur schrieben sein will, daß unter den Kennzeichen eines guten Räthsels das eines ist, daß es den Gegenstand unzweideutlich bezeichnet, wohlan auch, je besser das Räthsel ist, um so weniger greift erkenntlich der Vergleichungspunkt ist. Erinnere Dich auch daran, daß wohl dem Verfasser eines wirklichen auflösbaren Räthsels in Nebenpunkten eine kleine Variation, diese aber — und sei sie auch noch so — unerlaubte — unter keinen Umständen Andern erlaubt. Keiner hat deshalb Recht an das Urtheil derjenigen, welche Dir die Eigenschaft eines Räthsels nur deshalb abzuerkennen haben, weil ihnen die Frucht der Auflösung nicht gleich beim ersten Nachdenken zufiel, nichts Dich vielmehr auch an der Entscheidung des Räthsel-Gemüthes, welches vor 11 Jahren mit einer Stimme die Auflösung „Lichtwechsel" und mit zwei Stimmen die Auflösung von „Lichtwechsel" als annähernd richtig erkannt hat. Obige Auflösung, welche den Lichtwechsel, den Zeitwechsel und nebst dem das mit Händen Greifbare, die Heliotrope, in sich vereinigt, wird Dir nach die Anerkennung eines lobbaren Räthsels verschaffen, sofern nur der Räthselfreund vorurtheilsfrei nachgiebende Begründung obiger Auflösung sehen will. —

Die Somne kann man wohl füglich als Königsthaut gelten lassen. Sie ist und Erdenbewohnern die Königin unter den Weltkörpern, sie ist mit einer Stadt zu vergleichen, wenn wir uns nach einer ziemlich verbreiteten Annahme die Wohnungen als Wohnungen der Seligen oder anderer Wesen und das ganze Sternenheer als die Städte der Seligen denken. Von der Sonne läßt sich auch insofeme mit Recht sagen, daß sie den ewigen Frieden habe, als sie ein Fixstern ist, ruhig und stille verharrt und man sich die Wohnung der Seligen als eine Stätte des Friedens vorstellt. Diese Vorstellung ist auch die christlich-kirchliche, wie vermehrte ich beispielsweise auf den letzten Vers des Liedes 48 im neuen Gesangbuch für Protestanten, wo die Sonne als der Ort ewigen Lichtes und Friedens für die Seligen bezeichnet wird. Die Sonne ist ganz zutreffend mit einem holden Mädchen zu vergleichen, das goldene Fäden spinnt. Das Zutreffende dieses Vergleichs wird insbesondere denjenigen klar sein, welche je den Aufgang der Sonne beobachtet haben, und den Berichten, welche ihr geliebtes holdes Mädchen ja so gerne ihre „Sonne" nennen. — Weniger nahe liegend hat uns der Verfasser des Räthsels die Sonne dadurch gekennzeichnet, daß er ein Brüderpaar, riesengroß und braun von Haar und auch klein wie eine Milbe genannt haben will. Die Dichtung eines Preisräthsels erheischte jedoch und erlaubte ein Abirren von den Gebanken an die Sonne, nachdem eine ausschließliche Eigenschaft derselben bereits so bestimmt angegeben wurde. Sein Verlangen ist übrigens aus der Sternkunde zu befriedigen. Es gibt zwei Fixsterne, zwei Sonnen, welche ein Sternbild darstellen und als ein Brüderpaar gelten lassen — nämlich der große und der kleine Bär. Schon nach dem Namen dieser zwei Sonnen ist die Verschiedenheit der Größe erklärt; doch es sind diese Sonnen ja in Wahrheit unermeßlich groß und dem Scheine nach klein wie eine Milbe, wenn sie nämlich das Menschenauge von seinem Erdenstandpunkte aus sieht. Darum aber braun von Haar? Der Verfasser des Räthsels meint hier, indem er zum Vergleich mit dem das auf der Erde in Riesengroße befindliche Bärenbrüderpaar erinnert hat, einestheils geneckt, anderntheils aber eine Bestätigung dafür gegeben, daß er mit dem Brüderpaar, die genannten zwei Sonnen gemeint haben will. — Freilich gestattet es die Einheit der Räthselstimmung nicht, den Gegenmann „Bär" selbst zur Bezeichnung der ersten Sylbe zu gebrauchen, und erlaubt nur, den Gattungsbegriff „Somne" anzuwenden. Ebenso zwingt uns der Umstand, daß nur eine Sylbe genannt werden soll, dazu, statt Somne apostrophirt „Somn" anzugehen. In dem Umstande, daß ein Brüderpaar genannt werden soll, liegt aber die Andeutung, daß mit dem Ausdruck Wort „Sonn" für Somne zu verstehen haben. — Auf die beiden letzten Sylben paßt unstreitig das Wort „Wechsel". Denn was wäre mehr geeignet als der Wechsel, die Aenderung der Dinge und der Menschen, uns das Leben zu verleiten? Nur ein Beispiel hiezu: der starre Republikaner Brutus vermochte die Schmach, welche ihm die treuen Untersinnen der Wechsel der Regierungsform brachte, nicht zu überleben und tödtete sich selbst. Man denke sich den Wechsel des Glücks in der Schlacht, Wohnungswechsel und dergleichen. Ohne Wechsel der Gefühle wären die Gegensätze von Trauer und Freude und ohne diese die verschiedenen Neigungen nicht denkbar, welche die Trauer und Freude begleiten. Da aber durch die Verbindung der beiden Sylben „Sonn" und „Wechsel" ein abstrakter Begriff entsteht, welcher nicht durchgehends zum Ganzen paßt, indem dieses auch etwas mit Händen Greifbares sein soll, so muß für die Auflösung der beiden letzten Sylben noch ein mit „Wechsel" gleichbedeutender sinnlicher Ausdruck, welcher mit dem Wort „Wechsel" umgetauscht werden kann, gesetzt werden. Als solcher bietet sich nun das Wort „Wende", welches der sinnliche Ausdruck für Wechsel oder Aenderung ist. Einige Belege hiefür geben folgende Worte: 1) Bauersleben, worunter Baukündigungen verstanden werden, 2) Wenderecht, die Dienstbarkeit eines Ackers zum Umwenden, wofür der Landmann auch verstehen sagt: 3) „Wechsel", der Ort und die Vorrichtung auf der Eisenbahn zum Wenden der Wägen; 4) Wendekreis, statt Wechselkreis. Die Umtauschung dieser zwei synonymen Worte findet sich in noch viel anderen Redensarten und ist der Ausdruck „Zeitenwende" für Zeitenwechsel auch zu lesen in dem von Thiers verfaßten und erst vor Wochen im Nürnberger Korrespondenten erschienenen Gedichte auf unseren König. — Als die Zusammensetzung der Lösung der ersten Sylbe „Sonn" mit der Lösung der beiden letzten Sylben entsteht das Wort „Sonn-Wechsel." Wende nun die rhetorische Figur der Tropę an und tausche den allgemeinen Ausdruck „Wechsel" in „Wende" um, so hast Du einmal das schöne Gange als Volume, „Sonnen-Wende zum Heliotrope," welche Du willwechselnd auf den Nutzen der Gartenkunst und wegen ihres wohlgiftigen Geruches freudig in die Hände nehmen wirst; tausche wieder für „Wende" den allgemeinen Ausdruck „Wechsel" ein und Du hast das Wort „Sonn-Wechsel", welcher Dir als Morgengruß der aufgehenden Sonne ein so großes unaussprechliches Schauspiel bietet und Dich erfreut, wie er Die als Scheidegruß der untergehenden Sonne ein großes unaussprechliches Schauspiel bietet, Dich aber niederschlägt; wende nochmals die Figur der Tropę an und nimm das Ich hienoch wieder ergebende Wort „Sonn-Wende" in der Bedeutung von Sonnenstillstandspunkten, und Du wirst erkennen aber wiederzeichnen sein, je nachdem sie in den Wechsel der Jahreszeiten den Sommer oder Winter bringen. —

F. S. in W.

(Eingelanet.) Ein Seitenstück zu einer in Nr. 46. der Sonntagsbeilage enthaltene Räthsellauffassung als Beitrag zur Auflösung des Preisräthsels. Hier — in der Alemühlgegend — circulirt im Munde des Volks unter Andern die Sage, daß einst unter Markgrafs von Ansbach Regierung an seinem beispielsen Landesherrn das Leben verwirkt hatte, nur dadurch der ihm barbarischer Weise zuerkannten Strafe — dem augenblicklichen Kugeltod — entgieng, daß er auf Geheiß des Markgrafen schnell ein Räthsel verabfassen konnte, das er (der Markgraf) zu lösen und sie Stunde Zeit hatte. Glücklicher Weise brach der Verurtheilte schnell eines seiner Erkenntnis am selbigen Tage zu folgendem Räthsel benützen:

Ich bin ausgegangen,
Und bin wieder kommen,
Und hab' aus einem Todten
Fünf Lebendige genommen.

Der Scharfe macht den Siebenter frei,
Rathen Sie — Ew. Durchlaucht —
Was das sei?

Wir glauben nicht, daß jemand, dem die Lösung dieses Räthsels nicht schon bekannt ist, dieselbe findet. Nebrigens erinnert es an das biblische Räthsel, welches Simson (Buch der Richter, Cap. 14, V. 8—18) seinen Hochzeitsgästen aufgegeben und enträtselt hat.

Mathematische Aufgaben.

1) Ein Greis wurde gefragt, wie alt er, sein Sohn und sein Enkel sei. Derselbe gab zur Antwort: Ich und mein Sohn sind zusammen 140 Jahre, mein Sohn und Enkel sind zusammen 109 Jahre alt. Wie alt war jeder?
2) Ein junger Mann bewirbt sich um ein Amt und fragt deshalb seinen Vater, ob er dazu wohl alt genug sei. Mit genug! erwiderte dieser; denn wenn man $^3/_4$, $^5/_6$ und $^6/_7$ deiner Jahre durch 8 multiplicirt und vom Produkt 63 abzieht, so bleibt immer noch Methusalems Alter (969 Jahre) übrig. Wie alt ist dieser junge Mann?

Lösung der 2 vorigen mathematischen Aufgaben in Nr. 49:

ad 1. 139 Wörfe; ad 2. Kann jegliche Zahl sein, denn $\frac{1}{3} + \frac{1}{6} = \frac{1}{2}$ und die Hälfte 4 mal genommen, gibt natürlich immer 2 mal das Ganze. Es wurde diese leichte Aufgabe nur zum Scherze gegeben.

Richtige Lösungen wurden diesmal eingesendet je eine: von W. G. hier, v. K. in Mitt. Schwand, v. B. in Heidenheim, v. H. zu Wernsbach, v. B. zu Steinbronn, v. J. W. u. F. K. in Neuhof, v. J. D. in Windsbach, v. J. F. in Altenmuhr u. a. Dorfkommunitäten.

* Zur Concurrenz um den Preis für das beste Original-Räthsel sind nunmehr 5 Räthsel eingelaufen. Es wird um Vermehrung gebeten. Als letzter Einsendungstermin ist bekanntlich der 31. Dez. d. Js. bestimmt.

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe
der
Fränkischen Zeitung.
(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 51. Sonntag, den 23. Dezember. 1866.

Weihnachten.

Die Weihnachtsglocken läuten:
Dem Einen ein freudig Mahnen,
Dem Andern will's bedeuten
Ein sehnend Hoffen und Ahnen.

Mag bald beschieden werden
Der Tag den Völkern allen,
Da sein wird Friede auf Erden
Und den Menschen ein Wohlgefallen!

Die Wahrheit.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

„Sie müssen sich deutlicher erklären, Mamsell Walter! Erzählen Sie uns, was er (Stilfried) sagte oder that!"

„Nun sehen Sie, Herr Doktor — erstens nannte er mit voller Gewalt gegen mich an und stieß mich vor die Brust. Daraus würde ich mir indessen weiter nicht viel gemacht haben, wenn es nicht noch viel schlimmer gekommen wäre —"

„Was that er denn sonst?"

„Er begann sofort das ungereimteste Zeug zu schwatzen. Er sagte, mein Hut sei für eine so starke Person zu leicht, für eine so alte Person zu jugendlich und für eine dienende Person zu elegant. Erst glaubte ich, er wäre betrunken, aber dazu war es noch viel zu früh am Tage, und es ist daher keinem Zweifel unterworfen, daß er, um so etwas von meinem Hute und mir zu sagen, den Verstand verloren haben mußte."

„Hm!" sagte der Doktor im gedämpften Tone zu Karls Onkel gewendet, „diese Aussage würde ich als einen starken Beweis gegen den Verdacht des Wahnsinns betrachten, wenn ich nicht aus Erfahrung wüßte, daß Geisteskranke oft einen hohen Grad von boshaftem, giftigen Witz besitzen. „Haben Sie", fuhr er dann, das Verhör der Kammerzofe fortsetzend, fort, noch etwas Weiteres zu berichten?"

„Ja wohl, Herr Doktor!" antwortete Mamsell Walter. „Er nannte mich eine alte, dicke, überpuzte Person, und Sie werden selbst gestehen, Herr Doktor, daß er schon dafür das Zwangsbad und die Douchejacke verdient hätte! Nebenbei verstehe es sich von selbst, daß Menschen, welche andere auf so niederträchtige Weise beleidigen, nicht frei herumlaufen dürfen!"

„Darüber ließe sich allerdings noch streiten, Mamsell Walter, doch wird in dem vorliegenden Falle Ihr Wunsch wahrscheinlich in Erfüllung gehen," bemerkte der Doktor. „Sie können sich nun setzen."

Mamsell Walter zog sich zurück, vergaß aber nicht, als sie an dem gefesselten Schlachtopfer vorüberging, ihm eine furchtbare Grimasse zu ziehen, als ob sie sagen wollte:

„Du hast mich dick und alt genannt, und wenn ich dich dafür ins Tollhaus bringen kann, so soll es geschehen."

Karl lachte. Er hatte sich nun von seinem ersten Erstaunen und Ingrimm hinreichend erholt, um sich beherrschen und der Entwicklung des Ganzen mit einem gewissen Grade von Interesse und Ergötzen folgen zu können. Daß er aber unter solchen Umständen überhaupt lachen konnte, ward als ein abermaliger Beweis seines Wahnsinns betrachtet, und sofort zu seinen Ungunsten notirt.

„Nun, Herr Meyerheim!" sagte der Doktor.

Der Aufgeforderte trat vor und sagte:

„Ich kann blos erklären, daß sein Benehmen in unserm Geschäft heute Morgen das eines Menschen war, welcher vollständig den Verstand verloren hat. Noch niemals hatte er sich so gezeigt, wie mir denn überhaupt in meinem ganzen Leben noch bei keinem Menschen so etwas vorgekommen ist."

„Wollen Sie mir nicht näher angeben, was er eigentlich sagte oder that?" fragte der Doktor.

„Nun — er trieb alle Kunden aus unserem Laden hinaus — alle — sammt und sonders — ich versichere es Ihnen auf Ehre."

„Entsetzlich! Daß er auch Gewaltthätigkeit verübt, hätte ich nicht geglaubt."

„Als wir versuchten, ihm Vorstellungen zu machen und seinem Wahnwitz Einhalt zu thun, überhäufte er uns mit den gemeinsten Schimpfreden und nannte uns Schwindler, Betrüger und Gott weiß was sonst noch."

„Das ist ja aber in der That schrecklich!"

„Ja, Herr Doktor, und zuletzt sprang er auf, vollzitirte mit einem einzigen Satze über den Ladentisch hinweg und rannte hinaus auf die Gasse."

„Gütiger Himmel! War denn etwas vorgefallen, worüber er vielleicht in Zorn oder Aufregung gerathen war?"

„Nicht das Mindeste, Herr Doktor! Wir waren alle an diesem Morgen im besten Einvernehmen mit einander."

„Und was that der arme Junge sodann?"

„Das weiß ich wirklich nicht", sagte Meyerheim, welcher, einmal von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Karl wirklich wahnsinnig sei, wahrscheinlich ebenso wenig als die alte Tante wußte, daß er sich einer groben Entstellung des eigentlichen Herganges schuldig machte.

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor; ich war gerade in der Nähe, als der arme junge Mann aus dem Kaufladen herausgestürzt kam", sagte der Bettler, indem er sich hervordrängte.

„So? Nun dann erzählt uns doch, was Ihr bemerket!"

„Nun sehen Sie, ich stand wie gewöhnlich vor dem Kauf-

Digitized by Google

laden der Herren Schulze, Müller und Meyerheim, um den vornehmen Damen, die dort vorgefahren kommen, den Wagen zu öffnen und mit auf diese Weise ein paar Dreier zu verdienen, als auf einmal dieser junge Mann herausgestürzt kam, gerade als ob er herausgeschmissen würde. Nachdem er einige Schritte fortgetaumelt war, blieb er stehen, schaute mit sonderbarem Blick die Straße auf und ab und sagte: „Was soll ich thun?“ Ich gab ihm zu verstehen, daß es vielleicht das Klügste wäre, was er thun könnte, wenn er einem armen Manne wie mir einen Dreier schenkte. Er antwortete darauf allerhand sonderbares Zeug und als ich ihm sagte, ich hätte meine Frau und acht Kinder zu Hause, meinte er, dann wäre ich reicher als er, was doch gewiß niemand behaupten wird, der seine fünf Sinne beisammen hat! Denn sehen Sie, mein bester Herr Doktor, eine Frau und acht Kinder, das sind zusammen neun Mäuler, meins dazu sind zehn, und —“

„Na, das gehört weiter nicht hierher!“ unterbrach der Doktor den Schwätzer. „Ich will wissen, was dieser junge Mann weiter sagte oder that.“

„Nun, nachdem er mir noch allerhand lose Reden angehängt und mir gesagt, ich solle mich zum Teufel scheren, so daß ich glaubte, er würde mir gar nichts schenken, warf er mir auf einmal ein Zehnsilbergroschenstück zu und rannte dann wie besessen davon. Ich bekam ihn nun den ganzen Tag nicht wieder zu sehen, als bis er vorhin aus dem Omnibus stieg, und der Herr Polizeidiener und die gute alte Dame hier mich aufforderten, ihn in eine Droschke fuhrwerken zu helfen. Ich that es, bin aber dabei sehr schlecht weggekommen, denn er hat mich dreimal in die Hand gebissen und mir, wie Sie sehen, meinen neuen Rock zerrissen — zählen Sie die Löcher selbst.“

„Schon gut, schon gut!“ unterbrach der Doktor wieder ungeduldig; „man wird euch entschädigen —“

„O, das glaube ich schon — aber — aber —“

Nun, was wollt Ihr sonst noch?“

„Nun, sehen Sie, Herr Doktor, der junge Mann hat mich, wie ich sagte, in die Hand gebissen und ich weiß nicht, ob die Wunden vielleicht ausgebrannt werden müssen, denn wenn er toll ist —“

„Schweigt, alter Dummkopf!“ rief der Doktor alle Geduld verlierend. „Wenn der unglückliche junge Mann auch wirklich den Verstand verloren hat, so ist er doch kein toller Hund, und was die Wasserscheu betrifft, so scheint Ihr, nach Eurem schmutzigen Aussehen zu urtheilen, schon längst damit behaftet zu sein! Jetzt tretet auf die Seite und laßt andere Leute sprechen.“

Der Bettler schien eine Entgegnung auf die Beschuldigung, welche in den letzten Worten des Doktors lag, nur mit Mühe zu unterdrücken, gehorchte aber doch und zog sich in eine Ecke des Zimmers zurück, um die weitere Entwicklung des Auftrittes abzuwarten, und die in Aussicht gestellte Entschädigung in Empfang zu nehmen.

„Nun, lieben Freunde,“ hob der Doktor wieder an, „wenn noch Jemand da ist, der den unglücklichen jungen Mann im ersten Stadium seines wahnsinnigen Thun und Treibens gesehen hat, so bitte ich ihn, sich darüber auszusprechen!“

„Komm' Luise, tritt vor und erzähle dem Herrn Doktor was du weißt!“ sagte Karls Tante, indem sie die ehemalige Verlobte ihres Neffen dem Arzte vorstellte. „Diese junge Dame ist Fräulein Luise Glöckner, die Braut unsers armen Karl und sollte in vier Wochen mit ihm getraut werden. Wann es aber nun wird geschehen können, das weiß Gott! Wer hätte gestern gedacht, daß es heute so stehen würde!“

„Haben Sie die Güte, mein Fräulein, mir zu erzählen, was der junge Mann that oder sagte, als Sie ihn sahen!“ sagte der Doktor, sich zu Luisen wendend.

Diese hielt das Gesicht mit dem Taschentuche bedeckt und schluchzte oder that wenigstens so, während sie antwortete:

„Er kam heute Vormittag zu mir und benahm sich gegen mich auf die abscheulichste und beleidigendste Weise.“

„Ich muß Sie bitten, mir genau anzugeben, was er that oder sagte!“

„Nun,“ entgegnete Luise zögernd, „er zog mir fürchterliche Gesichter, so daß mir ganz angst und bange ward und sagte, ich wäre häßlich wie eine Vogelscheuche und bösartig wie der Teufel!“

So lautete Luisens Uebersetzung der sanften und wahrheitsgemäßen Bemerkungen ihres Verlobten, als er sagte, sie sei nicht unbedingt das schönste Mädchen von der Welt und eben so wenig ein Engel.

„Was sagte er denn sonst noch, liebes Kind?“ fragte Doktor Treffer weiter.

„Ach, noch eine Menge Dinge sagte er, die alle auf dieselben Abscheulichkeiten hinausliefen!“ schluchzte Luise. „Ich muß Sie aber bitten, Herr Doktor, mich nicht weiter auszufragen, denn ich — kann nicht alles wiedererzählen, was ich von ihm hören mußte! Und nicht wahr, unsere Verlobung ist als aufgehoben zu betrachten? Ich kann doch nicht einen Menschen heirathen, der den Verstand verloren hat!“

„Das wird Ihnen auch niemand zumuthen — wenigstens könnte jetzt davon keine Rede sein“, entgegnete der menschenfreundliche Arzt, auf welchen Luisen's kindliche Züge einen so vortheilhaften Eindruck machten, daß er die dahinter lauernde Herzlosigkeit nicht im mindesten ahnte.

„Jetzt ebenso wenig als später!“ bemerkte die egoistische und vorsichtige Luise. „Ich erkläre dies hiermit ein- für allemal, denn wenn ein solches Verhältniß — besonders mit einem Geisteskranken — einmal abgebrochen ist, so ist es am besten, wenn es nie wieder angeknüpft wird!“

„Ja, ja, mein liebes Luischen, es soll geschehen, wie du sagst!“ sagte Karl's Tante begütigend, indem sie die kleine Blondine bei der Hand ergriff, um sie wieder auf die Seite zu führen. „Das arme Kind! Sie ist von dem gehabten Schrecken noch so bestürzt und außer sich, daß sie nicht weiß, was sie spricht!“

„O, ich weiß recht wohl, was ich spreche, und erkläre nochmals, daß ich mich nicht mehr als Karls Braut betrachte und mich nie wieder als solche betrachten werde!“ sagte Luise hartnäckig.

„Nun, lieber Doktor!“ sagte Gottlieb Stillfried zu seinem Hausarzte, „nun haben Sie Alles gehört, was wir wissen! Was meinen Sie zu dem Zustande des armen Schelms? Er scheint jetzt ruhiger geworden zu sein. Können wir es vielleicht riskiren, ihn über Nacht hier zu behalten? Es ist schon spät und ich möchte ihn nicht gern heute Abend noch in die Irrenanstalt bringen lassen.“

„Ich fürchte nur“, entgegnete der Arzt, „daß die Ruhe, welche jetzt in dem Zustande Ihres Neffen eingetreten zu sein scheint, blos eine Folge geistiger und physischer Erschöpfung ist. Sobald er sich wieder erholt und Kräfte gesammelt hat, kommt die Wuth höchst wahrscheinlich wieder zum Ausbruch.“

„Das glaube ich auch!“ rief die rachgierige Mamsell Walter, indem sie sich wieder vordrängte. „Ich kenne dies aus Erfahrung! Mit dem schönen jungen Manne, der vor wenigen Jahren aus Liebe zu mir überschnappte, ging es gerade so! Trauen Sie ihm ja nicht, Herr Stillfried! Solche Menschen sind trotz ihrer Verrücktheit ungeheuer verschmitzt! Ich bin fest überzeugt, sowie man ihn losbände, schlüge er uns alle todt und steckte dann das Haus in Brand!“

„Ja wohl, ja wohl — und spränge dann in's Wasser!“ rief Karl's Tante weinend. „Es kommt mir sehr schwer an, Gottlieb, aber ich glaube wirklich, es wird am besten sein, wenn wir ihn noch heute Abend fortschaffen. Der Doktor hat einen guten Freund und Collegen, welcher Geisteskranke bei sich aufnimmt. Dort wäre unser armer Junge in guten Händen und in einigen Tagen würden wir dann sehen, was weiter mit ihm zu thun wäre. Was meinen Sie, Doktor?“

„Ich glaube allerdings, daß dies das Gerathenste wäre, was wir unter den obwaltenden Umständen thun könnten“, entgegnete Doktor Treffer.

„Nun, dann wird es auch gut sein, wenn wir keine Zeit weiter verlieren. Will Jemand eine Droschke holen?“ fragte Gottlieb Stillfried, indem er zugleich einen scheuen Blick auf seinen Neffen warf, dem es, trotzdem man ihn an Händen und Füßen gebunden, durch einen gewaltigen Ruck mit dem Körper gelungen war, sich zu einer sitzenden Stellung auf dem Sopha auf-

Digitized by Google

zurichten, in welcher er sodann, die Gesellschaft mit halb entrüstetem, halb spöttischem Blicke umsternd, verharrte.

„Ach, du mein Gott! Es geht wieder los!“ rief Karl's Tante erschrocken. „Geschwind! geschwind! Eine Droschke, damit wir ihn fortbringen, ehe er Unheil anrichtet!“

Der Bettler, welcher immer noch auf die ihm versprochene Entschädigung wartete, sah in dieser Aufforderung eine erwünschte Gelegenheit, sich wieder bemerkbar zu machen und eilte nach der Thüre. Sowie er dieselbe aber öffnete, prallte er zurück, um zwei neue Personen eintreten zu lassen und rief:

„Da kommt noch eine Dame und noch ein Herr, die wahrscheinlich auch etwas zu ergählen wissen“.

Die Eintretenden waren Helene Ehrenreich und Franz.

Karl wollte beim Anblick dieser beiden Personen, die ihm wie rettende Engel erschienen, vom Sopha aufspringen, ward aber von seinem Onkel und dem Arzt sofort gepackt und mit Gewalt genöthigt, sitzen zu bleiben.

(Schluß folgt.)

„Ich hab so lieb den Blick der stillen Güte.“

Ich hab so lieb den Blick der stillen Güte,
Der alle Schroffheit der Natur besiegt,
Den Sonnenstrahl aus göttlichem Gemüthe,
Vor dem wie Rauch das Häßliche verfliegt.

Ich hab so lieb die lilienweiße Stirne,
Die zwingend beugt des Holzen Mannes Knie,
Das milde Licht um eines Hauptes Firne,
Die stumme Macht der inuern Harmonie.

O Frauenmacht! wenn du dich recht verständest
Und nie begehrtest über dich hinaus,
Den Herrscherstab im Geist der Stille fändest,
Wir wären besser, heil'ger wär das Haus.

(Hugo Oelbermann.)

Landwirthschaftliche Charakterköpfe.

Der Oberverwalter.

(Schluß.)

Er hielt von den meisten Schriftstellern über Landwirthschaft sehr wenig, nur Thaer war ihm ein Vorbild. „Das ist der Einzige,“ sagte er oft, „der nicht blos gesehen und nachergählt, sondern auch gedacht hat, alle übrigen sind Nachschmierer.“ Ich hatte von Hohenheim den Schwerz-Cultus mitgebracht; davon wollte er aber nicht viel wissen. „Schwerz ist ein Schwätzer,“ pflegte er zu äußern, „aber weil er Euch den Brei so unaufgerecht gezuckert einstreicht, ist er zur landwirthschaftlichen Kindsmagd für das unreife Deutschland gedingt worden.“ Er war etwas stark in seinen Ausdrücken, der gute Oberverwalter; aber nicht selten traf er den Nagel auf den Kopf. Man hätte glauben sollen, über der Theorie vernachlässige er die Praxis, wie der Aberglaube damals von Jedem sagte, der mehr als ein landwirthschaftliches Buch gelesen hatte; allein er war kein Manschettenbauer. Im Gegentheil, er war der praktischste Mann seines Fachs, den es je gegeben hat; Alles griff er mit Energie an und führte es mit der zähesten Ausdauer zum Ende; aber nichts griff er an, was er nicht vorher reiflich im Geiste erwogen hatte. Ihm dankt die Provinz, in der er wirkte, unendlich viel. Er hatte die ersten Drainanlagen nach Eklington'scher Methode mit Hohlziegeln auf hunderten von Morgen ausgeführt, verlacht von den Nachbarn, gescholten von seinem Prinzipal, aber des Erfolgs gewiß — und er blieb nicht aus. Den ungefügen Landpflug ersetzte er durch eine Verbesserung des für jene Gegend besonders geeigneten böhmischen Ruchadlo; anfangs schrie männiglich Zeter darüber, heutzutage wird weit und breit gar kein anderer Pflug mehr gefunden. Er brillte zuerst den Raps und drosch ihn im Feld aus; er baute zuerst Futtergräser auf dem Acker; schaffte die Brache ab und zwang die Bauern, sie abzustellen; er kaufte schon vor 50 Jahren künstliche Düngemittel weither und bat in einer besonderen Abhandlung den Werth der Kalidüngung (Seifensiederäscherich und Waldasche) hervorgehoben. Die erste Spiritusdampfbrennerei im Lande stellte er auf, und als der Schwarz'sche Apparat zu Ansehen gelangte, betrieb er ihn neben dem Pistorius'schen und verglich die Resultate in wahrhaft wissenschaftlicher Weise. Er führte ein meteorologisches Journal und war mit allen Versuchsapparaten wohl versehen, welche man damals für den Landwirth nützlich hielt. Seine Buchführung war eine ganz ausgezeichnet übersichtliche, doppelte natürlich, aber doch einfach; ich habe seither keine ähnliche gesehen; besonders anschaulich waren die Tabellen, welche der Graf jeden Monat zur genauesten Orientirung erhielt. Mit der Boussole und Kette wußte er umzugehen, wie ein Geometer erster Classe; er nahm alle Güter selber auf und zeichnete davon wundervolle Karten. Seinem scharfen, blitzenden, großen Auge entging nichts, er sah das Kleinste, wie das Größte. Er wußte Brunnen zu finden und Mergelgruben; ihm verdankt der Graf die Entrainung eines ergiebigen Braunkohlenschachts, die Herstellung eines großartigen Forstsichs und die Verwandlung von Hunderten von Morgen trostloser Oedungen in treffliche Wässerwiesen. Kein Wunder daher, daß der Graf Gut auf Gut zukaufte, von Jahr zu Jahr reicher ward; es ist wahr, er hielt das Seinige zusammen, liebte und verstand die Landwirthschaft, aber das Beste hat doch immer der bald ein halbes Jahrhundert in Diensten des Hauses gewesene Oberverwalter gethan.

Ist es möglich, fragt Derjenige, welcher den Anfang dieser Schilderung gelesen hat, daß es derartige Charaktere mit so ganz entgegengesetzten Aeußerungen ihres Selbst gibt? Es hat sie wenigstens gegeben, denn was ich schildere, ist ganz getreu dem Leben abgeschrieben. Vieles verdanke ich jenem Mann, von dem ich mir auch gern Vieles gefallen ließ, weil ich gar bald wußte, daß dies nur der Ausdruck des unbefriedigten Daseins war, das nach irgend einer Seite hin Luft haben wollte. Wenn ich nicht untergegangen bin in der Gewöhnlichkeit, in dem dumpfen mechanischen Trieb nach weiter nichts, als dem täglichen Broderwerb oder darüber hinaus, so ist das großentheils sein Werk gewesen. Dafür hab' ich ihm mit Vergnügen die „Sechsundsechzig Millionen Donnerwetter“ gut gehalten, die er mir oft auf die Perücke regnen ließ, und ich hoffe, sie sind ihm auch anderweit nicht schwarz angestrichen worden. — Und dennoch verdarb er es endlich mit seinem heftigen Wesen. Er hatte ein schönes, liebenswürdiges, sanftes Mädchen kennen gelernt und es in späten Tagen noch geheirathet; er nahm sich auch sortan zusammen, was er konnte, denn nunmehr war er kein „Freiherr“ mehr, wie er früher oft gesagt hatte; allein nicht immer gelang ihm die Beherrschung seiner selbst; je weniger, um so älter er wurde. Sein Herr, der Graf, hatte, wie schon erwähnt, viel Sinn für Landwirthschaft; allmählich arbeitete er sich sehr gut in dieselbe ein, auch er war für den Fortschritt in derselben; allein er suchte diesen oft auf anderen Wegen, als sein Oberverwalter. Da gab es denn öfters sehr erbitterten Meinungsaustausch. Anfänglich siegte stets der Untergebene, denn der Gebieter mochte sagen und debuciren, was er wollte, so ging er doch seinen eigenen Weg und handelte, wie er es für am besten erachtete; gewöhnlich gab ihm auch der Erfolg recht. Allein der Graf wollte zuletzt nicht mehr blos seine Güter bewirthschaftet wissen, sondern er wollte dieselben auch zu Versuchen, zur Lösung von wissenschaftlichen Fragen benutzt sehen — und dazu war der Oberverwalter am Ende doch zu abgenutzt und mußte sich jüngere Kräfte zur Seite stellen lassen, welche ihm um so bälder entbehrlich zu machen wußten, als der Graf schon längst darnach getrachtet hatte, sich gänzlich zu emancipiren und mit Hilfe eines heranwachsenen Sohnes die Verwaltung seiner Besitzung selber in die Hand zu nehmen. Ein Streit des Oberverwalters mit dem Forstpersonale — bei dem das Recht ganz auf seiner Seite war — gab den Ausschlag; er wurde in Gnaden — oder Ungnaden — entlassen; glücklicherweise hatte er sich bei Zeiten eine lebenslängliche Pension geschert gehabt. Sie war ärmlich genug für die — Millionen, welche er seinem Herrn erworben hatte. Er ward in seinen alten Tagen noch Oekonomie-Commissär; mit den Bauern ging er immer noch um, wie vor Zeiten mit seinen Hofleuten: „Fruchtwechsel müßt Ihr einführen, Ihr gottver— Scheuerthorköpfe, oder es soll Euch —“. Und das gefiel den Leuten ausnehmend, und sie sagten immer mit

Digitized by Google

schlauem Lächeln: „Ein bischen arg macht er's manchmal, aber er meint's nicht so; und das muß man ihm lassen, Recht hat er immer, und Keiner kann's so gut, als der Herr Oberverwalter!" —

Der Musik entlehnte Redensarten. (Forts. von Nr. 48.)

„Aus dem letzten Loche pfeifen" (d. h. nicht mehr lange leben). — „Sieht den Himmel für eine Baßgeige an" (hat einen solchen Rausch ꝛc.). — „Da läßt Du Dir aber einen Langsamen aufspielen" (d. h. das geht nicht in Erfüllung). — „Die Saite zu hoch spannen". — „Es geht aus dem ff". — „Dem hab ich die Meinung gegeigt". — „Singt Matthäi am Letzten" (d. h. stirbt). — „Der hat Kinder wie die Orgelpfeifen" (d. h. von allen Größen). — Dazu kommen noch eine Menge anderer, die nicht wohl zur Veröffentlichung taugen, trotzdem aber im Volke sehr gang und gäbe sind.

Anekdote von Uhland.

Im September des Jahres 1853 tagte die Versammlung deutscher Naturforscher in Tübingen; von Uhlands näheren Freunden fanden sich Justinus Kerner aus Weinsberg, Staatsrath Rosen aus Stuttgart, Dr. Mappes aus Frankfurt ein. In dem Bade Niedernau wurde den Versammelten ein Fest gegeben; ein Fremder, der zufällig mit Uhland an einem Tische saß, ohne ihn persönlich zu kennen, schlug vor, dem Dichter ein Lebehoch auszubringen. Uhland bemerkte ablehnend, das Fest gelte den Naturforschern, nicht den Dichtern. Da rief ein anderer Fremder voll Entrüstung: „werft den Kerl zur Thür hinaus", zu großer Aufheiterung der Bekannten des Dichters; er selbst lachte, daß ihm die Thränen in den Augen standen. Dies Geschichtchen ist keine Erfindung, sondern durch urkundliche Mittheilung der Gemahlin Uhlands beglaubigt.

Bekanntlich stiftete König Wilhelm von Preußen als Prinz-Regent beim hundertjährigen Schillerjubiläum im Jahre 1859 einen alle fünf Jahre dem besten deutschen Drama aus derselben Zeitperiode zu verleihenden Ehrenpreis von tausend Thalern in Gold nebst einer goldenen Medaille im Werthe von hundert Thalern. Eine eigene Commission, bestehend aus wissenschaftlichen und künstlerischen Notabilitäten, trifft die Entscheidung. Das vorige Mal war der Glücklichste unser unvergeßlicher, inzwischen verstorbener Otto Ludwig; der jüngste Empfänger dagegen ist der Gymnasiallehrer Albert Lindner in Rudolstadt, welchem der Preis spreciell aus Anerkennung für sein Drama: „Brutus und Collatinus" zu Theil ward. Selbstverständlich wird dasselbe nun in Berlin und wohl auch vielfach anderwärts gegeben werden.

Die Limes, deren Berichterstatter die Totalsumme der in der Nacht vom 13. Nov. beobachteten Sternschnuppen auf 7—8000 schätzt, widmet dem großartigen Naturereigniße einen Leitartikel, worin sie ein ergreifendes Bild des herrlichen Phänomens gibt. „Die Meteore, erzählt sie, jagten einander am Himmel, der von diesen ungewohnten Gästen wie belebt war. Manchmal schien es, als hätte ein mächtiger Wind die alten Sterne erfaßt, sie aus ihren Grundfesten losgerissen und über das Firmament dahin gefegt. Man mochte sich selbst den Olympier auf den Throne denken, seine feurigen Reile gegen eine ruchlose Welt schleudernd. Selbst wenn der Himmel sich theilweise umwölkte, zeigten sich die Meteore durch jede Lücke und leuchteten sogar durch den Wolkenschleier hindurch. Wenige von denen, welche die Erscheinung sahen, haben je etwas dergleichen gesehen, oder können hoffen, es je wieder zu sehen..." In der That, bis zum 13. Nov. 1899, wo nach den Berechnungen der Wissenschaft, welch' letztere hier einen ihrer schönsten Triumphe gefeiert hat, eine Wiederholung dieses Phänomens stattfinden soll, wird wohl eine Generation dahingeschwunden sein.

Die Bevölkerung der ganzen Erde wird nach den sehr eingehenden Arbeiten Dr. Behm's zu 1350 Millionen angegeben, wovon (in runder Summe) 285 Millonen auf Europa, 798½ Mill. auf Asien, 4 Mill. auf Australien und Polynesien, 188 Mill. auf Afrika und 74⅓ Mill. auf Amerika kommen.

Dreisylbiges Räthsel.

Das Inwendige des Auswendigen sind
Die ersten zwei Sylben, du fühlst es blind;

Die dritte Sylbe ist ein Fisch,
Kommt in die Küche und auf den Tisch.

Das Ganze, zunächst nicht für Lebendiges,
Ist immer des Inneren Auswendiges.

Auflösung der Charade in Nr. 50.
„Hopfenstangen".

Auflösung des Markgrafen-Räthsels in der vorigen Nummer:

Der Markgraf wußte nun freilich die Lösung des Räthsels nicht, bis er auf sein Befragen hin erfuhr, daß der Räthselsteller an diesem Tage ein Vogelneß in einem Todtenschädel entdeckt habe, dessen 5 junge Inhaber von dem Alten (den 6.) gebeckt (geeßt) wurden, und welch Letzterer heute noch ein rettender Engel für ihn (den 7.) werden sollte.

Von dem bekannten Bauernburschen Georg Störzenhofecker in Neudorf bei Dietenhofen erhielten wir die Lösung dieses Räthsels in folgender originellen Zuschrift:

Geehrter Herr!

Zwar reut mich der Groschen den ich obermals an den Brief wende. Doch ich kann es nicht unterlaßen, weil ich sehr Ehrgeizig bin und das Räthselliesen einen meines gelichtes gewiß keine Schande ist. Es kann also nach Simsons Rathsel nicht anders sein, als das gedachter Diener in einem Todtenkopfe 5 junge Vögel gefunden und ausgenommen hat, wahrscheinlich Spatzen und der alte unser jämmerlichen Geschrei wieder gestorgen ist. 5 Todtenköpfe und einen Todten und der alt ist der 6. der macht den 7. Frei das ist der ausstoße Bedinter. Weil der Markgraf das Lösen nicht im stande sein kann. Um Nachricht über meinen komischen Brief bittet Sie ergebenst Georg Störzenhofecker.

Auch von Taubenzell traf die richtige Lösung dieses Räthsels ein.

Mathematische Aufgaben.

1) Eine Herrschaft schickte ihre Magd mit Tauben auf den Markt, sie zu verkaufen, und hiefür 2 fl 24 kr. nach Haus zu bringen. Unterwegs flogen ihr aber 2 Stück davon. Da jedoch nicht viel Tauben auf dem Markte waren, konnte sie das Stück um 1 kr. theurer verkaufen, als ihr die Herrschaft erlaubt hatte, und so brachte sie gerade den Betrag von 2 fl. 24 kr. heraus. Es fragt sich nun: wie viele Tauben hatte die Magd von ihrer Herrschaft erhalten? wie viele brachte sie nach den 2 entflogenen noch auf den Markt? und wie theuer verkaufte sie das Stück?
2) Ein reicher Herr vertheilte unter 111 Mann Geld und zwar so, daß der erste 1 fl., der zweite 4 fl., der dritte 7 fl., der vierte 10 fl., und so jeder nächstfolgende bis zum 111. Mann immer 3 fl. mehr bekam: wie groß war die Summe, die er austheilte?

Lösung der 2 vorigen mathematischen Aufgaben in Nr. 50:*
ad 1: Der Greis 93 J., der Sohn 47 J. u. der Enkel 16 J.;
ad 2: 54 Jahre.

Richtige Lösungen traten diesmal ein: von W.-G., G. L. u. K. . . r dahier; v. L. H., J. R. u. M. M. in Eyb; N. A. v. Katterbach, v. (?) in Jochsberg, v. J. G. E. in Obernzenn, H. in Wernsbach, H. B. in Wasserungenau, K. L. in Petersaurach, K. M. in Weidenbach, J. G. in U. A., H. G. in Schalkhausen, W. in Lehrberg, W. in Oberickelsheim, L. R. und J. B. in Oberntiefenheim, L. in Taubenzell, G. H. in Wettringen, G. B. in Sinbronn, v. B. n in Wernsbach und von ? in Brodswinden.

* Zur Concurrenz um den Preis für das beste Original-Räthsel sind bis jetzt 10 Räthsel eingekommen. Der Termin zur Einsendung läuft bekanntlich noch bis 31. dieses Monats.

Verantwortlicher Redakteur: J. G. Meyer. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

Sonntags-Beigabe

der

Fränkischen Zeitung.

(Ansbacher Morgenblatt.)

№ 52. Sonntag, den 30. Dezember. 1866.

Mit der Freude zieht der Schmerz
Treulich durch die Zeiten,
Schwere Stürme, wilde Beste,
Saure Wochen, frohe Feste
Wandeln sich zur Seiten.

War's nicht so im alten Jahr?
Wird's im neuen enden?
Wolken steigen auf und nieder,
Wolken geh'n und kommen wieder,
Und kein Mensch wird's wenden.

Hebel.

Die Wahrheit.

Eine Erzählung.

(Schluß.)

Franz begrüßte die versammelte Gesellschaft durch eine kreisförmige Verbeugung und sagte dann, sich zu der Herrin des Hauses wendend:

„Fräulein Stilfried, Sie werden mir erlauben, Ihnen die Gründe meines plötzlichen Besuchs auseinanderzusetzen. Der Conducteur des Omnibus, mit welchem mein Freund Karl nach der Stadt zurückgekehrt war, erzählte, als er wieder hinaus in die Vorstadt kam, eine furchtbare Geschichte von dem Wahnsinn, von welchem mein ihm persönlich wohlbekannter Freund Karl in dem Augenblick befallen worden sei, wo er aus dem Omnibus gestiegen. Fräulein Ehrenreich's Diener saß gerade in dem Gasthause der Vorstadt, wo der Omnibus anhält, bei seinem Glase Bier, als der Conducteur diese Geschichte erzählte und hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als seine Herrin davon in Kenntniß zu setzen. Diese, welche sogleich vermuthete, daß es sich hier um ein gröbliches Mißverständniß handle, ließ sofort anspannen und fuhr nach der Stadt. Sie erzeigte mir die Ehre, mich in meiner Wohnung aufzusuchen und forderte mich auf, sie hierher zu begleiten. Ihre Aufforderung war natürlich für mich so gut wie ein Befehl und ich beeilte mich, ihren Wunsch zu erfüllen, um so mehr, als ich zufällig im Besitz des Schlüssels zu Karls vermeintem Wahnsinn bin. Vor allen Dingen aber erlauben Sie mir, meinem Freunde beizustehen."

Mit diesen Worten geleitete Franz seine Begleiterin zu einem Armsessel, zog dann ein Taschenmesser aus der Tasche, öffnete es, ging auf Karl zu und schnitt, ehe die verblüffte Gesellschaft seine Absicht argwohnte, die Schnur durch, welche Karls Hände und Füße fesselte.

„Was thun Sie da?" rief der Doktor.

„Er ist ja toll!" rief Gottfried Stilfried.

„Rasend!" rief dessen Schwester.

„Er wird Unheil anrichten!" sagte der Doktor.

„Er wird Jemand verletzen!" rief Karls Onkel.

„Er wird ins Wasser springen, der arme Junge!" schluchzte die Tante.

„Er wird uns alle todtschlagen und das Haus in Brand stecken!" schrie Mamsell Walter, während alle nach den entferntern Theilen des Zimmers retirirten, um von dem losgelassenen Wahnsinnigen so weit als möglich hinwegzukommen.

„Er wird nichts der Art thun!" rief Franz mit starker Stimme den Tumult beherrschend.

„Die einzige Unannehmlichkeit, die Sie von ihm zu befürchten haben könnten, wäre höchstens die, daß er Sie alle wegen Gewaltthätigkeit und widerrechtlicher Freiheitsberaubung criminalrechtlich bestrafen ließe, und obendrein noch eine Injurienklage wegen Verleumdung gegen Sie anhängig machte. Herr Stilfried, Ihr Neffe ist ebensowenig wahnsinnig als Sie oder ich."

„Ach, was wissen Sie denn!" rief Karls Onkel entrüstet. „Ich sage Ihnen, er ist übergeschnappt — rund und rein übergeschnappt!"

„Sie irren sich, in dieser letztern Beziehung sowohl als wenn Sie glauben, daß ich nichts von der Sache wüßte," entgegnete Franz. „Ich weiß vielmehr Alles und werde es Ihnen sofort beweisen! „Es sind," fuhr er, seine Uhr aus der Tasche ziehend, fort, „jetzt gerade vierundzwanzig Stunden, daß ich mit Karl eine furchtbare Strafpredigt über das Lügen gehört hatte. In Folge dieser Predigt und unseres Gesprächs darüber schloß ich mit meinem Freunde eine Wette, daß er, wenn auch nur zur Antwort auf gewöhnliche alltägliche Fragen, nicht einen einzigen Tag lang die Wahrheit sprechen könne, ohne von seinem Onkel enterbt, von seinen Prinzipalen fortgeschickt und von seiner Geliebten verstoßen zu werden. Ferner behauptete ich, daß er nicht eine Woche lang fortfahren könne, die Wahrheit zu sprechen, ohne für wahnsinnig erklärt und ins Irrenhaus gebracht zu werden. Lautete unser Pact nicht so, Karl?"

„Ja", sagte Karl, „so lautete er!"

„Das Experiment", fuhr Franz fort, „hat meine kühnsten Erwartungen übertroffen; denn wie ich finde, hat mein Freund zur Antwort auf die schlichten gewöhnlichen Fragen des Tags erst fünfzehn Stunden lang die Wahrheit gesprochen und schon sind meine schlimmsten Prophezeiungen in Erfüllung gegangen! Sprich nun selbst, Karl, und erkläre dich!"

„Ja", sagte Karl, „auf die einfachsten und gewöhnlichsten Fragen habe ich seit 7 Uhr diesen Morgen in ganz sanfter und schonender Weise die Wahrheit geantwortet und dafür die verletzendste und entwürdigendste Begegnung erfahren müssen. Onkel", fuhr er zu Gottfried Stilfried gewendet fort, „wenn du die unsere Frühstücksscene aufrichtig und ehrlich in's Gedächtniß

Digitized by Google

zurückrufen willst, so wirst du finden, daß sie ganz anders war, als du sie einbildetest und erzähltest. Auch meine gute Tante hat sich durch ihre Furcht und Aufregung verleiten lassen, die Sache anders aufzufassen, als sie in der That war. Das Schlimmste, was ich wirklich sagte, war, daß ich mich nicht gerade zu Tode härmen würde, wenn Ihr beide stürbet —"

„Sehr richtig, Karl, aber da du das sagtest, so glaubte ich daraus schließen zu können, daß du etwas weit Schlimmeres dachtest", sagte der ehemalige Butter- und Käsehändler.

„Das glaubtest du, weil du nicht gewohnt warst, die einfache Wahrheit zu hören, lieber Onkel!" sagte Karl.

„Das mag wohl sein, mein guter Junge, und nun, wo ich über die ganze Sache aufgeklärt bin, gereicht es mir zur wahrhaften Freude, dich zu bitten, mir meine Heftigkeit zu vergeben."

„Nein, nein, lieber Onkel: mir kommt es vielmehr zu, dich um Verzeihung zu bitten."

„Na meinetwegen auch! Wenn du es einmal willst, so thue es — wir ist eins so viel wie das andere, — darum wir nur wieder sofort gute Freunde werden. Ich bin so froh, daß du weder undankbar noch wahnsinnig bist, oder mit andern Worten, daß dein Herz ebenso gesund ist als dein Kopf — daß ich ebenso bereit bin, die meine Verzeihung zu gewähren, als dich um die deinige zu bitten!" sagte Gottlieb Süßfried, indem er seinem Neffen die Hand bot.

Mit Wärme ergriff sie dieser und drückte sie. Dann wandte er sich zu Fräulein Ehrenreich's Dienerin:

„Mamsell Walter, gegen Ihre Anklage weiß ich keine andere Entschuldigung vorzubringen, als daß Sie sich mein Urtheil über Ihre Toilette ausbaten und ich Ihnen in aller Aufrichtigkeit meine Meinung darüber zu erkennen gab."

„Mit mir brauchen Sie gar nicht mehr zu sprechen, denn wenn sie nicht verrückt waren, so waren Sie im höchsten Grade unverschämt!" entgegnete die immer noch aufgebrachte und die Winke ihrer Herrin nicht verstehende Zofe und wendete sich entrüstet ab.

„Was Ihre Erklärung betrifft, Herr Meyerheim, daß ich Ihnen die Kunden vertrieben, so brauche ich blos zu erklären, daß ich dies that, indem ich den Leuten in Bezug auf die geringe Qualität und die übertriebenen Preise Ihrer Waaren die Wahrheit sagte. Wenn Sie dadurch Nachtheile erlitten haben, so steht Ihnen gesetzlich das Recht zu, eine Schadensklage gegen mich anzustellen, obschon ich kaum glaube, daß Sie es in Ihrem Interesse finden werden, dem ganzen Vorgange dadurch eine noch größere Publicität zu geben."

„Ich werde mir auch nicht die Mühe nehmen — wir sind geschiedene Leute!" rief Meyerheim, nahm seinen Hut und verließ das Zimmer.

„Ach, da seid Ihr ja auch noch!" sagte Karl zu dem Bettler, der jetzt allmählich wieder aus dem Hintergrunde hervorkam. „Euch hatte ich keine unangenehmen Wahrheiten gesagt und eben so wenig Eure Eitelkeit beleidigt oder Euch in Euerm Geschäfte beeinträchtigt, sondern Euch im Gegentheile ein reichlicheres Almosen gespendet, als Ihr vielleicht jemals bekommen habt! Deshalb hätte ich kaum erwartet, Euch unter der Zahl meiner Ankläger zu finden."

„Ach, lieber Gott, mein guter junger Herr," rief der Bettler mit tiefen Bücklingen, „Sie wissen doch, daß Sie mir ein Zehnsilbergroschenstück schenkten, und da ich selbst von den reichsten Leuten noch nie so viel bekommen habe, so mußte ich ja wohl glauben, daß Sie nicht recht bei Verstande wären! Es freut mich aber von Herzen, daß dem nicht so ist, und da Sie einmal so gütig sind, so bin ich auch überzeugt, daß Sie mir noch eine Kleinigkeit für die Bißwunden in meiner Hand und für die Risse in meinem neuen Rock schenken werden —"

„Da, da — nun macht aber, daß Ihr fortkommt," mischte Karls Onkel sich ein, indem er dem Bettler einige Silbermünzen gab, worauf dieser seine Aufgabe als gelöst betrachtete und sich entfernte.

„Deine Anklage, Louise," fuhr hierauf Karl in seiner Vertheidigungsrede fort, „war die schwerste von allen, und ich fordere dich deßhalb auf, dieselbe wenigstens zu modificiren. Die verletzendsten Worte, deren ich mich als Antwort auf eine Bemerkung von die bediente, lauteten einfach dahin, daß du weder eine vollkommene Schönheit noch ein Engel seiest — war dem nicht so?"

„Allerdings", entgegnete Luise, aber dies war eben so gut, oder vielmehr eben so schlimm, als wenn mir Jemand gesagt hätte, ich wäre häßlich wie eine Vogelscheuche und bösartig wie der Teufel."

„Das ist doch wohl ein wenig zu viel behauptet, Luise!" bemerkte Karl. „Du hast dir aber einmal angewöhnt, ins Blaue hineinzureden und dich ungenau auszudrücken, sonst würdest du so etwas nicht sagen oder denken. Wenn ein Mädchen keine vollkommene Schönheit ist, so ist sie deßwegen noch keine Vogelscheuche, und wenn —"

„Bemühen Sie sich nicht weiter, Herr Süßfried!" unterbrach ihn Luise schnippisch. „Wenn Sie glauben, mich durch dergleichen Auseinandersetzungen wieder gewinnen zu wollen, so irren Sie sich! Ein Herr Meyerheim, sage ich: Wir sind geschiedene Leute!"

„Je wohl — verstehe ich — das war und ist auch meine Meinung", entgegnete Karl, „und die letzte Bitte, die ich an dich richte, ist einfach die, daß du gegen den Mann, welchen du schon längst mehr geliebt, als mich, aufrichtiger sein mögest, als du es gegen mich gewesen bist!"

Franz wandte sich aber ab und hielt Luisen, die schmachtend nach ihm blickte, nicht vom Gehen zurück.

„Und nun Helene," fuhr er fort, indem er sich zu Fräulein Ehrenreich wendete, welche bis jetzt als stumme Zeugin dieses ganzen Auftrittes unbeweglich in ihrem Armsessel gesessen, „theure Helene, die du mich aufnahmst, als alle andern mich verstoßen hatten — was soll ich zu dir sagen?"

„Jetzt und in dieser Umgebung — nichts!" antwortete Helene zu aller Erstaunen, indem sie sich erhob. „Deinen Freunden aber kannst du sagen, daß, da sie dich deiner Wahrheitsliebe wegen für wahnsinnig erklärt haben, es gerathen sein wird, wenn sie mich zu deiner Hüterin und Wächterin wählen!"

Alles zum Guten.

Sei mannhaft und vertraue Gott in Trübsal;
Hast du sie selbst verschuldet, um so mehr
Sollst standhaft du die Last der Folgen tragen.
Kam Unheil dir dem Blitze gleich vom Himmel,
So blick' zu Dem auf, der die Wetter lenkt.
Was frommt die Klage dir und was Verzweiflung.
Durch die noch nie ein Unheil ward gewendet?
Hat der Gewitterstrahl dein Haus gezündet,
Bring' Wasser bei, nicht rathlos schau' in's Feuer,
Und brach der Kahn auf sturmbewegten Wellen,
Laß nicht die Arme sinken, greif' zum Brett,
Das schwimmend dich auf schwanken Wogen hält;
Und bist du hilflos trotz des Rettungsmuthes,
So bete, daß die mächt'ge Hand dir nahe,
Die dich empor hält in des Lebens Stürmen;
Denn glaub' es: Nichts geschieht — auch nicht das Schlimmste,
Das nicht am Ende doch zum Guten führt.
Durch Kampf zum Sieg, durch Jammer zu der Freude,
Durch Tod zum Leben ist der alte Weltgang.

(Aus den Herbstblättern von F. Pocci.)

(Die Heirathen großer Männer.) J. Rodenberg gibt im „Bazar" nachstehende anziehende Zusammenstellung: Ein früherer Artikel über „das Alter der großen Männer" zeigte durch einige hervorragende Beispiele, daß für den Genius keine vorher bestimmte Zeit weder der Jugend noch des Alters gebe, um sich zu bethätigen, und schloß mit der Bemerkung, daß drei von den größten aus der Zahl der Berühmtheiten, nämlich Rafael, Michel Angelo und Beethoven niemals verheirathet gewesen seien. Diese Bemerkung könnte leicht in solcher Allgemeinheit zu Mißdeutungen Anlaß geben, und ich bitte daher um die Erlaubniß, für meinen

Digitized by Google

Theil darthun zu dürfen, daß so wenig die Ehe als der Ruhm der großen Männer an ein bestimmtes Lebensalter geknüpft, und daß beide sich in den meisten Fällen recht wohl mit einander haben vereinigen lassen. Denn „ich war immer der Meinung", wie der gute Landprediger von Wakefield sagt, daß nicht bloß der ehrbare, sondern auch der große und berühmte Mann einen ganz erträglichen Ehegatten machen könne, und ich habe aus dem Leben jener Männer, deren Geschichte wir kennen, die Ueberzeugung gewonnen, daß es für sie niemals zu früh und selten zu spät gewesen ist, um die Wahrheit dieses Satzes zu beweisen. Es sollte mir nicht schwer fallen, fast für jedes Lebensalter ein illustres Beispiel zu finden. Adam war vielleicht ein großer Mann in dem Sinne, in welchem dieses Wort jetzt gebraucht wird, aber er war der erste Mann, und er heirathete demgemäß am ersten Tage im ersten Jahre seines Lebens. Der nächste Name von Klang in unserem Heirathsregister ist Shakespeare: er war 18 Jahre alt, als er Anna Hathaway heimführte. Friedrich der Große heirathete zu 21 Jahren (12. Juni 1733) die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig; Franklin, der berühmte nordamerikanische Staatsmann und Volksschriftsteller, zu 24 Jahren und eben so alt war Wilhelm von Humboldt, als er Karoline von Dachröden heimführte. Mozart war 25 Jahre alt, als er (1782) die reizende Constanze Weber, eine Schwester der gefeierten Sängerin Lange, heirathete, und die Flitterwochen dieser Ehe begeisterten den Schöpfer so vieler klassischen Opern zu den schönen Sonaten, Klavierstücken und herrlichen Concerten, welche noch heute die Freude jedes Musikers sind. Auch Walter Scott war 25 Jahre alt, als er Fräulein Charlotte Margarethe Carpenter, der treuen Gefährtin seines langen und ruhmreichen Lebens, die Hand reichte. Dante heirathete nach dem Tode der edlen Florentinerin Beatrice, welche er durch seine Liebe unsterblich gemacht, in seinem 26 Jahre (1291) die gleichfalls einem angesehenen florentinischen Hause angehörende Gemma Donati. Ein gleiches Alter hatte Johann Heinrich Voß, der Uebersetzer des Homer, als er die Schwester seines Freundes Boie, Ernestine, heirathete (1777). Napoleon und Byron zählten 27 Jahre, als der erstere (1796) die schöne Wittwe Josephine Beauharnais und der letztere die reiche Erbin Anna Elisabeth Milbank heirathete. Der schwedische Naturforscher Linné heirathete in seinem 27. Jahre, während er in Holland bei dem Banquier Clifford Kusserer von dessen Garten in Hartecamp war. Herder verheirathete sich mit Maria Cornelia Flachsland in seinem 29. Jahre. Robert Burns war 30 und Schiller heirathete (22. Febr. 1790) Charlotte v. Lengefeld in seinem 31. Jahre. Wieland heirathete in seinem 32. Jahre und Milton, der Dichter des „Verlorenen Paradieses", war 35 Jahre alt, als er seine (unglückliche) Ehe begann. Bürger war 36 Jahre alt, als er nach Jahrern heißester Sehnsucht endlich seine geliebte Molly heimführte, die dem Tod nur zu bald entriß. Lessing heirathete, 37 Jahre alt, seine Freundin Eva König. Luther heirathete zu 42 Jahren und Buffon zu 56; Göthe war 57, als er Christine Vulpius die Hand reichte (19. Okt. 1806). Klopstock, nachdem er seine Meta, die ihm nach vierjährigem Besitz entrissen wurde, dreiundvierzig Jahre lang betrauert hatte, heirathete (1791), als er 67 Jahre alt war, in zweiter Ehe die verwittwete Johanne von Winthem, und der alte Barr' ein Engländer, der durch nichts weiter berühmt war, als durch sein erfreuliches Alter, muß auch als der Veteran in unserer Liste gelten: er heirathete nämlich (zum letzten Male allerdings) in seinem 120. Jahre!

Friedrich der Große über den Adel. „Ist es das Wort von, was den Edelmann macht, oder der Glaube an eine immer sehr problematische Abstammung? Der Adel ist nichts anderes, als der höhere Grad von Bildung, Ehre und Vaterlandsliebe, den man billig bei Personen aus guten Familien, die eine sorgsamere Erziehung als andere genießen können, voraussetzen darf. Ist dies nicht da, so ist er nichts, gar nichts, ohne allen Werth und ein Unkraut, statt etwas Nützliches zu sein. (Siehe die hinterlassenen Schriften des Professors Diendonne Thibault.)

Die „Schles. Ztg." bringt folgendes Gedicht, dessen Abdruck und die jungen Damen nicht übel nehmen werden, es geschieht wirklich nur der Kuriosität wegen:

Der Grobian.

Es saß einmal ein Grobian
In holder Damen Kreise,
Und eine hub zu singen an,
Er aber stuchte leise.

Chor: Ein Grobian — ein Grobian,
In holder Damen Kreise!

Da plötzlich riß ihm die Geduld,
Er rief: „O welch' Geklimper!
An wie viel Jammer ist es schuld,
Dies ewige Geklimper!"

Chor: Der Grobian — der Grobian!
Geklimper und Gestümper!

„Ihr Mädchen lernt Musik und Tanz
Und nichts in Topf und Tiegel —
Ich lieb den Flügel an der Gans
Mehr als die Gans am Flügel!"

Chor: Der Grobian — der Grobian!
Er liebt den Flügel an der Gans
Mehr als die Gans am Flügel!

Der Grobian!

Für Hausfrauen! Ein leicht anwendbares Mittel, Butter gut konserviren zu können, ist nach einem französischen Gewerbeblatt das folgende: Die frische Butter muß in eine Leinwand, welche mit einem Wollstoffe gefüttert ist, eingeschlagen und dann stark gepreßt werden, um das Butterwasser und die Molke herauszuziehen, worauf man sie ganz in Eiweißpapier einwickelt. Um dieses Papier zu bereiten, nimmt man Eiweiß, schlägt es zu Schnee und gibt auf jedes Ei 1 Gramm Meersalz und ¼ Gramm Salpetersalz. Nachdem diese Stoffe gut gemischt sind, bestreicht man damit Papierbogen, welche zuvor gut getrocknet worden sind, trocknet nun dieselben abermals stark, indem man sich hiebei eines Bügeleisens bedient. Die auf diese Art in gut getrocknetes Eiweißpapier eingebüllte Butter erhält sich durch Monate, sogar auch durch Jahre, vorausgesetzt, daß sie an einem trocknen und lustigen Orte aufbewahrt wird.

Der Wein erfreut des Menschen Herz. Was ist Wein? — Die Weinfabrikation ist eine große Industrie geworden. Sie hat ihre Musterien und Tausende von Rezepten. In England macht man Wein aus Pflaumen, Mangoldwurzeln u. Himbeeren und bereitet theuren Madeira aus Rosinen und Regenwasser. Man macht jetzt in Deutschland Weine, in denen kein Tropfen Traubensaft enthalten ist. Die Kartoffeln haben jetzt an unzähligen Orten die Traube ersetzt. Man löst Kartoffel-Syrup in Wasser auf, mengt das Ding mit Hefe an, läßt es gähren und fabrizirt mit Riechstoffen und Färbemitteln Bouquet und Farbe. Da solcher Wein keinen Weinstein und keine Weinsteinsäure enthält, so ersetzt dieselben eine Zuthat von Cremor tartari. Wir wollen schweigen von den Rothweinen, von den gallisirten Weinen und vom künstlichen Champagner. Doch mancher Champagnerliebhaber darf es aufs Wort glauben, daß er schon manchen sauer gewordenen „Rachenputzer", der mit Kalk, Honig, selbst mit Taubenmist zur neuen Gährung gebracht worden war, für theures Geld getrunken hat.

Kräftige Stärkung für Obstbäume in magerem Boden. In magerem Sandboden, wo selbst die Kirschen oft kränkeln, erhalten die Bäume neue Nahrung und Kraft, wenn Walderde oder Gerberlohe aufgeführt und untergebracht wird.

Digitized by Google

Der Sonnenschirm als Rangbezeichnung. Ehrgeiz und Standeseitelkeit haben sich überall ihre Attribute ausgeklügelt. In den malayischen Ländern zeigen die Sonnenschirme den Rang des Besitzers an, wie in Europa die Epauletten den Rang der Offiziere. In Java werden siebenundzwanzig verschiedene Rangstufen durch die Schirme bezeichnet, deren Farben durch den General-Gouverneur im Range eben so genau festgestellt sind, wie die Uniformen in Europa. Die vornehmsten sind weiß mit goldenen Rändern, dann folgt dem Range nach grün, blau in verschiedenen Anordnungen. Nur bei den ersten sechs Stufen sind die Ränder von Gold, bei den übrigen gelb.

Damen, die Chignons tragen, werden mit Vergnügen hören, daß die Angabe, das Haar dazu werde von den Leichen der in Hospitälern und sonstigen öffentlichen Anstalten sterbenden Personen genommen, nicht auf Wahrheit beruht. Sobald der Tod eintritt, wird das Haar spröde und läßt sich nicht mehr locken und flechten. Marseille ist der Hauptplatz für den Handel mit menschlichem Haar, und mehr als 40,000 Pfd. dieses Artikels werden dort alljährlich, hauptsächlich aus Italien, und speziell aus Sicilien, Neapel und dem Kirchenstaate, zum Theil auch, jedoch in geringeren Quantitäten, aus Spanien und einzelnen französischen Departements, eingeführt. Von den Provinzen Frankreichs liefern die Bretagne und die Auvergne die stärkste Zufuhr; Käufer gehen dort an den Marktagen umher und lassen die Mädchen, die ihr Haar verkaufen wollen, auf ein Weinfaß steigen und ihre Frisur lösen, worauf dann um das herabwallende Haar ein eifriges Bieten erfolgt. Da ein gewöhnlicher Chignon nicht mehr als 2½, Unzen wiegt, so würde die Zufuhr für den Markt in Marseille allein für 180,000 Kopfzierden hinreichen. Ein großer Theil des dort importirten Haares wird in der Stadt verarbeitet und dann wieder nach Spanien und Algier exportirt. Die Friseure von Marseille, die alle mehr oder weniger sich mit der Fabrikation und dem Handel mit Chignons befassen, zählen gegen 400 Mann, und vier große Fabriken bringen jährlich 55,000 Chignons allein für heimische Konsumtion in den Handel, wovon 33,000 ins Innere geschickt, die übrigen 25,000 in Marseille und dessen Vorstädten verbraucht werden. Ein einziges Pariser Haus in der Passage des Petits Peres setzt jährlich im Detailverkauf nicht weniger als 15,000 Chignons ab. Die Preise wechseln zwischen 12—70 Frs., obwohl es auch einzelne Chignons für 250 Frs. per Stück gibt. Am theuersten werden die rothen bezahlt, die meist aus Schottland kommen. Von Frankreich wurden nach England im vorigen Jahre 11,954 Stück, und außer diesen noch Haare für 7000 andere Stück ausgeführt, welche letztere in England zurecht gemacht wurden. Der Gesammtwerth der französischen Ein- und Ausfuhr von Chignons in Haaren im vorigen Jahre belief sich auf 1,206,500 Frs. Die besten Kunden waren England und Amerika.

Oesterreichs Herrscher als Handwerker. Wir finden, schreibt die „Gartenlaube aus Oesterreich," unter den Herrschern Oesterreichs aus dem habsburgischen Geschlechte mehrere, welche ein Interesse für irgend ein Handwerk hatten, und dasselbe auch wirklich ausüben konnten, so war Karl VI., Maria Theresia's Vater, ein sehr geschickter Schwertfeger. Der Gemahl der großen Kaiserin vertrieb seine Zeit mit der Anfertigung von Lichtscheeren — aus Papier — übrigens hätte ihm freilich um ein halbes Jahrhundert später in diesem industriellen Zweige der große Wellington gewaltige Konkurrenz gemacht. Bekanntlich war Kaiser Josyph II. ein Buchdrucker, der sein Gewerbe wohl verstand; aber weniger bekannt dürfte sein, daß er auch nebenbei ein ganz vorzüglicher Barbier sein konnte. Kaiser Franz II. hätte in der Fabrikation von Siegellack Bedeutendes geleistet, und ist es bekannt, daß er eines Tages eine versiegelte Depesche, die ihm der französische Gesandte überreichte, nach allen Seiten wandte und drehte, das Siegel mehrmals betrachtete und endlich kopfschüttelnd dem verblüfften Botschafter mit den Worten hinwies: „Ist das ein Siegel? Haben Sie in Frankreich keine bessere Siegellack-Erzeugung, so rath' ich Ihnen meine Adresse an."

Ein Geist, den die Natur zum Mustergeist beschloß.
Ist, was er ist, durch sich, wird ohne Regel groß.
Er geht, so führ er geht, auch ohne Weiser sicher,
Er schöpft aus sich selbst. Er ist sich Schul und Bücher.
Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt,
Sein glücklicher Geschmack ist der Geschmack der Welt.

Lessing.

Die Mode hat sich auch des Zündnadelgewehrs bemächtigt. Die Pariser Stutzer tragen nämlich gegenwärtig Nadeln und Knöpfe, welche zum Theil in höchst feiner Arbeit die berühmte preußische Waffe in allen ihren Einzelheiten darstellen. Die Damen werden sicher hier nicht zurückbleiben. Bezhalb sollten sie auch nicht ihre Röcke eben so gut mit Zündnadelstiften ausputzen, wie sie es jetzt mit Hufeisen, Schiffsankern und derzleichen technischen Instrumenten bereits thun.

Räthsel. (Eingesandt.)

Ich bin ein Ding, sehr wohl bekannt,
Hab' Seele und 'nen Bart;
Ein Schnabel wächst mir nach der Hand
Von sehr verschiedner Art.
Zum Trinken gibt man dann mit ein —
Drauf heißt's: spazieren gehn!
Da muß ich wie 's dem Herrn fällt ein —
Bald laufen und bald stehn.
So lang ich thu', was er mich heißt,
Hab' Kost ich und Logis,
Doch wenn ich ihm die Zähne weis',
Heißt's: pack dich fort von hie.

Auflösung des Räthsels in Nr. 51.
„Futteral".

(An dieser neuesten Orthographie wolle sich ja Niemand stoßen.)

Mathematische Aufgaben.

Eingesandt.

1. Eine Gesellschaft von mehreren Personen hatte in einem Wirthshause die Summe von 22 fl. 49 kr. verzehrt. Als sie zahlen wollten, sagte Einer: es trifft von uns Jeden so viele Kreuzer, als wir Mann sind. Wie stark war nun die Gesellschaft?
2. Ein Fürst, der einmal sein Pferd mit silbernen Hufeisen und dergleichen Nägeln beschlagen lassen wollte, nahm deßhalb mit einem Schmied Rücksprache und sagte nun, er verlange für das Eisen gar nichts; wenn ihm der 1. Nagel mit 1 pf., der 2. mit 2 pf., der 3. mit 4 pf., der 4. mit 8 pf., und jeder folgende Nagel immer um den doppelten Betrag des vorhergehenden bezahlt werde. Da bekanntlich zu einem Eisen 8 und folglich zu den 4 Hufeisen eines Pferdes 32 Nägel erforderlich sind, so fragt sich's, was der Fürst nach der deßhalbenen Forderung des Schmieds zu zahlen gehabt hätte?

Lösung der 2 vorigen mathematischen Aufgaben in Nr. 51:

ad 1, 18 Tauben erhalten, 16 auf dem Markt gebracht und das Stück zu 9 kr. verkauft; ad 2. 18426 fl.

Richtige Lösungen erhielten wir diesmal von W. G., Gg. Kch. u. G. K. dahier, J. W. . . . t in Windsbach, Z. E. in Colmberg, W. S. in Wendelstein, S. K. K. in Mth. Schwand, J. W. W. . . . . t in Unterreichenbach, Mgr. in Oberickelsheim"), J. G. in U. A., Br. . . n in Greifelbach, J. W. (Vorarbeiter) in Lehrberg, J. E. in Mosbach, H. B. in Wassermungenau, L. H. und J. R. in Eyb. Gg. W. in Gebsattel bei Rothenburg, C—n in Wesbach und G. H. in Schalkhausen, mit Beifügung des algebraischen Verfahrens.

Hr. Mgr. hat seine Auflösung beigefügt wie folgt:

ad 1. 9 kr. denn 2 fl. 24 kr. = 144 kr. Die beiden Faktoren der Hälfte hievon sind 8 und 9 also 2. 9 = 18 u. 2. 8 = 16. 16. 9 = 144 und 18. 8 = 144 kr. = 2 fl. 24 kr.

ad 2. 18,426 fl.

Das erste Glied = ist 1, der Unterschied = 3; die Anzahl der Glieder = 111, also das letzte Glied = 1 + (110. 3) = 331 und die Summe = (331 + 1). $^{111}/_{2}$ = 18,426 fl.

Zur **Preis-Concurrenz** sind bis heute 20 Original-Räthsel eingekommen.

Verantwortlicher Redakteur: J. G. M:ver. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google